This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Am 98.96

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF

JAMES WALKER
(Class of 1814)

President of Harvard College

"Preference being given to works in the Intellectual and Moral Sciences"

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Moderne

Völkerkunde

deren Entwicklung und Aufgaben.

Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft

gemeinverständlich dargestellt

von

Th. Achelis.

Stuttgart.
Verlag von Ferdinand Enke.
1896.

Digitized by Google

An 98.96

HARVARD COLLEGE
NOV 19 1920
LIBRARY
Walker fund

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

Vorrede.

Nur mit einigen Worten soll der Zweck des vorliegenden Buches angedeutet werden, denn die eigentliche wissenschaftliche Rechtfertigung muß ein Werk selbst erbringen. In erster Linie liegt nach meiner Ansicht ein unabweisbares Bedürfniß vor, einen einigermaaßen erschöpfenden Einblick in die Geschichte der Völkerkunde zu gewinnen, um daraus ihre Aufgabe zu begreifen. Eine solche Entwicklung existirt aber bislang schlechterdings nicht, so daß der hier unternommene Versuch diese Lücke auszufüllen berufen ist. Daß aber nur aus einer solchen historisch-kritischen Untersuchung die richtige Perspective für die Beurtheilung der höchst verschiedenartigen Richtungen und Strömungen hervorgehen kann, welche für die Entstehung unserer Wissenschaft in Betracht kommen, scheint uns keines Beweises bedürftig. Es möchte auffallen, daß in dieser Darstellung der sociologischen Auffassung, auch in der rein theoretischen Darlegung, ein vielleicht auf den ersten Blick ungewöhnlich großer Raum zugefallen ist. Für den Kenner der einschlägigen Verhältnisse jedoch und für Jeden, der sich die Mühe nimmt, einige von diesen sociologischen Ausführungen unmittelbar auf die Probleme der modernen Ethnologie anzuwenden, wird der unmittelbare organische Zusammenhang beider Disciplinen bald eine unumstößliche Thatsache werden. Namen und Ausdrücke thun schließlich nichts zur Sache, und so verschlägt es nichts, ob wir mit Bastian vom Völkergedanken oder mit Post von den großen elementaren Gesetzen des socialen Daseins sprechen — der maaßgebende sociologische Gesichtspunkt ist selbst bei äußerster Beachtung geographisch-historischer Beziehungen — ich denke hier besonders an Ratzel — unabweisbar. Daraus mag es sich rechtfertigen, wenn ich eben diesem sociologischen Element, das übrigens bezeichnender Weise mehr oder minder auch in den übrigen betheiligten Wissenschaften zur Geltung gekommen ist — man denke nur an die Universalgeschichte oder an die Geographie in ihrer allgemeineren Fassung! — eine eingehende Betrachtung geschenkt habe. Zweitens lag es mir daran, durch eine allseitige Orientirung über die Aufgabe und Stellung, welche

Digitized by Google

der Völkerkunde innerhalb des Kreises anderer Wissenschaften zukommt, die vielfachen Irrthümer und Mißverständnisse, welche von verschiedenen Seiten aus ihr entgegengebracht werden, aus dem Wege zu räumen und eine gerechtere, objectivere Würdigung vorzubereiten. Auch in dieser Beziehung kann nur die geschichtliche Betrachtung das zutreffende Kriterium der Beurtheilung ermöglichen, und schon aus diesem Grunde war jene inductive Analyse unvermeidlich. Gleichfalls in dieser Hinsicht glaubt die vorliegende Darstellung eine beherzigenswerthe Anregung zu geben, indem in der That bislang außer gelegentlichen und verstreuten Bemerkungen keine vollständige Arbeit der Art vorhanden ist. Ganz besonders gilt das der Philosophie, für die eine eingehende, sorgsame Verwerthung des umfangreichen Materials, wie es in unerschöpflicher Fülle die moderne Völkerkunde enthält, mehr als je Noth thut. Nur auf dieser umfassenden Induction kann sich eine allen Stürmen trotzende Philosophie, d. h. eine Erkenntniß unseres Geistes und der Welt aufbauen; eine empirische Entwicklungsgeschichte des menschlichen Bewußtseins, nicht eine dialektisch-speculative, liegt in der That in den Archiven der Völkerkunde verborgen, und es kommt nur auf den kundigen Seher und scharfsinnigen Denker an, daraus eine umfassende philosophische Weltanschauung, wie wir sie zur Zeit noch nicht besitzen, herzustellen. Auch in diesem letzten und entscheidenden Sinne möchte die vorliegende Darstellung, deren klaffende Lücken Niemandem klarer sind als dem Verfasser, den ersten hoffnungsvollen Versuch wagen. Wenn endlich die Untersuchung trotz ihres streng wissenschaftlichen und die neuesten Ergebnisse der Völkerkunde berücksichtigenden Charakters sich an den großen Kreis der Gebildeten wendet, so glaube ich auch in dieser Beziehung nicht irre zu gehen; denn meines Erachtens ist es ein, übrigens in England und Frankreich schon längst überwundenes und nur noch in gewissen gelehrten Schichten bei uns zäh festgehaltenes, Vorurtheil, daß wissenschaftliche Gründlichkeit und Genauigkeit sich nicht mit populärer Behandlung vertrage. Auch der Laie wird, wie ich zuversichtlich hoffe, hier Anregung nach den verschiedensten Richtungen finden, falls er nur Interesse und ein gewisses Verständnis für die großen culturhistorischen und ethnologischen Aufgaben der Zeit mitbringt.

Bremen, December 1895.

Achelis.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorrede V
Einleitung 1

Erster Abschnitt.
Entwicklung der Völkerkunde.

Erstes Kapitel. Anfänge der Völkerkunde. I. Ethnographische Darstellung . . . 3
1. Lafitau (Loskiel, Dobrizoffer) 3
2. Cook 13
3. Forster 18
4. Chamisso 23
II. Culturgeschichtliche Bearbeitung 27
1. Montesquieu 29
2. Rousseau (Meiners, Iselin) 33
3. Voltaire 43
4. Condorcet 46
5. Klemm 51
6. Buckle 56
III. Philosophische Perspective 61
1. Herder 61
2. Schiller 66
IV. Geographische Beleuchtung 70
1. Ritter 71
2. Kapp 76
3. Kohl 80
4. Réclus (Klöden, Humboldt) 83
V. Anthropologisch-prähistorische Betrachtung 91
1. Prichard (Virchow, Hartmann, Ranke) 93
2. Alsberg 104
3. Caspari 108
4. Hörnes 115
Zweites Kapitel. Die Völkerkunde als sociologische Wissenschaft 122
Einleitung: Allgemeine philosophische Orientirung 122
I. Allgemeine Begründung der Sociologie durch Comte 127
II. Specielle sociologische Behandlung einzelner Disciplinen 133
1. Quételet 133
2. Quatrefages 139
3. Spencer 145

Digitized by Google

Seite

4. Lilienfeld 152
5. Schäffle 158
6. Gumplowicz 164
7. Letourneau 169
III. Eigentlich ethnologische Ausführung 180
1. Waitz 180
2. Bastian 189
3. Peschel 207
4. Gerland 218
5. Müller 228
6. Lubbock 235
7. Tylor 244
8. Ratzel 255
9. Post 270
10. Lippert 286
11. Hellwald 293

Zweiter Abschnitt.
Begriff und Aufgabe der Völkerkunde.

Erstes Kapitel. Physische Grundzüge. I. Begriff der Oekumene 302
II. Die Arteneinheit des Menschengeschlechts 308
Zweites Kapitel. Psychische Grundzüge der Völkerkunde 316
Einleitung: Natur- und Culturvölker 316
I. Materielle Cultur.
1. Nahrung 330
2. Obdach 338
3. Kleidung und Schmuck 341
4. Technik 350
5. Handel und Völkerverkehr 356
II. Geistige Cultur.
1. Sprache 358
2. Religion und Mythologie 365
3. Recht und Sitte 406
4. Familie, Gesellschaft, Staat 420
5. Kunst und Wissenschaft 433

Dritter Abschnitt.
Die Völkerkunde in ihrem Verhältniß zu den anderen Wissenschaften.

I. Völkerkunde und Geographie 447
II. Völkerkunde, Anthropologie und Urgeschichte 450
III. Völkerkunde und Geschichtswissenschaft 452
IV. Völkerkunde und Rechtswissenschaft 456
V. Völkerkunde und Sociologie 457
VI. Völkerkunde, Mythologie und Religionswissenschaft 459
VII. Völkerkunde und Philosophie 461
1. Psychologie 463
2. Ethik 470
3. Erkenntnißtheorie 476

Digitized by Google

Einleitung.

So sehr in höchst erfreulicher Weise das Interesse an der Völkerkunde in weiten Schichten der Gebildeten im Steigen begriffen ist, so wenig herrscht doch über ihre Aufgaben und Methoden eine einigermaaßen befriedigende Klarheit und Uebereinstimmung. Während Manche darin noch ein buntes Raritätencabinet sehen, zur Befriedigung bloßer Neugier, verquicken Andere damit rein historische Fragen und Probleme und sind nicht wenig darüber erstaunt, daß die Ethnologie als solche die rein geschichtlichen Beziehungen ganz von der Hand weist. Dieser Umstand mag zum Theil in der Jugend der betreffenden Wissenschaft seinen Grund haben, zum anderen aber auch darin, daß in der That in der Völkerkunde die verschiedensten Wissenschaften sich kreuzen und zusammenfinden. Auf gut Glück nennen wir: Geschichte, Geographie, Anthropologie, Prähistorie, Rechtswissenschaft, Sociologie, Mythologie, Philosophie u. s. w. Eine reiche Auswahl fürwahr, so daß es schon um deswillen einer nüchternen Prüfung und Beurtheilung bedarf. Um hier nicht fehl zu gehen, ist es vor Allem nöthig, mit aller Behutsamkeit und Vorsicht dem Entwicklungsgange unserer Wissenschaft nachzuspüren und die verschiedenen Strömungen und Richtungen zu erforschen, aus denen sie entsprungen ist. Andernfalls würden wir leicht einen zu bedingten und beschränkten Maaßstab für unsere Beurtheilung anlegen. Damit würde sich unsere nächste Aufgabe dahin ergeben, eine Geschichte und Entwicklung der Völkerkunde zu schreiben, soweit sich dieselbe als einheitliche Bewegung verfolgen läßt. Wir brauchen uns weder in's Alterthum noch in's Mittelalter, noch endlich in die Sturm- und Drangperiode der großen Entdeckungen zu vertiefen, welche die neue Zeit einleiten; erst das achtzehnte Jahrhundert enthält die wenigen fruchtbaren Keime, aus denen — freilich erst in der Mitte unseres Jahrhunderts — eine üppige Saat emporsprießen sollte. Wenn wir mithin unsere Darstellung mit einer Charakteristik der ethnographischen Auffassung beginnen, wie sie uns das vorige Jahrhundert bietet, so sollen uns die behandelten Vertreter nur als Typen des damaligen Standpunktes dienen; irgend eine erschöpfende Vollständigkeit liegt uns völlig fern. Hieran schließt sich die culturgeschichtliche Behandlung, die theilweise noch etwas weiter zurückgreift (so bei Montesquieu und Voltaire); hier begegnet uns

Digitized by Google

schon mancher tiefsinnige Gedanke, der die Bedeutung und Stellung der Völkerkunde theoretisch vorwegnimmt. Mit der geographischen Betrachtung, welche eminente Leistungen zu würdigen hat, nähern wir uns bereits der Gegenwart, während uns die philosophische Perspective (Herder, Schiller) wieder in einen früheren Zeitraum führt. Den verschiedenen Wandelungen, welchen der Begriff der mit der Völkerkunde nahe verwandten Anthropologie im Laufe der Entwicklung unterlegen ist, müssen wir endlich einen besonderen Abschnitt schenken. Diesen Präliminarien, welche die Anfänge der Völkerkunde enthalten, folgt dann die Darstellung unserer Wissenschaft vom sociologischen Standpunkte aus; es ist dies ein so entscheidender Wendepunkt, daß wir nicht umhin können, die Entstehung dieser höchst eigenartigen Weltanschauung zu erklären und ihre Fortbildung an einzelnen hervorragenden Vertretern zu veranschaulichen. Erst so gewinnen wir die richtige Perspective für die Würdigung der modernen Ethnologie, die wir an der Hand des zuständigen Materials in großen Umrissen, soweit es der Raum gestattet, schildern werden. Damit wäre der geschichtliche Theil unserer Aufgabe erledigt, so daß wir uns nunmehr dem kritischen Theile der Untersuchung zuwenden können, der zunächst die Methode und das Ziel der Ethnologie darlegen soll. Auch diese Charakteristik der Grundzüge der Völkerkunde (äußere, physiologische und innere) kann sich nicht auf eine eingehende detaillirte Behandlung des umfassenden Stoffes einlassen, sondern muß sich vielfach mit einem kurzen Resumé der bisherigen Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung begnügen. Im letzten Abschnitt werden wir möglichst scharf und präcis die Stellung der Völkerkunde zu den übrigen in Frage kommenden Wissenschaften kennzeichnen. Gerade dieser Darstellung legen wir insofern einen besonderen Werth bei, weil es uns dringend nothwendig erschien, die vielfachen Irrthümer und Mißverständnisse, welche bei Vertretern anderer, älterer Disciplinen über die Ethnologie noch sich im Umlauf befinden, nach Möglichkeit hinwegzuräumen und dadurch das Verständniß derselben zu erleichtern. Zwar muß jede Forschung die Kraft des Gedeihens in sich selbst tragen und den Beweis ihrer wissenschaftlichen Legitimirung selbst erbringen; aber nichtsdestoweniger wird es ihrer Entwicklung nur förderlich sein, wenn sie in engster Fühlung mit anderen verwandten wissenschaftlichen Richtungen bleibt. Um deswillen galt es doppelt, überall die Grenzen zwischen der Völkerkunde und anderen Gebieten menschlichen Denkens, die es entweder mit dem socialen Leben der Menschheit zu thun haben oder mit der edelsten Blüthe menschlichen Geistes, mit der Philosophie, genau und unzweideutig abzustecken.

Digitized by Google

Erſter Abſchnitt.

Entwicklung der Völkerkunde.

Erſtes Kapitel.

Anfänge der Völkerkunde.

I. Ethnographiſche Darſtellung.

Gerade für dieſen Theil möge man die Anſprüche nicht zu hoch ſchrauben und etwa die Sicherheit der Kritik und die Fülle des Materials verlangen, wie es der heutigen ethnologiſchen Forſchung zu Gebote ſteht; es handelt ſich eben um die Anfänge der Völkerkunde, die aber trotzdem mitunter manche fruchtbare Keime zeigen.

1. Joſ. Fr. Lafitau (Moeurs des Sauvages américiains comparées aux moeurs des premiers temps. 2. Bände. Paris 1724).

Schon um deswillen verdient der franzöſiſche Jeſuitenpater, der ſich fünf Jahre in Canada aufhielt und dort ſeine Studien unter der Leitung ſeines Ordensbruders Jul. Garnier (eines während mehr wie ſechzig Jahre dort thätigen Miſſionars) anſtellte, unſere Beachtung, weil ihm die Ahnung aufgegangen war, daß bei aller ſorgfältigen Beobachtung und vorurtheilsfreien Sammlung des zuſtändigen Materials es doch noch letzten Endes für die wiſſenſchaftliche Forſchung ein höheres Ziel gebe, nämlich durch eine ſachgemäße, unbefangene pſychologiſche Vergleichung die ſociale Entwicklung der Menſchheit zu begreifen [1]). Dieſe Parallelen mögen im einzelnen Fall recht unglücklich gezogen ſein, der Mangel an umfaſſender Umſchau auf dem Globus erklärt das zur Genüge, aber die verhängnißvolle Tragweite dieſes Princips, dem unſere neuere Wiſſenſchaft auf allen ihren Gebieten nach allgemeinem Einverſtändniß die großartigſten Erfolge zu danken hat, wird dadurch nicht im Mindeſten in den Schatten geſtellt. Jene primitiven

[1]) Voltaire äußert ſich noch ſehr anerkennend über Lafitau in ſeinem großen Werk: Essai sur les moeurs, p. 25 ff.

Digitized by Google

Verhältnisse, welche das betreffende Kriterium der Beurtheilung abgeben, sind nämlich für den Autor die Zustände des classischen Alterthums, der griechisch-römischen Mythologie und Sagenwelt und anderseits (besonders wo es sich um religiöse Probleme handelt) des Alten Testaments. Unter diesem Vorbehalt wird man, zumal wir es ja vorerst mit den unscheinbaren Anfängen der Völkerkunde zu thun haben, den Ausführungen des für seine Zeit hochgebildeten Missionars seine Anerkennung nicht versagen können.

Schon am Beginn seiner Schilderungen bestimmt er seinen Standpunkt folgendermaßen: „Ich bin nicht zufrieden, den Charakter der Wilden kennen zu lernen und mich mit ihren Sitten und Gewohnheiten bekannt zu machen, ich habe vielmehr in diesen die Spuren eines sehr entlegenen Alterthums gesucht; ich habe sorgfältig diejenigen von den ältesten Schriftstellern gelesen, welche die Sitten, Gesetze und Gewohnheiten der Völker beschrieben haben, von denen sie sich eine leibliche Kenntniß verschafft hatten; ich habe eine Vergleichung ihrer Sitten angestellt, und ich gestehe, daß, wenn die alten Schriftsteller mir Winke gegeben haben, um einige glückliche, die Wilden betreffende Vermuthungen zu stützen, die Sitten der Wilden mir Winke gegeben haben, um mehrere Dinge, welche sich in den alten Schriftstellern befinden, leichter zu verstehen und zu erklären. Vielleicht werde ich hinreichend glücklich sein, um einige Adern von einer Mine zu entdecken, die in den Händen derer, die sich mit der Lectüre der alten Schriftsteller beschäftigt haben, reich werden wird. Ich wünsche, daß, indem sie sich über mich erheben, sie noch weiter sehen, und daß sie den Dingen, welche ich nur oberflächlich berühren und streifen konnte, eine genaue Form und einen richtigen Umfang geben mögen. Einige von meinen Vermuthungen können vielleicht für sich genommen kühn erscheinen, aber vereinigt werden sie ein Ganzes bilden, dessen einzelne Theile sich durch die gegenseitigen Beziehungen unter einander halten werden" (I, 3). Dabei ist es erfreulich, wenn keine blinde Voreingenommenheit gegen die Indianer herrscht, nicht jene heutigentags vielfach hervortretende Tendenz, das Niveau dieser „Wilden" möglichst tief herabzudrücken und in ihnen nur Bestien[1]) sehen zu wollen. Lafitau schreibt: „Ich habe mit großer Betrübniß in den

[1]) Ein Beispiel möge zur Illustration genügen. Max Müller führt das verächtliche Urtheil Darwin's über die Feuerländer an, die er beschrieb wie die Teufel im Freischütz: „Beim Anblick solcher Menschen (heißt es u. A.) kann man sich schwerlich einreden, daß sie Mitmenschen und Mitbewohner derselben Erde seien. Ihre Sprache verdient kaum den Namen articulirt." Capitän Cook verglich sie mit den beim Räuspern entstehenden Geräuschen. „Aber sicherlich würde nie ein Europäer sich unter so vielen heiseren und glucksenden Kehltönen räuspern" (Natürl. Religion S. 79). Später stellte es sich heraus, daß sich ihr Wortschatz auf etwa 32430 Worte belaufe, was immerhin recht viel sagt, wenn man bedenkt, daß die ganze reiche Welt, über die Shakespeare verfügte, mit ungefähr 15000 Worten sich bemessen läßt. Auch ihre physische Defiguration erwies sich durch eine eingehende Untersuchung Virchow's als glänzender Irrthum.

Digitized by Google

meisten der Berichte gelesen, daß diejenigen, welche über die Sitten wilder Völker geschrieben haben, sie uns geschildert haben als Menschen, welche kein irgendwie religiöses Gefühl besitzen, keine Kenntniß einer Gottheit, keine Persönlichkeit, der sie irgend welchen Cultus widmen, wie Menschen, welche weder Gesetze, noch eine Obrigkeit, noch irgend eine Form der Regierung haben, mit einem Wort als Menschen, welche vom Menschen ungefähr nichts haben als nur die Gestalt. Das ist ein Fehler, den selbst die Missionare begangen haben, welche einerseits mit zu großer Ueberstürzung über Sachen geschrieben haben, welche sie noch nicht genügend kennen, und welche anderseits nicht die verhängnißvollen Folgen voraussehen, welche man aus einem der Religion so ungünstigen Gefühl ziehen konnte. Denn obgleich diese Schriftsteller sich in ihren Werken widersprochen haben und sie in demselben Augenblick, wo sie sagen, daß diese Wilden weder einen Cultus noch eine Gottheit haben, die sie anbeten, von Dingen sprechen, welche eine Gottheit und einen geregelten Cult voraussetzen, so folgt doch nichts desto weniger, daß man sich Anfangs von jener Anschauung hat einnehmen lassen und man sich gewöhnt eine Vorstellung von den Wilden sich zu entwerfen, welche sie nicht von Thieren unterscheidet" (S. 5, vgl. auch S. 105). Jene Forderung nun, zur Erklärung und Begründung von Sitten und Vorstellungen Vergleichungen anzustellen, ist um so mehr anzuerkennen, als Lafitau sich nicht scheut, in diesen Rahmen auch die Religion hineinzuziehen. „Nicht nur haben (so ruft er aus) die Völker, welche man Wilde nennt, eine Religion, sondern diese Religion hat Beziehungen von so großer Uebereinstimmung mit derjenigen der ersten Zeiten, mit dem, was man im Altertum die Weihen des Bacchus und der Göttermutter, die Mysterien des Isis und Osiris nennt, daß man gleich Anfangs bei dieser Aehnlichkeit fühlt, daß hier durchweg sowohl dieselben Principien und derselbe Fond vorliegt. In Sachen der Religion haben wir im profanen Alterthum nichts Aelteres als diese Mysterien und Weihen, welche die ganze Religion der Phrygier, Egypter und der ersten Creter ausmachten, die sich selbst als die ersten Völker der Welt betrachteten und die ersten Stifter eines Gottesdienstes, welcher sich von dort über die ganze Welt verbreitet hat" (S. 7). Und ähnlich: „Der ganze Gehalt der alten Religion der Wilden in Amerika ist derselbe wie der der Wilden, welche an erster Stelle Griechenland einnahmen und sich in Asien ausbreiteten, derselbe wie derjenige der Völker, welche Bacchus auf seinen kriegerischen Zügen folgten, derselbe endlich, welcher nachher zur Gründung für jede heidnische Mythologie und für die Fabeln der Griechen dient" (S. 113). Ja diese Parallelen erstrecken sich sogar auf Glaubensartikel des Christenthums: „Es findet sich in dieser Religion der ersten Heidenzeit eine so große Aehnlichkeit zwischen mehreren Dogmen, wie sie unser Glauben lehrt, und die eine Offenbarung voraussetzen, eine volle Uebereinstimmung im Cultus mit dem der wahren Religion, daß es scheint, daß alles Wesent-

Digitized by Google

liche aus derselben Quelle geschöpft ist. Man kann diese Aehnlichkeit und Uebereinstimmung nicht ableugnen. Man findet z. B. Spuren des Mysteriums der heiligen Dreieinigkeit in den Mysterien der Isis, in den Werken Plato's, in den Religionen der Inder, Japans und der Mexicaner" (S. 9). Betroffen durch diese Wahrnehmung haben einige Schriftsteller gemeint, daß die heidnischen Religionen fast gänzlich aus dem mosaischen Gesetz entlehnt seien. Dieser Ansicht opponirt aber Lafitau auf das Entschiedenste: „Ich verkenne durchaus nicht die gute Absicht und den Vortheil, den man gegen die Gottlosigkeit daraus zu entnehmen glaubte, daß man zeigte, daß alle Götter des Alterthums nur Gebilde des Moses seien, der selbst das Geständniß machte, daß er einer der niedrigsten Diener Gottes sei, dem wir dienen: Aber es scheint mir anderseits, daß diese Behauptung einen gefährlichen Anhalt giebt, um die Religion anzugreifen, die Atheisten begünstigt und diejenigen, welche behaupten können, daß die Religion nichts als eine bloß menschliche Erfindung und das Werk der Politik sei. Denn wenn es wahr ist, daß alle Religionen Moses nachgeahmt hätten, daß er selbst der Typus aller ihrer Gottheiten ist, und der Gegenstand aller mythologischen Fabeln, dann muß es auch wahr sein, daß vor Moses das ganze Heidenthum ohne Religion und ohne Götter gewesen ist. Es müßte wahr sein, daß während mehr als dreitausend Jahren die Welt, wenn man die wenigen Patriarchen ausnimmt, von denen das auserwählte Volk ausgegangen ist, in dieser vollständigen Verthierung gelebt hat, welche die heidnischen Schriftsteller für die Menschheit vor der Zeit von Isis und Osiris, von Jupiter und Juno, von Cadmus und Cecrops voraussetzen, die anfingen sie zu bilden. Es würde wahr sein, daß die auf Moses folgenden Gesetzgeber, sein Vorgehen benutzend, sich der menschlichen Schwäche und Unwissenheit bedienten, um sie durch eine knechtische Furcht vor eingebildeten Göttern in Furcht zu halten, vor Göttern, welche nichts höher waren als die Menschen. Und wer kann verbürgen, daß Moses selbst nicht die Hebräer betrogen hat, wenn es so leicht war für die anderen profanen Gesetzgeber, das ganze Heidenthum zu verführen?" (S. 11). Vielmehr sucht unser Gewährsmann seine Beziehung mit einer noch weit entlegeneren Zeit zu knüpfen: „Das Studium, das ich der heidnischen Mythologie gewidmet habe, hat mir einen Weg zu einem anderen System erschlossen und mich noch weit über die Zeiten des Moses hinausgreifen lassen; dies System, welches vielleicht neu erscheinen wird, obschon es eigentlich nicht so erscheinen sollte, scheint mir hinlänglich begründet zu sein, und obgleich ich meinen Vermuthungen nicht den ganzen Spielraum gegönnt habe, der mir zur Verfügung stand, bin ich überzeugt, daß man sie ausreichend gesichert finden wird, und daß andere Personen, befähigter wie ich, andere ihnen hinzufügen können, welche die meinigen zu stützen im Stande sind. Ich sehe zunächst nicht ein, wie irgend ein Widerspruch aus diesem System entstehen kann, noch wie man irgend eine für die Religion nachtheilige Folgerung

Digitized by Google

daraus entnehmen kann. Aber weit entfernt, daß man irgend einen Widerspruch zu befürchten hätte, glaube ich einen sehr erheblichen Vortheil für die Religion zu erblicken, so daß den Atheisten jeder Vorwand zu ihrer Behauptung genommen wird, die Religion sei eine Erfindung des Menschen. Denn wenn unsere ersten Ahnen der wesentlichste Gegenstand der heidnischen Mythologie sind — nach der geschichtlichen Seite hin — so sind sie die ersten Gesetzgeber, die ersten Verbreiter der Religion. Auf diese Weise stimmt das Heidenthum mit der heiligen Schrift darin überein, daß sie uns zeigt, daß die Religion aus derselben Quelle kommt. In diesem System sieht man eine reine und heilige Religion, eine Religion geoffenbart von Gott, der sie unseren Ahnen geschenkt hat. Nach dieser Anschauung sieht man von der Schöpfung des Menschen an eine Religion und einen öffentlichen, bestimmten Cultus, in vielen Ueberlieferungen bestehend, Principien der Tugend, Handlungen und gesetzlichen Cerimonien, dem entsprechend, wie es die Idee der Religion selbst und die Beschaffenheit des Menschen mit sich bringt. Kann man sich in der That vorstellen, daß die Menschen, zur Gesellschaft geboren, mehrere Jahrhunderte ohne öffentlichen Cultus, ohne andere Verpflichtungen gelebt hätten, als diejenigen, welche einem Jeden seine besondere Verehrung auferlegte? Das ist durchaus unwahrscheinlich. Die Religion war jedenfalls das stärkste Band und dasjenige, das am meisten dazu beitragen konnte, sie zu vereinigen. Es ist leicht in dieser Perspective zu bemerken, wie diese Religion, unseren Vorvätern gegeben, von Generationen zu Generationen wie eine Art gemeinsamen Besitzes sich vererben und so überall verbreiten mußte . . . und ebenso ist es leicht zu erklären, wie diese Religion, ursprünglich rein und einfach, sich in der Folge der Zeiten verändern und verschlechtern konnte; die Unwissenheit und Leidenschaften waren die Quellen, welche die besseren Dinge vergifteten und woher unausweichlich Störung und Unordnung entstehen mußten. Wir haben dafür ein gegenwärtiges Beispiel an den Religionen der Inder; diese Religionen sind sämmtlich allegorisch: Das ist noch deutlich, indessen wie viele thörichte Fabeln hat die Unwissenheit erfunden, um die Symbole zu erklären, deren Bedeutung sie nicht mehr kannte? Es ist leicht nach dieser Theorie zu erklären, wie trotz der Veränderung der Religion, trotz aller Verschiebungen, welche bei den verschiedenen Völkern vor sich gegangen sind, sich nichts desto weniger eine gewisse Uebereinstimmung in den Erzählungen findet, so in gewissen ethischen Beziehungen, in mehreren gesetzlich vorgeschriebenen Handlungen, welche ähnliche Grundsätze voraussetzen, wie die der wahren Religion" (S. 12 ff.). Gemäß dieser orthodoxen Auffassung, über die zu spotten recht wohlfeil ist, nimmt Lafitau einen ursprünglichen Monotheismus an, eine vielfach freilich noch unklare Vorstellung von einem höchsten unendlichen Wesen, wie wir sie noch heutigentags bei manchen, und zwar bemerkenswerther Weise nicht gerade civilisirten Stämmen finden: „Dieser Idee der Alten entsprechen vollkommen diejenigen

Digitized by Google

Anschauungen der Götzendienst treibenden Völker, welche noch existiren; die Ausdrücke ihrer Sprachen bezeichnen deutlich ein höheres Wesen. Dies sind nicht allein die gebildeten Nationen, welche diese Merkmale einer Kenntniß eines ersten Wesens aufweisen, z. B. bei den Chinesen ist es Tien Chu, d. h. der Herr des Himmels und Chang Ti [1]), der höchste Herrscher und Lenker, bei den Indiern Kertar, der, welcher Alles erschaffen hat und Serjanhar, der Schöpfer der Welt, bei den Völkern von Peru Pachacamac oder das höchste Wesen und Viracocha, der göttliche Schöpfer. Dieselben Spuren lassen sich gleichmäßig bei den Völkern verfolgen, welche als Wilde gelten; ganz allgemein haben die amerikanischen Stämme, seien sie nomadisch, seien sie seßhaft, starke und energische Ausdrücke, welche sich nur als Gott fassen lassen; sie nennen ihn den großen Geist, zuweilen auch den Herrn und Anfänger des Lebens" (S. 124, und in Betreff des Manito S. 126 ff.).

Im Besonderen gründet Lafitau, um das noch beiläufig zu erwähnen, seinen Versuch auf eine Bemerkung Strabos, daß die Cureten und Corybanten im Gefolge des Bacchus keine Völkerschaften seien, sondern lediglich Diener des Gottes, zu seinem Cultus bestimmt; dieser Dienst habe sich unter verschiedenen Namen über ganz Vorderasien bis nach Indien schließlich verbreitet, bis zu den äußersten Pforten der damals bekannten Welt. „Auf diese Idee des Strabo, welche mir sehr wohl begründet zu sein scheint (fährt nun unser Gewährsmann fort), glaube ich selbst das System der Religion der Wilden Amerikas errichten zu können, deren Uebereinstimmung mit dieser alten Religion ich erweisen werde, indem ich, so gut ich es vermag, dieses Chaos von Dunkelheiten und Verirrungen entwirre, welche eine lange Verkettung von Jahrhunderten hervorgerufen hat und diese Menge von Fabeln, mit welchen uns die Griechen überschüttet haben, aus denen es anscheinend kein Entrinnen gibt" (S. 114). Und nun folgt eine ganz allgemeine Erörterung der allmähligen Zersetzung jener anfänglich reinen und ungetrübten Gotteserkenntniß, mit der die fromme Einfalt die Welt beginnen läßt, wobei (wenigstens für die Naturvölker) auch die Berührung mit der Civilisation, wie ganz richtig hervorgehoben wird, höchst nachtheilig gewirkt habe.

Es ist selbstverständlich, daß nach dem gegenwärtigen Stande unserer Forschung in diesen Combinationen die bloße Speculation allzusehr über-

[1]) In der That scheinen vielfach (selbst bei Naturvölkern — man denke an den polynesischen Tangaloa oder an den afrikanischen Niankupong) trotz alles polytheistischen Gepränges gewisse monotheistische oder henotheistische Tendenzen schon primitive Religionen zu beherrschen, vgl. Langegg, Krypto-Monotheismus in den Religionen der alten Chinesen und anderer Völker, Leipzig 1892, S. 10 ff. und Max Müller, Natürl. Religion, S. 491 ff. Man sollte sich aber hüten, zu viel von unserem Standpunkte in jene Vorstellungen hineinzulegen; so heißt Manito meist bei den Indianern zunächst das Jenseits, nach Brinton dann jede Idee des Uebernatürlichen (Myths of the New World, p. 45).

Digitized by Google

wiegt und daß vor Allem das zur Vergleichung herangezogene Material viel zu dürftig ist; allein jener psychologische Gesichtspunkt einer Ableitung aus gemeinsamen Ursachen ist doch schon, wie bereits bemerkt, an und für sich sehr anerkennenswerth. Dazu kommt aber, daß in der That öfters, sobald es sich namentlich um concrete Erscheinungen, bestimmte Sitten, Gewohnheiten und Anschauungen handelt, die gezogenen Parallelen völlig zutreffen. So, um zunächst wieder das religiöse Gebiet zu berühren, entsprechen die Weihen, welchen sich die Novizen bei den Caraiben zu unterziehen haben, genau, bis ins Detail, den betreffenden griechischen und römischen Proceduren, so daß Lafitau ganz mit Recht die bezüglichen rituellen Ausdrücke citirt: „Man kann," so sagt er, „mehrere seltsame und besondere Züge, welche die Zeichen der göttlichen Gegenwart sind, darin unterscheiden, nämlich das Epulum Deorum oder das Festmahl der Götter, das Lectisternium oder das für die Gottheit bereitete Bett, das Darbieten von Brod und Wein u. s. w." (S. 349). Diesen Grundzügen gegenüber verschlägt es nicht viel, wenn die eigentliche Erforschung der Zukunft im Einzelnen sehr variirt, die Carier sich auf die Gestirne stützen, die Phrygier auf den Flug der Vögel, die Lycier auf die Träume ꝛc., so daß Lafitau diese Beweisführung so schließt: „Wenn die Irokesen von den Lyciern abstammten, so würden sie ihren Ursprung nicht verleugnet haben; denn sie sind ganz eingenommen von ihren Träumen; aber dennoch ist ihnen das nicht eigenthümlich und dieses Vertrauen ist allen anderen Völkern Amerikas gemeinsam" (S. 358). Damit wird das weite Gebiet des Animismus berührt, das gleichfalls die mannigfachsten Analogien bietet; ganz richtig wird gegenüber der strengen Wechselwirkung, in welcher nach unserer Auffassung der psychophysische Organismus steht, die Freiheit und Unabhängigkeit des geistigen Princips hervorgehoben, — in der That ein Grundzug der niederen Psychologie: „Die Seele des Wilden ist viel unabhängiger von ihrem Körper, als die unsere, und nimmt sich viel mehr Freiheit; sie trennt sich, wenn sie es für rathsam hält, um einen Ausflug zu unternehmen und ihre Excursionen zu machen, ohne daß sie die Richtung verliert und sie aufhört belebt zu sein. Die großen Reisen kosten ihr keine Anstrengung; sie hebt sich in die Lüfte, durchkreuzt Meere, sie dringt ein in gänzlich unzugängliche und wohlverschlossene Orte, nichts hält sie auf, weil sie ein Geist ist" (S. 362). Was endlich die Sitten und Gebräuche anlangt, so möchten wir noch eine gute Beobachtung unseres Pater mittheilen, nämlich in Betreff des bekannten classificatorischen [1]) Verwandt-

[1]) Dies classificatorische, dem descriptiven gegenüberstehende System, das noch auf die sog. Gruppenehen zurückdeutet, zeigt sich am einfachsten in Hawaii, wo es 5 Classen hat, nämlich: 1. Großeltern, 2. Eltern, 3. Geschwister, 4. Kinder, 5. Enkel, so daß alle Mitglieder einer Classe für einander Geschwister sind, ohne daß besondere Ausdrücke für Vetter und Cousine vorkämen. Die Beziehung zu einem gemeinsamen Stammparens fällt ganz fort, vgl. Post, Grundriß der ethnol. Jurisprudenz I, 67 ff.

Digitized by Google

schaftssystems bei den Indianern, speciell bei den Irokesen. Er läßt sich darüber folgendermaßen verlauten: „Um das zu veranschaulichen, muß man wissen, daß unter den Irokesen und Huronen alle Kinder einer Hütte als ihre Mütter alle Schwestern ihrer Mütter betrachten und als ihre Onkel alle Brüder ihrer Mütter; aus demselben Grunde geben sie den Namen Vater allen Brüdern ihrer Väter und Tante allen Schwestern ihrer Väter. Alle Kinder von Seiten der Mutter und ihrer Schwestern, des Vaters und seiner Brüder betrachten sich unter einander gleicher Weise als Brüder und Schwestern; aber in Bezug auf die Kinder ihrer Onkel und Tanten, d. h. der Brüder ihrer Mütter und der Schwestern ihrer Väter, behandeln sie diese nur auf dem Fuß der Vettern, obgleich sie in demselben Grade der Verwandtschaft stehen, wie diejenigen, welche sie wie ihre Brüder und ihre Schwestern betrachten. In der dritten Generation wechselt das; die Großonkel und Großtanten werden wieder zu Großvätern und Großmüttern ... So läßt es sich leicht begreifen, wie die Chaldäer und die parthischen Könige ihre Mütter heirathen konnten, d. h. ihre häufig wenig älteren Tanten als ihre Neffen ... oder wie die Egypter und einige andere Völkerschaften ihre Schwestern heirathen konnten, d. h. ihre Geschwisterkinder oder selbst von einem noch viel entfernteren Grade" (S. 552). Die ursprüngliche Blutsverwandtschaft, welche für die Structur der primitiven Geschlechtsgenossenschaft von so fundamentaler Bedeutung ist, findet sich auch hier; die Kinder gehören der Mutter an, dem leiblichen Vater stehen sie fremd gegenüber, und in diesem Sinne verwerthet Lafitau auch die bekannte Notiz des alten Herodot, die schon so viel Staub aufgewirbelt hat, daß nämlich die alten Lykier sich nach dem Namen ihrer Mütter genannt hätten, was durch eine ähnliche Sitte der Irokesen und Huronen erklärt wird. Unser Autor weiß auch von der Gynäkokratie und ihrer weiten Geltung (so bei den Scythen, Sarmaten, Egyptern, Garamanten und den meisten wilden Völkerschaften Afrikas, sodann bei den Cantabrern, den Basken u. s. w.), ebenso von der so vielumstrittenen Couvade, die sich vielleicht, wie er meint, von Iberien aus nach Amerika übertragen habe, wie er denn überhaupt möglichst nach einem geographischen [1]) und topographischen Zusammenhange sucht. Ganz zutreffend ist aber der Parallelismus, den Lafitau zwischen der alten römischen Eheform der coemtio und confarreatio und den ent-

[1]) Es bedarf wohl nicht besonderer Betonung, daß diese Annahme, welche sich zu einer directen Abstammungstheorie der nördlichen Indianer von den alten Thrakiern und Lykiern erweitert, völlig willkürlich und irrthümlich ist, etwa wie die bis in die neuere Zeit noch so beliebte Hypothese, dort die Nachkommen der verlorenen zehn Stämme Israels finden zu wollen. Selbst die angeführten sprachlichen Beweisgründe zerfallen bei genauerer Beleuchtung in Nichts zusammen; dasselbe gilt von dem abenteuerlichen Unternehmen, die Urahnen der Indianer in den Phöniciern, Scandinaviern, Walisen, Iren, Karthagern, Egyptern, Tataren, Hindus, Malayen, Chinesen, Japanern und in der Bevölkerung Polynesiens zu erblicken, vgl. darüber die interessante Schrift von G. Mallery, Israeliten und Indianer, eine ethnograph. Parallele. Leipzig 1891, S. 3 ff.

Digitized by Google

sprechenden indianischen Institutionen zieht, und zwar kommt dieser Einkauf in die Familie des anderen Ehegatten sowohl vor, wenn der Mann in die Familie der Frau übertritt, wie im umgekehrten Fall. Der Brautpreis schwankt begreiflicher Weise außerordentlich, doch ist es auch nicht selten, daß auch, abgesehen von diesem einmaligen Einkauf zwischen den beiden in Frage kommenden Geschlechtern der Verlobten öfter Geschenke ausgetauscht werden. (Vgl. überhaupt zu dieser universalgeschichtlichen Erscheinung Post, Studien zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts. Oldenburg 1889, S. 173 ff.)

Dem Jesuitenpater könnte man den trefflichen Missionar der Brüdergemeinde G. H. Loskiel gegenüberstellen, der durch eigene langjährige Studien unter den nordamerikanischen Indianern, sowie durch Verarbeitung authentischen Materials (es kommt hier besonders der Amtsbruder Zeisberger, der über 40 Jahre sich dort aufgehalten, in Betracht) sich rühmlich hervorgethan hat. Wir heben zunächst aus seiner Charakteristik der Indianer folgende Züge hervor: „Ihr Gedächtniß ist so stark, daß sie jeden kleinen Umstand anführen können, der vor vielen Jahren in ihren Rathsversammlungen vorgekommen ist, und sie wissen genau zu sagen, zu welcher Zeit der Rath abgehalten ward, von welchem eben die Rede ist. Ihre Einbildungskraft ist überaus lebhaft und trägt nicht wenig dazu bei, daß sie in vielen Sachen leicht und geschwind eine Fertigkeit erlangen. Alles, was zu ihrer Lebensart gehört, oder nach ihrer Einsicht zu ihrem Vortheil dient, erlernen sie bald und erhalten durch beständige Uebung und außerordentliche Aufmerksamkeit auf ihre Bedürfnisse, wozu sie von Jugend auf gewöhnt werden, manche Vorzüge vor anderen Völkern. Dazu kommt, daß sie für gewöhnlich nur wenig Gegenstände haben, worauf sie ihre ganze Aufmerksamkeit richten und dieselbe also nicht sehr theilen dürfen. Daß ihre Verstandeskräfte nicht gering sind und daß ihre Ueberlegungs- und Beurtheilungskraft von Natur gut ist, zeigt sich bei vielen Gelegenheiten sehr deutlich. ... Im gemeinen Leben und Umgang zeigen die Indianer nicht wenig guten äußerlichen Anstand. Für gewöhnlich begegnen sie sowohl einander als auch Fremden freundlich und bescheiden, aber ohne leere Complimente. Ihr ganzes Betragen erscheint in's Allgemeine gesetzt und vorsichtig. In wichtigen Fällen pflegen sie jedes Wort und jede Handlung mit anscheinender Gemüthsruhe und Ernsthaftigkeit zu überlegen und sich vor Uebereilung in Acht zu nehmen. Bei genauerer Bekanntschaft entdeckt man doch leicht, daß ihre Vorsichtigkeit vorzüglich aus Mißtrauen entspringt und ihre Gemüthsruhe mehr im Scheine besteht. Die Kunst, sich zu verstellen, verstehen sie vollkommen. Hat der Indianer z. B. durch Feuer Hab und Gut verloren, so redet er davon mit einer Gleichmüthigkeit, die nur bei den gleichgültigsten Dingen natürlicher Weise statt hat. Doch läßt in dergleichen Fällen der weniger Stolze deutliche Merkmale der Betrübniß sehen. ... Sie sind gesellig und freundlich. Gegenseitige Besuche sind

Digitized by Google

unter ihnen sehr gewöhnlich. Zank, Spötterei und jede Art der Beleidigung wird dabei sorgfältig vermieden. Niemanden beschämen sie, keinem werden geradezu Vorwürfe gemacht, selbst einem bekannten Mörder nicht. Die Jagd, die Fischerei und ihre Staatssachen machen gewöhnlich den Inhalt ihrer vertraulichen Gespräche aus. Keiner fällt dabei dem anderen in die Rede. Mit Neuigkeiten lassen sie sich gar zu gern unterhalten; ob sie wahr oder falsch sind, darauf kommt es ihnen nur selten an. Auch nehmen sie gern Fremde auf; doch fragen sie dieselben nicht eher um Neuigkeiten, als bis eine Pfeife Tabak geraucht ist" (Geschichte der Mission der evangel. Brüder unter den Indianern in Nordamerika Barby 1789 S. 17 ff.). Was die religiösen Ueberlieferungen anlangt, so glaubt Loskiel darin nach der Ankunft der Europäer eine gewisse Zersetzung wahrzunehmen, die zu äußerster kritischer Vorsicht nöthige. Doch hält er an einem gewissen unbestimmten Gottesglauben fest und meint, daß der Teufel ihnen erst durch die Einwanderer gebracht sei. Manito werde bei ihnen mehr als Schutzgeist und Fetisch verehrt (S. 52), den sie immer mit sich herum trügen. Richtig ist die Mittheilung, daß die Kinder in die Familie der Mutter rangiren, mithin bei etwaiger Ehescheidung ihr zufallen; nur den Erwachsenen steht es frei, bei dem Vater zu bleiben (S. 79). Die politische Verfassung wird als eine Republik bestimmt: „Jede derselben ist für sich unabhängig oder hat nach ihrem Ausdruck ihr eigenes Feuer, bei welchen ihre Chiefs, Haupt- und Rathsleute die besonderen Nationalangelegenheiten überlegen. Alle aber haben ein gemeinschaftliches Feuer oder allgemeinen immerwährenden Rath in Onondago, der aus den Abgeordneten der sechs Nationen besteht, in welchem die Angelegenheiten aller verbundenen Nationen behandelt werden. ... Wer bei den Irokesen ein Geschäft hat, muß es nothwendig in Onondago bei dem dort versammelten großen Rath anbringen. Sich nur mit einzelnen Mitgliedern desselben besonders verstehen und sie etwa durch Geschenke auf seine Seite bringen, ist für den, der die Geschenke giebt, und für die, so sie nehmen, gefährlich; das erregt Eifersucht unter den übrigen Rathsgliedern. Was an Geschenken einkommt, muß unparteiisch unter alle vertheilt werden; das ist unverbrüchliche Bundesregel, deren Verletzung ihren Bund schwächt. Weil sie wissen, daß ihre Stärke bloß in der Einigkeit besteht, so ahnden sie Alles, was Uneinigkeit unter ihnen veranlassen könnte, auf's schärfste. Daher mit heimlichen Bestechungen bei ihnen so wenig auszurichten ist, als mit offenbaren Drohungen. In's Ganze ist ihre Regierung streng, aber nach guten Grundsätzen eingerichtet" (a. a. O. S. 177). Auch die folgenden Bemerkungen sind nicht ohne Interesse: „Weil die Irokesen auf Zuziehung junger Leute zur Bedienung ihrer Staatsgeschäfte sorgfältig bedacht sind, so ist gewöhnlich bei den wichtigsten Verhandlungen ein junger Knabe, des vornehmsten Chiefs Schwester Sohn, zugegen, der auch mit zu der darauf folgenden feierlichen Mahlzeit, auch wohl selbst an die Tafel des englischen Statthalters gezogen wird."

Digitized by Google

Endlich könnte noch, um diesen Rahmen abzuschließen, des wackeren Dobrizoffer gedacht werden, der durch seinen achtzehnjährigen Aufenthalt bei den Abiponen in Paraguay sich ein sehr zuverlässiges Material sammelte (Geschichte der Abiponen, 3 Bände, Wien 1783), indem er auch ausdrücklich erklärte, zu Gunsten einer wahrheitsgemäßen Auffassung auf jeden Schmuck und romanhafte Zustutzung der Darstellung verzichten zu wollen. Er glaubt, bei seinen Indianern keine Spur einer Gottesverehrung anzutreffen, weshalb die Missionare genöthigt gewesen seien, in ihren Katechismus das spanische Wort Dios aufzunehmen, dagegen nimmt er einen seltsamen Teufelscultus an, der ihn zu der kühnen Parallele veranlaßt, die er zwischen den Abiponen und den alten Galliern zieht, die ja auch von einem Gotte Dis abstammten, welcher Name im Lateinischen auch Pluto, dem Fürsten der Unterwelt, zukomme (vgl. II, 87 ff.). Daher schreibe sich auch die große Bedeutung und Wirksamkeit des Zauberers, bei denen er eher ganz nüchtern eine unmittelbare Verbindung mit dem Teufel leugnet (II, 102). Der Seelenglaube und eine freilich recht primitive Annahme der Fortdauer des menschlichen Geistes wird constatirt (II, 97), schließlich verdient noch die wichtige Notiz und was noch bedeutsamer ist, auch die zutreffende psychologische Erklärung von dem Vorkommen der Couvade einer Erwähnung. Dobrizoffer leitet sie nämlich aus sympathetischen Motiven ab, wobei freilich (was er noch nicht wissen konnte) die Rücksichten auf das durch diese Ceremonie symbolisirte Vaterrecht gegenüber dem früher maßgebenden Mutterrecht mit hinein spielen.

Nunmehr wenden wir uns den so folgenreichen Entdeckungen der polynesischen Inselwelt zu, die für die Entwicklung des geographischen und geschichtlichen Wortbildes am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts, wie wir uns bald überzeugen werden, ganz besonders wichtig geworden sind.

2. J. Cook.

Für die Entwicklung der Erd- und Völkerkunde sind die Entdeckungen der Südsee-Inseln am Ende des vorigen Jahrhunderts von hervorragender Bedeutung geworden; trotz aller bewußten und unbewußten Verfälschung der Thatsachen, welche, wie wir noch in einem anderen Zusammenhange sehen werden, wesentlich der herrschenden Sentimentalität entsprang, muß man dieses Umstandes eingedenk sein, und zwar um so mehr, als es jetzt vielfach Sitte geworden ist, über jene Periode ohne Weiteres den Stab zu brechen. Schon um deswillen müssen wir in dieser Uebersicht mit einigen Worten des Mannes Erwähnung thun, der gerade in dieser Beziehung als kühner Pfadfinder in unbekannten Gegenden [1]) zunächst in Betracht kommt,

[1]) Bekannt sind seine Worte, die sich Ellis für sein tüchtiges Werk: Polynesian Researches (2 Bände) zum Motto genommen und die (abgesehen freilich von dem charak-

Digitized by Google

nämlich Cook. Die enthusiastische Schilderung seiner Verdienste aus der Feder seines Reisebegleiters Kapitän King (der seine Reisebeschreibung vollendete) mag dafür als Zeugniß dienen: „Keine Wissenschaft hat einem einzelnen Menschen so viel zu danken, als die Erdbeschreibung dem Kapitän Cook. Auf seiner ersten Reise in die Südsee hat er die Societätsinseln entdeckt und bewiesen, daß Neu-Seeland aus zwei Inseln bestehe; hat die Meerenge, wodurch sie geschieden werden, erkundet, und alle Küsten aufgenommen, auch die östliche Küste von Neu-Holland befahren und die Karten von dieser Weltgegend mit einem Stück Landes von 27 Gr. Breite oder von mehr als 2000 Meilen bereichert. Seine zweite Reise um die Welt hat das große Problem von einem südlichen festen Lande aufgelöst, denn es hat die südliche Halbinsel zwischen dem 40. und 42. Grad der Breite besegelt und bewiesen, daß hier kein festes Land sei; es müßte sich denn um den Pol herum in solchen Gegenden finden, wohin die Schiffe nicht kommen können. Er hat weiter Neu-Caledonien, nach Neu-Seeland die größte Insel im Stillen Meer, entdeckt, imgleichen die Insel Georgia und eine neue Küste, die er Sandwichland oder das südliche Thule nannte, hat auch die Lage solcher Länder, die schon von anderen Seefahrern gesehen worden sind, genauer bestimmt. Seine dritte Reise aber zeichnet sich vor den ersten durch die Menge und Wichtigkeit der gemachten Entdeckungen vorzüglich aus. Außer verschiedenen kleinen Inseln, die er im südlichen stillen Meer fand, hat er in den nördlichen Breiten die Inselgruppe entdeckt, welche er Sandwichinseln nannte, und die ihrer Lage und Producte wegen der europäischen Schifffahrt mehr Vortheile als irgend ein anderes Land in der Südsee versprechen. Weiter hat er den vorhin unbenannten Theil der westlichen amerikanischen Küste vom 43. Grad der Breite auf einer Strecke von mehr als 3500 Meilen entdeckt und aufgenommen, die Nachbarschaft des beiderseitigen festen Landes von Asien und Amerika bestimmt, die Meerenge dazwischen befahren und die Länder von beiden Küsten bis weit gegen Norden aufgenommen, um zu zeigen, daß es unmöglich sei, aus dem Atlantischen Meer in das Stille Meer zu kommen, weder in östlicher noch in westlicher Richtung. Kurz, wenn man das amurische Meer und den japanischen Archipel ausnimmt, so hat Cook die Hydrographie des bewohnbaren Theils der Erdkugel vollständig gemacht". So wichtig diese Errungenschaften nun auch für unsere Vorstellungen von der Oekumene sind, um einen Ausdruck Ratzel's zu gebrauchen, d. h. von der anbauungsfähigen Erde, so müssen wir uns an dieser Stelle auf die Hervorhebung einiger weniger ethnologischer Momente beschränken.

Auf den Freundschaftsinseln herrscht nach den Beobachtungen unseres

---

teristischen philanthropischen Zusatz) sich merkwürdig erfüllt haben: In so vast a field there will be room to acquire knovledge for centuries to come, coasts to survey, countries to explore, inhabitants to describe, and perhaps to render more happy.

Digitized by Google

Reisenden eine Art Feudalsystem, doch zersplittert sich die königliche Macht unter viele kleinere Fürsten oder Chefs. „Das gemeine Volk nennt diese Chefs (so heißt es nun weiter) nicht nur Landesherren, sondern auch Herren der Sonne und des Firmaments. Die Personen von königlichem Geblüte führen den Namen Futtafaihe, welches der Name eines ihrer Götter ist, der wahrscheinlich ihr Schutzgott und vielleicht ihr gemeinschaftlicher Stammvater ist. Der Souverain aber führte bloß den Titel Tooee-Tonga. Die Eingeborenen beobachten in Gegenwart ihres Chefs, vornehmlich des Königs, eine in der That bewundernswerthe Wohlanständigkeit. Wenn sich der Monarch in oder außer seinem Hause niedersetzt, so setzen sich zu gleicher Zeit alle Leute, die er bei sich hat, in einem halben Cirkel vor ihm nieder, so daß sie zwischen ihm und sich einen leeren Platz lassen, über welchen Niemand ohne ein besonderes Anliegen gehen darf. Hinter oder neben ihm darf sich Niemand ohne seinen Befehl oder Erlaubniß niedersetzen, und es wurde uns daher durch Einräumung dieses Vorrechtes eine vorzügliche Achtung bezeugt. Will ein Eingeborener den König sprechen, so setzt er sich zu seinen Füßen, macht seinen Vortrag in wenigen Worten und begiebt sich auf erhaltene Antwort an seinen vorigen Platz. Redet der König einen von seinen Unterthanen an, so antwortet dieser, ohne von seiner Stelle aufzustehen, es wäre denn, daß ihm etwas befohlen würde, in welchem Falle er sich mit über einander geschlagenen Beinen zu den Füßen des Chefs niedersetzt. Wer stehend mit dem König redet, würde für ebenso ungesittet gehalten werden, als wer dieses bei uns sitzend und mit bedecktem Haupte thäte, da indessen sein Herr vor ihm mit entblößtem Haupte stünde. Diese Nation thut es allen noch so sehr civilisirten Nationen an guter Ordnung bei ihren Zusammenkünften, Willigkeit des Gehorsams gegen die Chefs und Eintracht und Zusammenstimmung aller Volksclassen zuvor. Halten die Chefs eine Rede an die Insulaner, so beobachten dieselben das tiefste Stillschweigen und die strengste Aufmerksamkeit. Wovon auch nur dergleichen Reden handeln mochten, nie haben wir gesehen, daß ein Zuhörer sich dabei verdrießlich oder mißvergnügt gezeigt oder eine Lust, solchen Personen, welche Befehle zu ertheilen berechtigt waren, zu widersprechen geäußert hätte. Einige der mächtigsten Chefs machen zwar dem Könige den Umfang seiner Domänen streitig, aber sie können wegen seines erhabenen Ranges und der Ehrfurcht, die ihm verschiedene Volksclassen beweisen, Nichts gegen ihn ausrichten. Vermöge eines besonderen Vorrechtes ist er nicht punktirt [1]), auch nicht wie seine Unterthanen beschnitten. Wenn er sich öffentlich zeigt, so müssen alle Leute, denen er begegnet, sich so

[1]) An einer anderen Stelle berichtet Cook geradezu, daß durch diese Tätowirung (um diese handelt es sich nämlich) die Grade der Unterwürfigkeit unter einen Häuptling bezeichnet würden und dieselbe besonders bei einem Todesfalle eines Chefs zur Anwendung gelange, „um den Schmerz durch ein dauerhaftes Zeichen zu bekunden".

Digitized by Google

lange, bis er vorüber ist, niedersetzen. Kein Eingeborener darf sich an einem Orte, der über seinem Kopfe ist, aufhalten. Die, welche einem Chef ihre Aufwartung machen, hocken sich vor ihm nieder, legen ihren Kopf unter seine Fußsohlen, berühren seine Füße mit der inneren und äußeren Seite ihrer Finger an beiden Händen, stehen dann auf und gehen wieder fort. Es scheint, der König dürfe Niemanden abweisen, der ihm diese Aufwartung, Moe-Moea genannt, macht" (Bibliothek der neuesten Reisebeschreibungen, Leipzig 1786, 8, 253). „Unter den Chefs giebt es ebenso viele Classen, wie bei uns, aber die wenigsten besitzen große Districte, und die übrigen gehen von einem Höheren zu Lehen. Man hat mir gesagt, daß die ganze Verlassenschaft eines verstorbenen Insulaners dem Könige gehöre, der sie aber dem älteren Sohne des Verstorbenen zu geben pflege, unter der Bedingung, daß selbiger die übrigen Kinder versorge. Der Sohn des Königs führt nicht gleich von seiner Geburt an königlichen Titel und Würde, aber er erbt sie, so daß also die Regierungsform monarchisch und erblich ist" (a. a. O. S. 257). Auch die wirksame religiös-sociale Institution des Tabu oder Kapu ist Cook bekannt: „Als vor der Ankunft des Terreeobo (König in Owaihi) die Bai tabuirt war und auf unser Ansuchen an dem Tage, wo wir dem Kapitän Cook die letzte Ehre erwiesen, gleichfalls tabuirt wurde, unterwarfen sich die Eingeborenen dem Verbote auf das gewissenhafteste und strengste. Indessen weiß ich nicht, ob sie es aus Religionsgrundsätzen oder bloß aus Gehorsam gegen ihre Chefs gethan haben. Ebenso hielten sie sich von den Plätzen, wo unsere Sternwarten aufgerichtet waren und unsere Masten sich befanden, fern, als dieselben tabuirt waren. Ob nun aber gleich diese Art von Weihung durch Priester geschehen war, so kamen sie doch in den verbotenen Raum hinein, wenn wir es verlangten, und schienen also keineswegs durch Religionsgrundsätze davon abgehalten zu werden, sondern es ist vielmehr glaublich, daß sie bloß aus Furcht uns zu mißfallen sich dem Verbot gefügt hatten. Den Weibsleuten redeten wir umsonst zu, sich zu uns zu begeben, und es ist wahrscheinlich, daß sie unserem Verlangen deshalb widerstanden, weil der Morai (Tempel) in der Nähe war, dem sie sich auf allen Inseln in diesen Gewässern niemals nähern dürfen. Ich habe schon erzählt, daß für sie gewisse Speisen tabuirt sind, d. h. daß sie selbige nicht essen dürfen. Ich muß hierbei bemerken, daß die Insulaner das Wort Tabu ohne Unterschied von Person und Sache gebrauchen; sie sagen z. B. wir sind tabuirt oder die Bai ist tabuirt. Sie bedienen sich auch dieses Ausdruckes, um etwas Geheiligtes, sehr Ehrwürdiges oder den Göttern Gewidmetes zu bezeichnen. So wird der König von Owaihi genannt Oree-Tabu, ein Menschenopfer Tangata-Tabu" (S. 311). Bei dem in der Südsee ja so weit verbreiteten Cannibalismus berichtet unser Gewährsmann den für den Animismus ungemein bezeichnenden Zug vom Essen des Auges (meist des linken) durch den König — es ist dieselbe Idee, die sich in der bekannten

Digitized by Google

mythologischen Erzählung von dem Fressen der Seele [1]) durch die Gottheit offenbart, auf die letzten Endes jener Brauch zurückführt, d. h. die Stärkung der eigenen Kraft und die Schwächung der feindlichen Macht durch dessen psychische Resorption und Vernichtung. Was speciell die Tahitier anlangt, so verhält es sich mit ihnen folgendermaaßen: „Ihre Begriffe von der Gottheit sind sehr ausschweifend und thöricht. Sie glauben, daß dieselbe der Macht eben der Geister, denen sie das Dasein gegeben hat, unterworfen ist und von denselben gegessen wird, aber ein Vermögen besitzt, sich von Neuem wieder hervorzubringen. Ohne Zweifel bedienen sie sich des Ausdrucks essen deswegen, weil sie von immateriellen Sachen nur unter körperlichen Bildern zu reden wissen. Sie setzen hinzu, die Gottheit selbst frage die versammelten Geister, ob sie Willens seien, sie zu essen, und wenn die Geister diesen Entschluß gefaßt hätten, so könne sie ihn nicht hintertreiben. Die Bewohner der Erde glauben von dem, was in der Geisterwelt vorgeht, Wissenschaft zu haben; denn wenn der Mond abnimmt, so sagen sie, die Geister essen den Eatooa, und die Wiederentstehung desselben gehe von statten, wenn der Mond voll ist. Die mächtigsten Götter sind dieser Veränderung ebenso unterworfen, wie die untergeordneten Gottheiten. Sie behaupten weiter, daß alle Thiere, daß die Bäume, die Früchte und sogar die Steine Seelen haben, welche im Augenblick der Zerstörung oder des Todes zu der Gottheit aufsteigen, der sie sich anfänglich einverleiben, um hernach an den besonderen für sie bestimmten Wohnort zu gelangen. Sie sind überzeugt, daß die genaue Beobachtung ihrer Religionspflichten ihnen alle Arten von zeitlichen Vortheilen gewähre. Da sie ferner versichern, die mächtige und lebende Wirksamkeit des Gottesgeistes sei allenthalben verbreitet, so darf man sich nicht wundern, daß sie sich eine Menge abergläubischer Begriffe von seinen Wirkungen machen. Sie sagen, plötzliche Todes- und alle andere Unfälle seien eine unmittelbare Wirkung irgend einer Gottheit. Wenn sich ein Mensch an einen Stein stößt und sich nur eine Zehe verletzt, so schreiben sie die Wunde dem Eatooa zu, so daß sie also nach ihrer Mythologie in der That auf einer bezauberten Erde gehen" (a. a. O. S. 8, 362). Endlich ist auch Cook nicht die Aehnlichkeit mit griechischen Sagen entgangen, die vielfach so überraschend in den entsprechenden polynesischen Erzählungen hervortritt

[1]) Von den Tahitiern heißt es: „Sie glauben, die Seele sei immateriell und unsterblich, schwebe um die Lippen des Sterbenden, wenn er in den letzten Zügen liegt, herum und schwinge sich hernach zu der Gottheit auf, welche dieselbe mit ihrer eigenen Substanz vereinige, oder, nach ihrem Ausdruck, esse, da sie dann eine Zeit lang in diesem Zustande verbleibe, hernach aber an den zur Aufnahme aller Menschenseelen bestimmten Ort gelange, wo sie in einer ewigen Nacht oder, wie sie manchmal sprechen, in einer Dämmerung, die kein Ende findet, fortlebe. Sie halten nicht dafür, daß die auf Erden begangenen Verbrechen nach dem Tode ewig bestraft werden; denn die Gottheit ißt ohne Unterschied die Seelen der guten und der bösen Menschen. So viel aber ist gewiß, daß sie diese Vereinigung mit der Gottheit als eine Reinigung betrachten" (a. a. O. 8, 361).

Digitized by Google

(vgl. S. 8, 366), ein Punkt, der ja von späteren Forschern, ich erinnere hier nur an Bastian, Moerenhout, Fornander und den gelehrten König von Hawaii, Kalakaua selber so erfolgreich verwerthet ist.

3. J. R. Forster.

Den eigentlichen Vertreter der romantisch angehauchten Weltanschauung am Ende des vorigen Jahrhunderts dürfen wir in dem berühmten Forster erblicken, dessen Schilderungen ja auch in der Seele Al. v. Humboldt's, wie er selbst bekennt, die Sehnsucht nach den Tropen entflammte (Kosmos[1]) 2, 5). Maaßgebend ist für ihn, wie er in der Vorrede auseinandersetzt, immer der moralphilosophische Gesichtspunkt, welcher ja die ganze Aufklärung durchzieht: „Ich habe mich immer bemüht (so formulirt er sein Programm), die Ideen zu verbinden, welche durch verschiedene Vorfälle veranlaßt werden. Meine Absicht dabei war, die Natur des Menschen so viel möglich in mehreres Licht zu setzen und den Geist auf den Standpunkt zu erheben, aus welchem er einer ausgebreiteteren Aussicht genießt und die Wege der Vorsehung zu bewundern im Stande ist." (Joh. Reinh. Forster's Bemerkungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung, Naturgeschichte und sittlichen Philosophie auf seiner Reise um die Welt gesammelt. Berlin 1783.) Diese Perspective wird auch im theologischen Sinne ad majorem dei gloriam verwerthet, abermals so recht im Sinne jener Geschmacksrichtung: „Bei Betrachtung dieser verschiedenen Stufen menschlicher Vervollkommnung müssen wir zuletzt noch die Wege einer allweisen Vorsehung bewundern. Ueberall erreicht sie ihren Endzweck auf die einfachste Art, überall sorgt sie, mit mehr als Vatertreue, für das Glück des Menschengeschlechts. Von ihrer Hand gepflanzt liegen in der menschlichen Seele wunderbare Fähigkeiten und Kräfte. Es sei, daß eigene Schuld oder sonst ein unvorhergesehenes Unglück ein Völkchen zur untersten Stufe der Ausartung hinabschleudert, so liegt doch schon der Keim zur künftigen Rettung in jeder Seele und bürgt dafür, daß das Elend eines solchen Völkchens nicht lange dauern könne. Ein glücklicher Umstand entwickelt jene Kräfte, und sogleich strömt neues Leben durch alle Mitglieder dieser kleinen Gesellschaft, verschafft ihnen Mittel, aus ihrem Verfall wieder emporzukommen und eine bessere Stufe unter den vernünftigen Geschöpfen zu betreten. Auf diese Art kann auch der arme Feuerländer durch öfteren Umgang mit den Europäern, durch einen Zufall, wie z. B. durch die Entdeckung einer nützlichen Pflanze, durch die Auffindung des Eisens u. s. w. früh oder spät in seiner ganzen Art zu sein eine große Veränderung erfahren. Veränderte Art des Unterhalts, neue Kleidungsstücke, Waffen, Werkzeuge, neue Sitten und Gebräuche müssen auf seine Denkart und Wandlungen einen entscheidenden Einfluß haben, sein ganzes Gemüth um-

[1]) Hier ist freilich eigentlich Georg Forster, der Vater, gemeint.

Digitized by Google

schmelzen, mit einem Wort, ihn retten und aus der Dummheit und Trägheit, worin er jetzt steckt, gänzlich befreien. Wenn neue Ideenverbindungen, neue Begriffe den Verstand erst begrüßen, wenn der Einbildungskraft ein Feld geöffnet wird, wenn Erzählungen geschehener Thaten, wenn Gesänge und Tänze anfangen zu ergötzen, dann erwacht Leidenschaft im Herzen, die große Quelle der Thätigkeit, und ergießt ihr prometheisches Feuer in alle Einrichtungen des gemeinen Wesens. Leidenschaft, die, gemißbraucht und nicht in Schranken gehalten, schon oft die schrecklichsten Uebel über die menschliche Gesellschaft verhängte, wird also hier, in der Hand des allweisen Weltherrschers ein Werkzeug, das Glück der Völker zu fördern und sie allmählig zur sanften, stillen Tugend zu leiten. Wunderreicher Gang der Vorsehung! Staunend und anbetend im Staube vor dem Vater aller Seelen hegt mein Herz den Wunsch, daß doch auch die Menschen, die noch jetzt im widernatürlichen Zustand leben, bald in eine glücklichere Lage kommen mögen, wo Menschlichkeit und brüderliche Liebe alle ihrer Handlungen beseelen und ihnen die Würde wieder schenken möge, die dem edelsten Werk des Schöpfers gebührt" (S. 295).

In erster Linie wird es sich nun um die Stellung handeln, die Forster zu den Naturvölkern einnimmt; folgender Passus möge als Probe genügen: „Der Wilde, der durch irgend einen Stoß aus seinem bloß thierischen Zustande geweckt wird, dessen Geist und physische Kräfte zugleich in Bewegung gesetzt, ihn auf der Leiter der Wesen um eine Stufe höher heben, ist nun zwar auf dem Wege, Etwas zu werden; allein seine wiedererlangte Thätigkeit, die keinen Zügel fühlt, reißt ihn jetzt nur so viel leichter hin und läßt ihn Schandthaten begehen, wovor das Herz des gesitteten Menschen zurückbebt. Neuseeländer mit Feuerländern verglichen sind hiervon einleuchtende Beispiele. In vielem Betracht ist die Lage der ersteren viel leidlicher. Ihr ungleich sanfteres Clima erhärtet ihre Fasern nicht, wie bei den starrenden Pescherähs; und so wie ihr Blut sich freier bewegt und den ganzen Gliederbau mehr belebt, so werden sie auch mehrerer Empfindung fähig und bereichern ihren Verstand mit einer großen Menge von Begriffen. Die Bevölkerung ist ungleich beträchtlicher, Muth und Unerschrockenheit aber auch desto allgemeiner. Gemeinschaftliche Hülfeleistung, Belehrung, Erziehung sind Folgen der unter ihnen stattfindenden festeren Verbindung. Scharfsinnig genug, um gesundes Raisonnement zu fassen, und gelehrig genug, um sich Alles, was zu ihrem Vortheil gereichen kann, zu Nutze zu machen, werden wechselseitige Zuneigungen ihnen zum Bedürfniß und größere Gesellschaften ein Mittel, sich frei und unabhängig zu erhalten. Heftige Leidenschaften sind aber ihre einzigen Führer; diese wirken bei ihnen zugleich Böses und Gutes. Daher Beispiele von Freundschaft und Treue unter Barbaren, die gleichsam aus einem edlen Enthusiasmus entspringen und bei verfeinerten Völkern bereits in Vergessenheit gerathen oder nur noch bei Roman- und Fabeldichtern anzutreffen sind. In

Digitized by Google

der That sind ihre Begriffe von Ehrlichkeit und öffentlicher Treue beinahe romantisch, aber die von Unabhängigkeit und Freiheit sind es nicht weniger und veranlassen ein beständiges Mißtrauen. Die geringsten Kleinigkeiten werden Beleidigungen und die Rache entbrennt gar bald, um auch bloß eingebildete Uebel zu ahnden [1]). Von Fremden wird vollends weniger als von ihres Gleichen erduldet. Ihre Begriffe von Unabhängigkeit sind schwankend und gehen oft in Zügellosigkeit über. Sie fühlen eine Art von Begeisterung, in der sie keines Schreckens fähig sind; allein ihre Tapferkeit erwartet nicht, sie sucht vielmehr Gelegenheit. Ohne Veranlassung erregen sie in sich selbst einen rasenden Paroxysmus, stürzen sich alsdann in die augenscheinlichste Gefahr und streiten mit einer Standhaftigkeit, die Verachtung des Todes anzeigt. Im Siege sind sie grausam und rachgierig; ausschweifend in allen Affecten, treiben sie auch die Rache und Feindschaft bis in's Unmenschliche und verzehren die Opfer ihrer Tapferkeit. Gegen ihre Weiber sind sie harte Unterdrücker; sie gehen mit ihnen um als Sclavinnen und verworfenen Lastthieren. Wir haben mehrmals gesehen, wie sie den Europäern den Genuß ihrer Töchter und Verwandtinnen, ohne Einwilligung derselben, verkauften. Diese barbarische Nation liebt gleichwohl den Putz und Zierrath und schnitzt an den gewöhnlichsten Werkzeugen, wie an den Waffen allerlei Schnörkel und Spiralverzierungen, die bereits einigen Geschmack verrathen. Fabeln und romantische Erzählungen, Musik, Lieder, Tänze sind ihr Zeitvertreib. Sie beginnen sogar ihre Gefechte mit kriegerischem Tanz und Gesang. Auch haben sie einige Religionsbegriffe, Nachrichten von allerlei Göttern und einige Ueberzeugung von der Fortdauer abgeschiedener Seelen; doch ist, so viel wir bemerken konnten, keine Art des Aberglaubens sehr unter ihnen eingerissen. Bei gewissen Gelegenheiten, z. B. wenn Freundschaft errichtet, Friede geschlossen, Krieg erklärt oder Todte begraben werden sollen, bedienen sie sich gewisser, ihnen eigener Feierlichkeiten und Gebräuche" (a. a. O. S. 284). Dennoch ist unser Schriftsteller nicht von dem landläufigen Wahn befangen, ihnen eine höhere Glückseligkeit zuzuschreiben, wie das ja in den Augen manches europamüden Kritikers jener Zeit nur allzu oft geschah. „Wenn die Glückseligkeit (so läßt er sich vernehmen), welche wir in Europa theils genießen, theils genießen könnten, von denjenigen verderbten Mitbürgern beeinträchtigt wird, welche den Luxus und die Laster nebst ihrem Gefolge eingeführt und dadurch manche neue Gattung von Elend hervorgebracht haben, so folgt daraus noch keineswegs, daß die höchste Vervollkommnung und Aufklärung, die völlige, ungehinderte Entwicklung aller Seelenkräfte überhaupt der natürlichen, bürgerlichen und sittlichen Glückseligkeit nachtheilig sei, und

[1]) Diese Zuchtlosigkeit des sittlichen Gefühls, die bei aller natürlichen Gutartigkeit des Temperaments gar wohl bestehen kann, ist durch die verschiedenartigsten Berichte über die Naturvölker genügend bezeugt und sollte nicht mehr bezweifelt werden. Vgl. Lippert, Culturgeschichte I, 47 ff.

Digitized by Google

ebenso wenig, daß die Stufe der Entwicklung, worauf einige südländische Völker mit so vielem Reiz erscheinen, in Wahrheit jener höheren vorgezogen werden dürfe" (a. a. O. S. 256). Deshalb erscheint es gerade doppelt verdienstlich, jene Stämme einer höheren Gesittung entgegen zu führen: „Ist aber der Wilde nicht so glücklich, wie uns einige Schriftsteller überreden möchten, die ihn nie in seinem verfallenen Zustande sahen, so ist der Wunsch natürlich, ihn aus seiner trostlosen Lage zu heben, glücklicher, gesitteter, mit einem Wort, zu einem vollkommenen Menschen machen zu wollen, ohne ihm zugleich jene Bürde aufzuerlegen, welche bei uns den Mißbrauch unserer Vorzüge gemeiniglich begleitet" (S. 269). Ja, es scheint Forster bei diesem sehr vorsichtig anzustellenden Versuche fast die Ahnung von der Congruenz der Ontogenie und Phylogenie aufzudämmern, von jenem großen Entwicklungsgesetz, daß die Geschichte des Individuums die auf den knappsten Ausdruck gebrachte Stammesgeschichte repräsentirt, wenn er so fortfährt: „Kindheit des individuellen Menschen ist bloßes thierisches Leben. Auf eine ähnliche Art ist die unterste Stufe, wohin die Gesellschaft verfallen kann; bloß thierisch, unschuldig, harmlos, ohne Trug sind die Knabenjahre; Privateigenthum und persönliche Sicherheit sind Begriffe, die der Knabe erst lernen muß; denn er kannte bisher nur das Gesetz des Stärkeren. Ueber eben diese Gegenstände sieht es im Kopfe des Wilden nicht viel heller aus; außer seiner eigenen Sicherheit weiß er von keiner anderen; er raubt, was ihn gelüstet, wenn er es sonst nicht erhalten kann, und er schlägt ohne Anstand den, der schwächer ist. Der Jüngling hat die heftigsten Leidenschaften; er beleidigt oft alle Grundsätze der Moralität; nicht minder heftig und feurig ist auch der Barbar, ohne Grundsatz, ohne Zügel, der fürchterlichsten Excesse und Schandthaten fähig. Völker auf dieser Stufe bedürfen vor Allem der Erziehung und Vervollkommnung. Das reife männliche Alter hat mit dem gesitteten Zustande viele Aehnlichkeit." Im Uebrigen weiß unser Reisender sehr wohl zwischen den verschiedenen Stufen und Arten der Glückseligkeit (der lediglich äußeren, physischen, der sittlichen und endlich der socialen, oder wie er sich ausdrückt, der bürgerlichen) zu unterscheiden; was aber noch viel bemerkenswerther ist, er kennt auch die völlige Relativität des sittlichen Urtheils, wie es gegenüber einer einseitigen speculativen Ableitung die vergleichende Völkerkunde zur Evidenz bestätigt hat. Freilich vergißt er auch nicht hinzuzusetzen, daß trotz dieser Divergenz des Inhaltes der einzelnen ethischen Normen ein gewisses moralisches Gefühl als wirksamer Factor für diese ganze Entwicklung vorausgesetzt werden muß (vgl. S. 337).

Aus seinen positiven Ausführungen führen wir nur einige Momente an. Die Regierungsform war meist patriarchalisch, gründete sich auf das Ansehen eines durch Kraft und Einsicht berühmten Häuptlings und vererbte sich von Vater auf Sohn; es entstehen dann durch Kriege und Unterjochungen verschiedene Abstufungen in der socialen Gliederung, die Macht

Digitized by Google

des einfachen Häuptlings wächst immer mehr zu einer umschließenden königlichen aus, so daß zugleich eine Art Feudalismus und Lehenssystem entsteht. Die Ehe soll nach Forster, wenigstens in Tahiti, über die ersten rohen Stadien hinausgelangt sein. „Ganz anders verhält es sich (so erzählt er) unter einem gutmüthigen Volk, wo Clima, Bildung und hellere Begriffe die Leidenschaft veredeln und Bedürfnisse, die sonst mit Hunger und Durst in einer Classe standen, zu tugendhaften Gefühlen erhöhen. Zärtliche Besorgniß, sanfte Gefälligkeit, gegenseitige Achtung und Liebe sind eine Folge feinerer Sitten und das Glück, sich in seinen Kindern gleichsam wieder verjüngt zu sehen, giebt dort einen Beweggrund mehr zur Ehe ab, den der Wilde und Barbar nicht kannte. Die Nachkommenschaft so glücklicher Aeltern lernt nach ihrem Beispiel glücklich zu sein und wird zugleich durch eine liebreiche, zwangloſe Erziehung dahin geleitet. Die Ausbrüche ihrer Leidenschaften werden gemäßigt und Ordnung, Fleiß und sanfte Gesinnungen ihren jungen Gemüthern eingeflößt. So habe ich z. B. in O-Tahiti Mütter gesehen, die ihre Kinder bestraften und ihnen ihre Fehler vorhielten, obgleich unter diesem Volk die mütterliche Zärtlichkeit sehr groß ist. Mit einem Worte, sie haben Begriffe von Sittlichkeit, Ordnung, kindlicher Unterwürfigkeit und insbesondere von der Nothwendigkeit, diese Grundsätze ihren Kindern frühzeitig beizubringen. Ehrfurcht bezeugten die Jungen überall den Alten, und bei der geringsten, entferntesten Gefahr sah man sie jederzeit am ersten für ihre Aeltern besorgt; was diese geboten, ward willig und mit einer wirklich musterhaften Bereitwilligkeit befolgt. Der Vater war gleichsam die Seele seiner ganzen Familie, der dieselbe mit seiner vorzüglicheren Kenntniß und reiferen Erfahrung regierte“ (S. 306). Forster streift sodann in seiner Erörterung über die Verschiedenheit des Naturells bei einzelnen Völkern und Stämmen schon das heikle, später von Condorcet und Buckle so ausführlich behandelte Thema über die Wechselwirkung physischer und psychischer Ursachen bei der Entstehung eines Volkstypus. Mit Recht weist er das Clima als alleinigen Factor zurück und fordert dafür psychische Momente. „Man könnte (so heißt es) allen Fortgang in den Wissenschaften, alle Entwicklung und Vervollkommnung der Künste, der Manufacturen, der bürgerlichen Gesellschaft und der Sittlichkeit selbst, gleichsam die Summe der Bemühungen des ganzen Menschengeschlechts seit ihrem Dasein, nennen. Nichts ist wahrscheinlicher, als daß die ursprünglichen Familien vermittelst gegenseitiger Verbindung einander ihre angeerbten und erworbenen Kenntnisse, ihre darauf erbauten Grundsätze, ihre Einrichtungen und ihre mechanischen Künste zum Besten ihrer Nachkommenschaft mitgetheilt haben. So kannte und adoptirte man zum Theil in Griechenland die Wissenschaften, die Künste, Grundsätze, Verordnungen und Manufacturen der alten Egypter und der orientalischen Völker“ (S. 262). Richtig opponirt er ferner der gewöhnlichen Ableitung des Cannibalismus nur aus physiologischen Ur-

Digitized by Google

sachen, insbesondere aus dem Hunger; freilich diese Sitte lediglich mit ihm aus einer Zersetzung entstehen zu lassen (anstatt auf die maaßgebenden animistischen Vorstellungen zu recurriren), geht auch nicht wohl an. Was die Religion der Tahitier anlangt, so glaubt Forster dieselbe auf asiatische Ueberlieferungen zurückführen zu müssen. Denn „einmal ist es durch Sprache, Gebräuche, Sitten und Nebenumstände erwiesen, daß die Völker im Südmeer asiatischen Ursprungs sind, warum sollten sie folglich nicht auch von dort ihre Religionsbegriffe mit sich genommen haben? Zweitens, in Ansehung der Dinge, die eine Anstrengung des Verstandes, Aufmerksamkeit und Ueberlegung erfordern, und in lauter abgezogenen Begriffen bestehen, ist die Trägheit den Menschen so eigen, daß sie weit eher auf dem schon gebahnten Wege fortgehen, als selbst Bahn brechen und ihre Seelenkräfte aus eigenem Antrieb in Thätigkeit versetzen. Natürlich ist folglich zu vermuthen, daß die Insulaner lieber den Meinungen ihrer asiatischen Vorältern haben treu bleiben, als in eigener Kraft ein neues Religionssystem erfinden wollen. Drittens ist die Uebereinstimmung der tahitischen Religionsbegriffe mit den ostasiatischen so auffallend, daß man keinen Augenblick anstehen kann, jene von diesen herzuleiten" (S. 463). An bestimmten concreten Zügen weiß er Manches zu berichten, das eine spätere eindringlichere Forschung [1]) bestätigt hat. „Sie erzählen (so schreibt er), daß, nachdem ihr oberster Gott Taro-a-teay-etumu mit seinem Weibe O-te-Pappa viele Gottheiten von beiderlei Geschlecht erzeugt und diese zu Schöpfern und Regierern der verschiedenen Theile des Weltalls verordnet, nachdem er sodann die Inseln gebildet, indem er sein Weib O-te-Pappa durch's Meer geschleppt, so habe er endlich mit ihr einen Sohn, Namens O-Tea erzeugt, und dies sei der erste Mensch gewesen. Von eben diesen Aeltern ward auch eine Tochter geboren, welche O-te-Torro hieß und das Weib des ersten Menschen, des O-Tea ward. Von diesem Paar ist ihrer Meinung nach das ganze Menschengeschlecht entsprossen" (S. 477, vgl. S. 465).

4. Ad. Chamisso.

Obgleich Chamisso seine Weltumsegelung wesentlich unternahm, um botanische und geologische Studien zu machen, woran sich auch noch sprachliche Untersuchungen schlossen, so drängte sich doch ganz von selbst seiner feinsinnigen Beobachtung eine solche Fülle von Eindrücken auf, daß dabei auch die Völkerkunde nicht leer ausging. Mit einer gewissen Entrüstung wendet er sich in erster Linie gegen die vielfach noch übliche Auffassung der Naturvölker als Wilde, wenigstens in Bezug auf die Polynesier: „Ich

[1]) Vgl. z. B. Bastian, Heilige Sage der Polynesier und Oceanier, dann Moerenhout, Reise nach den Inseln der Südsee; Fornander, Die Wanderungen der Polynesier (3 Bände, London) u. s. w.

Digitized by Google

ergreife dieſe Gelegenheit auch hier, gegen die Benennung Wilde in ihrer Anwendung auf die Südſee-Inſulaner feierlichſt Proteſt einzulegen. Ich verbinde gern, ſo viel ich kann, beſtimmte Begriffe mit den Wörtern, die ich gebrauche. Ein Wilder iſt für mich ein Menſch, der ohne feſten Wohnſitz, Feldbau und gezähmte Thiere keinen anderen Beſitz kennt, als ſeine Waffen, mit denen er ſich von der Jagd ernährt. Wo den Südſee-Inſulanern Verderbtheit der Sitten Schuld gegeben werden kann, ſcheint mir ſolche nicht von der Wildheit, ſondern vielmehr von der Uebergeſittung zu zeugen. Die verſchiedenen Erfindungen, die Münze, die Schrift u. ſ. w., welche die verſchiedenen Stufen der Geſittung abzumeſſen geeignet ſind, auf denen Völker unſeres Continentes ſich befinden, hören unter ſo veränderten Bedingungen auf, einen Maaßſtab abzugeben für dieſe inſulariſch abgeſchloſſenen Menſchenfamilien, die unter dieſem wonnigen Himmel ohne Geſtern und Morgen dem Moment leben und dem Genuſſe" (I, 119, Geſammelte Werke). Deshalb entzückt den bewundernden Blick des Künſtlers die einfache, unverhüllte Natur, der er auf Schritt und Tritt begegnet: „Ich finde die Schönheit in der einfachen, nicht verunſtalteten Natur, und ich weiß ſie nicht anders zu preiſen, als wenn ich ihr die Unnatur grell gegenüberſtelle. Ich finde, daß die Schönheit ſich überall mit der Zweckmäßigkeit paart. Für den Menſchen iſt die menſchliche Geſtalt das Schönſte (nebenbei bemerkt, ein echt griechiſcher Standpunkt), es kann nicht anders ſein. Die geſunde, ebenmäßige Ausbildung derſelben in allen ihren Theilen bedingt allein ihre Schönheit. Der größere Geſichtswinkel bedingt die Schönheit des Antlitzes, weil der Menſch ſich als denkendes Weſen über die Thiere erhebt und in dem Zunehmen jenes Winkels den Ausdruck ſeiner Vermenſchlichung findet. Die Kleidung dient einerſeits der Schamhaftigkeit[1]), die den Körper zum Theil verdecken will, anderſeits der Bedürftigkeit, die Schutz gegen äußere Einwirkungen ſucht. Nur der Barbar ruft ſie zu Verunſtaltungen, in denen er ſich wohlgefällt, zu Hülfe. Die Kleidung der Polyneſier im Allgemeinen genügt der Schamhaftigkeit, ohne den edlen Gliederbau des kräftigen, geſunden, ſchönen Menſchen zu verhüllen. Der Mantel der O-Wahier, der nach Bedürfniß und Laune umgenommen und abgelegt wird, und von dem ſich vor einem Mächtigeren zu entblößen die Ehrfurcht gebietet, iſt eben ſo ſchön als zweckmäßig. Aber die Tatuirung? Die Tatuirung iſt eine ſehr allgemeine Sitte unter den Menſchen; Californier und Eskimos huldigen ihr mehr oder weniger, und das moſaiſche Verbot bekundet, daß ihr die Völker anhingen, von denen die Kinder Iſraels abgeſondert werden ſollten. Die Tatuirung,

[1]) Chamiſſo unterſcheidet ganz richtig zwiſchen Scham und Keuſchheit und zwar ſo: Die Scham ſcheint mir mit dem Menſchen angeboren zu ſein, aber die Keuſchheit iſt nur nach unſeren Satzungen eine Tugend. In einem der Natur näheren Zuſtande wird erſt das Weib in dieſer Hinſicht durch den Willen des Mannes gebunden, deſſen Beſitzthum es geworden iſt (I, 217).

Digitized by Google

auf verschiedenen Inseln des großen Oceans angewandt, bildet auf Radack ein kunstmäßiges Ganze. Sie verhüllt und verunstaltet die Formen nicht, sie schließt sich ihnen an mit anmuthiger Verzierung und scheint deren Schönheit zu erhöhen . . . Indem wir uns in unsere häßliche Kleider einzwängen, verzichten wir auf den Ausdruck des Körpers und der Arme; die Mimik tritt bei uns Nord-Europäern ganz zurück, und wir schauen kaum dem Redenden in's Antlitz. Der bewegliche, gesprächige Polynesier redet mit Mund, Antlitz und Geberden, so daß zweckmäßig der schnellste und kürzeste Ausdruck gewählt wird und ein Wink an die Stelle einer Rede tritt. Unser Schuh- und Stiefelwerk hat für uns den Gebrauch der Füße auf das Gehen beschränkt. Dem vierhändigen Polynesier leisten sie noch ganz andere Dienste. Er hält und sichert mit den Füßen den Gegenstand, woran er mit den Händen arbeitet, die Matte, die er flechtet, die Schnur, die er dreht, das Stück Holz, worauf er durch Reibung Feuer hervorbringen will. Wie unbeholfen, langsam und ungeschickt müssen wir uns bücken, um Etwas, was zu unseren Füßen liegt, aufzuheben; der Polynesier faßt es mit dem Fuße, der es der Hand von derselben Seite zureicht, und er hat sich nicht gerührt und hat zu reden nicht aufgehört. Soll etwas, was auf dem Verdecke eines Schiffes liegt, entwendet werden, faßt es Einer mit dem Fuße und reicht es dem Anderen; es wandert von Fuß zu Fuß über Bord, während die ausgesetzte Schildwache Allen nach den Händen sieht und nichts merkt" (3, 251 ff.).

Der breite Untergrund jeder mythologischen und religiösen Weltanschauung, des Animismus, drängte sich auch unserem Gewährsmann bei seinem Besuch des polynesischen Archipels wiederholt auf: „Es ist die Medicin für den, der ihrer bedarf, eine heimliche, fast zauberische Kraft. Auf dem Glauben beruht immer ein guter Theil ihrer Kraft. Zauberei und Magie, die tausendgestaltig, tausendnamig ausgebreitet und alt sind, wie das menschliche Geschlecht, waren die erste Heilkunst und werden auch wohl die letzte sein. Sie verjüngen sich unabläßig unter neuen Namen und zeitgemäßen Formen — für uns unter wissenschaftlicheren und heißen Mesmerismus ꝛc. Ich will Niemanden beleidigen. Wer aber wird bestreiten, daß heutzutage noch in einer aufgeklärten Stadt, wie in Berlin, mehr Krankheiten besprochen oder durch Sympathie und Wundermittel behandelt, als der Sorge des wissenschaftlichen Arztes anvertraut werden?" (3, 276). Diese Perspective macht sich auch in Bezug auf das früher schon erwähnte religiös-sociale Verbot des Tabu geltend: „Man wird wohl vergeblich versuchen, die heiligen, vielfach abwehrenden Sitten und Gesetze des Tabu, welche die Geschlechter absondern, zwischen den Classen des Volkes unumstößliche Scheidemauern erheben, und bei den verschiedenen Völkern verschieden, bei allen in demselben die Grundfesten der geselligen Ordnung sind, auf ein Princip und eine Quelle zurückzuführen und diese Menschensatzungen in ihrem Zusammenhange zu verstehen oder sie von dem

Digitized by Google

religiösen und Civilsystem anderer bekannter Nationen abzuleiten. Hier fehlt die Schrift, und wer vermöchte, hätten wir nicht die geschriebenen Documente zur Hand, aus den ähnlichen Verboten und Bräuchen der Juden den milden Geist der mosaischen Gesetzgebung wiederzufinden, die auch dem Thiere ein wohl abgemessenes Recht zuerkennt und worin uns übrigens noch die Idee von rein und unrein unbegründet erscheint. Wir erinnern beiläufig, ohne etwas daraus zu folgern, daß das Wort Tabu mit gleichem Sinn als auf den Südsee-Inseln in den mosaischen Büchern vorkommt. Wir sind außerdem weit entfernt, anzunehmen, daß jede Civil- oder religiöse Ordnung als ein vollendetes Ganzes aus einem Geiste hervorgegangen sei: solchen Bau führt öfters die Geschichte aus, die vom Zufall die Steine dazu empfängt. Und sehen wir nicht selbst den blöden Menschen aus einer rein geistigen Religion zum Polytheismus zurückkehren und sein erstes Vertrauen dem materiellen Gegenstand, dem Stein, dem Holz zuwenden?" (4, 62).

Ueber die Frage der Einwanderung der Polynesier äußert sich Chamisso folgendermaaßen: „Die unter den Insulanern der Südsee so tief eingewurzelte Ungleichheit der Volksclassen, die besondere Heiligkeit etlicher Familien und Personen, die von Vermögen und Civilmacht unabhängig sind, erinnern unwillkürlich an Indien. . . . Der freiwillige Tod der Gattin bei der Bestattung des Gatten auf den Fiji-Inseln und die ähnliche Sitte in der Familie des Tooitonga auf Tonga deutet auch nach Indien. Bringt man nun die Frage in Anregung, wie und zu welcher Zeit ein ursprünglich asiatisches Volk sich gegen den Lauf der Winde, seine Hausthiere und nützliche Gewächse mit sich bringend, auf die entlegensten Inseln des großen Oceans verstreut hat, wie da in ihrer Abgeschiedenheit die verschiedenen Völker noch ähnliche Sitten und Künste bewahren und bei dem Mangel an Schrift, die allein die Sprache in ihrer Wandelbarkeit festzuhalten im Stande scheint, und bei dem Gebrauch willkürlicher Spracherneuerungen dennoch eine gemeinsame Mundart reden: So stehen wir in unserer Unwissenheit bloß. Die erwähnten Umstände beweisen eine gleichzeitige Auswanderung von einem Punkte aus und scheinen auf eine neuere Epoche zu deuten, die Kindheit aber der Sprache und in mancher Hinsicht des Volkes selbst scheinen den Zeitpunkt selbst in ein graues Alterthum zu tauchen. Unsere ersten Seefahrer haben die Völker der Südsee in dem Zustande gefunden, worin sie noch sind (4, 63) [1]).

Was endlich die socialen Verhältnisse anlangt, so fußt der (übrigens durch seinen vertrauten Freund Kadu vorzüglich orientirte) Forscher viel-

[1]) Vgl. zu diesem ganzen Problem Ratzel, Völkerkunde, 2. Aufl., I, 160 ff., der sich, wie die meisten Forscher, einer malayischen Einwanderung zuneigt; arabisch-cuschitische Berührungen will Ab. Fornander in seinem vorzüglichen Werk erkennen: An account of the Polynesian race, its origin and migrations, 3 Bände, London 1878 ff., eine Hypothese, die nicht selten zu höchst gewagten Schlüssen verführt.

Digitized by Google

fach auf Berichten des competenten Reisenden Marini: „Die Verhältnisse einer geselligen Ordnung, die auf keinem geschriebenen Gesetz und Recht, sondern, mächtiger als die Gewalt, auf Glauben und Herkommen beruhen, sind verschiedentlich angesehen und gedeutet zu werden fähig. Herr Marini nimmt im Volke von O-Waihi vier Kasten an. De Sangre real die Fürsten, de hidalguia der Adel, de gente media der Mittelstand (der bei Weitem die Mehrzahl der Bevölkerung ausmacht) und de basa plebe das niedere Volk, ein verachtetes Geschlecht, das nicht zahlreich ist. Sonst war jeder Weiße gleich dem Adel geachtet, jetzt hängt sein Verhältniß von eigener Persönlichkeit ab. Den Herren der Insel gehört das Land, die Herren besitzen die Erde nur als Lehen; die Lehen sind erblich, aber unveräußerlich, sie fallen dem König wieder zu. Mächtige Herren mögen wohl sich empören und, was sie besitzen, vertheidigen. Das Recht der Stärkeren macht den Herren der Insel aus. Die großen Herren führen unter sich ihre Fehden mit den Waffen. Der Herr führt im Krieg seine Männer an, kein Unedler kann ein Lehen besitzen und Männer anführen; er kann nur Verwalter des Gutes sein. Welche die Erde bauen, sind Pächter oder Bauern des Lehensbesitzes oder unmittelbar des Königs. Von aller Erde wird dem Könige Tribut bezahlt. Ueber die verschiedenen Inseln und Gebiete sind vornehme Häuptlinge als Statthalter eingesetzt. Das Volk steht fast in der Willkür der Herren, aber Sclaven oder Leibeigene (glebae adscripti) giebt es nicht. Der Bauer und der Knecht ziehen und wandern, wie es ihnen gefällt. Der Mann ist frei; getödtet kann er werden, aber nicht verkauft und nicht gehalten. Herren oder Adelige ohne Land dienen Mächtigeren. Der Herr der Insel unterhält ihrer Viele und seine Ruderer sind ausschließlich aus dieser Kaste. Es versteht sich, daß diese Kasten dergestalt geschieden sind, daß kein Uebergang aus der einen in die andere möglich ist. Ein Adel, der gegeben und genommen werden kann, ist kein Adel. Das Weib wird nicht des Standes ihres Mannes theilhaftig. Der Stand der Kinder wird nach gewissen, sehr bestimmten Gesetzen, vorzüglich durch den der Mutter, aber auch durch den des Vaters bestimmt. Eine Edle, die einen Mann aus dem niederen Volk heirathet, verliert ihren Stand erst dadurch, daß sie ihm Kinder gebärt, in welchem Falle sie mit ihren Kindern in die Kaste ihres Mannes übergeht. Nicht die Erstgeburt, sondern bei der Vielweiberei die edlere Geburt von Mutterseite bestimmt das Erbrecht“ (II, 308 ff.).

II. Culturgeschichtliche Bearbeitung.

Wer mit strengem Maaßstab die ethnographischen Leistungen beurtheilt, von denen wir soeben einen knappen Abriß gegeben haben, der wird, trotz aller Anerkennung im Einzelnen, doch den Gewinn im Ganzen und Großen recht spärlich finden. Das gilt ganz besonders von denjenigen

Digitized by Google

Schilderungen, welche unter dem überwältigenden Eindruck der neu (oder besser gesagt wieder) entdeckten polynesischen Inselwelt bei den europamüden Seefahrern entstanden. Und doch sollte man nicht allzu geringschätzig über diese kraftvolle, trotz aller Sentimentalität und Romantik an energischen Impulsen äußerst reiche Periode denken; einmal verdanken wir es ihr in der That, daß die äußere Orientirung über den Erdball nunmehr für immer ein Bestandtheil der Wissenschaft wurde, und sodann übte sie, wie wir im Verlauf unserer Untersuchung immer mehr sehen werden, nach den verschiedensten Richtungen hin die fruchtbarsten Anregungen aus. Das leuchtet schon bei einer flüchtigen Ueberlegung ein; wie die französische Revolution mit dem System des absoluten Despotismus gründlich aufräumte und durch die Begründung der allgemeinen Menschenrechte eine ganz neue Basis des Staatsrechts schuf, so zeigte sich auch dieser radicale Trieb in der allgemeinen Auffassung des geistigen Lebens, in dem energischen Bestreben, mit den herkömmlichen Normen und Autoritäten der Ueberlieferung zu brechen und überall zu den natürlichen Grundlagen des menschlichen Daseins zurückzukehren. Wie bei jeder solchen gewaltsamen Krisis der Weltanschauung, so entwickelte sich auch damals eine gründliche Verachtung der bisherigen Cultur und Gesittung, ein förmlicher Ekel vor den Errungenschaften der Civilisation, wie anderseits eine sentimentale Sehnsucht nach den idyllischen Stätten eines leibhaftigen Paradieses, wie es vor den trunkenen Blicken der schwärmerischen Abendländer aus den Wellen des großen Oceans sich zu erheben schien. Dennoch ist es ein höchst wohlfeiler Triumph, wenn man in unnahbarer Souveränetät über diese für die Entwicklung des modernen Geistes höchst wichtige Epoche [1]) ohne Weiteres den Stab bricht, wie das jetzt mitunter geschieht. Man muß schon zufrieden sein, wenn wenigstens der Versuch einer objectiven Würdigung dabei hervortritt, wie z. B. in der Darstellung Hellwald's, Naturgeschichte des Menschen I, 72. Aber gerade in der hier zuerst versuchten culturgeschichtlichen Perspective, welche entgegen der früheren, auf die Vertreter der höchsten geistigen Entfaltung beschränkten Auffassung auch die niederen Stufen der socialen Entwicklung mit in ihren Bereich zog, liegen die fruchtbaren Keime der späteren Völkerkunde verborgen, wie sie unsere Gegenwart gezeitigt hat. In der Universalgeschichte, wie der landläufige Name meist lautet, ist der psychische Theil der modernen Ethnologie anticipirt, und es ist in der That kein Zufall, wenn dort zuerst auch die Bezeichnung Ethnologie hervortritt (vgl. Bastian, Vorgeschichte der Ethnologie S. 14 ff.). Im Uebrigen ist die erste Anregung zu dieser Auffassung von Frankreich ausgegangen, als dem Mittelpunkt für die Cultur

[1]) Vgl. darüber Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts II, 543, der mit vollem Recht die inneren Beziehungen zwischen jener Zeit und unserer classischen Literatur aufsucht.

Digitized by Google

und Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, und erst später haben wir die Erbschaft unserer Nachbarn angetreten, um sie dann freilich, wie in manchen anderen Beziehungen, auch hier zu überflügeln, — man denke nur an die eine geniale Leistung unseres Herder! Wie schon bei anderen Gelegenheiten, so ist es gleichfalls an dieser Stelle nicht unser Bestreben, ein lückenloses Bild dieser geistigen Bewegung zu entwerfen; es handelt sich für uns vielmehr nur um einige hervorragende Vertreter dieser Richtung, die als die geistigen Führer dieser ganzen Strömung aufzufassen sind. Nur mit dieser specifischen culturgeschichtlichen Aufgabe haben wir es hier zu thun, die anderweitige Bedeutung der betreffenden Männer, etwa auf politischem, philosophischem oder ästhetischem Gebiet kommt nicht für uns in Betracht.

1. Montesquieu.

Montesquieu's europäische Berühmtheit gründet sich vor Allem darauf, daß er mit unzweideutiger Schärfe und Bestimmtheit die Grundlagen der socialen Entwicklung aus dem Gewirre der zeitgenössischen politischen Verhältnisse heraushob und überall als das Ideal die englische Verfassung hinstellte, so daß Hettner seinen L'ésprit des lois neben Rousseau's Contrat social das wichtigste Buch des achtzehnten Jahrhunderts nennt (Literaturgesch. II, 469). Uns kommt es hier nur auf die Begründung der allgemeinen Gesetze an, welche überhaupt für alle menschlichen Associationen wirksam sind, und auf die Erörterung des seitdem nicht wieder aus der Discussion verschwundenen Problems über die Beziehung des Menschen zur Natur und Umgebung. „Die Gesetze (so beginnt er seine Erörterung) in der allgemeinsten Bedeutung sind nothwendige Beziehungen, welche sich aus der Natur der Dinge ableiten, und in diesem Sinne haben alle Wesen ihre Gesetze. Die Gottheit hat ihre Gesetze, die materielle Welt hat ihre Gesetze, die dem Menschen überlegenen Geister haben ihre Gesetze, die Thiere und die Menschen. Diejenigen, welche behauptet haben, daß ein blindes Schicksal alle Wirkungen, die wir in der Welt sehen, hervorbringe, haben eine große Absurdität behauptet; denn welche Absurdität kann größer sein als die, daß ein blindes Schicksal vernünftige Wesen hervorbringen könnte? Es giebt mithin eine ursprüngliche Vernunft, und die Beziehungen, welche sich zwischen ihr und den verschiedenen Wesen finden, und die Beziehungen dieser verschiedenen Wesen unter einander sind die Gesetze. Gott hat eine Beziehung mit dem Universum als Schöpfer und als Erhalter haben müssen; die Gesetze, denen gemäß er geschaffen hat, sind diejenigen, nach denen er sie erhält; er handelt nach diesen Regeln, weil er sie kennt, er kennt sie, weil er sie gemacht hat; er hat sie gemacht, weil sie mit seiner Weisheit und Macht Beziehung haben. Wie wir sehen, daß die Welt, durch die Bewegung der Materie gebildet und der Vernunft beraubt, immerfort besteht, so müssen ihre Bewegungen unveränderliche Gesetze haben;

Digitized by Google

und wenn man sich eine andere Welt vorstellen wollte als unsere, so würde sie doch constante Regeln haben oder sie würde zu Grunde gehen. Ebenso setzt die Schöpfung, welche ein willkürlicher Act zu sein scheint, nicht minder unabänderliche Regeln wie das Schicksal des Atheisten. Es würde widersinnig sein, zu behaupten, daß der Schöpfer ohne diese Regeln die Welt regieren könnte, weil die Welt niemals ohne dieselbe bestehen können würde. Diese Regeln sind eine ewig bestehende Beziehung" (Geist der Gesetze, Ges. Werke Paris 1856, I, 4). Diese Beziehungen sind älter und maaßgebender als die sog. positiven Gesetze, das Werk der menschlichen Hände. „Aber die vernünftige Welt wird ebenso gut durch Gesetze regiert wie die physische; denn obwohl jene auch ihre Gesetze hat, welche durch ihre Natur unveränderlich sind, folgt sie ihnen doch nicht unaufhörlich, wie die physische Welt den ihrigen. Der Grund davon ist der, daß die einzelnen vernünftigen Wesen durch ihre Natur beschränkt und deshalb dem Irrthum unterworfen sind, und anderseits ist es gerade ihre Bestimmung und Anlage, durch sich selbst zu handeln. Sie folgen also nicht jedesmal ihren ursprünglichen Gesetzen, ja selbst nicht einmal immer denen, welche sie sich selbst gegeben haben. . . . Der Mensch als physisches Wesen ist ebenso wie die übrigen Körper durch unabänderliche Gesetze regiert, als vernünftiges Wesen verletzt er unaufhörlich die durch Gott gegebenen Gesetze und verändert diejenigen, welche er selbst geschaffen hat. Er müßte sich darnach richten, und dabei ist er ein beschränktes Wesen, der Unwissenheit und dem Irrthum unterworfen, wie alle beschränkten Geister; ja sogar verliert er noch die mangelhaften Kenntnisse, die er besitzt." Um das Wesen der Menschen von Grund aus kennen zu lernen, muß man den Menschen vor seiner Vereinigung zu bestimmten Organisationen studiren, und da ergeben sich für die Betrachtung vier große Gesetze. „Der Mensch im Naturzustande wird viel eher die Fähigkeit zu erkennen haben, als einzelne Kenntnisse. Es ist klar, daß seine ersten Ideen keine speculative gewesen sind; er mußte zunächst an die Erhaltung seiner Gattung denken, ehe er den Ursprung seines Wesens erforschen würde. Ein ähnlicher Mensch würde in erster Linie nur seine Schwäche fühlen, seine Furchtsamkeit ist eine äußerst große, Alles läßt ihn erzittern und fliehen. In diesem Zustande fühlt sich ein Jeder unterlegen, kaum irgend Einer gleich; man würde sich also nicht anzugreifen suchen, und das erste Naturgesetz würde der Friede sein. Der Wunsch, den Hobbes zuerst den Menschen beilegt, sich einander zu unterjochen, ist nicht verständlich. Die Idee der Herrschaft und der Beherrschung ist eine so verwickelte und hängt von so vielen anderen Ideen ab, daß sie nicht Anfangs bestanden haben kann" (S. 6). Dieser ursprüngliche Friedenszustand (allerdings der Annahme von Hobbes von dem bellum omnium contra omnes möglichst entgegengesetzt) weicht aber einer kriegerischen Entwicklung, sobald sich die Menschen in socialen Gruppen vereinigen. „Denn jede besondere Gemeinschaft beginnt ihre Kraft zu fühlen, was einen

Digitized by Google

Kriegszustand von Nation zu Nation hervorruft. Die Einzelnen in dieser Gemeinschaft beginnen gleichfalls ihre Kraft zu fühlen, sie suchen die hauptsächlichsten Vortheile dieser Gemeinschaft zu ihren Gunsten zu wenden, und das bewirkt zwischen ihnen einen Kriegszustand. Diese zwei Arten des Kriegszustandes bewirken die Gesetze zwischen den Menschen. Als Bewohner eines so großen Planeten betrachtet, daß es nothwendig verschiedene Völker giebt, haben sie Gesetze für die Beziehung, welche die Völker unter einander haben, und das ist das Völkerrecht. Betrachtet als lebend in einer Gemeinschaft, welche aufrecht erhalten werden muß, haben sie Gesetze für die Beziehung, welche zwischen den Regierenden und Regierten besteht, und das ist das politische Gesetz. Schließlich befinden sie sich noch in der Beziehung, welche alle Bürger unter einander haben, und das ist das bürgerliche Gesetz" (S. 7). Gegenüber dem Völkerrecht, das schlechthin allgemeine Gültigkeit verlangen darf, und somit für alle Völker besteht, ist das politische Recht nothwendig mit einer specifischen socialen Organisation verknüpft, ob nun die Regierung in der Hand eines Mannes ruht (Monarchie) oder mehrerer (Republik). Das Ideal aber einer guten Verfassung ist bedingt durch vier Momente: „Das Gesetz im Allgemeinen ist die menschliche Vernunft, insofern sie alle Völker der Erde beherrscht, und die politischen und socialen Gesetze jeder Nation müssen nur die besonderen Fälle sein, wo die menschliche Vernunft zur Anwendung kommt. Sie (die Gesetze) müssen sodann dem Volk angemessen sein, für welches sie gegeben sind, und es ist ein großer Zufall, wenn die einer Nation für eine andere passen. Sie müssen sich drittens richten nach der Beschaffenheit und dem Charakter der Regierung, welche begründet ist oder begründet werden soll. . . . Sie müssen endlich dem Aeußeren des Landes entsprechen, dem eisigen, heißen oder gemäßigten Clima, der Beschaffenheit des Erdreiches, der Lebensweise der Bewohner u. s. w. Alle diese Beziehungen bilden letzten Endes den Geist der Gesetze" (S. 8).

Diesen allgemeinen Erörterungen schließen sich nun im Laufe der Untersuchung die vielseitigen Betrachtungen an über die Naturbedingtheit aller socialen und rechtlichen Einrichtungen, über die organische Nothwendigkeit, die in der staatlichen Entwicklung zum Ausdruck kommt, Alles in denkbar schärfstem Gegensatz zu der in jener Zeit und bis Mitte, resp. Ende sogar des achtzehnten Jahrhunderts herrschenden rationalistischen Ansicht von der Entstehung des Staates auf Grund bestimmter, ad hoc geschlossener Verträge. Das vierzehnte Buch bis zum achtzehnten behandelt das schwierige Problem, das sich einer eindringenden und jenen Gesichtspunkt fortführenden Forschung in den Weg stellt, über die Wechselwirkung physischer und psychischer Factoren in diesem Proceß. Es ist der Ursprung einer bestimmten Volksart, die Abhängigkeit von mächtigen physikalischen Gründen (wie vor Allem Klima, Bodenbeschaffenheit, Nahrung u. s. w.), was den scharfsinnigen Denker beschäftigt. „Das heiße Klima ruft eine gewisse

Digitized by Google

Abstumpfung und Erschlaffung der Organe und der ganzen menschlichen Constitution hervor, daher finden wir im Orient eine solche Beständigkeit, um nicht zu sagen, Unveränderlichkeit und Eintönigkeit der Sitten, Einrichtungen und Anschauungen. So kann man auch verstehen, weshalb wir dort gerade die Sclaverei (die im Uebrigen gegen die angeborene Gleichheit der Menschen streitet und deshalb ganz und gar unnatürlich ist) in so üppigem Flor treffen. Die natürliche Schwäche des Menschen und die Furcht vor der Züchtigung sind im Besonderen hierbei wirksam gewesen. In fruchtbaren, weit ausgedehnten Landschaften, — „wo man Nichts dem Stärkeren abzustreiten vermag, wo man sich ihm also unterwirft und wenn man ihm unterworfen ist, wird der Geist der Freiheit nicht wiederkehren" (S. 33), — ist die eigentliche Blüthe des Despotismus [1]), während die bergigen Striche einen kräftigen, unabhängigen, freiheitsstolzen Menschenschlag hervorbringen. Dasselbe gilt für die Inselbewohner, die weit von großen Reichen getrennt und somit vor Eroberern geschützt sind. Natürlich spielen daneben auch rein menschliche Eigenschaften als solche eine gewisse Rolle; so spricht Montesquieu mit Recht von der Geschicklichkeit und dem Fleiß im Anbau solcher Länder, die erst durch Menschenhände eine höhere Cultur haben, wie China, Egypten und Holland, — man könnte noch das vielberufene Stromland des Euphrat und Tigris hinzufügen. Daß damit auch andere Momente, wie Handel und Wirthschaft, Geldmittel und Verkehrswege im Gegensatz zu völlig verarmten oder nicht erschlossenen oder, was noch schlimmer ist, zu uncultivirbaren Ländern in's Gewicht fallen, bedarf wohl nur der Andeutung. Dazwischen sind gelegentlich allgemeine, man könnte fast sagen völkerpsychologische Bemerkungen gestreut, wie z. B. die Notiz von der Schamhaftigkeit, die er als ein natürliches Erbgut der menschlichen Rasse in Anspruch nimmt. „Alle Völker stimmen darin überein, ihre Verachtung über die Unkeuschheit der Frauen auszudrücken, deshalb weil die Natur zu allen Völkern darin spricht. Sie hat die Vertheidung und den Angriff geschaffen, und indem sie von beiden Seiten die Wünsche erregte, hat sie auf die eine die Verwegenheit, auf der anderen die Scham gesetzt. Es ist also nicht wahr, daß die Unkeuschheit den Gesetzen der Natur folgt; im Gegentheil sie verletzt dieselben: die Züchtigkeit und Zurückhaltung folgen vielmehr diesen Gesetzen. Uebrigens liegt es in

[1]) Diesen Gedanken hat später, wie wir sehen werden, Buckle wieder aufgenommen und durch ein ungleich größeres Material genauer zu begründen versucht, vgl. darüber auch Ratzel, Anthropogeographie I, 43 ff. Als neuester geistreicher Versuch, der freilich nicht frei von Widersprüchen ist und die psychische Volksart als solche ganz leugnet, wäre v. Ihering zu nennen: Vorgeschichte der Indo-Europäer, Leipzig 1894, besonders S. 93 ff., wo die Perspective zunächst auf die Babylonier und dann ganz allgemein auf Semiten und Arier angewandt wird. Ihering's Satz ist: Der Boden ist das Volk, — nur freilich mit dem wichtigen Zusatz, daß unter Boden auch das ganze geschichtliche Leben jener Völker, die Berührung mit anderen u. s. w. mitgemeint ist; vgl. endlich noch Waitz, Anthropologie I, 398 ff.

Digitized by Google

der Natur der intelligenten Wesen, ihre Unvollkommenheiten zu empfinden; die Natur hat deshalb das Schamgefühl uns eingepflanzt, d. h. die Scham über unsere Unvollkommenheiten. Wenn also die physische Gewalt gewisser Klimate das natürliche Gesetz beider Geschlechter verletzt und dasjenige der intelligenten Wesen, so ist es Sache des Gesetzgebers, bürgerliche Gesetze zu geben, welche die Natur des Klimas zwingen und die ursprünglichen Gesetze wiederherstellen —" (S. 233). In eben so allgemein gehaltener psychologischer Betrachtung wird u. A. die Religion erörtert, ihr Ursprung und Fortgang (wobei natürlich die Forderung der Toleranz eine große Rolle spielt), — dem Christenthum wird als passendste politische Form der Verfassungsstaat zugeschrieben, dem Islam dagegen der Despotismus —, über die verschiedenen Arten der Ehe, über das numerische Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander u. s. w., indem zur exacten Begründung nicht selten der gewöhnliche Kreis der culturgeschichtlichen Forschung überschritten wird. Weiß doch Montesquieu von der eigenartigen Adelskaste der Nairs an der Malabarküste, die für die richtige Erkenntniß des Mutterrechts später noch so bedeutungsvoll werden sollte. Im Uebrigen müssen wir hier die so epochemachenden staatsrechtlichen Deductionen über die vollziehende, gesetzgebende und richterliche Gewalt, über die Volksvertretung im Königthum und die Verwirklichung einer gesetzlichen Freiheit als das höchste politische Ideal auf sich beruhen lassen; denn mag Montesquieu's Geist der Gesetze, wie Hettner sagt (II, 260), bis auf den heutigen Tag die Schule aller Staatsmänner sein, so ist doch für die Völkerkunde dabei die Ausbeute verhältnißmäßig gering.

2. J. J. Rousseau.

Einer der merkwürdigsten und regsamsten Geister, für die geistige Entwicklung des vorigen Jahrhunderts von epochemachender Bedeutung und betreffs mancher Theorien in seiner Wirksamkeit selbst bis zur Gegenwart erkennbar, ist der große Genfer Bürger, dem man schon deshalb trotz aller Selbstgefälligkeit die Anerkennung nicht versagen kann. Eine große, elementare Leidenschaft erfüllt außerdem sein Herz, das ist die glühende Liebe zur Natur, und dieser beherrschende Grundzug kehrt in seinen sämmtlichen sociologischen Hypothesen (um nicht zu sagen Träumereien) wieder. A. Biese entwirft von ihm ein sehr treffendes Portrait, von dem hier wenigstens Einiges mitgetheilt werden mag: „Rousseau gehört zu den nicht sehr zahlreichen Männern der Literaturgeschichte, die, von revolutionärer Ursprünglichkeit, in Stimmung und Bildung ihrer Zeit eine vollständige Wandelung hervorrufen. Bei solchen Geistern aber, die sich bewußt sind, mit sich selbst die Weltgeschichte sozusagen von Neuem zu beginnen, die voraussetzungslos von allem Vorhandenen abstrahiren und daher gegen die herrschende Geschmacks- und Geistesrichtung sich empören und ihre Consequenzen allein aus ihrem eigensten Wesen ziehen, ist es auch natürlich, wenn sie in eitler

Digitized by Google

Ueberhebung sich immer bespiegelnd, sich selbst zum Maaß der Dinge machend, ihre Subjectivität auf die Spitze treiben mit krankhafter Sophistik der Leidenschaft und mit der Ueberzeugungsgluth eines Propheten. Eine solche Innerlichkeit und Gefühlsseligkeit, im Bunde mit einem alles Bestehende umstürzenden Eigenwillen ohne das Correctiv des allgemein Menschlichen, ohne die strenge sittliche Zucht des Maaßhaltens, vielmehr in crasse Ueberschwänglichkeit ausartend, tritt zum ersten Mal in der Gestalt Rousseau's hervor. Hellenismus, Kaiserzeit und Renaissance sind nur Vorstufen; was Petrarca im Ansatz bot, das wird bei Rousseau Erfüllung, er grübelt und belauscht sich beständig; an seinen inneren Vorgängen ist ihm Alles Phänomen und so von unschätzbarem Werth; er fühlt stets den Zwiespalt in sich selbst, schwankt stets zwischen dem Ideal, den Pflichten der Allgemeinheit und dem Selbstwillen eines eigensüchtigen, sinnlich-begehrlichen Ichs" (Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit S. 322). Die rein ästhetische Verwerthung dieser subjectiv, um nicht zu sagen sentimental gefärbten Empfindungswelt gehört nicht zu unserer Aufgabe, aber trotzdem ist, wie schon angedeutet, auch in seinen Ausführungen über die Urzustände der Menschheit dieser schwärmerische Naturcultus der bleibende Grundton. Dazu kommt, was für die ganze Aufklärung (mit verschwindenden Ausnahmen) gilt, die verhängnißvolle Verwechslung des Naturvolkes mit dem Urmenschen als solchem, jenem mythischen Ahnen der Menschheit. Daß wir es aber hier nur mit einer trügerischen Fiction zu thun haben, die für die ganze Behandlung rechtswissenschaftlicher Probleme entscheidend ist, bedarf hoffentlich keiner genauen Begründung.

Für uns kommen hier lediglich zwei Schriften in Betracht, erstlich der Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes, eine durch die Akademie in Dijon veranlaßte Untersuchung, indem diese im Jahre 1753 einen Preis auf die Lösung dieses Problems ausgeschrieben hatte, und sodann der weltberühmte Contrat social, dieses Evangelium der französischen Revolution. Um seiner Aufgabe völlig gerecht zu werden, verschmähte Rousseau, wie er in der Vorrede sagt, alle philosophischen Speculationen und Constructionen eines Naturgesetzes, sondern er geht von dem ursprünglichen und einfachen Menschen aus, seinen unmittelbarsten und dringendsten Bedürfnissen, von seinem natürlichen [1])

[1]) Diese Schilderung ist, wie sich denken läßt, völlig phantastisch und werthlos; der Wilde irrt sprachlos, in völliger Isolirung in den Wäldern umher, im Uebrigen im Besitz einer unerschütterlichen Gesundheit (wie Lubbock nach ihm, so meint auch Rousseau, der Wilde kenne keine Krankheiten), physisch und psychisch untadelig, ohne Furcht und Neugier, wohl gelegentlich roh, aber im Grunde doch barmherzig und mitleidig: Gerade das Mitleid zählt Rousseau zu den ursprünglichen und echten Zügen des menschlichen Naturells. Wie wenig dies Gemälde dem wirklichen Sachverhalt entspricht, leuchtet von selbst ein. Im Uebrigen werden wir noch bald darauf zurückkommen.

Digitized by Google

Zustande vor jeder Organisation, die nicht anders, als unter Anwendung von Gewalt vor sich gehen konnte; deshalb kommt Alles auf die Bestimmung des wichtigen Augenblicks an, „in welchem der natürliche Zustand dem Gesetz, das Recht der Gewalt weicht; wir müssen erklären, durch welche Verkettung von Umständen der Starke [1]) sich entschließen mochte, dem Schwachen zu dienen und das Volk eine angebliche Ruhe eintauschen mochte um den Preis einer wirklichen Glückseligkeit" (I, 66). Diese weltgeschichtliche Störung des ursprünglichen Gleichgewichts ist, wie Rousseau völlig in Uebereinstimmung mit der heutigen Socialdemokratie antwortet, durch die Vernichtung des Naturzustandes eingetreten, d. h. durch die Begründung des individuellen Eigenthums. „Der Erste," ruft unser Philosoph pathetisch aus, „welcher ein Stück Land umzäunte und sich erdreistete, zu behaupten, dies Land gehört mir, und Leute fand, die einfältig genug waren, ihm dies zu glauben, war der wahre Gründer der bürgerlichen Gesellschaft. Was für Verbrechen, was für Kriege, was für Elend und Schrecken hätte derjenige dem menschlichen Geschlecht erspart, welcher, die Grenzpfähle ausreißend und die Gräben verschüttend, seinen Mitmenschen zugerufen hätte: Hütet Euch, diesen Betrüger zu hören. Ihr seid verloren, wenn Ihr vergesset, daß die Frucht Allen und das Land Niemanden gehört. So lange der Mensch noch in wilder Hütte lebte und sich damit begnügte, sich in Thierfelle zu kleiden, sich Bogen und Pfeile oder ein einfaches Schifferboot zu bereiten, kurz, so lange er nur Arbeiten kannte, die ein Jeder für sich allein verrichtete, war der Mensch frei, gesund, gut und glücklich. Aber in demselben Augenblicke, da der Mensch der Hülfe des Anderen bedurfte, da er begreifen lernte, daß es für den Einen von Vortheil sei, wenn er Nahrung für zwei habe, in demselben Augenblicke verschwand die Gleichheit. Das Eigenthum war eingeführt, die Arbeit [2]) wurde nothwendig, die wüsten Landstrecken wurden lachende Felder, aber mit jeder Ernte wuchs Knechtschaft und Elend u. s. w." (S. 103). Wie ersichlich, erinnert diese Beweisführung an die bekannte juristische Construction des Eigenthums durch die Voraussetzung der Res nullius und der Occupatio. Nun verändert sich Alles mit einem Schlage: „Die Menschen, früher in den Wäldern umher irrend, nähern sich einander langsam und vereinigen sich in verschiedenen Gruppen und bilden endlich in jedem Lande eine besondere Nation, geeinigt durch Sitten und Charaktere, noch nicht freilich durch

[1]) Diese ganze Fiction ist neuerdings durch Max Stirner (Der Einzige und sein Eigenthum, namentlich in der zweiten Abtheilung: Ich, bei Reclam, S. 355 ff.) und bei seinem philosophischen Schüler Fr. Nietzsche in den verschiedensten Werken zur Aufnahme gelangt, von der socialdemokratischen Literatur ganz zu schweigen.

[2]) In dieser Verachtung der Cultur begegnen sich die verschiedensten Geister, und so könnte man aus einer ganz anderen Sphäre Laotse heranziehen, der mit unserem Tolstoi das Nichtsthun als Gipfel der sittlichen Vollendung preist (Lamairesse, L'empire Chinois. Le Bouddhisme en Chine et en Tibet, Paris 1894, S. 35 ff.).

Digitized by Google

Verordnungen und Gesetze, aber durch dieselbe Lebensweise und durch den gemeinsamen Einfluß des Klima's" (S. 110). Dadurch werden nun, wie sich erwarten läßt, alle Uebel über den harmlosen Naturmenschen heraufbeschworen, namentlich durch die entstehende Ungleichheit des Standes und Besitzes: „Auf diese Weise war oder mußte der Ursprung des Staates und der Gesetze sein (diese Forderung der Logik ist sehr bezeichnend), welche dem Schwachen neue Fesseln schmiedeten und dagegen dem Reichen die Kraft verstärkten, die natürliche Freiheit ohne Wiederkehr vernichteten, für immer Eigenthum und Ungleichheit festsetzten, aus unrechtmäßiger Gewaltthat ein unwiderrufliches Recht schufen und zum Vortheil einiger Selbstsüchtiger das ganze menschliche Geschlecht der Arbeit, der Knechtschaft, dem Elend unterwarfen. Bald verbreiteten sich diese Vereinigungen über die ganze Erde; denn die eine Vereinigung bedingte mit Nothwendigkeit die andere. Ueberall nur das bürgerliche, künstliche Recht, das Naturrecht hat keine Stätte mehr in den verschiedenen Gesellschaften, oder unter dem Namen des Völkerrechts wurde es durch gewisse stillschweigende Verträge gemildert, um den Verkehr möglich zu machen und dem natürlichen Mitleid zu genügen, welches sich nur noch in einigen großen kosmopolitischen Seelen erhält, welche das ganze Menschengeschlecht umfassen und sich über die Schranken erheben, durch welche die einzelnen Völker getrennt sind" (S. 123). Bald entstehen Kriege, die geradezu als die Norm des socialen Lebens angesehen werden, und schon um deswillen muß man sich entschließen, der kräftigeren, strafferen Organisation willen, Einzelnen das gefährliche Amt der Lenkung und Verwaltung des Staates anzuvertrauen. Daher der Ursprung der Regierungen, die eingesetzt wurden, um die Freiheit zu schützen; es war deshalb ein Todesstoß gegen die Bestimmung des Staates, daß die Fürsten sich erblich zu machen wußten und ihr Amt als Familiengut betrachteten. Welche Consequenzen ergeben sich nun daraus für die Structur des Staates überhaupt? „Verfolgen wir den Fortschritt der Ungleichheit, so finden wir, daß die erste Errichtung von Gesetz und Recht des Eigenthums der erste Schritt war, die Einsetzung einer Obrigkeit der zweite, und der dritte und letzte Schritt der Uebergang der gesetzlichen Macht in eine willkürliche. Der erste Schritt begründete den Unterschied zwischen den Reichen und Armen, der zweite den Unterschied zwischen dem Starken und Schwachen, der dritte den zwischen dem Herren und Knecht. Dieser letzte Schritt ist die Summe aller Entartung. Die Unrechtmäßigkeit der Willkürherrschaft liegt darin, daß die Unterthanen kein anderes Gesetz als den Willen des Herren haben und der Wille des Herren kein anderes Maaß als seine Leidenschaft. Aber darum ist der Despot auch nur so lange Herrscher, als er der Stärkste ist. Ein Aufstand, welcher mit der Entthronung und Erdrosselung des Sultans endigt, ist eine ebenso gesetzmäßige Handlung als diejenige, durch welche am Abend vorher der Sultan über Leben und Gut eines Unterthanen verfügte. Die Gewalt hielt ihn auf-

Digitized by Google

recht, die Gewalt stürzt ihn" (S. 136). Es folgt daraus, so schließt diese ganze Beweisführung, „daß die Ungleichheit, die es im Naturzustande nahezu gar nicht gab, ihre Kraft und ihr Wachsthum aus der Entwicklung unserer Eigenschaften und den Fortschritten des menschlichen Geistes erhält und daß sie schließlich ewig und gesetzlich wird durch die Einsetzung des Eigenthums und der Gesetze." Es folgt sodann, daß die moralische Ungleichheit, begründet allein durch das positive Recht, dem natürlichen Recht zuwiderläuft. Was bleibt also übrig? Rückkehr zum Naturzustande, wenn auch nicht auf revolutionärem, nihilistischem Wege, wogegen sich unser Gewährsmann ausdrücklich als gegen eine böswillige Unterstellung verwahrt —, sondern etwa in buddhistischer Entäußerung aller Culturelemente (sofern man nicht zu den Cynikern des Alterthums zurückgreifen will). „Ihr," — ruft Rousseau voll Emphase aus — „die Ihr inmitten der Städte Eure verhängnißvollen Besitzthümer verlassen könnt, Eure unruhigen Herzen, Eure verderbten Seelen und Eure zügellosen Wünsche, nehmt, da es von Euch abhängt, Eure frühere und anfängliche Unschuld wieder an, geht in die Wälder, um den Anblick und die Erinnerung an die Vertreter Eurer Zeit zu verlieren" u. s. w.

In dieser phantastischen Speculation, die allerdings vielfach an die betreffenden Anschauungen Locke's und Hobbes' erinnert[1]), hat Rousseau im offenbaren Hinblick auf die angebliche Ungebundenheit und Schrankenlosigkeit des Naturmenschen die Entwicklung des Staates und der Gesellschaft zu begründen versucht. Diese Gedanken gelangen dann in dem Contrat social zu einer abschließenden, systematischen Gestalt, dem Werk, das in großen Zügen ein Abbild der damaligen Socialwissenschaft enthält, in bunter Mischung idealistische und realistische Elemente, individualistische und communistische Tendenzen vereinigend, und dabei noch im steten Hinblick auf Montesquieu geschrieben, über dessen constitutionelles Königthum der Verfasser zur Demokratie übergeht, oder wie Hettner sagt, gegen den Whig kämpft der Radicale.

Das Vorbild des Staates ist die Familie. „Die älteste und einzig natürliche aller Vereinigungen ist die der Familie. Bleiben nicht die Kinder so lange an den Vater geknüpft, als sie von ihm erhalten werden müssen? Sobald diese Dringlichkeit aufhört, löst sich jenes natürliche Band. Die

---

[1]) Deshalb bemerkt Hettner mit Recht: „Diese Betrachtungen sind an sich weder neu noch so eigenthümlich, wie vielfach geglaubt wird. Aber was seine Vorgänger nur in allgemeine Begriffe gefaßt hatten, wird hier mit der Gewalt der Leidenschaft ergriffen und dringt warmblütig von Herzen zu Herzen. Diese Schrift ist ein leidenschaftlicher Aufschrei der Armen und Gedrückten, eine feurige und entschlossene Kriegserklärung gegen die Grundlagen und Einrichtungen der herrschenden Staatsform, eine Erhebung des Volkes, das sich seine Regierung aus eigener freier Entschließung und Machtvollkommenheit eingesetzt, gegen die Uebergriffe eines Regiments, das sich grundlos und gewaltthätig die unumschränkte Selbstherrlichkeit angeeignet hat" (II, 456).

Digitized by Google

Kinder, gelöst von dem Gehorsam, den sie ihrem Vater schulden, der Vater von den Sorgen, welche er den Kindern schuldet, kehren beide gleichmäßig in den Zustand der Unabhängigkeit zurück. Wenn sie längere Zeit vereinigt bleiben, so ist das nicht mehr natürlich, es ist freiwillig, und die Familie selbst erhält sich nur noch durch Verabredung. Diese gemeinsame Freiheit ist eine Folge der Natur des Menschen. Sein erstes Gesetz ist, zu wachen über seine eigene Erhaltung, seine ersten Sorgen sind diejenigen, welche er sich selbst schuldet, und sobald er im vernünftigen Alter sich befindet, wird er sein eigener Herr, da er allein Richter über die zu seiner Erhaltung zweckmäßigen Mittel ist. Die Familie ist deshalb das erste Vorbild der politischen Vereinigungen; der Häuptling ist das Abbild des Vaters, das Volk das der Kinder, und da alle gleich und frei geboren sind, veräußern sie ihre Freiheit nur gegen ihren Nutzen" (Werke II, 7). Daraus muß eine bestimmte Vereinigung (association) hervorgehen, indem ein Jeder seine persönliche Freiheit abtritt, um seine bürgerliche Existenz zu sichern (ein völlig Locke-Hobbes'scher Gedanke), den Rousseau in die Formel kleidet: „Jeder von uns stellt seine Person und seine ganze Macht unter die oberste Leitung des allgemeinen Willens und insgesammt wird jedes Mitglied als integrirender Bestandtheil des Ganzen erhalten. Augenblicklich bringt an Stelle der einzelnen Person jedes Contrahirenden dieser Act der Vereinigung eine moralische und collective Körperschaft hervor, zusammengesetzt aus ebenso viel Gliedern, wie die Versammlung Stimmen hat, die durch denselben Act ihre Einheit, ihr Leben und ihren Willen erhält. Diese öffentliche Person, welche sich so bildet durch die Vereinigung aller anderen, bekam ehemals den Namen Stadt und jetzt den der Republik oder der politischen Gesellschaft; von seinen Mitgliedern wird er Staat genannt, wenn er passiv ist, Souverain, wenn er activ ist" (S. 20). Die Vortheile dieser, mithin lediglich auf Verabredung und Vertrag beruhenden neuen Ordnung der Dinge sind einleuchtend (hier berührt sich der Staatsrechtslehrer öfter mit den modernen Utilitätstheoretikern): „Das, was der Mensch durch den socialen Vertrag verliert, ist seine natürliche Freiheit und ein unbeschränktes Recht auf Alles, was ihn lockt und was er erreichen kann; was er gewinnt, ist die bürgerliche Freiheit und das Eigenthumsrecht auf Alles, was er besitzt. Um sich nicht in seinen Entschädigungen zu täuschen, muß er wohl die natürliche Freiheit, welche nur die Kräfte des Individuums einschränkt, unterscheiden von der bürgerlichen, welche durch den allgemeinen Willen begrenzt ist, und den Besitz, der nur die Wirkung der Gewalt ist, oder das Recht des ersten Besitzergreifenden von dem Eigenthum, welches nur gegründet sein kann auf einen positiven Anspruch" (S. 15). Letzten Endes begründet dieser fundamentale Vertrag eine moralische und gesetzmäßige Gleichheit unter den Menschen, und während sie sonst durch physische oder geistige Kräfte ungleich sein würden, erlangen sie nunmehr durch Vertrag und Recht eine völlige bürgerliche Gleichheit.

Digitized by Google

Hiermit glauben wir diesen eigenthümlichen Staatssocialismus, der schließlich in einem Cultus des allgemeinen Willens, also des Massendespotismus endet, um nicht zu sagen strandet, genügend charakterisirt zu haben: Der eigentliche Ausbau seiner politischen Gedanken liegt uns hier begreiflicher Weise fern. Nur mit einigen Worten müssen wir auf die maaßgebenden Voraussetzungen zurückkommen, die dieser ganzen Construction zu Grunde liegen, und zwar um so mehr, weil diese seiner Zeit nur von wenigen tieferblickenden Forschern beanstandet wurden. Außer Voltaire, der eine selbständige Betrachtung erheischt, möchten wir an dieser Stelle Meiners nennen, der sehr energisch gegen die fragwürdigen Ausgangspunkte Rousseau's Protest einlegte: „Rousseau kündigt in diesen Schriften (es handelt sich um den Discours und den Contrat social) nicht bloß unserer heutigen Aufklärung, sondern den Künsten und Wissenschaften überhaupt, nicht bloß den aufgeklärten oder verdorbenen Völkern der alten und neuen Zeit, sondern aller bürgerlichen Gesellschaft den Krieg an. Wenn beide Aufsätze bloß Prunkreden oder Declamationen wären, in welchen ihr Verfasser hätte zeigen wollen, wie man eine schlechte Sache auf eine scheinbare Weise vertheidigen könnte, so würde ich sie bewundern. Als ernstliche historisch-philosophische Untersuchungen kann ich sie nicht anders als höchst mittelmäßig, und ohne die meisterhafte Sprache würde ich sie selbst elend nennen. In beiden Schriften sind Erfahrung, Geschichte und die gesunde Vernunft mit einer unerhörten Kühnheit mißhandelt worden. Fast auf allen Seiten werden falsche oder verdrehte Facta zu Grunde gelegt und die bekanntesten und geprüftesten Beobachtungen verkannt oder vernachlässigt. Ebenso häufig werden Erscheinungen aus unrichtigen Ursachen abgeleitet, die guten Seiten und Wirkungen von Dingen übersehen und die nachtheiligen über alles Maaß übertrieben" (Historischer Vergleich der Sitten und Verfassungen, Hannover 1793 I, 6). Und specieller mit Rücksicht auf den vielumstrittenen Naturmenschen heißt es: „In den Dichtern aufgeklärter Völker, die das Wahrscheinliche und Unwahrscheinliche zu unterscheiden wissen, findet sich kaum eine mit der Erfahrung und der Geschichte so sehr streitende Fiction, als Rousseau's Schilderung des Standes der Natur und des Naturmenschen ist. Diese Schilderung würde nie eine ernstliche Widerlegung verdient haben, wenn sie nicht für wenig unterrichtete und zugleich stolze und ehrgeizige Menschen sehr verführerisch wäre. Nach Rousseau's grundlosem Ideal ist der Naturmensch nicht nur stark und behende, sondern auch gesund, gegen die Unbequemlichkeiten der Jahreszeiten und Witterung abgehärtet und eben deswegen wenigen Krankheiten unterworfen. Die Sinne desselben sind fast ebenso scharf, aber auch beinahe ebenso grob, wie die der Thiere. Er begnügt sich daher mit den einfachsten und rohesten Nahrungsmitteln und ist ebenso wenig ein Speisewähler, als er unter Weibern einen Unterschied macht. Um die Zukunft bekümmert er sich gar nicht, und Neugierde also, Furcht und besonders die Schreckniße des Todes

Digitized by Google

sind ihm gänzlich unbekannt. Wenn er weder Hunger noch Schmerzen leidet, so überläßt er sich ganz dem Gefühl seines gegenwärtigen Daseins, und als ein freies Wesen, dessen Leib gesund, dessen Herz ruhig und dessen Bedürfnisse befriedigt sind, oder sich leicht befriedigen lassen, kann der Naturmensch unmöglich elend sein oder elend werden, ungeachtet er weder Hütte oder anderes Eigenthum noch eine beständige Gesellschaft seines Gleichen hat. Von seines Gleichen darf oder durfte der Naturmensch noch weniger als von den Thieren fürchten. Das Mitleiden ist ein natürliches Gefühl aller Menschen, und dies angeborene Gefühl mußte nothwendig im Stande der Natur viel lebhafter als im gesellschaftlichen Zustande sein. Bei diesem wohlthätigen Gefühl der Barmherzigkeit und den übrigens matten und wenig zahlreichen Leidenschaften war der Naturmensch mehr roh als bösartig, und mehr darauf bedacht, sich gegen die Beleidigungen Anderer zu schützen, als ihnen Unrecht zu thun. Da die Naturmenschen gar keinen Umgang mit einander hatten, da sie weder Eitelkeit noch Ansehen, weder Achtung noch Verachtung kannten, da sie keine Begriffe von Mein und Dein besaßen, und Gewaltthätigkeiten bloß als leicht zu ersetzende Schäden und nicht als Beleidigungen ansahen, die Rache verdienten, so konnten auch unter solchen Menschen nicht leicht gefährliche Streitigkeiten entstehen, und an Rache dachten sie gar nicht, als etwa aus einem plötzlichen maschinenartigen Antriebe, wie die Hunde, welche in Steine beißen, welche nach ihnen geworfen werden. Der Naturmensch war aber nicht bloß gegen die Bosheit Anderer gesichert, sondern er war auch von den unsäglichen Uebeln frei, welche die vervielfältigten Bedürfnisse, Leidenschaften, Krankheiten und Laster der Menschen über uns gebracht haben. Es ist daher nicht zu verwundern, daß alle Wilde, die dem ursprünglichen und natürlichen Stande der Menschen am nächsten sind, einen unüberwindlichen Abscheu gegen das Leben in großen, ausgebildeten Gesellschaften haben, dahingegen die Europäer sich sehr bald an die ungebundene Lebensart der Wilden gewöhnen" (S. 18). Dem gegenüber entwirft Meiners in knappen Umrissen eine in den meisten Beziehungen völlig abweichende Charakteristik der Naturmenschen, soweit das nach dem damaligen Stande der Wissenschaft möglich war; im Uebrigen tritt trotz dieser Abwehr einer trügerischen sentimentalen Auffassung doch der philanthropische Gesichtspunkt überall hervor, wie denn der Verfasser im dritten Bande seines Werkes eine längere, sehr gelehrte Untersuchung dem Problem widmet, daß die „wahre Aufklärung die glücklichste Bildung der edelsten Kräfte des Menschen in sich schließe, wodurch wir der Gottheit verwandt sind und uns allein zur Gottheit erheben". Endlich darf man sich von den culturgeschichtlichen Untersuchungen und Parallelen nicht allzuviel versprechen; der Rahmen ist nicht sehr weit gezogen, abgesehen von der allgemeinen Einleitung ist es das Mittelalter und die anbrechende neue Zeit, der das praktische Material entlehnt wird. Doch ist es immerhin bemerkenswerth, wenn der

Digitized by Google

Werth des Studiums niederer Rassen für eine umfassende Perspective der menschlichen Gesittung vollkommen zur Würdigung gelangt: „Die wichtigsten Zustände, in welchen sich beträchtliche Theile des menschlichen Geschlechts befunden haben und noch befinden, sind die Zustände der Wildheit und Barbarei, der anfangenden oder halben und der vollen Aufklärung" (S. 16). Und noch entschiedener: „Die Geschichte der Menschheit würdigt gerade die Wilden und Barbaren aller Erdtheile, die in den Schicksalen des ganzen Menschengeschlechts nicht die geringste bemerkbare Veränderung hervorgebracht haben, ihrer vorzüglichen Aufmerksamkeit, weil oft eine einzige kleine Horde von Wilden und Barbaren zur Kenntniß der menschlichen Natur mehr Beiträge liefern kann, als die glänzendsten Nationen, die mehr als einen Erdtheil unterjocht und verwüstet haben."

Einige Worte sind wir auch dem tüchtigen Schweizer J. Iselin schuldig, der in seiner Geschichte der Menschheit (2 Bände, Carlsruhe 1784) nach dem Standpunkte seiner Zeit ein allgemeines naturhistorisches Bild über die verschiedenen Entwicklungsphasen des Menschengeschlechts entwirft, häufig unter scharfer Opposition gegen die Träume und voreiligen Schlußfolgerungen Rousseau's. Daß der speciell für die Aufklärungsphilosophie so charakteristische Zug einer moralisirenden Teleologie nicht fehlt, wird wohl nicht allzusehr befremden. „Die Geschichte jeder einzelnen Gesellschaft, jedes einzelnen Volkes (so leitet er sein Werk ein) belehret uns, inwiefern und durch was für Mittel sie sich ihrem wichtigen Endzweck genähert und durch was für Abweichungen sie ihn verfehlt haben. Aus den Schicksalen vieler Völker zusammengenommen lassen sich die allgemeinen Gründe ihrer Vorzüge beobachten, welche der gesittete Stand und die bürgerliche Verfassung dem menschlichen Geschlecht gewähret, und der Nachtheile, welche sie ihm zugezogen haben. Die Geschichte der Menschheit umfasset Alles, was die von einzelnen Menschen und die von ganzen Völkern in dieser Absicht Wesentliches enthalten." Was die eigentliche Ausführung seines Unternehmens anlangt, so ist er sich der bedeutenden Schwierigkeiten, welche der Verwirklichung seines Programms im Wege stehen, wohl bewußt. „Ist aber der Mensch (so fragt er) in der Natur derselbige, den wir geglaubt haben, in der Abstraction zu finden, oder ist er ganz Etwas anderes? Und wo sollen wir uns hinwenden, um diese Prüfung anzustellen? Sollen wir den wahren Menschen in den Wäldern von Nordamerika suchen? Sollen wir uns überreden, derjenige, mit dem wir leben, erfülle die Bestimmung, zu welcher ihn die Vorsehung ausersehen hat? Oder sollen wir glauben, auch dieser habe die glückliche Reife noch nicht erreicht, die in besseren Tagen sein Loos sein soll? Sollen wir das Schicksal des elenden Sterblichen verwünschen, welcher das Unglück gehabt hat, sich über die Unwissenheit und über die Einfalt emporzuschwingen, durch welche viele seiner Brüder so nahe an den unveränderlichen Stand des Thieres gränzen? Wichtige Fragen, welche zu beantworten wir die

Digitized by Google

Geschichte sowohl als die Philosophie zu Hülfe nehmen müssen. Diese ist immer sehr schwach, wenn sie nicht von jener unterstützt ist, und jene ist meistens unnütz und oft schädlich, wenn sie nicht von dieser erleuchtet wird" (I, 149). Den eigentlich thierischen Zustand, dessen logische Möglichkeit Iselin im Allgemeinen zugiebt, bezeichnet er als ein Unding, welches die Natur nicht kenne, oder als eine Seltenheit, welche sie nur in sehr wenigen Fällen wider ihre allgemeine Regel hervorbringe. Die Sitten und Gefühle der Kinder dienen deshalb vielfach als inductives Material, um daraus die betreffenden Analogien zu der Schilderung der primitiven Entwicklungsphasen zu ziehen. „Die Beschäftigungen solcher Völker, die Speisen, mit denen sie sich ernähren, die Luft, welche sie einhauchen, die Gegenstände, mit denen sie umgeben sind, alles stimmt überein, ihre Säfte dick, ihre Nerven grob und ihre Seelen finster zu machen. Durch kein wohlthätiges Licht erweckt und aufgeheitert, sind ihre Geister unangebauet und dumm, und durch keine lieblichen und mannigfaltigen Gefühle gemildert, überlassen sich ihre Herzen dem der Rohigkeit natürlichen Hange zur Heftigkeit, zur Grausamkeit und Ungerechtigkeit. Wie unwissender der Mensch ist, wie weniger ihn Begriffe und Betrachtungen beschäftigen, desto grausamer und ungeschlachter ist er; die Kinder sind hiervon überzeugende Beweisthümer. Sie zeigen meistens eine entschiedene Neigung, die unglücklichen Thiere, welche unter ihre Hände fallen, zu peinigen und zu tödten. Dieses ist lange Jahrhunderte hindurch das unselige Schicksal der elenden Völker, welche in rohen Gegenden anfangen, sich aus der Einfalt des bloß thierischen Standes emporzuheben" (I, 242). Mit vollem Recht protestiert der Verfasser gegen die übliche romanhafte Verhimmelung der angeblichen Freiheit und Unabhängigkeit der sog. Wilden. „Fast alle Schriftsteller legen ihnen diese edle Neigung (zur Freiheit nämlich) als einen angeborenen Vorzug bei. Es ist dies der schönste Lobspruch, mit dem ein Volk beehrt werden kann. Sollten ihn Barbaren und Wilde vor allen Nationen der Erde verdient haben? Wenig Vorurtheile sind ungegründeter, wenn schon vielleicht keines so scheinbar ist. Die Freiheit ist eine reife und späte Frucht der tiefsten Einsicht in die Natur des Menschen und in die Grundsätze der bürgerlichen Verfassung; diese war gewiß niemals der Antheil der Wildheit, noch jetzt sogar verkennen sie die meisten Nationen. Die Unbändigkeit, die Unfähigkeit, Befehlen und Verordnungen nachzuleben, sollte diese einen so verehrungswürdigen Namen verdienen? Die Unabhängigkeit verdient in der That eine höhere Achtung. Für denjenigen aber, der sie weder zu gebrauchen noch zu schätzen weiß, ist sie wieder von keinem Werth. — Die gepriesene Freiheit des unpolicirten Menschen ist eine wahre Chimäre. Der Barbar ist in dem natürlichen Verstande wie im moralischen, ehe ihn die Vernunft der Freiheit fähig macht, von Natur ein Sclave. Unterdrücken und unterdrückt zu werden, das ist die ganze Geschichte des Standes der Wildheit" (I, 361). Es ist übrigens sehr anerkennenswerth,

Digitized by Google

daß nach Kräften das zuständige ethnographische Material benutzt ist und öfter nicht ohne Geschick.

3. Voltaire.

Auch hier kann es nicht unsere Aufgabe sein, die ungemein vielseitige Persönlichkeit Voltaire's gebührend zu würdigen, für uns kommt hier nur seine Thätigkeit als Culturhistoriker in Betracht, die, trotzdem man mit Hettner sagen mag, auch in der Geschichtsschreibung sei er lediglich Parteimann gewesen, eine bahnbrechende genannt werden muß. Schon allein der Umstand, daß er den bisherigen engen Rahmen der culturhistorischen Auffassung[1]) durchbrach, daß er die Augen der Gelehrten auf das bislang so gut wie unbekannte China richtete (mag ihn diese einseitige Vorliebe auch zu manchen voreiligen Urtheilen und ungerechten Parallelen veranlaßt haben), ist ihm hoch anzurechnen. Dazu kommt noch, daß er mit Entschiedenheit gegenüber all dem Detail der Zahlen und Schlachten die Betonung epochemachender, weltbewegender Ideen forderte. In seinem berühmten, auf sorgfältigen Quellenstudien beruhenden Werk: Essai sur les moeurs et l'ésprit des nations bestimmt er seine Aufgabe folgendermaaßen: „Der Zweck dieser Arbeit ist nicht, zu wissen, in welchem Jahre ein Fürst, unwürdig gekannt zu werden, irgend einem barbarischen Herrscher bei einem wilden Volke folgte. Wenn man das Unglück haben sollte, in seinem Kopfe die chronologische Folge aller Dynastien aufzuzählen, würde man Nichts als Worte besitzen. Ebenso sehr, wie man die großen Thaten der Fürsten kennen muß, welche ihre Völker besser und glücklicher gemacht haben, ebenso kann man die große Masse der Könige ignoriren, welche nur das Gedächtniß belasten. Wozu würden die Einzelheiten von so viel kleinen Interessen dienen, welche nur heute bestehen, von so viel ausgestorbenen Familien? Fast jede Stadt hat heute ihre wahre oder falsche Geschichte, umfangreicher, verwickelter als die Alexander's. Die Annalen eines Mönchsordens allein umfassen mehr Bände als die des römischen Reichs" (Werke 11, 157). Sodann wird, wie schon bemerkt, das positive Material erheblich gegen früher vergrößert; China, das ja durch französische Missionare der abendländischen Kunde erschlossen war, um freilich bald wieder der früheren Abgeschlossenheit zu verfallen, erregte zu jener Zeit besonders das Staunen der Gebildeten. Mochte es ungerechtfertigt sein, diese Perspective in allzu optimistischem Lichte zu betrachten (z. B. war es jedenfalls höchst voreilig, die fabelhafte chinesische Chronologie ohne Weiteres als baare Münze zu nehmen), so war doch anderseits die Aufforderung an die Zeitgenossen, sich mit jenem uralten Culturvolk zu beschäftigen, sehr angebracht.

[1]) Im Uebrigen vertritt er einen scharf kritischen Standpunkt in Bezug auf die Anfänge der griechischen und römischen Geschichte (vgl. Essai sur les moeurs, Oeuvres XI, 151 ff.).

Digitized by Google

Was die sociologische Auffassung des großen französischen Freidenkers anlangt, so können wir darin einen unleugbaren Fortschritt zu der früher skizzirten chimärischen Ansicht Rousseau's vom sog. Urzustande sehen. Mit unverkennbarer Ironie auf seinen Gegner schreibt er: „Versteht Ihr unter Wilden Wesen mit zwei Füßen, im Nothfall auf den Händen laufend, isolirt, in den Wäldern umherirrend, sich auf gut Glück paarend, ihre Frauen, mit denen sie sich vermischt haben, vergessend, weder ihre Söhne noch ihre Väter kennend, als Thiere lebend, ohne aber weder den Instinkt noch die Hülfsquellen der Thiere zu besitzen? Man hat behauptet, daß dieser Stand der wahre Stand des Menschen sei und daß wir nur elendiglich verkommen sind, seit wir ihn verlassen haben. Ich glaube nicht, daß dies einsame Leben, das man unseren Vorvätern zuschreibt, in der menschlichen Natur begründet ist. Wir sind (wenn ich mich nicht irre) auf der ersten Stufe der Wesen, welche in Gemeinschaft leben, wie die Bienen, die Ameisen, die Biber u. s. w. Wenn man einer einsamen Biene begegnete, würde man dann schließen, daß diese Biene sich in dem reinen Naturzustand befindet und daß diejenigen, welche gemeinschaftlich arbeiten, in einem Stadium der Degeneration sind? Hat nicht jedes Geschöpf seinen unwiderstehlichen Instinct, dem es nothgedrungen gehorcht? Welches ist dieser Instinct? Die Anordnung der Organe, deren Spiel sich mit der Zeit entfaltet. Dieser Instinct kann sich nicht gleich anfangs entwickeln, weil die Organe nicht ihre Fülle gewonnen haben. Sehen wir nicht in der That alle Geschöpfe ebenso wie alle anderen Wesen unabänderlich das Gesetz ausführen, das ihnen die Natur gegeben hat? Der Vogel macht sein Nest, wie die Gestirne ihren Lauf vollenden, vermöge eines Princips, das sich niemals ändert. Wie sollte der Mensch es allein ändern? Wenn er zu einem einsamen Leben bestimmt gewesen wäre, wie die übrigen fleischfressenden Geschöpfe, könnte er dann dem Naturgesetz widersprechen, dadurch daß er in Gemeinschaft lebte? Und wenn er geschaffen war, um truppweise zu leben, wie die übrigen Thiere des Wirthschaftshofes, würde er dann seine Bestimmung so sehr verkehren können, daß er während Jahrhunderten einsam lebte? Alle Menschen leben in einer Gemeinschaft; kann man daraus folgern, daß sie nicht vordem gelebt haben? Ist das nicht so, als wenn man schlösse, daß wenn die Thiere heutigentags Hörner haben, das nur aus dem Grunde ist, weil sie dieselben nicht immer gehabt haben? Der Mensch im Allgemeinen ist immer derselbe gewesen, der er jetzt ist; das soll nicht bedeuten, daß er immer schöne Landhäuser gehabt hat ꝛc., aber er hat immer denselben Instinct gehabt, welcher ihn dazu treibt, sich zu lieben in sich selbst, in seinen Kindern, seinen Enkeln, in den Werken seiner Hände. Das ist dasjenige, das sich nicht von einem Ende der Welt bis zum anderen ändert. Es giebt Fakirs in Indien, welche allein leben, mit Ketten belastet. Wohl, aber dieser Auswurf der menschlichen Gesellschaft ist lediglich ein Beweis für den Mißbrauch, den

Digitized by Google

man von dieser Gemeinschaft machen kann. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Mensch während Tausenden von Jahrhunderten wild gewesen ist und bäuerisch, wie noch jetzt eine große Anzahl Landbewohner. Durch welches Gesetz, durch welche geheime Bande, durch welchen Instinct wird er immer familienweis gelebt haben ohne die Hülfe der Künste und ohne noch die Sprache gebildet zu haben? Durch seine eigene Natur, durch den Geschmack, der ihn trieb, sich mit einer Frau zu verbinden u. s. w." (S. 19).

Diese psychische Gleichartigkeit, der gemeinsame Nährboden für alle religiösen und rechtlichen Ideen und Elementargedanken, wird besonders für den Cultus und die primitiven Vorstellungen über die Seele und die Gottheit weiter verwerthet: „Da die Natur überall dieselbe ist, so mußten die Menschen auch nothwendiger Weise überall dieselben Wahrheiten und dieselben Irrthümer annehmen, und besonders bezüglich derjenigen Erscheinungen, welche am meisten der Wahrnehmung auffallen und am stärksten die Phantasie aufregen. Sie mußten deshalb das Krachen und die Wirkung des Donners der Macht eines höheren Wesens zuschreiben, das in den Lüften wohnte. Die dem Ocean benachbarten Völker, indem sie die großen Meere ihre Ufer bei Vollmond überfluthen sahen, haben glauben müssen, daß der Mond die Ursache von allen den Ereignissen sei, welche sich in der Welt während der Zeit seiner verschiedenen Phasen zutrugen. In ihren religiösen Ceremonien wandten sich fast Alle nach Osten und verliehen der Sonne fast sämmtlich ein menschliches Antlitz, welches sich vor ihren Augen erhob. Unter den Geschöpfen mußte ihnen die Schlange als ein Wesen von höherer Intelligenz erscheinen; sie war deshalb in Egypten und in Griechenland das Symbol der Unsterblichkeit" (S. 15). Eine ebenso universelle Bedeutung kommt den Träumen und Orakeln zu, aber wie kamen die alten Völker überhaupt zu der Vorstellung von einer Seele? Mit Recht weist Voltaire jede metaphysische und speculative Erwägung als unstatthaft ab und identificirt vielmehr die Seele unmittelbar mit dem Leben [1]). Ebenso zutreffend wird die Bedeutung der Träume und Visionen für diesen psychogenetischen Proceß mit in Betracht gezogen. „Es mußte sich ereignen, daß ein Mensch, von dem Tode seines Vaters oder seines Bruders oder seiner Frau empfindlich getroffen, in seinen Träumen diejenige Persönlichkeit wiedersah, die er betrauerte. Zwei oder drei Träume dieser Art konnten eine ganze Völkerschaft aufregen. Siehe da ein Todter, welcher den Lebenden erschien, und dennoch bleibt dieser Todte, zerfressen von Würmern, immer an demselben Platz! Es ist also etwas, was in ihm ist und sich in der Luft bewegt, es ist seine Seele, sein Schatten, sein abgeschiedener Geist. Derartig ist die natürliche Beweisführung des Un-

[1]) Vgl. einen Aufsatz des Verfassers, der diesen Entwicklungsproceß verfolgt: Die Theorie der Seele auf ethnologischer Basis in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philosophie 9, 302 ff.

Digitized by Google

verstandes, der anfängt vernünftig zu werden. Diese Vorstellung ist diejenige aller ersten bekannten Zeiten und muß auch die der unbekannten Zeiten gewesen sein. Die Idee jenes immateriellen Wesens konnte nicht für Geister gegenständlich werden, welche nur die Materie kannten" (S. 10). Gerade dieser grobsinnlichen Anschauung halber versteht es sich von selbst, daß auch von einer rein geistigen Gottesvorstellung nicht die Rede sein kann. „Die Menschen, damals ausschließlich noch mit Nahrungssorgen beschäftigt, hatten keine Idee von einem einzigen Gott, der Alles geschaffen, überall gegenwärtig ist und durch sich selbst von Ewigkeit zu Ewigkeit existirt. Man braucht sie deshalb nicht Atheisten in dem gewöhnlichen Sinne zu nennen; denn sie leugnen keineswegs ein höchstes Wesen, sie kennen es nur nicht und haben keine Vorstellung von ihm. . . . Um zu verstehen, wie die verschiedenen Culte und abergläubische Vorstellungen entstanden, muß man, so scheint es mir, dem Lauf des sich selbst überlassenen menschlichen Geistes folgen. Eine Ansiedelung von fast wilden Menschen sieht die Früchte verderben, welche sie ernährten; eine Ueberschwemmung zerstörte einige Hütten, das Gewitter verbrannte einige andere. Wer hat das Uebel verursacht? Es kann nicht einer ihrer Genossen gewesen sein, denn alle diese haben Gleiches erlitten: also irgend eine geheime Macht. Wie kann man mit ihr fertig werden? Indem man ihr dient und kleine Geschenke macht. Es findet sich eine kleine Schlange in der Nachbarschaft, man stellt ihr Milch hin und sie wird seitdem verehrt und man ruft sie an, wenn man sich zum Kriege gegen die Nachbarn rüstet. Andere kleine Völkerschaften befinden sich in demselben Falle; aber da sie kein geeignetes Object haben, welches ihre Furcht und Anbetung concentrirt, so werden sie das Wesen, von dem sie das Böse argwöhnen, ganz im Allgemeinen den Meister, Herrn und Häuptling nennen. Diese Idee, die tiefer wie die anderen in der keimenden Vernunft begründet ist, welche wächst und mit der Zeit sich befestigt, wohnt in allen Köpfen, wenn die Nation zahlreicher geworden ist; daher haben manche Völker keinen anderen Gott als den Herrn und Meister. Das war Adonai bei den Phöniciern, Baal, Melkom, Adad, Sadaï bei den Völkern Syriens. Alle diese Namen bezeichnen nur den Herrn und Herrscher. Jeder Staat hat also mit der Zeit seinen Schutzgott u. s. w." (S. 11). — Trotz aller rationalistischen Beschränktheit ist Voltaire ein richtiger Einblick in die Entstehung religiöser und mythologischer Gebilde nicht wohl abzusprechen, und gewisse Grundzüge des menschlichen Naturells hat er mit unzweideutiger Bestimmtheit erkannt und für die wissenschaftliche Forschung formulirt.

4. Condorcet.

Zu den Männern, welche die culturgeschichtliche Forschung mit einer socialpsychologischen Untersuchung verknüpfen und die Entwicklungsgeschichte der Menschheit mithin ganz allgemein anstreben, gehört auch der kühne

Digitized by Google

Girondist Condorcet, der in den unglücklichen Sturz seiner Partei verstrickt, geächtet und nach vielen Irr- und Drangsalen aufgegriffen wurde, um im Gefängniß zu sterben. In seinem nachgelassenen Werk: „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain" (Paris 1795) bestimmt er die Beziehung der philosophischen zur historischen Betrachtung der Universalgeschichte folgendermaaßen: „Wenn man sich darauf beschränkt, die hauptsächlichsten Thatsachen und die beständigen Gesetze zu beachten und kennen zu lernen, welche die Entfaltung der menschlichen Eigenschaften darstellt und in der die verschiedenen Individuen gemeinsame Züge des menschlichen Geistes verrathen, so trägt diese Wissenschaft den Namen der Metaphysik. Aber wenn man diese nämliche Entwicklung in ihren Ergebnissen betrachtet, in Bezug auf die Menge der Individuen, welche in der nämlichen Zeit auf dem gegebenen Boden zugleich vorhanden sind, und wenn man dieselbe von Generationen zu Generationen verfolgt, so bietet sich alsdann das Gemälde der Fortschritte des menschlichen Geistes dar. Dieser Fortschritt ist eben denselben allgemeinen Gesetzen unterworfen, welche sich in der individuellen Entfaltung unserer Eigenschaften beobachten lassen, da es ja das Ergebniß dieser Entwicklung ist, welche zur selben Zeit an einer großen Anzahl von Individuen, die zu einer Gruppe vereinigt sind, verfolgt ist. Aber das Ergebniß, das jeder Augenblick bietet, hängt von demjenigen ab, welches die vorhergehenden Augenblicke aufweisen, und beeinflußt die kommenden Zeiten. Dies Gemälde ist daher geschichtlich, weil es, unterworfen fortwährenden Veränderungen, sich durch fortwährende Betrachtung menschlicher Gemeinschaften in verschiedenen Epochen bildet, welche sie durchlaufen haben. Man muß also die Reihenfolge der Veränderungen darlegen, den Einfluß auseinandersetzen, den jeder Augenblick auf denjenigen ausübt, welcher ihn ersetzt, und auf diese Weise, in den Abänderungen, welche der menschliche Geist erlitten hat, indem er sich unaufhörlich in der Mitte der Unermeßlichkeit der Jahrhunderte verjüngt, die Laufbahn zeigen, die er befolgt hat, und die Schritte, welche er nach der Wahrheit oder Glückseligkeit gethan. Diese Beobachtungen über das, was der Mensch gewesen ist und was er heute ist, werden sofort zu den Mitteln führen, die neuen Fortschritte, welche seine Natur ihm noch zu erhoffen erlaubt, zu sichern und zu beschleunigen" (S. 2).

Die Untersuchung setzt (das ist immerhin bemerkenswerth) mit der socialen Existenz des Menschen ein, und mit vollem Recht wird eine müßige Speculation über die etwaigen Urzustände vor dieser Periode als unwissenschaftlich abgelehnt. „Der erste Stand der Civilisation (so heißt es), auf dem man das menschliche Geschlecht beobachtet hat, ist derjenige einer wenig zahlreichen Vereinigung von Menschen, die von der Jagd und dem Fischfang lebten, nur die rohe Kunst kannten, ihre Waffen und einige Wirthschaftsgeräthe zu verfertigen, ihre Wohnungen zu erbauen oder aus-

Digitized by Google

zuhöhlen, schon im Besitze einer Sprache, um sich ihre Bedürfnisse mitzutheilen, und einer geringen Anzahl sittlicher Vorstellungen, aus denen sie die allgemeinen Regeln ihres Betragens ableiteten, in Familien lebend und sich allgemeine Gebräuche bildend, welche bei ihnen die Stelle von Gesetzen einnahmen und endlich sogar schon mit einer primitiven Regierungsform." Die Familie ist auch hier das Urbild der weiteren socialen Entwicklung und schließlich des Staates. „Eine Gemeinschaft der Familie erschien dem Menschen naturgemäß. Zuerst gebildet durch das Bedürfniß, das die Kinder an ihre Eltern bindet, durch die Zärtlichkeit der Mütter und der Väter (obgleich diese weniger allgemein und weniger regsam ist), hat die lange Dauer dieses Bedürfnisses einem Gefühl die Zeit gegeben zu wachsen und sich zu entfalten, welches den Wunsch hervorrufen mußte, diese Vereinigung zu verlängern. Diese selbe Dauer hat genügt, um die Vortheile empfinden zu lassen. Eine Familie, auf einem Boden seßhaft, welcher ein bequemes Auskommen bot, konnte sich bald vervielfältigen und eine Völkerschaft werden. Die Völkerschaften, welche zum Urbild die Vereinigung mehrerer getrennter Familien gehabt haben werden, haben sich erst langsamer und spärlicher bilden können, weil die Vereinigung sowohl von weniger dringlichen Motiven als auch von einer Combination einer größeren Anzahl von Umständen abhängt." Die Identität der gegenseitigen Interessen bedingte einen immer innigeren Zusammenschluß aller Stammesgenossen und damit von selbst eine bestimmte Organisation. „Die häufigeren und stärkeren Beziehungen mit denselben Individuen, die Identität ihrer Interessen, die gegenseitige Hülfe, die sie sich leisten, sei es auf den gemeinsamen Jagden, sei es um einem Feinde zu widerstehen, mußten in gleicher Weise sowohl ein Gerechtigkeitsgefühl als auch eine gegenseitige Neigung unter den Mitgliedern der Vereinigung hervorbringen. Ein mächtiger Haß, ein unauslöschlicher Wunsch nach Rache gegen die Feinde des Volkes mußten sich nothwendiger Weise ebenfalls einstellen. Das Bedürfniß eines Häuptlings, um gemeinsam handeln zu können, sei es um sich zu vertheidigen, sei es um mit weniger Mühe sich ein gesicherteres und bequemeres Dasein zu verschaffen, ließ in diesen Vereinigungen die primitiven Ideen einer öffentlichen Autorität aufkommen. Bei den Gelegenheiten, wo die gesammte Völkerschaft interessirt war oder wo sie einen gemeinschaftlichen Beschluß fassen, müssen alle diejenigen, welche ihn auszuführen haben, befragt werden. Die Schwäche der Frauen, welche sie von weiten Jagden und vom Kriege ausschloß, den gewöhnlichen Gegenständen dieser Berathungen, ließ sie dementsprechend fern bleiben. Wie diese Entscheidungen Erfahrung forderten, so ließ man auch nur solche zu, bei denen man dieselbe voraussetzen konnte. Die Klagen, welche sich innerhalb des Schooßes ein und derselben Vereinigung erhoben, störten die Eintracht; ja sie würden dieselbe zerstört haben: es war deshalb natürlich, daß man darin übereinkam, die Entscheidung denjenigen anheimzustellen,

Digitized by Google

welche vermöge ihres Alters und einiger persönlicher Eigenschaften das meiste Vertrauen erweckten. Das war der Ursprung[1]) dieser ersten politischen Vereinigungen" (S. 22).

Dieser ursprünglichsten Form der socialen Organisation, die im Wesentlichen sich noch durch einen ungezügelten Nomadismus kennzeichnet, folgt die Stufe des Ackerbaues, wo mit dem seßhaften Leben, der Verwerthung der Producte des Bodens, der Schonung des menschlichen und thierischen Daseins zu Gunsten einer gesteigerten Arbeitskraft, der Züchtung der Hausthiere u. s. w. alle die Segnungen der höheren Gesittung anheben, die für unsere Auffassung sich von selbst verstehen. Ganz richtig wird auch gegenüber dem anfänglichen chaotischen Gemisch der primitiven Geschlechtsgenossenschaft die immer schärfer sich herausbildende sociale Differenzirung betont, das Aufkommen gewisser Abstufungen und Kasten, und dementsprechend die durch Eroberung und Schuldknechtschaft verursachte Sclaverei und vor Allem die genauere Bestimmung des individuellen Eigenthums, damit auch die Erbfolge in der Herrschaft, die Begründung eines bestimmten Herkommens für richterliche Entscheidungen u. s. w. Für die Entwicklung selbst ist (abgesehen von dem psychischen Factor des Volkscharakters) der Boden des Landes, seine größere oder geringere Fruchtbarkeit, das Klima u. a. von hervorragender Wichtigkeit. Deshalb sind einige Völker, wie Condorcet ausführt, seit undenklicher Zeit auf einer der beiden Stufen geblieben, die eben beschrieben sind (Nomaden und Ackerbauer). „Nicht nur, daß sie sich nicht aus eigener Kraft zu neuen Fortschritten erhoben haben, sondern auch die Beziehungen, welche sie mit hoch civilisirten Völkern unterhalten haben, der Handel, der sie mit ihnen verknüpfte, haben diese Revolution hervorzurufen vermocht. Diese Beziehungen, dieser Handel hat ihnen einige Kenntnisse verschafft, einige Industrie und besonders viele Laster, aber haben sie nicht aus jenem Zustande der Unbeweglichkeit zu reißen vermocht. Das Klima, die Gewohnheiten, die mit dieser fast unumschränkten Unabhängigkeit verknüpften Vorzüge, einer Unabhängigkeit, die sich nur in einer vervollkommneteren Association vorfinden kann, als der unsrigen, die für den Menschen natürliche Anhänglichkeit an die überkommenen Anschauungen seiner Kindheit und an die Gebräuche

[1]) Es bedarf freilich weniger Ueberlegung, um zu erkennen, daß in dieser Darstellung mancher verfehlte rationalistische Zug sich eindrängt. Das „wohl verstandene Interesse" — dies Stichwort der Helvetius — hat Condorcet in seiner ganzen Consequenz von dem Utilismus übernommen; ebenso bezeichnend ist die Auffassung und Verurtheilung der Priester als reiner Betrüger, Spitzbuben. Dennoch ist die Charakteristik nach anderen Seiten wieder ganz glücklich, so wenn das Fehlen des individuellen Besitzes für jene primitiven Genossenschaften betont wird, S. 6. Vgl. überhaupt über diesen ganzen Gegenstand die Schrift von Post, Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und der Ursprung der Ehe, Oldenburg 1874, die zum ersten Mal die Augen der Gelehrten auf dies seltsame Gebilde lenkte, und in späteren Werken die betreffenden Abschnitte, z. B. Grundriß der ethnolog. Jurisprudenz. Oldenburg 1894 I, S. 15 ff.

Digitized by Google

seines Landes, die natürliche Abneigung der Unwissenheit gegen jede Art des Neuen, die Trägheit des Körpers und besonders diejenige des Geistes, welche ihn über eine so schwache Neugier hinwegführen könnte, die Herrschaft, welche der Aberglaube schon auf diese ersten Vereinigungen ausübt, dies sind die wesentlichsten Gründe für diese Erscheinung; aber man muß Habsucht, Grausamkeit, Verkommenheit und die Vorurtheile der gebildeten Völker hinzufügen. Sie zeigten sich diesen Völkern mächtiger, reicher, unterrichteter, activer, aber lasterhafter und vor allen Dingen weniger glücklich, als sie. Sie mußten deshalb weniger betroffen von der Ueberlegenheit dieser Völker sein, als erschreckt durch die Zahl und den Umfang ihrer Bedürfnisse, der Qualen ihrer Habsucht, der ewigen Erregungen ihrer immer lebendigen, immer unersättlichen Leidenschaften. Einige Philosophen haben diese Völker beklagt, andere sie gelobt, sie haben Weisheit und Tugend genannt, was die ersteren Stumpfheit und Faulheit nannten" (S. 36)[1]).

Das gesammte Material, das unser Gewährsmann von den nebelumsponnenen Zuständen der primitiven Entwicklung an durch die bekannten Perioden der Weltgeschichte bis zur Neuzeit verarbeitet, dient ihm aber letzten Endes zur Aufstellung bestimmter socialer Gesetze, so daß er von dieser Warte aus sogar einen Blick in die Zukunft sich gestattet. „Wenn der Mensch (so lautet seine Begründung) mit einer nahezu vollständigen Sicherheit die Erscheinungen vorhersagen kann, deren Gesetze er kennt, wenn er selbst in dem Falle, wo sie ihm unbekannt sind, nach früheren Erfahrungen mit großer Wahrscheinlichkeit die Ereignisse der Zukunft vorhersehen kann, weshalb betrachtet man es als eine chimärenhafte Aufgabe, mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit das Gemälde der zukünftigen Ziele des Menschengeschlechts zu entwerfen nach Analogie der Ergebnisse seiner Geschichte? Der einzige Grund des Glaubens an die Naturwissenschaften ist die Idee, daß die allgemeinen Gesetze, bekannt oder unbekannt, welche die Erscheinungen des Universum beherrschen, nothwendig und constant sind; und aus welchem Grunde sollte dies Princip weniger für die Entfaltung der geistigen und sittlichen Eigenschaften des Menschen gelten, als für die Aeußerungen der Natur? Endlich, da die nach vergangenen Erfahrungen gebildeten Vorstellungen über Gegenstände derselben Classe die einzige Richtschnur für das Verhalten der weisesten Menschen sind, weshalb will man es dem Philosophen untersagen, seine Vermuthungen auf dieselbe Basis zu stützen, vorausgesetzt, daß er ihnen nicht eine höhere Gewißheit

[1]) Dieser unversöhnliche Gegensatz des rauhen, freiheitsliebenden Nomaden und Steppenbewohners mit dem fleißigen, aber unkriegerischen Sohn der Tiefebene ist weltgeschichtlich und an manchen typischen Beispielen veranschaulicht. Als einen weniger bekannten, aber dennoch sehr instructiven Fall möchten wir aus der neueren Literatur die Charakteristik des russischen Reisenden Prschewalsky anführen, der mit prägnanten Worten den scharfen Contrast des mongolischen Steppenbewohners und des Chinesen im Flachlande schildert (vgl. Ratzel, Anthropogeogr. I, 222).

Digitized by Google

zuschreibt, als sie sich aus der Zahl, der Constanz, der Genauigkeit der Beobachtungen ergiebt? Unsere Hoffnungen lassen sich auf drei Punkte concentriren, auf die Zerstörung der Ungleichheit zwischen den Nationen, auf die Fortschritte der Gleichheit innerhalb derselben Nation und endlich auf die reale Vervollkommnung des Menschen. Müssen sich alle Nationen eines Tags dem Zustand der Civilisation nähern, auf dem die erleuchtetsten und freiesten Völker angelangt sind? Muß dieser unermeßliche Abstand, welcher diese Völker von der Knechtschaft derjenigen Nationen trennt, die Königen unterstellt sind, von der Barbarei afrikanischer Völkerschaften, von der Unwissenheit der Wilden nicht allmählig verschwinden? Giebt es auf dem Globus Länder, deren Natur ihre Einwohner verurtheilt, niemals sich der Freiheit zu erfreuen, niemals ihre Vernunft zu gebrauchen?" (S. 309). Dieser Gedankengang führt dann, wie zu erwarten, einerseits zu einer Verherrlichung der Demokratie, als der freiesten socialen Form, und anderseits, auf dem Gebiet der praktischen Moral, zu der Forderung einer möglichsten Annäherung des individuellen an das allgemeine Interesse, obschon das letzte Ziel naturgemäß als unendliches, nie erreichbares Ideal gefaßt wird. Wir sehen hier völlig die Grundlinien des modernen Utilismus, wie er durch Bentham, Mill, Spencer u. A. ausgebildet ist, vorweggenommen (vgl. Laas, Idealist. u. positivistische Ethik. Berlin 1882, S. 182 ff.).

5. Klemm.

Als eine umfassende Encyclopädie des anthropologischen und historischen Wissens seiner Zeit kann das große, zehn Bände betragende Werk von G. Klemm bezeichnet werden: Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit (Leipzig 1843). Ist auch im Grunde der historische Gesichtspunkt maßgebend, so wird doch die Perspective zu einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit erweitert und dadurch schon Perioden und Probleme mit in den Rahmen der Untersuchung hineingezogen, welche über den einfachen exact historischen Maßstab bei Weitem hinausgehen. Deshalb weist Klemm auch den landläufigen politischen Standpunkt als unzulässig ab (es gilt das insbesondere von Hegel), indem er sagt: „Diese Ansicht der Geschichte muß indessen als einseitig betrachtet werden; denn der Staat ist nicht der höchste Zweck der Menschheit, ebenso wenig als die Kirche. Beides sind die von der Vorsehung gebotenen Mittel zur Erreichung eines höheren Zwecks. Nicht minder einseitig würde die Ansicht des Menschen ausfallen, wenn man sich zum Standpunkte der Betrachtung nur die Religion oder die Kunst, die Wissenschaft oder das Gewerbe, das Familienleben oder den Krieg auswählen wollte. So wie die Naturwissenschaft die Erde und die auf, an, in und bei derselben vorkommenden Erscheinungen die sie umgebende Luft, die Gewässer, die Gebirge, die Gesteine, Gewächse, die Thiere und Menschen als Theile eines und desselben gewordenen und bestehenden Ganzen im Einzelnen untersucht und im Ganzen

Digitized by Google

betrachtet, ebenso soll der Historiker die Menschheit als ein Ganzes nach allen seinen Gliederungen, nach seiner Entstehung, Entwicklung, seinem Wesen, Sein und Werden in allen Beziehungen und Richtungen erforschen und zu erkennen und darzustellen suchen. Der Standpunkt, den ich mir ersucht habe, ist also weder der politische der Menschheit in ihrem Verhältniß zum Staate, noch der literarische 2c., sondern mein Versuch geht dahin, die allmählige Entwicklung der Menschheit von den rohesten, an die schwächste Kindheit, ja an das thierische Wesen gränzenden Uranfängen bis zu deren Gliederung in organische Volkskörper nach allen ihren Richtungen, also in Bezug auf Sitten, Kenntnisse und Fertigkeiten, häusliches und öffentliches Leben in Frieden und Krieg, Religion, Wissen und Kunst unter den von Klima und Lage von der Vorsehung dargebotenen Verhältnissen zu erforschen und nachzuweisen. Ich betrachte die Menschheit als ein Individuum, dessen Körper ebenso geheimnißvolle Uranfänge hat, wie der des einzelnen Menschen, der ebenso wie dieser seine Kindheit, seine Jugend, sein männliches Alter hat — der da wächst und zunimmt und Träger geistiger Neigungen, geistiger Keime und Kräfte ist, welche zur Entwicklung, zur Blüthe und Frucht bestimmt sind — der aber alternd sich immer wieder erneuern wird, bis die Absicht erfüllt und erreicht ist, welche die höchste Macht bei dessen Erschaffung hatte" (S. 21). Für diese zusammenfassende Orientirung über die Entwicklung des Menschengeschlechts (dessen versuchte Analogie mit dem Individuum man ruhig preisgeben kann) ist das einzig zuverlässige Mittel eine allgemeine, durch keine Topographie und Chronologie beengte Vergleichung der verschiedenen Völker, die auf derselben Stufe der Gesittung stehen. Es darf diese Erkenntniß von der socialpsychologischen Bedeutung, welche der Culturgeschichte und damit auch eo ipso der Völkerkunde zukommt, unserem Gewährsmann wohl zum Lobe angerechnet werden. Noch heute (so beginnt er seine Erörterung) finden wir die vielerlei Völker der Erde auf den mannigfaltigsten Stufen der Cultur; wir finden den Indio da matto (brasilianische Waldindianer) und den Buschmann ohne Obdach und Besitztum, die Nordpolar-Nationen in ihren Fell- und Fetthüllen, den Neger und den menschenfressenden Neuseeländer als Zeitgenossen des vielwissenden Chinesen, des hochcultivirten Japaners, des denkenden Germanen, wie wir vor Jahrtausenden neben wandernden Scythen und den sarmatischen Wilden die Egypter, die Griechen und Römer fanden. Wollten wir daher lediglich der Geographie oder Chronologie bei Anordnung unseres Stoffes den leitenden Faden anvertrauen, so würde uns kaum ein vollständiges Bild entgegentreten. Wollten wir z. B. die Geschichte der Entwicklung eines Volkes, etwa des griechischen, des römischen oder des deutschen als Basis annehmen, so würden wir zweierlei wesentliche Mängel zu erleiden haben. Einmal hätten wir für Erkenntniß des uranfänglich rohesten Zustandes keine rechten Quellen, da keines der drei genannten Völker von einem seiner Nachbarn in seinen Uranfängen

Digitized by Google

belauscht worden und dessen Beobachtungen bis auf uns gelangt sind. Die Uranfänge der Nationen werden gemeiniglich ebenso sehr vom Historiker übersehen, wie das Treiben des großen Mannes, so lange er sich noch in der Kinderstube befindet. Wir müßten uns also mit den Sagen begnügen. Dann aber giebt es wohl kein Volk, an welchem sich alle der Menschheit möglichen Entwicklungsformen zeigen. Wir müssen also die Folge der Culturzustände bei den verschiedenen Völkern der alten und der neuen Welt, der alten und neuen Zeit aufsuchen, sie neben einander stellen und daraus das Bild der Entwicklung der gesammten Menschheit zu erkennen versuchen. Wir setzen die gewohnte chronologische, geographische und ethnographische, synchronistische[1]) Ordnung bei Seite und theilen zuvörderst die Völker nach drei Grundzuständen ein: Der Zustand der Wildheit, der Zahmheit und endlich der freien Nationen (S. 22).

Was die Hülfsmittel und Methode der Forschung angeht, so versteht es sich zunächst von selbst, daß wir es mit einer rein empirischen, streng inductiven zu thun haben; alle bloße Speculation, die sich nicht voll und ganz auf die Thatsachen stützt, ist zu verwerfen. Im Besonderen haben den ersten Rang zu beanspruchen authentische Berichte von Augenzeugen, glaubwürdigen Reisenden und Berichterstattern, obwohl auch hier die Zuverlässigkeit jedesmal noch außerdem durch kritische Vergleichung mit anderen Ueberlieferungen über denselben Gegenstand erhärtet werden kann. Sodann kommen die Urkunden, Denkmäler u. s. w. in Betracht, die Zeichen- und Bilderschrift, die Erzeugnisse der Cultur sodann im weiteren Sinne (Münzen, Wappen), die ganze Technik und Industrie, soweit sie eben noch in bestimmten Ueberresten sich verkörpert findet. Endlich bedarf, was wohl kaum noch besonders hervorgehoben zu werden braucht, die Universalgeschichte einerseits der Unterstützung seitens der naturwissenschaftlichen, anderseits der philologisch-historischen (Sprachvergleichung, Archäologie 2c.), als auch endlich der philosophischen Disciplinen.

Klemm geht mit Recht von der socialen Existenz des Menschen aus, deren Urbild und Keimzelle die Familie und Ehe ist; ebenso sind für ihn sowohl die höheren geistigen Functionen und Anlagen des Menschen, wie seine technischen Fertigkeiten, selbst bei den rohesten Stämmen wenigstens keimartig, vorhanden. „Das religiöse Gefühl," bemerkt z. B. unser Autor, „ist eine der Eigenschaften, die den wesentlichen Unterschied zwischen Menschen und Thier begründen. Die ersten Spuren der Religion, die wir bei den Buschmännern und den Indios da matto finden, bestehen freilich in nichts

[1]) Dieser Gesichtspunkt ist zu besonders fruchtbarer Verwendung in der allgemeinen Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis gelangt, wo es sich in erster Linie um die auf Grund des überall gleichartigen menschlichen Naturells zu beobachtenden universellen Rechtsanschauungen und Institutionen handelt; vgl. vorläufig Post, Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft I, 17 ff.; später werden wir ausführlicher auf diesen Punkt zurückkommen.

Digitized by Google

Anderem als in einem dumpfen Gefühl von Furcht vor ungewöhnlichen Ereigniſſen, gewaltſamen Unterbrechungen des gewöhnlichen Laufes der Witterung, des Jägerglücks; der Menſch auf der niedrigſten Stufe nimmt das Gute, Licht und Wärme, Nahrung und jedes andere Bedürfniß hin als etwas, was ſich von ſelbſt verſteht, was zu dem Daſein und zur Erhaltung deſſelben gehört. Das aber, was dieſem Daſein feindlich entgegentritt, das fürchtet er, und er forſcht der Urſache dieſer feindſeligen Wirkungen nach; die ſichtbaren Urſachen, wilde Thiere, feindliche Menſchen werden bekämpft, aber den unſichtbaren Urſachen hat er gar nichts entgegenzuſetzen als Angſt und Furcht. Gewöhnt durch ſeine Beſchäftigung als Jäger und Fiſcher, alle Fährten und Umſtände genau zu beachten, bemerkt er wohl, daß es außer den gewöhnlichen klimatiſchen und natürlichen Erſcheinungen noch Aeußerungen und Einflüſſe jener höheren Macht giebt, die er nur in ihren Wirkungen erkennen kann. Dieſer ſchreibt er Alles zu, was ihm Feindſeliges begegnet; denn die Ueberfülle des Guten ſucht er in ſeiner Thätigkeit, ſeiner Klugheit, ſeiner Geſchicklichkeit, wie es denn ja auch auf unſerer Culturſtufe häufiger vorkommt, daß der Menſch ſagt, ich habe Unglück, als daß er anerkennt, ſein Glück ſei eine Gnade des Himmels" (S. 210).

Was endlich das anthropologiſche Problem der verſchiedenen Raſſen anlangt, die etwa für das Menſchengeſchlecht anzunehmen ſind, ſo lehnt Klemm ſowohl die bekannte Fünfzahl Blumenbach's, wie die ſieben Raſſen Prichard's ab, um nach ſeiner Auffaſſung von der Menſchheit als einem rieſigen Individuum eine active und eine paſſive, eine männliche und eine weibliche Hälfte anzunehmen: „Die erſte oder active Hälfte der Menſchheit iſt bei Weitem die weniger zahlreiche Art. Ihr Körperbau iſt ſchlank, meiſt groß und kräftig, mit einem runden Schädel, mit vorwärts dringendem, vorherrſchendem Vorderhaupt, hervortretender Naſe, großen runden Augen u. ſ. w. In geiſtiger Hinſicht finden wir vorherrſchend den Willen, das Streben nach Herrſchaft, Selbſtändigkeit, Freiheit; das Element der Thätigkeit, Raſtloſigkeit, das Streben in die Weite und Ferne, den Fortſchritt in jeder Weiſe, dann aber den Trieb zum Forſchen und Prüfen, Trotz und Zweifel. Dies ſpricht ſich deutlich in der Geſchichte der Nationen aus, welche die active Menſchheit bilden, der Perſer, Araber, Griechen, Römer, Germanen. Dieſe Völker wandern ein oder aus, ſtürzen alte, wohlbegründete Reiche, gründen neue, ſind kühne Seefahrer, bei ihnen iſt Freiheit der Verfaſſung, deren Element der ſtete Fortſchritt iſt; Theokratie und Tyrannei gedeihen nicht; Wiſſen, Forſchen und Denken tritt an die Stelle des blinden Glaubens; hier gedeihen Wiſſenſchaft und Kunſt, und dieſe Nationen haben darin das Höchſte geleiſtet. Der Geiſt dieſer Nationen iſt in ſtehender Bewegung, auf- und abſteigend, aber immer vorwärts ſtrebend. Ihre Heimath iſt die gemäßigte Zone, von welcher aus ſie alle übrigen Zonen erobert und beherrſcht haben. . . . Ganz anders iſt die zweite, die

Digitized by Google

passive Rasse, die wir die mongolische nennen könnten, wenn nicht unsere Vorgänger den Namen für die asiatische Mongolenrasse allein in Anspruch genommen hätten, so daß ich für die Folge Mißverständnisse zu fürchten hätte. Die Schädelform der passiven Menschheit ist anders als die der activen, die Stirn liegt mehr zurück, vorzugsweise ausgebildet ist das Hinterhaupt, die Nase ist, wenn auch zuweilen lang, doch wenig erhaben, selten gebogen, meist aber rund und stumpf, die Augen sind länglich, oft geschlitzt und tief stehend, die Backenknochen stehen vor, das Kinn tritt zurück. ... Wir finden überall das passive Urvolk in seinen Sitzen gern verharrend, ohne Streben in die Ferne, gewissermaßen an's Klima gebunden, und daher auch dem Einfluß desselben mehr unterworfen, in großer Anzahl beisammen; es lebt harmlos und friedfertig unter dem Einfluß von Schamanen, beherrscht von den Oberhäuptern, die entweder dem Schoße des Volkes selbst als Aelteste, Reichste, Weiseste entsprossen oder als fremde Eroberer hereingekommen waren. Die passiven Völker entwickeln sich allerdings viel schneller, als die activen; sie machen schon früh Beobachtungen und Erfindungen längst vor den activen, allein sie waren mit dem ersten Resultate zufrieden; aus Furcht, dasselbe zu verlieren oder aus Achtung gegen die ersten Erfinder gingen sie nicht weiter. Daher treffen wir bei den Egyptern, den Chinesen, den Hindu Astronomie, Nautik, Chemie, Medicin u. s. w. schon in uralter Zeit; aber diese Kenntnisse sind auf den unteren Stufen geblieben. Ueberaus bemerkenswert ist die Erscheinung, daß wir bei den passiven Nationen schon früh eine Art von Schrift finden. Die Felsinschriften von Neuholland, Brasilien, Sibirien, die Schriftknoten der Radackinsulaner, die Hieroglyphen der Mexikaner und Egypter, die Silbenschrift der Japaner und Chinesen sind schon auf früher Stufe der Cultur entstanden; allein eine Fortbildung zur Buchstabenschrift fand erst statt, als die activen Nationen Perser, Araber, Griechen und Germanen die Schrift annahmen. Jene Hieroglyphen und Silbenschriften haben etwas Stabiles in sich, sie dienen nur dazu, das einmal erworbene geistige Eigentum fest zu machen; allein nur die Buchstabenschrift ist das Werkzeug, womit der Mensch rasch und sicher seine geistigen Operationen befördern kann. Daher finden wir auch bei den passiven Nationen eine geistige Trägheit, eine Scheu vor dem Forschen, Denken, vor dem geistigen Fortschritt. Die passiven Nationen haben Gesetze, aber kein natürliches Recht, sie haben eine Seelenkunde, aber keine Philosophie, sie haben Heilmittel und Kenntniß des menschlichen Körpers, dennoch aber keine Medicin, mit einem Wort eine eigentliche lebendige Wissenschaft fehlt ihnen; der Schüler lernt fleißig, was der Lehrer ihnen vorträgt, er behält und bewahrt die erlernte Weisheit gar sorgfältig, allein sie weiter zu bringen, d. h. sie genauer zu untersuchen, ihre Mängel zu verbessern, das wird er nicht wagen, aus Furcht vor dem Alten, er wird sie seinen Schülern genau so vortragen, wie sie ihm von seinem Lehrer überliefert ist: Er betrachtet sie

Digitized by Google

als ein Gefäß, nicht als einen Quell der Weisheit" (S. 196). So zweifelhaft der Werth dieser Classificirung auch ist und so wenig die Charakteristik auf alle einzelnen Vertreter des Schemas auch zutreffen mag, so sind doch einige psychologische Züge mit richtigem Blick erfaßt. Was schließlich den Ursprung und die Ausbreitung des Menschengeschlechts anlangt, so huldigt Klemm der ja auch durch die meisten Linguisten vertretenen Ansicht, Asien als den Ursitz der Menschheit anzusehen; von hier sei zunächst Afrika und Europa, und später Amerika bevölkert.

6. Buckle.

Mit dem umfassenden Material ausgerüstet, das die moderne Forschung in der Geschichte, Geographie, Statistik, Nationalökonomie und Völkerkunde bietet, hat der hochbegabte und rastlos thätige englische Denker, mit dem wir diese Gruppe abschließen, diejenigen Fragen wieder aufgenommen und, soweit es an ihm lag, einer Lösung entgegen geführt, welche vor ihm Hume, Condorcet, Herder u. A. zur Discussion gestellt hatten. Inwieweit er hierbei, besonders bezüglich des Versuches, allgemeine Gesetze für die sociale Entwicklung der Menschheit zu construiren, der eigenen Disciplin, der Geschichtswissenschaft vielleicht nicht gerecht geworden ist (was ihm ja die bekannte erbitterte Opposition einbrachte, an deren Spitze Droysen stand), unterliegt nicht unserer Prüfung: Uns kommt es umgekehrt eben auf diese für die Völkerkunde geradezu ausschlaggebende universelle Perspective des Völkerlebens an. Insofern ist seine Geschichte der Civilisation in England, die ja freilich nur ein Torso geblieben ist, eine sehr wichtige Handhabe, um daran die verschiedenen Beziehungen, welche die verschiedenen Zweige völkergeschichtlicher Forschung mit einander verknüpfen, zu veranschaulichen.

In erster Linie constatirt Buckle den ungeheuren Fortschritt der modernen Wissenschaft, besonders soweit sie auf ausschließlich empirischen Principien beruht; daran hat, wenigstens soweit es sich um die Entwicklung einzelner Völker handelt, die Geschichtswissenschaft ihren gebührenden Antheil erhalten. „Die Ergebnisse dieser Ermittlungen," so beginnt er sein Programm, „bilden sozusagen die Anatomie einer Nation und sind wegen ihrer Genauigkeit bemerkenswerth; ihnen hat man andere minder erschöpfende, aber ausgedehntere Resultate hinzugefügt. Man hat nicht nur die Thaten und Eigenschaften der großen Völker aufgezeichnet, sondern eine erstaunlich große Anzahl von Stämmen in allen Theilen der bekannten Welt ist von Reisenden besucht und beschrieben worden, und so sind wir fähig, den Zustand der Menschheit in jedem Stadium der Civilisation und unter allen Verschiedenheiten der Verhältnisse zu vergleichen. Wenn wir überdies hinzufügen, daß diese Wißbegier in Rücksicht auf unsere Mitgeschöpfe offenbar unersättlich ist und fortwährend wächst, daß ebenso die Mittel, sie zu befriedigen, wachsen, und daß die meisten der gemachten Beobachtungen noch

Digitized by Google

erst zu benutzen sind, — wenn wir alles dies überdenken, können wir uns einen schwachen Begriff von dem ungeheuren Werthe jener umfassenden Summe von Thatsachen machen, die wir jetzt besitzen, und mit deren Hülfe der Fortschritt der Menschheit ermittelt werden kann (I, 2). Dieser günstigen Sachlage entspricht nun keineswegs die Entwicklung der geschichtlichen Forschung, die vor Allem in dem Punkte hinter der erfolgreichen Naturwissenschaft zurücksteht, daß sie in Folge der hergebrachten Ueberschätzung des Individuums keinen allgemeinen Gesetzen des Geschehens nachspürt. Deshalb muß gerade hier eine vollständige Umkehr eintreten. „Indem wir nämlich das metaphysische Dogma vom freien Willen und das theologische von der Vorherbestimmung der Ereignisse verwerfen, werden wir zu dem Schluß gedrängt, daß die Wandlungen der Menschen nur von dem, was ihnen vorangeht, bestimmt werden, und daß sie daher den Charakter der Uebereinstimmung haben, d. h. unter vollkommen gleichen Umständen stets zu vollkommen gleichen Ergebnissen gelangen müssen. Da nun alles Vorangehende entweder im Geist oder außerhalb desselben geschieht, so sehen wir deutlich, daß alle Verschiedenheiten in den Resultaten, mit anderen Worten alle Veränderungen, von denen die Geschichte voll ist, alle Wechselfälle des menschlichen Geschlechts, ihr Fortschritt oder ihr Verfall, ihr Glück oder Elend, die Frucht einer doppelten Wirkung sein muß, der Wirkungen der äußeren Erscheinungen auf den Geist und einer zweiten Wirkung des Geistes auf die Erscheinungen. Dies sind die Materialien, aus welchen allein eine wissenschaftliche Geschichte construirt werden kann. Auf der einen Seite haben wir den menschlichen Geist, der den Gesetzen seines eigenen Wesens gehorcht und sich, wenn er von äußeren Wirkungen frei bleibt, den Bedingungen seiner eigenen Organisation gemäß entwickelt. Auf der anderen Seite haben wir das, was man die Natur nennt, die gleichfalls den eigenen Gesetzen gehorcht, aber auch unaufhörlich mit den Geistern der Menschen in Berührung kommt, indem sie ihre Leidenschaften erregt, ihren Verstand reizt und dabei ihren Handlungen eine Richtung giebt, die sie ohne solche Störung nicht genommen haben würden. So erhalten wir den Menschen, der auf die Natur, und die Natur, welche auf den Menschen einwirkt, während aus dieser gegenseitigen Modification nothwendig alle Hergänge entspringen müssen. Die uns gegenwärtig vorliegende Aufgabe besteht nun darin, die Methode zu bestimmen, durch die diese doppelte Einwirkung aufgefunden wird, und das führt uns zu einer vorläufigen Untersuchung darüber, welche von beiden Einwirkungen die wichtigere ist, d. h. ob die Gedanken und Wünsche des Menschen mehr von den Naturerscheinungen oder diese mehr von jenen beeinflußt werden" (S. 14).

Die Regelmäßigkeit der menschlichen Handlungen wird nun an der Hand der Statistik in Bezug auf die jährlichen Selbstmorde, die Zahl der geschlossenen Ehen u. a. sociale Erscheinungen, die nach der gewöhnlichen Auffassung rein Sache individueller Willkür sind, veranschaulicht, um dann

Digitized by Google

der grundlegenden Untersuchung über die Wechselwirkung jener beiden oben genannten Factoren Platz zu machen, in erster Linie also der äußeren. „Wenn wir untersuchen, welches diese physischen Einwirkungen sind, von welchen das menschliche Geschlecht am mächtigsten beeinflußt wird, so finden wir, daß sie in vier Hauptclassen getheilt werden können, nämlich: Klima, Nahrung, Boden und allgemeine Naturerscheinung (Naturbild), unter welcher letzteren ich jene Erscheinungen verstehe, die zwar hauptsächlich durch den Gesichtssinn, aber auch vermittelst anderer Sinne die Ideenverbindung geleitet haben und daher in verschiedenen Ländern verschiedenen Beschaffenheiten des nationalen Denkens ihren Ursprung gaben. Zu dieser einen jener vier Classen können wir alle äußeren Erscheinungen rechnen, durch welche die Menschheit fortwährend beeinflußt worden ist. Diese letzte Classe, welche ich die Erscheinung der Natur im Allgemeinen nenne, wirkt besonders auf die Einbildungskraft und auf die Eingebung jener unzähligen Arten von Aberglauben, welche die großen Hindernisse der fortschreitenden Erkenntniß ausmachen. Da nun in der Kindheit eines Volkes die Macht solchen Aberglaubens äußerst groß ist, so geschah es, daß die verschiedenen Erscheinungen der Natur entsprechende Verschiedenheiten in dem Volkscharakter verursachten und der nationalen Religion Eigenthümlichkeiten mitteilten, welche zu verwischen unter Umständen unmöglich ist. Die übrigen drei Einflüsse, nämlich Klima, Nahrung und Boden, haben zwar, soweit wir bemerken können, keine unmittelbare Wirkung nach dieser Richtung gehabt; aber sie haben die wichtigsten Folgen in Bezug auf die allgemeine Organisation der Gesellschaft geäußert, und aus ihnen entstanden viele von jenen umfassenden und sichtlichen Unterschieden zwischen Völkern, welche man oft einer Grunddifferenz in den mannigfachen Rassen zuschreibt, in die man die Menschheit eintheilt. Während jedoch alle solche ursprüngliche Scheidungen der Rasse nur angenommen sind, kann man die Abweichungen, welche durch den Unterschied des Klimas, der Nahrung und des Bodens hervorgerufen werden, zufriedenstellend erklären, und hat man sie begriffen, so findet man, daß sie viele von den Schwierigkeiten auflösen, welche das Studium der Geschichte bisher verdunkelten" (S. 24). Das wird nun unter möglichster Benutzung exacten Materials zu dem allgemeinen Satz erweitert, daß jene drei mächtigen Ursachen für die Erzeugung und Vertheilung des Reichthums, als der materiellen Bedingung jeder höheren Cultur, ausschlaggebend sind, während in zweiter Linie die geistigen Gesetze, die sittliche und intellectuelle Erkenntniß nnd Vervollkommnung für den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft in Betracht kommen. Die Ergebnisse seiner höchst sorgfältigen Untersuchung faßt Buckle ganz allgemein folgendermaßen zusammen: „Wir haben gesehen, daß unsere Handlungen nur das Ergebniß innerer und äußerer Triebkräfte und daher nur durch die Gesetze derselben erklärbar sind, d. h. durch geistige und physische Gesetze. Wir haben ferner gesehen, daß in Europa die geistigen Gesetze

Digitized by Google

mächtiger wirken als die physischen, und daß in dem fortschreitenden Gange der Civilisation ihre Ueberlegenheit noch zunimmt, weil der Zuwachs an Wissen die Hülfsmittel des Geistes vermehrt, die alten Hülfsquellen der Natur hingegen unverändert läßt. Wir haben deshalb die geistigen Gesetze als die großen Regulatoren des Fortschritts behandelt, den physischen aber einen untergeordneten Platz angewiesen, da sie sich nur bei gelegentlichen Störungen geltend machen, deren Stärke und Häufigkeit seit lange abgenommen haben, und die jetzt kaum noch in Thätigkeit treten. Indem wir in solcher Weise das Studium der gesellschaftlichen Dynamik in das Studium der Geistesgesetze aufgelöst, unterwarfen wir die letzteren einer ähnlichen Zergliederung und fanden, daß sie aus zwei Theilen, nämlich den moralischen und intellektuellen Gesetzen bestehen. Beim Vergleich derselben haben wir die große Ueberlegenheit der intellektuellen deutlich erkannt und gesehen, daß, wenn der Fortschritt der Civilisation durch den Triumph der geistigen über die physischen Gesetze sich äußert, er sich ebenso durch den Triumph der intellectuellen über die moralischen kenntlich macht. Dieses wichtige Resultat geht aus zwei verschiedenen Beweisen hervor: Erstlich sind die moralischen Wahrheiten stillestehend, die intellectuellen fortschreitend, weshalb es höchst unwahrscheinlich wird, daß der Fortschritt der Gesellschaft auf Rechnung der moralischen Erkenntniß kommen sollte, welche seit Jahrhunderten dieselbe bleibt, und nicht auf Rechnung der intellectuellen, welche seit vielen Jahrhunderten im Fortschreiten begriffen ist. Der andere Beweis besteht in der Thatsache, daß die zwei größten Uebel der Menschheit sich nicht durch moralische Verbesserung vermindert haben, sondern daß ihr Zurückweichen früher und auch jetzt dem Einfluß intellectueller Entdeckungen zuzuschreiben ist. Aus alledem folgt klar, daß, wenn wir die Bedingungen bestimmen wollen, welche den Fortschritt der neuen Civilisation ausmachen, wir sie in dem Maße und in der Verbreitung intellectueller Erkenntniß finden müssen, wobei die physischen Erscheinungen und die moralischen Grundsätze freilich große Abweichungen in kurzen Zeitabschnitten verursachen, die sich jedoch im Großen[1]) selbst berichtigen und ausgleichen und so die intellectuellen Gesetze in ihrer von diesen untergeordneten und geringeren Factoren unbeschränkten Herrschaft lassen" (S. 160).

Durch diese psychologische Zergliederung des geschichtlichen Materials nach den angedeuteten Gesichtspunkten, die jeden Zufall zu Gunsten einer

[1]) Diese Bemerkung ist für den maaßgebenden sociologischen Gesichtspunkt in der That entscheidend; auch für die Construction allgemeiner Rechtssätze kommen nur die Entwicklungsphasen im Ganzen in Betracht, während für einzelne Völkerschaften und Perioden fortwährend Schwankungen und Abweichungen von der generellen Norm eintreten, die sog. Variationen des einen Grundgedankens; die Persönlichkeit des einzelnen Menschen verschwindet aber, wie Buckle mit Recht hervorhebt, in diesem Proceß vollständig; vgl. Post, Grundlagen des Rechts und die Grundzüge seiner Entwicklungsgeschichte. Oldenburg 1884, S. 10 ff.

Digitized by Google

immanenten, nothwendigen Entwicklung ausschaltet, will der kühne englische Denker seiner Disciplin die Sicherheit und Genauigkeit der Naturwissenschaft erobern; ja es schwebt ihm schon der bedeutsame Gedanke vor, daß wir in der schrankenlosen Vergleichung, wie sie freilich letzten Endes erst die Völkerkunde handhabt, ein dem naturwissenschaftlichen Experiment ähnliches Hülfsmittel besitzen. Wenn es feststeht, daß der große Vortheil, den wir aus dem Studium der Vergangenheit ziehen, in der Möglichkeit liegt, die Gesetze zu ergründen, von denen sie beherrscht wird, so wird die Geschichte eines Volkes in demselben Maße werthvoller, als seine Bewegungen von Mächten unberührt geblieben sind, die nicht aus diesen selbst hervorgingen. Jeder fremde oder äußere Einfluß auf irgend ein Volk ist eine Einmischung in seine naturgemäße Entwicklung und beeinträchtigt daher die zu erforschenden Verhältnisse. Verwickeltes zu vereinfachen, ist auf allen Gebieten des Wissens das wesentlichste Erforderniß für den Erfolg. Dies ist den Naturforschern wohl bekannt, welche oft im Stande sind, durch ein einziges Experiment eine Wahrheit zu entdecken, welche durch unzählige Beobachtungen vergebens aufgesucht war. Der Grund davon ist, daß wir beim Experiment die Erscheinungen von ihren Verwicklungen loslösen können; indem wir sie daher isoliren, befreien wir sie von der Einmischung unbestimmter Theile und lassen sie gleichsam ihren eigenen Lauf gehen und die Wirkung ihres eigenen Gesetzes uns enthüllen. Dies ist also der wahre Standpunkt, von welchem aus wir den Werth der Geschichte eines Volkes zu messen haben. Die Wichtigkeit der Geschichte einer Nation hängt nicht ab von dem Glanze ihrer Kriegsthaten, sondern von dem Grade, in welchem ihre Handlungen aus Gründen, die in ihr selbst liegen, entspringen. Könnten wir also ein gebildetes Volk finden, das seine Civilisation ganz aus sich selbst genommen hat, das, jedem fremden Einfluß entzogen, durch die persönlichen Eigenthümlichkeiten seiner Herrscher weder gefördert, noch zurückgehalten worden ist, so würde die Geschichte eines solchen Volkes über Alles wichtig sein; denn sie würde das Verhältniß normaler und innewohnender Entwicklung darstellen, sie würde die Gesetze des Fortschrittes in ihrer isolirten Thätigkeit zeigen und in der That ein bereitliegendes Experiment sein, welches den vollen Werth jener künstlichen Verrichtung besäße, der die Naturwissenschaft so viel schuldig ist" (S. 163).

Es ist nicht unseres Amtes, der ungebührlichen Verkleinerung entgegenzutreten, welche durch Buckle die Moral gegenüber den rein technischen und intellectuellen Disciplinen erfährt; auch ist er z. B. zu sehr gegen jede Ansicht eingenommen, welche den Fortschritt und Rückschritt innerhalb einer bestimmten Culturspähre von gewissen geistigen Momenten, wie Anlage, Entwicklung, Vererbung u. s. w. ableitet. Das in einem civilisirten Lande geborene Kind ist, so führt er aus, wahrscheinlich dem unter Barbaren geborenen nicht überlegen; der Unterschied, der später in

Digitized by Google

ihrer Handlungsweise entsteht, ist vielmehr, so viel wir wissen, nur eine Folge der äußeren Umstände, d. h. der Meinungen, des Wissens und des Umganges, kurz der ganzen geistigen Atmosphäre, in welcher die beiden Kinder aufwachsen. Uns kommt es nur darauf an, den umfassenden universalgeschichtlichen Standpunkt des Verfassers klar zu zeichnen, seinen imponirenden Versuch, für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit große, überall gültige Gesetze aufzustellen und damit seiner Wissenschaft die wünschenswerthe inductive Sicherheit und Bedeutung zu verleihen.

III. Philosophische Perspective.

Schon die culturgeschichtliche Betrachtung mußte nothgedrungen gelegentlich philosophischen, über das einfache Thatsachenmaterial hinausgreifenden Erwägungen Gehör schenken; die Einheit des Menschengeschlechts, die Idee einer allgemeinen Culturentwicklung, das Verhältniß physischer zu psychischen Factoren u. s. w., alle diese Fragen streifen psychologische und moralphilosophische Gedanken. In der That hat sich denn auch, wie das gar nicht anders zu erwarten war, die universalhistorische und philosophische Auffassung nicht scharf von einander gesondert, sondern sie sind umgekehrt stets in unmittelbarer Wechselwirkung und Befruchtung mit einander geblieben; ja man kann es durchaus nicht als Zufall ansehen, wenn wir beide Disciplinen in ein und derselben Hand vereinigt finden. Wenn wir nun auch von der specifischen Philosophie der Geschichte absehen, wie sie Hegel und seine Schule geschaffen, da in diesem dialektischen Schmelztiegel das exacte Material gar zu sehr gelitten hat, so dürfen wir doch in unserer Skizze nicht an zwei Männern vorbeigehen, die nicht nur für ihre Zeit epochemachend gewesen sind, sondern auch nach manchen Richtungen hin der heutigen Völkerkunde die Wege geebnet haben, wir meinen Herder und Schiller.

1. Herder.

Herder's großes Werk: Ideen zur Geschichte der Menschheit besitzt bei allen kühnen Speculationen doch einen verhältnißmäßig ganz leidlichen empirischen Unterbau, — natürlich darf man es nicht nach unseren heutigen Anforderungen beurtheilen. Wie lange ihn ein solcher Plan beschäftigt hat, erklärt er in der Vorrede ausführlich, indem er sagt: „Schon in ziemlich frühen Jahren, da die Auen der Wissenschaft noch in all' dem Morgenschmucke vor mir lagen, von dem uns die Mittagssonne unseres Lebens so viel entzieht, kam mir oft der Gedanke, ob denn, da Alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaft habe, nicht auch das, was uns am nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit im Ganzen und Großen, eine Philosophie und Wissenschaft haben sollte? Alles erinnerte mich daran, Metaphysik und Moral, Physik und Naturgeschichte, die Religion

Digitized by Google

endlich am meisten. Der Gott, der in der Natur Alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet, der darnach das Wesen der Dinge, ihre Gestalt und Verknüpfung, ihren Lauf und ihre Erhaltung eingerichtet hat, so daß vom großen Weltgebäude bis zum Staubkorne, von der Kraft, die Erde und Sonne hält, bis zum Faden eines Spinnengewebes nur eine Weisheit, Güte und Macht herrscht, Er, der auch im menschlichen Körper und in den Kräften der menschlichen Seele Alles so göttlich und wunderbar überdacht hat, daß, wenn wir dem Allweisen nur fernher nachzudenken wagen, wir uns in einem Abgrunde seiner Gedanken verlieren, — wie, sprach ich zu mir, dieser Gott sollte in der Bestimmung und Einrichtung unseres Geschlechtes im Ganzen von seiner Weisheit und Güte ablassen und hier keinen Plan haben? — — Genug, ich suchte nach einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, wo ich suchen konnte." Auch bemüht er sich, thunlichst alle philosophischen Speculationen zu verleugnen und nur der einfachen Erfahrung zu folgen: „Lasset uns also, wenn wir über die Geschichte unseres Geschlechtes philosophiren wollen, so viel als möglich alle engen Gedankenformen, die aus der Bildung eines Landstriches, wohl nun gar der Schule genommen sind, verleugnen. Nicht was der Mensch bei uns ist, oder gar, was er nach den Begriffen eines Träumers sein soll, sondern was er überall auf der Erde und doch zugleich in jeglichem Strich besonders ist, d. h. wozu ihn irgend nur die reiche Mannigfaltigkeit der Zufälle in den Händen der Natur bilden konnte, — das lasset uns auch als Absicht der Natur betrachten." Es ist auffällig, wie vorsichtig Herder hier zwischen dem schlechthin allgemein menschlichen Typus und dem durch die verschiedenartigsten äußeren und inneren Gründe bedingten specifischen Habitus einzelner Völker und Stämme unterscheidet (dem, was Bastian die geographische Provinz nennt). Freilich konnte die inductive Basis (wenigstens für die eigentliche Völkerkunde) keine sehr breite sein, und es darf nicht befremden, wenn immerhin noch öfter die Speculation die fehlende Reihe der Thatsachen [1]) vertreten und ausfüllen muß; im Uebrigen können wir uns um so unbedenklicher auf einige kleinere Auszüge beschränken, weil die Naturvölker im Ganzen nur flüchtig berührt sind. Ausgehend von der Gleichartigkeit des Menschengeschlechts trotz aller Varietäten in den verschiedenen Zonen stellt Herder vor Allem die sociale Anlage und Bestimmung des Menschen fest: „Es hat Philosophen gegeben, die unser Geschlecht, des Triebes der Selbsterhaltung wegen, unter die reißenden Thiere gesetzt und seinen natürlichen Zustand zu einem Stande des Krieges gemacht haben. Offenbar ist viel Uneigentliches in dieser Behauptung; freilich, indem der Mensch die Frucht eines Baumes bricht, ist er ein Räuber, indem er ein Thier tödtet, ein Mörder, und wenn er mit seinem Fuße, mit seinem Hauche vielleicht einer zahllosen Menge ungesehener

[1]) Für die Biologie spielt die berüchtigte Lebenskraft eine verhängnißvolle Rolle.

Digitized by Google

Lebendigen das Leben nimmt, ist er der ärgste Unterdrücker der Erde. Jedermann weiß, wie weit es die zarte indische, sowie die übertriebene egyptische Philosophie zu bringen gesucht hat, damit der Mensch ein ganz unschädliches Geschöpf werde. Von dieser Grübelei hinweg also, stellen wir den Menschen unter seine Brüder und fragen: Ist er von Natur ein Raubthier gegen Seinesgleichen, ein ungeselliges Wesen? Seiner Gestalt nach ist er das Erste nicht und seiner Geburt nach das Letzte noch minder. Im Schoße der Liebe empfangen und an ihrem Busen gesäugt, wird er von Menschen auferzogen und empfing von ihnen tausend Gutes, das er um sie nicht verdiente. Sofern ist er also wirklich in und zu der Gesellschaft gebildet, ohne sie konnte er weder entstehen noch ein Mensch werden. Wo Ungeselligkeit bei ihm anfängt, ist, wo man seine Natur bedrängt, indem er mit anderen Lebendigen collidirt; hier ist er aber wiederum keine Ausnahme, sondern wirkt nach dem großen Gesetz der Selbsterhaltung in allen Wesen. . . . Nicht Krieg, sondern Friede ist der Naturzustand des unbedrängten menschlichen Geschlechts; denn Krieg ist ein Stand der Noth, nicht des ursprünglichen Genusses. In den Händen der Natur ist er (die Menschenfresserei selbst eingerechnet) nie Zweck, sondern hie und da ein hartes, trauriges Mittel, dem die Mutter aller Dinge selbst nicht allenthalben entweichen konnte, das sie aber zum Ersatz dafür auf desto höhere, reichere, vielfachere Zwecke anwandte."

Beachtenswerth scheinen uns auch die Winke zu sein, die Herder in der vielumstrittenen Untersuchung über die Wechselwirkung des Klimas mit dem Volkscharakter ertheilt. Indem er darauf hinweist, daß durch diese Einflüsse nicht eine vollständige Umwandlung der Organismen in der Weise stattfinden könne, daß ohne Weiteres ein Artwechsel eintrete, fährt er so fort: „Statt eines weiteren Zwistes im Allgemeinen wünsche ich lieber eine belehrende Untersuchung im Einzelnen, zu der uns das Feld der Geographie und Geschichte eine große Ernte darbietet. Wir wissen z. B., wann diese portugiesischen Kolonien nach Afrika, jene spanischen, holländischen, englischen, deutschen nach Ostindien und Amerika gewandert sind, was an einigen derselben die Lebensart der Eingeborenen, an anderen die fortgesetzte Lebensweise der Europäer für Wirkung gehabt hat u. s. w. Hätte man dies Alles genau untersucht, so stiege man zu älteren Uebergängen, z. B. der Malayen auf den Inseln, der Araber in Afrika und Ostindien, der Türken in ihren eroberten Ländern, sodann zu den Mongolen, Tartaren und endlich zu dem Schwarm von Nationen, die in der großen Völkerwanderung Europa überdeckten. Nirgends vergäße man, aus welchem Klima ein Volk kam, welche Lebensart es mitbrachte, welches Land es vor sich fand, mit welchen Völkern es sich vermischte, welche Revolutionen es in seinem neuen Sitz durchlebt hat. Würde dieses untersuchende Calcül durch die gewisseren Jahrhunderte fortgesetzt, so ließen sich vielleicht auch Schlüsse auf jene älteren Völkerzüge machen, die wir nur aus Sagen

Digitized by Google

alter Schriftsteller oder aus Uebereinstimmungen der Mythologie und Sprache kennen; denn im Grunde sind alle oder doch die meisten Nationen der Erde früher oder später gewandert. Und so bekämen wir mit einigen Charten zur Anschauung eine physisch-geographische Geschichte der Abstammung und Verartung unseres Geschlechts nach Klimaten und Zeiten, die Schritt vor Schritt die wichtigsten Resultate gewähren müßte." Gerade diesen Punkt ist unsere heutige Wissenschaft, die nicht nur nach immerhin zweifelhaften geschichtlichen Ueberlieferungen zu urtheilen braucht, sondern sich an unmittelbare Beobachtungen der Gegenwart halten kann, vielfach in der Lage, mit unwiderleglichen Beispielen weiter zu verfolgen und zu einem bestimmten Abschluß zu führen. Man denke nur an die Besiedelung Nordamerikas oder des polynesischen Archipels oder an die Verschiebungen und Völkerrevolutionen auf dem dunklen Erdtheil [1]).

Trotz aller unendlichen Verschiedenheit geistiger Begabung sind doch gewisse Grundzüge der Menschheit als solcher eigen; dahin gehört Sprache, Religion, Sitte, Recht u. s. w. „Es ist unleugbar, daß nur Religion es gewesen ist, die den Völkern allenthalben die erste Cultur und Wissenschaft brachte, ja daß diese ursprünglich Nichts als eine Art religiöser Tra-

[1]) Mit vollem Recht bemerkt Ratzel, daß man sich aber hüten müsse — gegenüber einseitigen darwinistischen Machtsprüchen —, die Bedeutung der Völkerindividualität als solcher zu unterschätzen: „Die Variabilität des Menschen haben wir nicht so anzuschauen, als ob gewissermaßen jeder äußere Einfluß seine Spur hinterlasse, und zwar eine ihm eigenthümliche, an der man seine Natur vielleicht sogar wiederkennen könne, sondern es ist vielmehr der Mensch selbst ein seinen Gesetzen folgender Organismus, der auch seinen Gesetzen entsprechend, also selbständig das verarbeitet, was ihm von Außen herzugebracht wird. Dieses sich Behaupten unter äußeren Einflüssen, trotz lebhafter Reactionen auf dieselben, ist ein wesentlicher Bestandtheil des Begriffes Leben, den darum H. Spencer am umfassendsten und zugleich nach unserer Meinung am treffendsten charakterisirt, wenn er in ihm eine beständige Anpassung innerer Beziehungen an äußere erkennt und dem A. Comte in annähernd demselben Sinne eine Harmonie zwischen dem lebenden Wesen und dem umgebenden Medium als charakteristische Grundbedingung zuspricht. Wenn die Veränderung einer organischen Form unter Aenderung der äußeren Umstände heute als allgemein anerkannte Thatsache bezeichnet werden darf, so ist zugleich als nicht minder anerkannter Erfahrungssatz hinzuzufügen, daß derartige Veränderungen in der Regel am Individuum sehr bald ihre Grenze finden, über welche hinaus sie verschwindend gering werden, daß nicht alle Lebewesen gegenüber einem gleichen Betrag äußerer Einwirkung ein gleiches Maaß von Veränderungen aufweisen, und daß beim Verschwinden gewisser Einflüsse sehr bald ein Rückfall in die alte Form stattzufinden pflegt, die Individualität also sich im großen Maaße zu behaupten strebt ... Man sieht, wie wenig begründet einerseits die Annahme ist, daß die Völker gleichsam wie eine plastische Masse in ihre Umgebungen sich hineinpassen und mit der Zeit geradezu sogar ein Spiegelbild derselben darstellen sollen; wie zwingend aber auf der anderen Seite die Annahme ist, daß dieselben, weil sie aus lebendigen Wesen sich zusammensetzen, dem Gesetze der Variabilität unterworfen sind, folglich der Wirkung der äußeren Einflüsse sich nicht zu entziehen vermögen" (Anthropogeogr. I, 78). Außerdem fällt natürlich noch in's Gewicht, ob wir es mit einem Volk zu thun haben von fest ausgeprägter Individualität, von einer gewissen Culturhöhe, oder nicht.

Digitized by Google

dition waren. Unter allen wilden Völkern ist noch jetzt ihre wenige Cultur und Wissenschaft mit der Religion verbunden. Die Sprache ihrer Religion ist eine erhabenere, feierliche Sprache, die nicht nur die heiligen Gebräuche mit Gesang und Tanz begleitet, sondern auch meistens von den Sagen der Urwelt ausgeht, mithin das Einzige ist, was diese Völker von alten Nachrichten, dem Gedächtnisse der Vorwelt oder dem Schimmer der Wissenschaft übrig haben. Die Zahl und das Bemerken der Tage, der Grund aller Zeitrechnung, war oder ist überall heilig; die Wissenschaft des Himmels oder der Natur, wie sie auch sein möge, haben sich die Magier aller Welttheile zugeeignet. . . . Mit der Fortdauer der Seele nach dem Tode war es ein Gleiches. Wie der Mensch auch zu ihrem Begriff gekommen sein möge, so ist dieser Begriff, als allgemeiner Volksglaube auf Erden, das Einzige, was den Menschen im Tode vom Thiere unterscheidet. Keine wilde Nation kann sich die Unsterblichkeit philosophisch erweisen, so wenig es vielleicht ein Philosoph thun kann; denn auch dieser vermag nur den Glauben an sie, der im menschlichen Herzen liegt, durch Vernunftgründe bestärken; allgemein ist aber dieser Glaube auf der Erde. Auch der Kamtschadale hat ihn, wenn er seinen Todten den Thieren hinlegt, auch der Neuholländer hat ihn, wenn er den Leichnam in's Meer senkt. Jeder Wilde geht sterbend in's Reich der Väter, in's Land der Seelen, und so ist der allgemeine Menschenglaube an die Fortdauer unseres Daseins die Pyramide der Religion auf allen Gräbern der Völker. Die göttlichen Gesetze und Regeln der Humanität, die sich, wenn auch nur in Resten, bei dem wildesten Volk äußern, sollten sie, nach Jahrtausenden etwa, von der Vernunft ersonnen sein und diesem wandelbaren Gebilde der menschlichen Abstraction ihre Grundfeste zu danken haben? Ich kann's, selbst der Geschichte nach, nicht glauben. Wären die Menschen, wie Thiere, auf die Erde gestreut, sich die innere Gestalt der Humanität selbst zu erfinden, so müßten wir noch Nationen ohne Sprache, ohne Vernunft, ohne Religion und Sitte kennen: denn, wie der Mensch gewesen ist, so ist er noch auf der Erde. Nun sagt uns aber keine Geschichte, keine Erfahrung, daß irgendwo menschliche Orang-Outangs leben. Wilder als der Neuseeoder der Feuerländer, ist auch, nach der Analogie des Klimas zu rechnen, kein europäisches, geschweige ein griechisches Volk gewesen, und jene inhumanen Nationen haben Humanität, Vernunft und Sprache. Man vergönne mir, nach Allem, was ich über die Nationen der Erde gelesen und geprüft habe, diese innere Anlage zur Humanität so allgemein als die menschliche Natur, ja eigentlich für diese Natur selbst anzunehmen. Sie ist älter als die speculative Vernunft, die durch Bemerkung und Sprache sich erst dem Menschen angebildet hat, ja die in praktischen Fällen kein Richtmaß in sich hätte, wenn sie es nicht von jenem dunklen Gebilde in uns erborgte. Aber wie kamen die Pflichten der Ehe, der Vater-, der Kindesliebe, der Familie und der Gesellschaft in den Geist des Menschen,

Digitized by Google

ehe er Erfahrungen des Guten und Bösen über jede derselben gesammelt hatte und also auf tausendfache Art zuerst hätte ein Unmensch sein müssen, ehe er ein Mensch ward? Nein, gütige Gottheit, dem mörderischen Ungefähr überließest du dein Geschöpf nicht. Den Thieren gabst du Instinct, dem Menschen grubst du dein Bild, Religion und Humanität in die Seele. Die Regel der Gerechtigkeit, die Grundsätze des Rechtes, der Gesellschaft, selbst die Monogamie, als die dem Menschen natürlichste Ehe und Liebe, die Zärtlichkeit gegen Kinder, die Pietät gegen Wohlthäter und Freunde, selbst die Empfindung des mächtigsten, wohlthätigsten Wesens sind Züge dieses Bildes, die hier und da bald unterdrückt, bald ausgebildet sind, überall aber noch die Uranlage des Menschen zeigen, der er, sobald er sie wahrnimmt, auch nicht mehr entsagen darf."

Unserer nüchternen Zeit mag Manches an diesen Ausführungen etwas schwärmerisch vorkommen, aber trotz alles Skepticismus ist dieser Idealismus in seinen Grundzügen doch noch heutzutage vollauf berechtigt und begründet; mindestens hat die Völkerkunde, rein objectiv genommen, keinen Grund, gegen die Ansicht, daß das Menschengeschlecht von Haus aus schon mit allen psychischen Regungen und Anlagen ausgestattet sei, welche eine spätere Entwicklung dann zu höherer Blüthe zeitigen konnte, aufzutreten. Ganz mit Recht spricht deshalb Herder von einer Kette der Cultur, „die sich in sehr abspringenden Linien durch alle gebildeten Nationen zieht. In jeder derselben bezeichnet sie zu- und abnehmende Größen, und hat Maxima allerlei Art. Manche von diesen schließen einander aus oder schränken einander ein, bis zuletzt dennoch ein Ebenmaß im Ganzen stattfindet, so daß es der trüglichste Schluß wäre, wenn man von einer Vollkommenheit einer Nation auf jede andere schließen wollte. Weil Athen z. B. schöne Redner hatte, durfte es deshalb nicht auch die beste Regierungsform haben, und weil Sina so trefflich moralisirt, ist sein Staat noch kein Muster der Staaten. Die Regierungsform bezieht sich auf ein ganz anderes Maximum, als ein Sittenspruch oder eine pathetische Rede, obwohl zuletzt alle Dinge bei einer Nation, wenn auch nur einschränkend und ausschließend, sich in einen Zusammenhang finden. Kein anderes Maximum als das vollkommenste Band der Verbindung macht die glücklichsten Staaten."

2. Schiller.

Schärfer, namentlich in Bezug auf die Handhabung der Methode, faßt der kritische Scharfblick unseres großen Dichters diesen Begriff einer neuen Universalgeschichte, dem er ja bekanntlich eine besondere Abhandlung gewidmet hat. Zunächst handelt es sich darum, für diese weite Perspective die bis dahin sehr umstrittene Bedeutsamkeit der Naturvölker festzustellen. „Die Entdeckungen, welche unsere europäischen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küsten gemacht haben, geben ein eben so lehrreiches, als unterhaltendes Schauspiel. Sie zeigen uns Völkerschaften, die auf den

Digitized by Google

mannigfaltigsten Stufen der Bildung um uns herum gelagert sind, wie Kinder verschiedenen Alters um einen Erwachsenen herum stehen und durch ihr Beispiel ihm in die Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen und wovon er ausgegangen ist. Eine weise Hand scheint uns diese rohen Volksstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unserer eigenen Kultur weit genug würden fortgeschritten sein, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns selbst zu machen und den verlorenen Anfang unseres Geschlechts aus diesem Spiegel wieder herzustellen. Wie beschämend und traurig ist aber dies Bild, das uns diese Völker von unserer Kindheit geben! und doch ist es nicht einmal die erste Stufe mehr, auf der wir sie erblicken. Der Mensch fing noch verächtlicher an; wir finden jene doch schon als Völker, als politische Körper: aber der Mensch mußte sich erst durch eine außerordentliche Anstrengung zur politischen Gesellschaft erheben. Was erzählen uns nun diese Reisebeschreiber von diesen Wilden? Manche fanden sie ohne Bekanntschaft mit den unentbehrlichsten Künsten, ohne das Eisen, ohne den Pflug, einige sogar ohne den Besitz des Feuers (Uebertreibung, resp. Irrthum des Berichterstatters). Manche rangen noch mit wilden Thieren um Speise und Wohnung, bei vielen hatte sich die Sprache noch kaum von thierischen Tönen zu verständlichen Zeichen erhoben (ebenfalls eine einseitige Auffassung). Hier war nicht einmal das so einfache Band der Ehe (diese letztere als monogamisch gefaßt allerdings, sonst höchst zweifelhaft), dort noch keine Kenntniß des Eigenthums; hier konnte die schlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung festhalten, die sie doch zugleich wiederholte; sorglos sah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute schlief, weil ihm nicht einfiel, daß er morgen wieder schlafen würde. Krieg hingegen war bei allen, und das Fleisch des überwundenen Feindes nicht selten der Preis des Sieges. Bei anderen, die mit mehreren Gemächlichkeiten des Lebens vertraut schon eine höhere Stufe der Bildung erstiegen hatten, zeigten Knechtschaft und Despotismus ein schauderhaftes Bild. Dort sah man einen Despoten Afrika's seine Unterthanen für einen Schluck Branntwein verhandeln — hier wurden sie auf seinem Grabe abgeschlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. [1]) Dort wirft sich die fromme Einfalt vor einem lächerlichen Fetisch und hier vor einem grauenvollen Schicksal nieder; in seinen Göttern malt sich der Mensch. So tief ihn dort Sclaverei, Dummheit und Aberglauben niederbeugen, so elend ist er hier durch das andere Extrem gesetzloser Freiheit. Immer zum Angriff und zur Vertheidigung gerüstet, von jedem Geräusch aufgescheucht, reckt der Wilde sein scheues Ohr in die Wüste; Feind heißt ihm Alles, was neu ist, und wehe dem

[1]) Daß hier ein sehr tiefgreifendes animistisches Motiv maaßgebend ist, konnte Schiller allerdings kaum wissen; vgl. Tylor, Einleitung in das Studium der Anthropologie. Braunschweig 1883, S. 417 ff.

Digitized by Google

Fremdling, den das Ungewitter an seine Küste schleudert. Kein wirthlicher Heerd wird ihm rauchen, kein süßes Gastrecht ihn erfreuen. So waren wir, nicht viel besser fanden uns Cäsar und Tacitus vor achtzehnhundert Jahren." Aber wie läßt sich aus dem ungeordneten Wust von gar noch unzuverlässigen Reisebeschreibungen, bei dem undurchdringlichen Dunkel, das manche Strecken der menschlichen Entwicklung bedeckt, mit anderen Worten bei der Lückenhaftigkeit des Materials eine wirklich exacte Wissenschaft, die Geschichtsschreibung in der umfassenden Bedeutung des Wortes construiren? „Aus der ganzen Summe dieser Begebenheiten hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen, unwidersprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben. Das Verhältniß eines historischen Datums zu der heutigen Weltanschauung ist es also, worauf gesehen werden muß, um Materialien für die Weltgeschichte zu sammeln. Die Weltgeschichte geht also von einem Princip aus, das dem Anfang der Welt gerade entgegensteht. Die wirkliche Folge der Begebenheiten steigt von dem Ursprunge der Dinge zu ihrer neuesten Ordnung hinab; der Universalhistoriker rückt von der neuesten Weltlage aufwärts dem Ursprunge der Dinge entgegen." Aber es wird zu Folge der eben berührten Lückenhaftigkeit des Materials nicht ausbleiben können, daß, wie Schiller sagt, zwischen dem Gange der Welt und dem Gang der Weltgeschichte ein merkliches Mißverhältniß sichtbar wird. „So würde denn unsere Weltgeschichte nie etwas anderes als ein Aggregat von Bruchstücken werden und nie den Namen einer Wissenschaft verdienen. Jetzt also kommt ihr der philosophische Verstand zu Hülfe, und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüths, welche Einheit Ursache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Alterthums, unter dem Zusammenfluß ähnlicher Umstände von außen, in den neuesten Zeitläuften wiederkehren, daß also von den neuesten Erscheinungen, die im Kreise unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtlose Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach Analogie zu schließen, ist, wie überall, so auch in der Geschichte ein mächtiges Hülfsmittel [1]); aber sie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt und mit eben so viel Vorsicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden."

Die eigentlich philosophische Perspective geht freilich über diesen bloßen

[1]) Schiller hat hier in der That mit ahnungsvollem Geist das für die Ethnologie so außerordentlich fruchtbare Hülfsmittel der Survivals, der Ueberlebsel anticipirt, wie es ja besonders geschickt Tylor gehandhabt hat; vgl. Tylor, Anfänge der Cultur I, 16.

Digitized by Google

methodologischen Unterbau noch weit hinaus: es ist die Teleologie, eine freilich heutzutage recht verpönte [1]) Weltanschauung, welche die Untersuchung letzten Endes krönt. „Je öfter und mit je glücklicherem Erfolge der philosophische Geist den Versuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen, desto mehr wird er geneigt, was er als Ursache und Wirkung in einander greifen sieht, als Mittel und Absicht zu verbinden. Eine Erscheinung nach der anderen fängt an, sich dem blinden Ohngefähr, der gesetzlosen Freiheit zu entziehen und sich einem übereinstimmenden Ganzen (das freilich nur in einer Vorstellung vorhanden ist) als ein passendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm schwer, sich zu überreden, daß diese Folge von Begebenheiten, die in seiner Vorstellung so viel Regelmäßigkeit und Absicht annahm, diese Eigenschaften in der Wirklichkeit verleugne; es fällt ihm schwer, wieder unter die blinde Herrschaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verstandes angefangen hatte, eine so heitere Gestalt zu gewinnen. Er nimmt also diese Harmonie aus sich selbst heraus und verpflanzt sie außer sich in die Ordnung der Dinge, d. h. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt und ein teleologisches Princip in die Weltgeschichte. Mit diesem durchwandert er sie noch einmal und hält es prüfend gegen jede Erscheinung, welche dieser große Schauplatz ihm darbietet. Er sieht es durch tausend beistimmende Facta bestätigt und durch eben so viele andere widerlegt; aber so lange in der Reihe der Weltveränderungen noch wichtige Bindeglieder fehlen, so lange das Schicksal über so viele Begebenheiten den letzten Aufschluß noch zurückhält, erklärt er die Frage für unentschieden, und diejenige Meinung siegt, welche dem Verstande die höhere Befriedigung und dem Herzen die größere Glückseligkeit anzubieten hat. Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß aber eine Weltgeschichte nach letzterem Plan in den spätesten Zeiten erst zu erwarten steht. Eine vorschnelle Anwendung dieses großen Maßes könnte den Geschichtsforscher leicht in Versuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzuthun und diese glückliche Epoche für die Weltgeschichte immer weiter zu entfernen, indem er sie beschleunigen will. Aber nicht zu frühe kann die Aufmerksamkeit auf diese lichtvolle und doch so sehr vernachlässigte Seite der Weltgeschichte gezogen werden, wodurch sie sich an den höchsten Gegenstand aller menschlichen Bestrebungen anschließt."

Man mag an dieser Erörterung den Mangel an einzelnen thatsächlichen Belegen tadeln — diese standen Schiller weder zur Verfügung, noch richtete sich sein Augenmerk gerade auf diesen Punkt —, das wird kein Unbefangener leugnen, daß dieser Hinweis sehr beherzigenswerth ist, aus

[1]) Daß im Uebrigen die Teleologie, maaßvoll angewendet, sich wohl mit echt inductiver wissenschaftlicher Forschung verträgt, hat u. A. Ratzel richtig hervorgehoben; Anthropogeogr. I, 55.

Digitized by Google

der Fülle der einzelnen Erscheinungen, sobald sie vollzählig vorhanden sind (das ist die wichtige Bedingung), das allgemeine Gesetz abzuleiten, dessen concreter Ausdruck sie eben sind. Die Classificirung und begriffliche Verarbeitung bildet doch schließlich überall das Ziel der wissenschaftlichen Forschung. Wie eminent wichtig dies ist, gestatten wir uns durch einen Hinweis auf das in den letzten Jahren durch ethnologische Befruchtung so üppig sich entwickelnde Gebiet der allgemeinen Rechtswissenschaft zu veranschaulichen. Je mehr hier durch die immerfort wachsende Literatur (sowohl an unmittelbaren Berichterstattungen, als auch durch monographische Arbeiten) das Material schier unübersehbar anschwillt, desto mehr bedarf es solcher leitender Gesichtspunkte und durchgehender Grundzüge. Wir beziehen uns hier auf die maßgebende Aeußerung eines der competentesten Vertreter dieses Faches, auf Post, der sein letztes Werk so einleitet: „Je mehr die ethnologische Jurisprudenz diesen ihr naturgemäß vorgeschriebenen Weg (nämlich den der monographischen Abhandlungen) verfolgen wird, desto mehr wird die Gefahr wachsen, daß eine Zersplitterung in einzelne Disciplinen eintreten und der Nutzen der ethnologisch-juristischen Forschung für die Gesammtrechtswissenschaft zurücktreten wird. Es wird eben nur Juristen, welche sich speciell mit ethnologisch-juristischen Forschungen beschäftigen, noch möglich sein, dieselben für sich nutzbar zu machen. Soll dies vermieden werden, so giebt es nur einen Weg, denselben, welcher bereits von den übrigen juristischen Disciplinen überall betreten ist; es muß durch zusammenfassende Werke, welche neben der Detail-Arbeit herlaufen, denjenigen Juristen, welche nicht in der Lage sind, der Einzelforschung zu folgen, die Möglichkeit gewährt werden, sich über den Gesammtstand der ethnologisch-juristischen Wissenschaft auf dem Laufenden zu erhalten" (Grundriß der ethnol. Jurisprudenz. 1844, Vorrede S. 3). Diese Orientirung kann aber selbstverständlich nur auf Grund allgemeiner Abstractionen und Formeln geschehen, welche sich über den einzelnen Fall in die Sphäre des Begriffs erheben.

IV. Geographische Beleuchtung.

Wie für die philosophische Perspective, die wir soeben einer knappen Erörterung unterzogen, erst durch die inductive Forschung das positive Material herbeigeschafft werden konnte, um jeder Zeit für eine Hypothese den nöthigen empirischen Nachweis zu liefern, so bedarf es umgekehrt auch für jede ethnographische Untersuchung jener Principien, wie sie eben nur die Speculation erzeugt. Dies Wechselverhältniß, das nur ein einseitiger Thatsachencultus oder aber auf der anderen Seite eine erfahrungsfeindliche und deshalb letzten Endes unwissenschaftliche Metaphysik verkennen kann, wird uns noch später ausführlich beschäftigen, wenn es

Digitized by Google

sich um die endgültige Regelung der so vielfach angefochtenen Beziehungen zwischen ethnologischer und philosophischer Anschauung handelt. Hier kommt für uns vorläufig nur die geschichtliche Entwicklung in Betracht, und deshalb ist es uns auch nicht möglich, im vollen Umfang den Gang zu verfolgen, den die Erdkunde in unserem Jahrhundert genommen hat: Alles dies ist für uns nur insoweit für Belang, als wir darin die Keime und Ansätze für die Entfaltung der Völkerkunde zu erblicken vermögen. Daher werden wir gerade solche Vertreter bevorzugen, an denen sich dies Moment besonders klar veranschaulichen läßt, während wir umgekehrt den eigentlichen berufenen Autoritäten auf diesem Gebiete nicht die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken im Stande sind. Man möge eben nie den leitenden Zweck dieser Untersuchung, der uns immerfort zu sehr harten Einschränkungen nöthigt, aus den Augen lassen. Wir beginnen mit dem Reformator der neueren Geographie, mit Carl Ritter.

1. C. Ritter.

Was den ganzen Standpunkt Ritter's kennzeichnet, ist bei aller Betonung des thatsächlichen Materials eine lebhafte philosophische, in's Allgemeine gehende Auffassung, die sich merkwürdiger Weise mit einer ebenso ausgeprägten individualisirenden, humanisirenden Tendenz [1]) verträgt. In der Einleitung zu seinem epochemachenden Werke (charakteristisch ist übrigens das aus Baco genommene Motto: Citius emergit veritas ex errore quam ex confusione): Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen oder eine allgemeine, vergleichende Geographie (2 Bände, Berlin 1817) wird daher in erster Linie die Aufmerksamkeit des Lesers auf diesen Punkt gelenkt: „Wenn es anerkannt ist, daß jeder sittliche Mensch zur Erfüllung seines Berufes, und ein Jeder, dem das rechte Thun in Etwas gelingen soll, das Maaß seiner Kräfte im Bewußtsein tragen und das außer ihm Gegebene oder seine Umgebungen, wie sein Verhältniß zu denselben, kennen muß, so ist es klar, daß auch jeder menschliche Verein, jedes Volk seiner eigenen inneren und äußeren Kräfte, wie derjenigen der Nachbaren und seiner Stellung zu allen von außen herein wirkenden Verhältnissen inne werden sollte, um sein wahres Ziel nicht zu verfehlen." Zur schärferen Begrenzung der Aufgabe gehört sodann die richtige Fassung des Problems über die Entstehung und Entfaltung eines Volkstypus. „Es gehört zum Charakteristischen der menschlichen Natur, daß jedem einzelnen Menschen eine nur ihm angehörige Eigenthümlichkeit einwohnt, durch deren Entwicklung er zu einem Vollkommeneren wird, und so und nicht anders wiederholt sich dies

[1]) Ratzel hat die vielfachen Vorwürfe, welche die Auffassung Ritter's im Kreise der Fachgenossen hat erfahren müssen, mit triftigen Gründen zurückgewiesen (vgl. Anthropogeogr. I, 52 ff.).

Digitized by Google

in jedem Volke. In der vollendeten Ausbildung dieser Eigenthümlichkeit liegt die sittliche und mit ihr jede andere Größe des Menschen, wie die Volksthümlichkeit und Nationalgröße der Völker. Sie erwärmt und erleuchtet die Gegenwart, wie die Zukunft, nicht nach ihrer zeitlichen und räumlichen, sondern nach ihrer geistigen Größe, und wirft ihre glänzenden Strahlen weithin durch das ganze Gebiet des gegenwärtigen Völkerlebens und der kommenden Geschichte. Eigenthümlichkeit aber gehört nicht zu demjenigen, was das Volk sich selbst geben kann, so wenig wie der einzelne Mensch dergleichen vermag: beide können nur die Selbständigkeit einer solchen Eigenthümlichkeit bewahren. Sie selbst aber geht von einer höheren Macht aus, als die des verschwindenden Menschen ist. Nur in seiner Macht und mehr noch in seinem Beruf liegt es, sich ihrer bewußt zu werden im Leben; denn ohne dies Bewußtsein kann ihm sein Thun nicht gelingen. Die Eigenthümlichkeit des Volkes kann nur aus seinem Wesen erkannt werden, aus seinem Verhältniß zu sich selbst, zu seinen Gliedern, zu seinen Umgebungen, und weil kein Volk ohne Staat und Vaterland gedacht werden kann, aus seinem Verhältniß zu beiden und aus dem Verhältniß von beiden zu Nachbarländern und Nachbarstaaten. Hier zeigt sich der Einfluß, den die Natur auf die Völker, und zwar in einem noch weit höheren Grade, als auf den einzelnen Menschen ausüben muß, weil gleichsam hier Massen auf Massen wirken und die Persönlichkeit [1]) des Volkes über die des Menschen hervorragt." Deshalb ruft Ritter aus: „Sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, um der Geschichte des Menschen und der Völker willen auch einmal von einer minder beachteten Seite, von dem Gesammtschauplatz ihrer Thätigkeit aus, der Erde, in ihrem wesentlichen Verhältniß zum Menschen, nämlich der Oberfläche der Erde, das Bild und Leben der Natur in ihrem ganzen Zusammenhange so scharf und bestimmt, als einzelne Kräfte es vermögen, aufzufassen und den Gang ihrer einfachsten und am allgemeinsten verbreiteten geographischen Gesetze in den stehenden, bewegten und belebten Bildungen zu verfolgen? Von dem Menschen unabhängig ist die Erde auch ohne ihn und vor ihm der Schauplatz der Naturbegebenheiten; von ihm kann das Gesetz ihrer Bildungen nicht ausgehen. In einer Wissenschaft der Erde muß diese selbst um ihre Gesetze befragt werden. Die von der Natur auf ihr errichteten Denkmäler und ihre Hieroglyphenschrift müssen betrachtet, beschrieben, ihre Construction entziffert werden. Ihre Oberflächen, ihre Tiefen, ihre Höhen müssen gemessen, ihre Formen nach ihren wesentlichen Charakteren geordnet, und die Beobachter alter Zeiten und Völker, ja die Völker selbst müssen

[1]) In wie weit man von einem umfassenden Volksorganismus, einer Volksseele u. s. w. reden kann, werden wir später in dem sociologischen Theile dieser Schrift sehen, es soll aber gleich hier nicht verschwiegen werden, daß nicht selten, so von Lilienfeld, mit diesem Ausdruck viel zu ungenau verfahren ist, so daß das ursprünglich Metaphorische der Bezeichnung völlig verschwunden ist.

Digitized by Google

in dem, was sie ihnen verkündigen, und in dem, was durch sie von ihr bekannt wurde, gehört und verstanden werden. Die daraus hervorgehenden oder länger schon überlieferten Thatsachen müssen in ihrer oft schon wieder zurückgedrängten und vergessenen Menge, Mannigfaltigkeit und Einheit zu einem überschaulichen Ganzen geordnet werden. Dann träte aus jedem einzelnen Gliede, aus jeder Reihe von selbst das Resultat hervor, dessen Wahrheit sich in den localisirten Naturbegebenheiten und als Wiederschein in dem Leben derjenigen Völker bewährte, deren Dasein und Eigenthümlichkeit mit dieser oder jener Reihe der charakteristischen Erdbildung zusammenfällt. Denn durch eine höhere Ordnung bestimmt, treten die Völker wie die Menschen zugleich unter dem Einfluß einer Thätigkeit der Natur und der Vernunft hervor aus dem geistigen wie aus dem physischen Elemente in den Alles verschlingenden Kreis des Weltlebens. Gestaltet sich doch jeder Organismus dem inneren Zusammenhange und dem äußeren Umfange nach und thut sich kund in dem Gesetz und in der Form, die sich gegenseitig bedingen und steigern, da nirgends in ihm ein Zufall waltet. Nicht nur in dem beschränkten Kreise des Thales oder des Gebirges oder eines Volkes und eines Staates, sondern in allen Flächen und Höhen, unter allen Völkern und Staaten greifen diese gegenseitigen Bedingungen in ihre Geschichten ein, von ihrer Wiege bis auf unsere Zeit. Sie stehen alle unter demselben Einflusse der Natur, und wenn auch nur in diesem oder dem anderen Punkte sich dieser auszudrücken scheint oder ausgesprochen ward, so ist es eben doch gewiß, daß dieser überall und zu allen Zeiten tiefer im Verborgenen wirkte, gleichwie der einst unbekannte Gott in einer höheren Welt, der doch auch vordem schon immer und überall gegenwärtig gewesen war."

Wir können uns hier nun nicht auf das Detail einlassen, wie Ritter den einzelnen Erdtheilen eine bestimmte Individualität beizulegen sucht, wie er seine Disciplin als eine allgemeine und vergleichende charakterisirt (um „anstatt des rastlosen Zusammenraffens des Unverbundenen, das nur unser Gedächtniß belastet, zu großen Gesetzen und Ideen durchzudringen"), um aus den Grundtypen der Natur ein natürliches System abzuleiten, wie er mit Nachdruck trotz „des idealen Hintergrundes" seines Werkes doch überall auf die correcte Beobachtung dringt, um nicht die Hypothese allzu üppig aufwuchern zu lassen: Wir kommen vielmehr gleich zu dem entscheidenden Punkt, nämlich dem Wechselverhältniß zwischen äußeren und inneren Factoren, einem Problem, dem unser Forscher eine besondere Abhandlung widmete: Ueber das historische Element in der geographischen Wissenschaft. Indem die früheren Versuche in dieser Richtung kurz geprüft werden, stellt sich für die Untersuchung als wesentlichste Aufgabe die sich in der Culturentwicklung vollziehende Veränderung des Erdballs dar, „die raumfüllende Bewegung, mittelst deren der Mensch die Welt beherrscht," wie z. B. „schon zu der Phönicier Zeiten der indische Orient durch die

Digitized by Google

Berechnung der raumerfüllenden Bewegungen dem europäischen Hesperien näher gerückt und zu Columbus' Zeit die zweite Hälfte des Erdballs, die längst von der einen geahnt, aber noch unsichtbar und ferner lag als die Mondscheibe, ihr gleichsam angetraut wurde." Zusammenfassend wird diese Aufgabe so bestimmt: „In diesem Wechsel der physikalischen Verhältnisse des Erdplaneten durch das Element der Geschichte liegt der wesentliche Unterschied der Geographie, als Wissenschaft der Gesammtverhältnisse der tellurischen Seite der Erde, von den Theilen der Astronomie, welche bei Erforschung des Weltbaues und unseres Sonnensystems auch den Erdball in der Reihe der Planeten nach den kosmischen oder nach den sich nicht abwandelnden absoluten Raum- und Zeitverhältnissen, nicht aber nach den relativen tellurischen, in ihre Betrachtungen einführt ... Das Weltsystem an sich bleibt sich in seinen unwandelbaren, absolut zu erforschenden Verhältnissen, wie die Gottheit gleich; das Natursystem, wenn es auch in des weisen Salomo und Aristoteles Verzeichnissen nur eine geringere Summe von Individualitäten desselben, gegen die jetzige Mannigfaltigkeit und Fülle, in sich schloß, blieb doch in seinem Wesen, seinen inneren Gesetzen, Organisationen und Erscheinungen nach, das eine und dasselbe durch alle Zeiten, wenn auch die Verbreitungs- und Culturspharen der einzelnen Naturproductionen sich, wie die Zahlen ihrer Individuen mannigfach veränderten. Aber das Erdsystem ist nicht dasselbe geblieben, gesetzt auch in seinem kosmischen und physischen, doch nicht in seinem historischen Leben." (S. 162, Abhandlungen zur Begründung einer mehr wissenschaftlichen Behandlung der Erdkunde, Berlin 1852.) Diese Veränderung des Ursprünglichen und Constanten nimmt mit dem Fortschritt der Cultur immer mehr zu: „Unverkennbar ist es, daß die Naturgewalten in ihren bedingenden Einflüssen auf das Persönliche der Völkerentwicklung immer mehr und mehr zurückweichen mußten, in demselben Maaße wie diese vorwärts schritten. Sie übten im Anfange der Menschengeschichte als Naturimpulse über die ersten Entwicklungen in der Wiege der Menschheit einen sehr entscheidenden Einfluß aus, dessen Differenzen wir vielleicht noch in dem Naturschlage der verschiedenen Menschenrassen oder ihrer physisch verschiedenen Völkergruppen aus einer uns gänzlich unbekannten Zeit wahrzunehmen vermochten. Aber dieser Einfluß mußte abnehmen [1]), der einzelne Mensch tritt in der ihm

[1]) Diese Aeußerung ist selbstredend nicht so zu verstehen, daß die Naturbedingungen ein Spielball in der Hand menschlicher Willkür sind; keine noch so gesteigerte Technik wird aus Grönland je ein Eden machen können, aber bei gleichen Verhältnissen läßt sich doch die Gestalt eines Landes völlig umändern: Man vergleiche das Stromland des Euphrat und Tigris, wie es ehedem war, mit seiner jetzigen Verödung. Man kann deshalb unbedenklich der genaueren Fassung zustimmen, die Ratzel vorschlägt: „Die Cultur ist Naturfreiheit nicht im Sinne der völligen Loslösung, sondern in demjenigen der vielfältigen, weiteren und breiteren Verbindung (Anthropogeogr. I, 87). Es ist die möglichst intensive Ausnutzung und Verwerthung der Naturmittel und -kräfte (einschließlich einer Uebertragung aus anderen Strichen), um die es sich handelt.

Digitized by Google

angewiesenen Lebensperiode aus dem Stande und den Beschränkungen der Kindheit heraus, die weit mehr als die Periode des Mannes noch den Natureinflüssen unterworfen ist. Die civilisirte Menschheit entwindet sich nach und nach, ebenso wie der einzelne Mensch, den unmittelbar bedingenden Fesseln der Natur und ihres Wohnortes. Die Einflüsse derselben Naturverhältnisse und derselben tellurischen Weltstellungen der erfüllten Räume bleiben sich also nicht durch alle Zeiten gleich. Nur für die stationären Völkerschaften verschiebt sich die Physik des Erdballs nicht, indes sie für die in der Civilisation vor- oder rückwärts schreitenden in einer beständigen Oscillation oder Metamorphose begriffen ist" (a. a. O. S. 165).

Diese Durchdringung des geographischen Stoffes mit dem geschichtlichen Element ist aber ohne Völkerkunde und ohne die genaue Darlegung der gewaltigen Revolutionen, welche sich innerhalb der verschiedenen Perioden der Entwicklung der Menschheit, so weit dieselbe überhaupt wissenschaftlicher Fixirung zugängig ist, undenkbar. Das Problem der Entschleierung des Orbis terrarum ist für die Geographie, Ethnographie und Geschichte ein fast zu gleichen Theilen dringliches; in diesem Sinne gestatten wir uns zum Schluß noch eine Ausführung hier zu citiren, in der beiläufig auch die allmählige Entfaltung des Kosmopolitischen aus dem anfänglich allein herrschenden Nationalen feinsinnig angedeutet wird: „Wenn die alte Welt den Schauplatz ihrer Geschichten nur auf den besagten Orbis terrarum der Römer beschränken mußte, das Mittelalter ihn schon überall bis an die äußersten Enden der Gliederungen der alten Welt, nach dem Norden, Süden und Osten ihrer großen Landfeste, ausdehnte, so spannte die Geschichte der neueren Zeit ihr reiches Gewebe der Begebenheiten über den ganzen Erdball aus. Das historische Element greift also auf sehr verschiedene Arten in sehr verschiedenen Zeiten in die Physik des Erdballs ein, aber auch in sehr verschiedenartigen Progressionen und Weisen. Denn in früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden, als die Völkergeschlechter überall mehr auf ihre Heimathen und auf sich selbst angewiesen waren, wurden sie von der allgemeinen tellurischen Physik kaum berührt; desto mächtiger aber griff die locale Physik der Heimath, die vaterländische Natur in die Individualitäten der Völker und Staaten ein. Daher wohl eben die edler begabten, zu Cultur sich erhebenden aus der ihnen gegebenen engeren Sphäre individueller und doch harmonisch-vollendeter in der Erscheinung, in schöneren und bestimmteren historischen Gestalten und Charakteren hervortraten, als die der neueren Zeit. Sie entwuchsen, unberührt von der Fremde, noch ganz dem heimathlichen Himmel und Boden, der in seiner vollen jungfräulichen Kraft ihr ganzes Geäder und alle Glieder durchdrang mit seinen nährenden Gaben und Kräften. Dadurch trat bei ihnen alles Nationale auch wirklich vaterländisch und heimathlich in großer Einheit auf; so bei Egyptern, Persern, Hebräern, wie bei den Hellenen und Italern, als noch keine moderne Verpflanzungsweise oder Colonisation, Umtausch,

Digitized by Google

Verkehr durch Hin- und Rückwirkung auf und aus der Fremde der Culturentwicklung in der Heimath vorherging, um einen noch größeren Ertrag für das Allgemeine zu erzielen. Die alte Geschichte trug auf ihrem heimischen Boden nicht, wie die neuere, den Schmuck der ganzen Fremde, sondern jedesmal nur ihre heimathliche Frucht, aber die vollständiger gereiftere, wie die edelste Dattel nur der libyschen Palme entfällt, wie die erhabenste Ceder um die Jordanquellen und auf dem Libanon wuchs, wie die Platane der Hellenen ihr prachtvolles Laubgewölbe um die Gestade des Archipels der Hellenen auf europäischer wie auf asiatischer Seite erhebt, und die Pinie ihr fächerartiges Schirmdach über italischem Boden ausbreitet. Damals war die größte räumliche Annäherung der drei Erdtheile der alten Welt noch hinreichend genug, durch innere Mannigfaltigkeit dem classischen Boden der Weltgeschichte zur Folie zu dienen; damals hatten die einfacheren Elemente noch größere Bedeutung. Aber mit der Weltverbindung durch die Oceane verloren die Verhältnisse jenes einseitige Maximum der Annäherung, ihre für das Ganze überwiegende Bedeutung. Zur richtigen Beurtheilung ihrer Raumverhältnisse, nach der gegenseitigen Stellung ihrer Länder und Völker, mußte man seitdem zu den Continenten auch noch die Oceane mit ihren Bewegungen hinzunehmen." [1])

2. F. Kapp.

Mit ausdrücklicher Betonung der philosophischen Perspective, und zwar unter dem Banne Hegel'scher Ideen, ist das Werk von F. Kapp verfaßt, das wir unserer Erörterung im Folgenden zu Grunde legen, betitelt: Philosophische oder Vergleichende allgemeine Erdkunde als wissenschaftliche Darstellung der Erdverhältnisse und des Menschenlebens nach ihrem inneren Zusammenhange. (2 Bände, Braunschweig 1845). Trotzdem ist der Verfasser unabhängig genug von der Schule, um nicht in der bisherigen Behandlung, wie der landläufige Ausdruck lautete, der Philosophie der Geschichte gerade das geographische Moment zu vermissen. Die Erdkunde (so beginnt er seine Untersuchung) ist gleich der Geschichte einer philosophischen Behandlung fähig. Die neuere Zeit hat von Vico bis Hegel mehrere besondere Werke über Philosophie der Geschichte hervorgebracht. Diese haben sich dadurch den verdienten

[1]) Ratzel, selbst ein Vertheidiger Ritter's, wie wir sahen, hat es lebhaft bedauert, daß die Anregungen des geistvollen Forschers wenigstens für seine Wissenschaft verhältnißmäßig wenig Frucht getragen haben und eigentlich in der That verwandten Disciplinen, vor Allem der Geschichtsschreibung, zu Gute gekommen sind. Darin ist wohl unzweifelhaft eine Schwäche der Untersuchung zu sehen, daß sie gar zu sehr mit allgemeinen Principien arbeitet und umgekehrt zu wenig die einzelnen Probleme nach ihrer psychologischen Zusammensetzung zergliedert und für die Specialarbeit fixirt. Ratzel giebt am Schluß seiner Darlegung ein übersichtliches, bis auf das Einzelne sich erstreckendes und durch besondere Beispiele erläutertes Schema über die „Classification anthropogeographischer Thatsachen" (vgl. I, 61), auf das wir später zurückkommen werden.

Digitized by Google

Preis erworben, daß sie selbst in gewisser Beziehung als geschichtliche Mächte gelten, ein Ruhm, der in noch höherem Maaße ihnen gespendet sein würde, wenn sie der geographischen Existenz des Volkes die gebührende Aufmerksamkeit hätten zuwenden wollen. Gerade dieser Mangel ist ihre Schwäche. Wir finden in ihnen allerdings eine Berücksichtigung der Naturseite der Menschheit, durchaus aber nicht die in der Idee der Geographie wurzelnde Einsicht einer erst durch diese Wissenschaft möglichen Ergänzung ihrer Wahrheit. Man hat zwar eine Ahnung von dem geographischen Element in der Geschichte, nicht aber das deutliche Bewußtsein, daß die Menschheit an dem Planeten ihre physische Individualität besitzt, daß sie zu ihm sich verhält, wie die Seele zum Leib. Anstatt die geographische Betrachtung durch und durch mit der historischen verwachsen zu lassen, hat man theils geographische Intermezzos nach subjectivem Gutdünken und ohne Frage nach der Berechtigung ihres Vorkommens eingestreut, theils auch sich mit einer dem Ganzen voraufgeschickten geographischen Grundlage ein für allemal begnügt. Man hat hierbei nicht bedacht, daß man die Geschichte, wenn man ihr den planetarischen Grund und Boden, auf den man sie von vorneherein stellt, wegrückt, zwischen Himmel und Erde schweben läßt und ihre Behandlung dem veränderlichen Luftzuge des subjectiven Beliebens mehr oder minder preisgiebt. Jedem Ort ist in dem Werden seiner zum Schauplatz seine Geschichte, jeder That des menschlichen Willens ist in ihrer nur innerhalb einer bestimmten Raumgrenze möglichen Verwirklichung ihre Geographie eingeboren. Darin ruht die Selbständigkeit der geographischen Wissenschaft, darin die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer Philosophie derselben, daß ihr Object die Erde ist, nicht bloß in ihrem Fürsichsein, sondern die Erde als Prophezeiung des im Menschen zur Erscheinung kommenden Geistes, die Erde als Hintergrund aller geschichtlichen Färbung und als Material der Verklärung der Dinge, mit einem Worte die Erde, wie sie bestimmend auf die Entwicklung des Geistes einwirkt und hinwiederum vom Geist bestimmt und verändert wird. Dies Verhältniß des Planeten zum Geist ist ein wesentliches. Demgemäß hat die philosophische [1]) Erdkunde, indem sie sich ihren Weg von dem successiven Auftreten und Bekanntwerden der Erdräume als Grund und Boden staatlichen Lebens vorschreiben läßt, nachzuweisen, daß dagegen der

[1]) Kapp unterscheidet nämlich drei Stufen der Auffassung, die ursprüngliche, die reflectirte und die philosophische Geographie; jene ist lediglich Berichterstattung, Topographie und Chorographie, die reflectirte bedingt eine vergleichende Verarbeitung des Materials, entwickelt sich zu einer Verhältnißlehre und Erdkunde, und endlich die letzte Form sucht den Endzweck der Entwicklung zu ergründen, insbesondere wie sich in der geographischen und anthropologischen Existenz der Völker die Staatsidee realisirt; damit mündet die Geographie in eine culturgeschichtliche Betrachtung. Es ist hier sichtlich die Hegel'sche Ansicht vom Staate, als der Realisirung des Weltgeistes in dem Bewußtsein der Freiheit, maaßgebend.

Digitized by Google

Gang der Darstellung der Weltgeschichte von dem Zusammenhang bedingt wird, in welchem die verschiedenen Erdräume als Naturseiten der Staaten stehen. Aus diesem Grunde ist die philosophische Erdkunde eine nothwendige Bedingung aller wahrhaften Geschichtskunde. Die Geschichte ist in ihrer höchsten Auffassungsweise philosophische Geschichte oder Politik im weiteren Sinne; die Philosophie der Erdkunde kann daher auch als eine Vorschule der Politik bezeichnet werden. Alle Keime staatlicher Gestaltung liegen im Menschen, durch den Menschen werden sie entfaltet, der Proceß dieser Entfaltung ist die Geschichte. Die Geographie aber, als mit und unter der Geschichte werdend, ist anthropologisch. Als solche geht sie natürlich den Menschen sehr nahe an; denn das Ziel des Menschen ist die Befreiung seines Geistes durch Ueberwindung der Natur. Wir nennen diesen Befreiungsproceß Geschichte und durch sie vollführt sie zugleich die Erziehung der Menschheit. Alle Erziehung aber soll, indem sie dem Menschen das Bewußtsein von seinem Wesen vermittelt, das rein Menschliche, die wahre Humanität aus ihm heraus zur Erscheinung bringen."

Für uns kommt wesentlich hier in Betracht, was Kapp Culturgeographie nennt, d. h. einerseits die Raumcultur (Gestaltung des Bodens und der Producte und Ortsverbindung) und Zeitcultur andererseits (Annäherung durch organische und mechanische Kräfte und endlich durch geistige Mächte, Sprachen, Erfindungen u. s. w.). Es sind die einzelnen Stufen der socialen Entwicklung, welche einerseits durch die rastlose Arbeit des Menschen, anderseits durch gewisse natürliche Bedingungen bestimmt werden. Somit ergiebt sich folgendes allgemeines Bild: „Nach der Beschaffenheit der Bedürfnisse und der Art ihrer Befriedigung bestimmen sich die Daseins- oder Lebensweisen der Völker. Die ersten materiellen menschlichen Bedürfnisse, Nahrung, Kleidung und Wohnung werden auf verschiedene Weise befriedigt. Wir unterscheiden Jäger-, Hirten-, ackerbauende und handeltreibende Völker. Wenn man hiernach vier bestimmte Culturstufen annimmt, so ist dabei die Ansicht fern zu halten, als ob jedes Culturvolk diese vier Stufen der Reihe nach hätte durchlaufen müssen. Die Hirtenstämme sind nicht ohne Ackerbau, die Jägerhorden nicht ohne Viehzucht, der Ackerbauer ist zugleich Viehzüchter und Jäger, sie alle sind nicht ganz ohne Handel. Die alten Deutschen waren fleißige Jäger, trieben aber vorzüglich Ackerbau, für den sie zahlreiche Sclaven hielten, und durch Handel standen sie selbst mit Rom im Verkehr. Der Jakute in Sibirien und der Indianer in Canada verhandeln die Pelze der erjagten Thiere, der Neger in Guinea den Goldstaub und die Kriegsgefangenen. Von der Bodendecke hängt es ab, welche Lebensweise ein Volk ursprünglich führt. Oasen und Stromthäler laden von Anfang an zu festen Niederlassungen ein, während die angrenzende Steppen- und Wüstenregion eben nur für Nomaden sich eignet. In den festen Niederlassungen des Euphrat und Tigris standen die ältesten Städte, während seit undenklichen Zeiten die arabische Wüste

Digitized by Google

nur das bewegliche Zelt ihrer kriegerischen Hirtenstämme sieht. Die Fischerlappen und die Rennthierlappen können nicht auch anders leben wollen. Die verschiedenen Lebensweisen durchdringen sich mehr oder weniger bei jeder Nation und genügen erst in ihrer Vereinigung den Bedürfnissen des Menschen. Jäger- und nomadische Hirtenstämme lassen wenig dauerhafte Spuren auf dem von ihnen durchstreiften Gebiete zurück. Nur ein Volk, welches Ackerbau treibt und feste Wohnsitze hat, richtet sich auf dem bewohnten Boden dauerhaft ein und gestaltet ihn nach seinen Zwecken" (II, 367). Hier mithin, in der Seßhaftigkeit und in der dadurch bedingten Culturarbeit, sowie der damit zusammenhängenden socialen Differenzirung ist der Ursprung jeder höheren Gesittung zu suchen, die sich eben dadurch als eine langsame, aber endgültige Befreiung von den hemmenden Naturschranken darstellt. Mit vollem Recht wird in diesem idealen Rahmen auch die Bedeutung der Ruinen [1]), oder sofern sie noch erhalten sind, der großen, geschichtlich hervorragenden Denkmäler gewürdigt, „die in unendlicher Abstufung der Größe und Kunstvollkommenheit je nach Zweck und Oertlichkeit durch alle Jahrhunderte und über die Länder aller Völker zerstreut sind. Eine unendliche Menge dieser Gestaltungen ist in Staub und Asche zerfallen oder liegt in Trümmerhaufen begraben, aber auch der kleinste Stein, mit einer Hieroglyphe bezeichnet, zieht uns mehr an, als himmelhohe Felsmassen, weil dort mit dem Schriftzeichen der Geist des Menschen sich ausgeprägt hat. Nicht das Alter der Gegenstände allein macht Alterthümer — denn unsere Kieselsteine sind so alt, wie die Säulenschäfte von Persepolis — sondern ihre Verwandtschaft mit dem Geist, dessen sie dadurch theilhaftig geworden sind, daß sie unter den Händen vergangener Geschlechter Gestalt erhalten haben. So sind denn die Ruinen altegyptischer und amerikanischer Tempelstädte in ihrer Zerstörung ebensowenig bloße Steinhaufen, wie die wieder an den Tag tretenden Portiken, Bäder und Tempel von Pompeji und Herculanum. Aus der Erdhöhle wurde das Haus und aus dem Häuserbau entwickelte sich Architektur und Skulptur, durch welche die unorganische Welt aus der Zufälligkeit ihres Vorhandenseins dem Geist entgegengehoben wird" (a. a. O. S. 391).

Den höchsten Triumph aber des Menschen über die Natur stellt die Geographie der Zeitcultur dar, wie unser Gewährsmann sich ausdrückt; die Reducirung der für die Ortveränderung verwendeten Zeit auf ein Minimum und damit die Vereinigung aller Länder und Völker zu einer großen umfassenden Culturgemeinschaft gründet einmal eine sehr beachtenswerthe Solidarität der materiellen Interessen (eines der wenigen leidlich sicheren Unterpfänder für den Bestand des Friedens, resp. für die thunlichste Verkürzung des Krieges) und anderseits damit ein ideales, kosmo-

[1]) Vgl. die ausführliche geistvolle Behandlung des Themas bei Ratzel, Anthropogeographie II, 510 ff.

Digitized by Google

politisches Reich der höchsten geistigen Aristokratie, wie es eben nur in unserem Zeitalter möglich ist (wenn auch leider lange noch nicht verwirklicht), das einen schlechthin universellen Maaßstab an die Bethätigung menschlicher Intelligenz anlegt. Mit der Zeitcultur (so schließt diese Uebersicht) geht die Geistescultur Hand in Hand, diese aber ist Erlösung der Natur und Verklärung des Erdbodens. Die Furche, welche der Pflug zieht, der Schacht in den Tiefen der Erde, das ragende Tempeldach, der zur Statue gewordene Marmor, die in Brod verwandelte Aehre, das zur Münze verwandelte Metall, die Chaussee, der Canal und die Linie vom optischen Telegraphen, die also hergestellte Communication durch Menschen, Thiere und mechanische Vorrichtungen mit elementaren Kräften, gesteigert bis zur Mittheilung durch Elektromagnetismus, — das ist eine Reihe von dem Erdboden eingegrabenen Spuren des menschlichen Geistes und seiner auf ihm sich bewegenden Thätigkeit, welche bei der Bearbeitung des Erdbodens, im Hinüberführen und Emporheben der großen Materie in das Gebiet des Geistes, einen wunderbaren Fortschritt bekunden.

3. J. G. Kohl.

Der berühmte Reisende und Geograph hat in einem besonderen Buche sich auch mit der Frage von der Abhängigkeit der menschlichen Entwicklung und Gesittung von den Naturbedingungen beschäftigt, so daß wir mit einigen Worten wenigstens dieser Untersuchung gedenken müssen; es betrifft die Schrift: Der Verkehr und die Ansiedlungen der Menschheit in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche (Leipzig 1841). Theilweise sind es Aufgaben der Statistik, die hier behandelt und zergliedert werden, z. B. die Dichtigkeit der Bevölkerungsmasse je nach der Beschaffenheit des Landes einerseits und nach dem Volkscharakter anderseits, aber immer unter der Voraussetzung einer geographisch-historischen Beleuchtung. So heißt es gleich zu Anfang, wo der Plan des Werkes bestimmt wird: „Die Ursachen dieser Erscheinungen sind theils moralische oder politische, theils physikalische. Die moralischen oder politischen Ursachen der verschiedenen Dichtigkeit der Bevölkerung sind in dem Culturzustande und besonders in der politischen Verfassung der Bewohner der verschiedenen Erdstriche begründet. Jägervölker brauchen größere Räume als Nomaden, diese größere als Ackerbauer und diese wiederum größere als manufacturirende Nationen . . . Auch sind viele verschiedene Sitten der Völker als einflußreiche Ursachen der mehr oder minder großen Dichtigkeit der Bevölkerung zu betrachten. Insbesondere wirken auch die Privilegien und Begünstigungen, welche manchen Städten zuweilen ertheilt werden, theils vortheilhaft auf die Zusammenhäufung einer großen Bevölkerung in ihren Mauern, theils nachtheilig auf andere nicht mit solchen Privilegien versehene Ansiedlungen. Ja selbst die einmal begründete Gewohnheit der Menschen, an einem gewissen Orte zu bleiben und sich

Digitized by Google

anzusiedeln, wirkt zu Gunsten eines Ortes, der sonst vielleicht durch andere Umstände gar nicht begünstigt erschien. Die physikalischen Ursachen der Concentrirung sind zweifach: Theils sind es solche, die von dem mehr oder minder großem Productenreichthum des Bodens, theils solche, die von der Gestaltung der Erdoberfläche abhängen. Der Productenreichthum und die Fruchtbarkeit des Bodens sind in einzelnen Gegenden so groß, daß es einer bedeutenden Bevölkerung leicht wird, sich darauf zu nähren, in anderen aber so unbedeutend, daß die menschlichen Ansiedlungen sehr spärlich erscheinen, ja in noch anderen ist die Productivität so völlig Null, daß alle Ansiedlung unmöglich wird. Die Deltas mancher Flüsse, die Wüsten, die Felder ewigen Schnees und Eises geben Belege dazu. Die Gestaltung der Erdoberfläche, d. h. die Art der Um- und Abgränzung des Festlandes mit dem Flüssigen, der Gebirge mit den Ebenen und aller der anderen Terrainverschiedenheiten unter einander, bewirkt insofern eine Condensirung der Bevölkerung an gewissen Punkten, als sie dem menschlichen Verkehr hier und da entweder Vorschub leistet oder ihm hindernd in den Weg tritt . . . Da die Natur für die Dauer immer stärker ist als der Mensch, so kann man im Ganzen gewiß annehmen, daß allerdings zuweilen lange Zeit hindurch die Bevölkerung auf unnatürliche Weise condensirt erscheinen kann, am Ende aber doch die Politik der Natur nachgeben muß, und daß im Laufe der Jahrhunderte sich gewöhnlich die von Natur bevorzugten Orte auch politisch privilegirt zeigen werden. Da ferner auch von den physikalischen Ursachen sich im Ganzen Fruchtbarkeit weit leichter geben läßt, als vortheilhaftes Relief und Configuration des Bodens, indem es in der Regel viel eher möglich ist, eine Wüste in Fruchtland zu verwandeln, als z. B. ein Gebirge zu ebnen, ein Thal oder einen Fluß zu schaffen oder gar einen Meerbusen herbeizuführen, so zeigt sich dann, daß von allen verschiedenen Ursachen der Condensirung der Bevölkerung die Bodengestaltung die allerwichtigste ist" (S. 111).

Diesen Naturbedingungen[1]), mit denen von vornherein jede menschliche Entwicklung rechnen muß, steht nun auf der andern Seite die Reihe der psychischen Momente gegenüber oder wie Kohl sagt, der politischen Einflüsse (Volkscharakter, staatliche Einrichtungen, Gesetze u. s. w.). Unter politischen und moralischen Einflüssen, die nicht von der Natur bedingt

[1]) Um eine neuere Behandlung dieser Fragen zu berühren (abgesehen von den schon erwähnten Ratzel'schen Untersuchungen), so sei auf Bastian's Lehre von den geographischen Provinzen hingewiesen, wo eine Reihe rein physikalischer Agentien: Temperatur, Boden, Flora, Fauna ꝛc. sich mit entsprechenden psychischen combiniren, so daß man in concentrischer Reihenfolge von botanischen, zoologischen und anthropologischen Kreisen reden könnte. Der leitende Grundsatz, sagt Bastian, für geographisch-typische Provinzen fällt in die Abhängigkeit des Organismus von seiner geographischen Umgebung (le Milieu oder Monde ambiant), in eine gegenseitig festgeschlossene Wechselwirkung und also in Naturgesetze, mit denen sich rechnen läßt (Zur Lehre von den geographischen Provinzen S. 6).

Digitized by Google

werden (so lautet die Erklärung), verstehen wir solche Kräfte, solche Volkstalente und Eigenthümlichkeiten des Charakters, die nicht der Boden, die Luft und das Klima dem Volke geben. So groß nämlich auch die Gewalt des Bodens, des Klimas und der Natur ist, so sehr die Zonen, die Gebirge, die Sümpfe, die Wälder, die Wüsten u. s. w. alle Bevölkerung, die in ihre Gebiete fällt, auf einerlei Weise zu bilden und zu modeln streben, so sehr behauptet doch immer noch nebenher der ursprüngliche Charakter des Stammes und die Erziehung, welche das Volk sich giebt, ihre eigenen Rechte. Es existiren beide Einflüsse neben einander, beschränken sich gegenseitig, aber sie heben sich nicht auf. Nehmen wir hier das Beispiel des Nordens; dem Norden ist ein ruhigeres Wesen, eine minder feurige Phantasie und ein geringeres Glühen der Leidenschaften eigen. Es werden die Völker germanischen, finnischen, wie slavischen Stammes alle diesem Einfluß des Nordens unterworfen sein, allein jedes auf seine Weise, die Schweden auf germanische u. s. w. Man könnte auch Italiener unter den Nordpol versetzen und ihr Blut würde gewiß nordischen Pulsschlag annehmen, sie würden nordische Italiener werden. Zu gleicher Zeit würden sie aber auch italienische Nordländer bleiben, d. h. die Einflüsse des Nordens auf italienische Weise modificiren. Das, was nun nicht vom Boden abhängt und was ein Volk auf jeden Boden, den es bezieht, mit hin bringt, ist wiederum Zweierlei, entweder etwas Angeborenes oder etwas Angenommenes" (S. 537).

Es liegen somit nach Kohl bei aller Uebermacht der Außenwelt gewisse unverlierbare Rassentypen vor, die auch innerhalb des historischen Verlaufes der menschlichen Entwicklung mit Sicherheit sich verfolgen lassen; auch verschließt er sich nicht der Schwierigkeit, jedesmal richtig zwischen der ursprünglichen Anlage und der erworbenen Cultur zu entscheiden. „Welcher Geist von so beschränktem Gesichtskreise, wie wir Menschen es sind, möchte den Versuch wagen, zu entscheiden, was im Charakter des Volkes Adamsünde und was Vorfahrentugend sei, was ihnen im Naturell stecke und was dagegen vom freien Willen bestimmt werde, was Angenommenes und was Selbstgegebenes sei, was endlich in ihren Handlungen und Bewegungen von Klima und Landesbeschaffenheit bedingt werde. Die Charaktergepräge der Nationen, wie wir sie jetzt in diesen neuesten Momenten der weltgeschichtlichen Entwicklung sehen, sind Gebilde, welche unter der Einwirkung unerforschbar vielfacher Einflüsse entstanden sind. Wir wollen hier indeß nicht bloß von den Geisteseigenschaften im Volke als national Bleibendem sprechen, sondern überhaupt von Allem, was in einem Volke durch Willkür der Menschen, sei es als Staatseinrichtung, als Charakter-Eigenthümlichkeit, als Gesetz, als Erwerbszweig oder auf sonst irgend eine Weise existirt, die nicht gerade eine Naturnothwendigkeit zu sein scheint. Es waren bisher fast nur diese Einflüsse, welche insbesondere von den Historikern in Rücksicht gezogen wurden, während die Natureinflüsse von ihnen gewöhnlich unberücksichtigt geblieben sind. Und doch stehen sie

Digitized by Google

vielleicht auch bei allen jenen Dingen, die wir im Vordergrunde agiren sehen, im Hintergrunde und wirken als die Quellen der Erscheinungen mittelbar selbst da, wo wir dieselben anderen Ursachen zuschreiben. So mag jede Art der Staatsverfassung, der Gewerbzweige geschöpft und hervorgeblüht sein aus der Tiefe des Nationalgeistes, des Boden- und des Luftgeistes, während wir sie als Willkürliches und Selbstgegebenes auffassen." Die ganze Wechselbezeichnung aber läßt sich so zusammenfassen, „daß die natürlichen Einflüsse der Bodengestaltung durch die politischen und moralischen Einflüsse in ihrer Wirksamkeit sehr beschränkt und vielfach bedingt werden, daß sie aber doch zu stark sind, als daß die letzteren sie ganz überwinden und bleibend verändern könnten, daß daher gewöhnlich die Besiedelung und die Verkehrsbewegung eines Landes als aus der Natur seiner Bodengestaltung hervorgegangen sich darstellen, an der vollkommenen Ausbildung aber immer etwas fehlen wird, was durch die unsichtbaren moralischen Einflüsse bestimmt wird" (S. 554). — Im Uebrigen ist hier für die allgemeine Völkerkunde, namentlich sofern sie sich mit den niederen Gesittungsstufen der Menschheit beschäftigt und auf diese Weise einen belehrenden Einblick in das psychologische Wachsthum des Allgemein-Menschlichen gewinnen will, wohl auf keine weitere Ausbeute mehr zu hoffen.

4. El. Réclus.

So sehr wir sonst darauf verzichten müssen, der Erdkunde als solcher gerecht zu werden, so können wir doch nicht wohl die Riesenarbeit des großen französischen Gelehrten Réclus an dieser Stelle umgehen, weil gerade in der Einleitung einige für die Völkerkunde bedeutsame Gesichtspunkte behandelt werden; man möge nicht vergessen, daß wir uns immer insoweit nur in das einschlägige Material einlassen können, als darin jene maaßgebende Beziehung irgendwie hervortritt. Zunächst handelt es sich um die factische Orientirung auf den Globus, um die Ausfüllung aller Lücken der Kenntniß unserer Erde, soweit das selbst bei unserer hochgesteigerten Technik möglich ist; denn es sind in der That noch weite Strecken einer terra incognita vorhanden, so daß, wie Réclus sagt, der Mond in dies Vacuum fallen könnte, ohne die schon erforschten Striche zu berühren. Aber auch abgesehen davon, sind die Eismeere, welche gegen die Unternehmungen der Menschen so viel natürliche Hindernisse aufthürmen, nicht die einzigen Strecken auf der Erde, welche der menschlichen Wissenschaft sich entzogen haben. Eine seltsame Sachlage und wohl geeignet, um uns in unserem Hochmuthe zu demüthigen. Unter den Ländern, welche wir noch nicht kennen, giebt es einige, die völlig zugängig sein würden, wenn sie nur durch die Natur uns verwehrt wären: Es sind andere Menschen, die uns die Annäherung untersagen. Eine Anzahl von Völkern im Besitz von Städten, von Gesetzen, von verhältnißmäßig feiner Gesittung, leben isolirt und unbekannt, als wenn sie einen anderen Planeten bewohnten;

Digitized by Google

der Krieg mit seinen Schrecken, die Gewohnheit der Sclaverei, der religiöse Fanatismus und die Concurrenz des Handels wachen an seinen Grenzen und verrammeln uns den Eintritt. Unbestimmte Gerüchte allein von der Existenz der Völker bringen zu uns; es verhält sich mit ihnen gerade so, wie mit denen, von denen wir Nichts wissen und über die sich die Phantasie nach freiem Ermessen ergeht. So steht es in diesem Zeitalter des Dampfes, der Presse, der unaufhörlichen und fieberhaften Thätigkeit mit dem Inneren Afrikas [1]) (dies Urtheil läßt sich wenigstens in dieser Schärfe nach den neuesten Expeditionen wohl kaum noch aufrecht erhalten), mit einem Theile des australischen Continents und der gleichwohl so schönen und wahrscheinlich auch so reichen Insel Neu-Guinea, und weite Plateaus des inneren Asiens gehören noch immer für uns zur Region des Unbekannten" (I, 2). Aber das ist noch nicht die einzige Schwierigkeit der Forschung, es kommt noch eine ganze Reihe individueller Momente hinzu, welche eine rein objective Fassung der Thatsachen häufig sehr beeinträchtigen. Réclus fährt deshalb fort: „Ohne von dem ersten Ursprung der Völker und Rassen zu sprechen, welcher Ursprung uns vollständig unbekannt ist, so sind die unmittelbaren Abstammungen, die Verwandtschaften, das Wachsthum der meisten Völker und Völkerschaften, ihre Entstehungsorte und Wanderungen noch bislang für die Gelehrtesten ein Geheimniß und der Gegenstand der widersprechendsten Behauptungen. Was verdanken die Nationen dem Einfluß der Natur, die sie umgiebt? Was verdanken sie dem Milieu, das ihre Vorfahren bewohnten, ihren Rasseinstincten, ihren verschiedenartigen Mischungen, den von Außen eingeführten Ueberlieferungen? Man weiß es nicht, kaum daß einige Lichtstrahlen in jene Finsterniß dringen. Das Bedenklichste ist aber, daß die Unwissenheit nicht der einzige Grund unserer Irrthümer ist; der Widerstreit der Leidenschaften, die instinctiven Haßgefühle einer Rasse gegen die andere reißen uns öfter fort, die Menschen anders zu sehen, als sie in Wirklichkeit sind. Selbst unsere Nachbarn, unsere Nebenbuhler in der Cultur erscheinen uns wohl mit häßlichen und entstellten Zügen. Um sie in ihrer wahren Gestalt zu sehen, muß man sich von allen Vorurtheilen reinigen und von diesen Regungen der Verachtung, des Hasses, der Wuth, welche noch die Völker trennen. Das schwierigste Werk, sagt uns die Weisheit unserer Vorfahren, ist sich selbst zu erkennen: um wie viel schwieriger ist die Wissenschaft des Menschen, zugleich in allen seinen Rassen studirt?" Dieser bedauerliche Mangel an Objectivität zeigt sich auch in dem bedeutsamen Umstande, daß jedes Volk, wie unser Gewährsmann mit Recht bemerkt, sich zum Glauben berechtigt hält, daß in einer Beschreibung der Erde ihm der erste Platz gebühre. Der kleinere wilde Stamm, die kleinere Gruppe von Menschen,

[1]) Der erste Band der Nouvelle Géographie universelle erschien schon im Jahre 1879; das ganze Unternehmen ist auf ca. 20 Bände berechnet.

Digitized by Google

noch im Naturzustand befindlich, meint die wirkliche Mitte des Universums einzunehmen, wenn es sich einbildet, der vollkommenste Vertreter des Menschengeschlechts zu sein. Die Sprache verfehlt niemals, diese naive Illusion zu bezeichnen, welche sich aus der äußersten Beschränktheit des Horizontes ergiebt. Das Wasser, welches seine Felder bespült, ist der Vater der Gewässer, der Berg, welcher seinen Lagerplatz schützt, ist der Nabel der Erde. Die Namen, die die kindlichen Völker ihren Nachbarn verleihen, sind Ausdrücke der Verachtung, indem sie die Fremden als ihre Unterthanen betrachten; sie nennen dieselben Stumme, Taube, Stotterer, Unreinliche, Idioten, Ungeheuer und Dämonen. So z. B. begnügen sich die Chinesen, welche in gewissen Beziehungen in der That eines der merkwürdigsten Völker bilden, nicht damit, in ihrem schönen Lande die Blume der Mitte zu sehen, sie schreiben sich auch eine derartige Ueberlegenheit zu, daß man sie, durch eine ganz natürliche Verachtung, als Söhne des Himmels hat bezeichnen können. Was die Nationen anlangt, die um das himmlische Reich sich gruppiren, so heißen diese, vier an der Zahl, Hunde, Schweine, Dämonen, Wilde.

Diesen thörichten Ueberhebungen gegenüber kann Europa aus objectiven Gründen den Anspruch auf das Primat unter den Erdtheilen erheben; vor allen Dingen verleiht ihm seine bis in's Minutiöse gehende Cultur diesen Vorgang, der ihm auch schwerlich je (wenigstens auf die Dauer) streitig gemacht werden dürfte. Réclus faßt seine Ausführung so zusammen: „Das alte Europa, wo jeder Erdhaufen seine Geschichte hat, wo jeder Mensch durch seine Ueberlieferungen und sein Land der Erbe von hundert einander folgenden Generationen ist, nimmt also den ersten Platz ein, und das vergleichende Studium der Völker gestattet die Annahme, daß die moralische Hegemonie und das industrielle Uebergewicht ihm noch lange Zeit verbleiben werden. Nichtsdestoweniger ist kaum zweifelhaft, daß die Gleichheit enden wird mit dem Oberhandgewinnen, nicht nur zwischen Amerika und Europa, sondern auch zwischen allen Theilen der Welt. Dank dem unaufhörlichen Anwachsen von Volk zu Volk, von Rasse zu Rasse, dank den wunderbaren Wanderungen, die sich vollziehen und dank den zunehmenden Erleichterungen, welche den Austausch und die Verkehrswege ermöglichen, wird sich das Gleichgewicht der Bevölkerung in den verschiedenen Ländern stufenweis ausbilden, jedes Land wird seinen Schatz an Reichthümern dem großen Besitz der Menschheit zur Verfügung stellen und auf der Erde wird die Civilisation überall ihr Centrum haben, nirgends ihre Peripherie." Hierfür kommt nun in erster Linie das Milieu [1]), die psychische Atmosphäre in Betracht. „Man weiß, wie mächtig der Ein-

[1]) Nebenbei bemerkt ist es beachtenswerth, wie diese sociologische Perspective auch allmählig sich in der Geschichtsschreibung eingebürgert hat, man denke nur an Taine's großes Werk über das zeitgenössische Frankreich!

Digitized by Google

fluß des geographischen Milieu auf die Fortschritte der europäischen Nationen gewesen ist. Ihre Ueberlegenheit ist keineswegs, wie Einige sich dünkelhafter Weise eingebildet haben, der eigenthümlichen Anlage der Rassen zuzuschreiben, denn in anderen Gegenden der alten Welt haben sich eben dieselben Rassen weniger schöpferisch erwiesen. Es sind die glücklichen Bedingungen der Wärme, des Klimas, der Gestalt und Lage des Festlandes, welche den Europäern die Ehre verschafft haben, die ersten gewesen zu sein in der Kenntniß der Erde in ihrem ganzen Umfange und lange Zeit an der Spitze der Civilisation geblieben zu sein. Mit vollem Recht lieben es also die historischen Geographen bei der Gestalt der verschiedenen Erdtheile und bei den Folgen zu verweilen, welche sich daraus für die Bestimmung der Völker ergeben. Die Gestalt der Hochebenen, die Höhe der Berge, der Lauf und der Reichthum der Flüsse, die Nachbarschaft des Oceans, die Gliederung der Küsten, die Temperatur der Atmosphäre, die Häufigkeit oder Seltenheit des Regens, die unzähligen wechselseitigen Einflüsse der Sonne, der Luft und der Gewässer, alle Erscheinungen des Pflanzenlebens habe eine Bedeutung in ihren Augen und dienen ihnen (wenigstens zum Theil), den Charakter und das erste Leben der Nationen zu erklären; sie geben sich ebenfalls Rechenschaft von den meisten Gegensätzen, welche die den verschiedenen Einflüssen unterworfenen Völker darbieten, und zeigen die Wege auf der Erde, welche die Menschen nothwendiger Weise bei der Fluth und Ebbe ihrer Wanderungen und Kriege einschlugen. Indessen darf man nicht vergessen, daß die allgemeine Gestalt der Continente und der Meere und aller besonderer Züge der Erde in der Geschichte der Menschheit einen wesentlich wechselnden Werth besitzen, je nach dem Stande der Cultur, auf welchem die Nationen angelangt sind. Wenn die eigentliche Geographie, welche sich ausschließlich mit der Gestalt und dem Relief des Planeten beschäftigt, uns den passiven Zustand des Volkes in ihrer ehemaligen Geschichte schildert, so zeigt uns umgekehrt die historische und statistische Geographie die Menschen, wie sie in ihre active Rolle eingetreten sind und durch Arbeit die Ueberlegenheit über das Milieu gewinnen, das sie umgiebt. Dieser Fluß z. B., welcher für eine der Civilisation unkundige Bevölkerung eine unüberschreitbare Schranke war, bildet sich zu einem Verkehrsweg um für einen gesitteteren Stamm, und später vielleicht zu einem einfachen Bewässerungscanal, dessen Lauf der Mensch nach Gefallen regelt ... Diese unzähligen Aenderungen, welche die menschliche Industrie auf allen Punkten der Erdoberfläche verursacht, begründen eine der wichtigsten Revolutionen in den Beziehungen des Menschen zu den Continenten selbst. Die Form und Höhe der Berge, die Ausdehnung der Hochebenen, die Gliederung der Küste, die Vertheilung der Inseln und Inselgruppen, die Ausdehnung der Meere verlieren allmählig von ihrer betreffenden Wichtigkeit in der Geschichte der Völker, je nachdem diese an Kraft und Selbständigkeit gewinnen. Nachdem der Mensch ganz den Ein-

Digitized by Google

fluß des Milieu über sich ergehen ließ, hat er denselben zu seinem Nutzen umgestaltet; er macht gewissermaaßen die Natur geschmeidig und wandelt die Naturgewalten in gezähmte Kräfte um. Z. B. das plumpe und massive Afrika, das monotone Australien, das südliche Amerika, voll von Wäldern und Wasserfällen, werden dieselben Vortheile vereinigen, wie Europa und beweglich werden, wie dies, mit dem Augenblick, wo Verkehrswege, diese Länder nach allen Richtungen hin durchschneidend, die Flüsse, die Seen, Wüsten, Berge und Hochebenen überschreiten werden. Anderseits haben die Vorzüge, welche Europa dem Bau seiner Berge, dem Gebiet seiner Flüsse, dem Umriß seiner Küsten, dem allgemeinen Gleichgewicht seiner Formen verdankt, aufgehört denselben Werth zu besitzen, seitdem die Völker ihr industrielles Handwerkzeug den ursprünglichen, durch die Natur dargebotenen Hülfsquellen hinzufügt."

Trotz dieser principiellen Scheidung der Einflüsse der Naturumgebung und des Volkscharakters auf die sociale Entwicklung verhehlt sich Réclus nicht die Schwierigkeiten, sobald es sich im Einzelnen um die Anwendung des Schemas auf einen bestimmten concreten Fall handelt, und das um so mehr, als die Anfänge des gesellschaftlichen Lebens mit einer anscheinend undurchdringlichen Nebelschicht bedeckt sind. Mit Recht schreibt er: „Durch das Studium der Sonne und durch die unabläßige Beobachtung der klimatischen Erscheinungen können wir ganz allgemein verstehen, welches der Einfluß der Natur auf die Entwicklung der Völker gewesen ist; aber es ist schwieriger, das auf jede Rasse, auf jede Nation zu vertheilen. Ohne Zweifel mußten die ersten Vereinigungen von nackten und unwissenden Menschen, welche sich im Kampfe mit den Bedürfnissen des Lebens befanden, verschieden reagiren, je nach ihrer Kraft und physischen Geschicklichkeit, ihrer natürlichen Intelligenz, ihrem Geschmack und ihrer Geistesrichtung. Aber wer waren diese ersten Menschen, welche es verstanden haben, die durch die Umgebung dargebotenen Hülfsquellen zu ihrem Vortheil zu verwenden, und die uns unterrichtet und angeleitet haben, diese Hindernisse zu besiegen? Wir wissen es nicht. Vor einigen tausenden Jahren sind alle diese Ereignisse in den unermeßlichen Finsternissen unserer Unwissenheit eingehüllt. Ja man kennt nicht einmal die ursprüngliche Herkunft der europäischen Völker" [1]). Im Uebrigen berührt diese kritische Vorsicht gegenüber der, man könnte fast sagen romanhaft zugestutzten Figur des Urmenschen sehr wohlthuend.

Wie sehr aber diese Anschauung von einer geschichtlichen Vertiefung

[1]) Hier berührt Réclus die verschiedenen, einander widerstreitenden Ableitungshypothesen, die ältere, durch die Sprachwissenschaft in der Hauptsache begründete Ansicht von der asiatischen Einwanderung, die jüngere, durch Ethnographen und Linguisten (z. B. Benfey und O. Schrader) vertretene Anschauung der europäischen Autochthonie; meist wird das südliche Rußland als dieser fragliche Ursitz in Anspruch genommen, vgl. O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte.

Digitized by Google

der Geographie bahnbrechend geworden ist (und darin liegt offenbar die Annäherung an die Aufgaben der Völkerkunde), das möge beiläufig noch von einem anderen Vertreter veranschaulicht werden. Klöden bestimmt dies Verhältniß in seinem bekannten Handbuch der Erdkunde (Berlin 1859) in folgender Weise: „Die Erdkunde ist wesentlich ein Product, dessen Factoren Naturwissenschaften sind, aber als vergleichende Erdkunde hat sie ein nicht minder berechtigtes historisches Element, wenngleich dasselbe ihr Wesen nicht bestimmt. Während die Geschichte in unlösbarer Abhängigkeit von der Erdkunde steht, die einen ihrer Grundpfeiler ausmacht, ohne den sie keinen festen Halt haben könnte, und ohne den überall da kein Erkennen möglich ist, wo Thatsachen wegen der unerkannten Ursache nicht als Wirkungen erscheinen können, empfängt in Unabhängigkeit die Erdkunde durch die Geschichte nur Ergänzungen, wo sie den heutigen Zustand eines als Ganzes erscheinenden Erdstriches vergleicht mit den früheren Zuständen, wenigstens was den Bewohner derselben mit allen zu ihm Gehörenden und von ihm Abhängenden betrifft. Dies historische Element der Erdkunde ist bei weitem noch nicht klar erkannt. So wenig als darunter die historische Entwicklung und der Fortschritt unserer Erkenntniß von der Erde und ihren Theilen zu verstehen ist, eben so wenig ist die Einführung dieses Elementes dadurch erreicht, daß der Beschreibung eines jeden Erdstriches auch eine Geschichte der denselben deckenden Staaten hinzugefügt wird. Vielmehr muß auch das Werden in der Zeit und das Gewordene überall aus der durchsichtigen Beschreibung herauszuerkennen sein ... Der gegenwärtige Zustand, das Bild des Gewordenen ist eigentlich nur ein Querschnitt durch die nach der Dimension der Zeit sich zurück und vorwärts erstreckenden Objecte, welche erst durch ihr Werden in der Zeit als körperhafte Gestaltungen erscheinen, im Gegensatz zu den Flächen einer bestimmten Epoche. Dieses Bild des Gegenwärtigen, von welchem wir auszugehen haben, muß offenbar zunächst erkannt werden und klar erfaßt sein, und diese Aufgabe ist einstweilen noch großartig genug" (Einleitung S. 5)[1].

Endlich darf hier wohl noch mit einigen Worten auf die mächtige Persönlichkeit Al. v. Humboldt's hingewiesen werden, der in seinem Kosmos hin und wieder die Probleme der Völkerkunde streift und dadurch in den Brennpunkt einer allgemeineren Aufmerksamkeit rückt. So wenn er die wichtige Frage der Einheit des Menschengeschlechts berührt: „Es würde das allgemeine Naturbild, das ich zu entwerfen strebe, unvollständig bleiben, wenn ich hier nicht auch den Muth hätte, das Menschengeschlecht in seinen physischen Abstufungen, in der geographischen Verbreitung seiner gleichzeitig vorhandenen Typen, in dem Einfluß, welchen es von den

[1] Vgl. die ähnlichen Aeußerungen von Daniel, Handbuch der Geographie. Leipzig 1866 (2. Aufl.), S. 26.

Digitized by Google

Kräften der Erde empfangen und wechselseitig, wenn auch schwächer, auf sie ausgeübt hat, mit wenigen Zügen zu schildern. Abhängig, wenn gleich in minderem Grade als Pflanzen und Thiere, von dem Boden und den metereologischen Processen des Luftkreises, den Naturgewalten durch Geistesthätigkeit und stufenweise erhöhte Intelligenz, wie durch eine wunderbare sich allen Klimaten aneignende Biegsamkeit [1]) des Organismus leichter entgehend, nimmt das Geschlecht wesentlich Theil an dem ganzen Erdenleben. Durch diese Beziehungen gehört demnach das dunkle und vielbestrittene Problem von der Möglichkeit gemeinsamer Abstammung in den Ideenkreis, welchen die physische Weltbeschreibung umfaßt. Es soll die Untersuchung dieses Problems, wenn ich mich so ausdrücken darf, durch ein edleres und rein menschliches Interesse das letzte Ziel meiner Arbeit bezeichnen. Das unermessene Reich der Sprachen, in deren verschiedenartigem Organismus sich die Geschicke der Völker ahnungsvoll abspiegeln, steht am nächsten dem Gebiet der Stammverwandtschaft; und was selbst kleine Stammverschiedenheiten hervorzurufen vermögen, lehrt uns in der Blüthe geistiger Cultur die hellenische Welt. Die wichtigsten Fragen der Bildungsgeschichte der Menschheit knüpfen sich an die Ideen von Abstammung, Gemeinschaft der Sprache, Unwandelbarkeit in einer ursprünglichen Richtung des Geistes und des Gemüthes. So lange man nur bei den Extremen in der Variation der Farbe und der Gestaltung verweilte und sich der Lebhaftigkeit der ersten sinnlichen Eindrücke hingab, konnte man allerdings geneigt werden, die Rassen nicht als blosse Abarten, sondern als ursprünglich verschiedene Menschenstämme zu betrachten. Die Festigkeit gewisser Typen mitten unter der feindlichsten Einwirkung äußerer, besonders klimatischer Potenzen schien eine solche Annahme zu begünstigen, so kurz auch die Zeiträume sind, aus denen historische Kunde zu uns gelangt ist. Kräftiger aber sprechen, auch meiner Ansicht nach, für die Einheit des Menschengeschlechts die vielen Mittelstufen der Hautfarbe und des Schädelbaues, welche die raschen Fortschritte der Länderkenntniß uns in neueren Zeiten dargeboten haben, die Analogie der Abartung in anderen wilden und zahmen Thierclassen, die sicheren Erfahrungen, welche über die Grenzen fruchtbarer Bastarderzeugung haben gesammelt werden können.... Die Gliederung der Menschheit ist nur eine Gliederung in Abarten, die man freilich mit dem Etwas unbestimmten Worte Rassen bezeichnet. Wie in dem Gewächsreich, in der Naturgeschichte der Vögel und Fische die Gruppirung in viele kleine Familien sicherer ist als die in wenige, große Massen umfassende Abtheilungen, so scheint mir auch, bei der Bestimmung der Rassen die Aufstellung kleinerer Völkerfamilien vorzuziehen. Man mag die Classification meines Lehrers Blumenbach nach fünf Rassen (der kau-

[1]) Gerade diesen Umstand hat Lippert besonders betont und verwerthet (vgl. Culturgeschichte I, 9 ff.).

Digitized by Google

kaſiſchen, mongoliſchen, amerikaniſchen, äthiopiſchen, malayiſchen) befolgen oder mit Prichard ſieben Raſſen (die iraniſche, turaniſche, amerikaniſche, der Hottentotten und Buſchmänner, der Neger, der Papuas und der Alfourous) annehmen, immer iſt keine typiſche Schärfe, kein durchgeführtes natürliches Princip der Eintheilung in ſolchen Gruppen zu erkennen. Man ſondert ab, was gleichſam die Extreme der Geſtaltung und Farbe bildet, unbekümmert um die Völkerſtämme, welche nicht in jene Claſſen einzuſchalten ſind, und welche man bald ſcythiſche, bald allophyliſche Raſſen hat nennen wollen. Iraniſch iſt allerdings für die europäiſchen Völker ein minder ſchlechter Name als kaukaſiſch, aber im Allgemeinen darf man behaupten, daß geographiſche Benennungen als Ausgangspunkt der Raſſe ſehr unbeſtimmt ſind, wenn das Land, welches der Raſſe den Namen geben ſoll, wie z. B. Turan zu verſchiedenen Zeiten von den verſchiedenſten Volksſtämmen — indogermaniſchen und finniſchen, nicht aber mongoliſchen Urſprungs — bewohnt worden iſt. Die Sprachen als geiſtige Schöpfungen der Menſchheit, als tief in ihre geiſtige Entwicklung verſchlungen, haben, indem ſie eine nationelle Form offenbaren, eine hohe Wichtigkeit für die zu erkennende Aehnlichkeit oder Verſchiedenheit der Raſſen. Sie haben dieſe Wichtigkeit, weil Gemeinſchaft der Abſtammung in das geheimnißvolle Labyrinth führt, in welchem die Verknüpfung der phyſiſchen (körperlichen) Anlagen mit der geiſtigen Kraft in tauſendfältig verſchiedener Geſtaltung ſich darſtellt. Poſitive ethnographiſche Studien, durch gründliche Kenntniß der Geſchichte unterſtützt, lehrten, daß eine große Vorſicht in der Vergleichung der Völker und der Sprachen, welcher die Völker ſich zu einer beſtimmten Zeitepoche bedienten, anzuwenden ſei. Unterjochung, langes Zuſammenleben, Einfluß einer fremden Religion, Vermiſchung der Stämme, wenn auch oft nur bei geringer Zahl der mächtigeren und gebildeteren Einwanderer, haben ein in beiden Continenten ſich gleichmäßig erneuerndes Phänomen hervorgerufen: daß ganz verſchiedene Sprachfamilien ſich bei ein und derſelben Raſſe, daß bei Völkern ſehr verſchiedener Abſtammung ſich Idiome desſelben Sprachſtammes finden. Aſiatiſche Welteroberer haben am mächtigſten auf ſolche Erſcheinungen eingewirkt. Sprache aber iſt ein Theil der Naturkunde des Geiſtes, und wenn auch die Freiheit, mit welcher der Geiſt in glücklicher Ungebundenheit die ſelbſtgewählten Richtungen, unter ganz verſchiedenartigen phyſiſchen Einflüſſen, ſtetig verfolgt, ihn der Erdgewalt mächtig zu entziehen ſtrebt, ſo wird die Entfeſſelung doch nie ganz vollbracht. Es bleibt Etwas von dem, was den Naturanlagen aus Abſtammung, dem Klima, der heiteren Himmelsbläue oder einer trüben Dampfatmoſphäre der Inſelwelt zugehört. Da nun der Reichthum und die Armuth des Sprachbaues ſich aus dem Gedanken, wie aus des Geiſtes zarter Blüthe entfalten, ſo wollen wir nicht, daß bei der Innigkeit des Bandes, welches beide Sphären, die phyſiſche und die Sphäre der Intelligenz und der Gefühle mit einander verknüpft, unſer Naturbild des freundlichen Lichtes und der Färbung ent-

Digitized by Google

behre, welche ihm die Betrachtungen über das Verhältniß der Abstammung [1]) zur Sprache verleihen können. Indem wir die Einheit des Menschengeschlechts behaupten, widerstreben wir auch jeder unerfreulichen [2]) Annahme von höheren und niederen Menschenrassen. Es giebt bildsame, höher gebildete, durch geistige Cultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme. Alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt, zur Freiheit, welche in roheren Zuständen dem Einzelnen, in dem Staatsleben bei dem Genuß politischer Institutionen der Gesammtheit als Berechtigung zukommt" (Kosmos I, 382). Im Uebrigen hat ja der berühmte Naturforscher sich streng auf das physische Naturgemälde beschränkt, wie sein Ausdruck lautet, und das eigentliche Völkerleben im systematischen Zusammenhang nicht in den Kreis seiner Betrachtung gezogen; die bekannten, häufig angeführten Worte lauten: „Von den fernsten Nebelflecken und von kreisenden Doppelsternen sind wir zu den kleinsten Organismen der thierischen Schöpfung in Meer und Land und zu den zarten Pflanzenkeimen herabgestiegen, welche die nackte Felsklippe am Abhang eisiger Berggipfel bekleiden. Nach theilweise erkannten Gesetzen konnten hier die Bestimmungen geordnet werden. Gesetze anderer, geheimnißvollerer Art walten in den höchsten Lebenskreisen der organischen Welt: in denen des vielfach gestalteten, mit schaffender Geisteskraft begabten, spracherzeugenden Menschengeschlechts. Ein physisches Naturgemälde bezeichnet die Gränze, wo die Sphäre der Intelligenz beginnt und der ferne Blick sich senkt in eine andere Welt. Es bezeichnet die Gränze und überschreitet sie nicht" (a. a. O. S. 386).

V. Anthropologisch-prähistorische Betrachtung.

Wir müssen, um nicht ungerechte Vorwürfe auf uns zu laden, zunächst einige Vorbehalte machen; in erster Linie gilt das dem Begriff der Anthropologie. Die Entstehung und verschiedenartige Bedeutung dieses Wortes spiegelt so recht die bezeichnenden Wandelungen, welche der Sinn dieses Ausdrucks im Laufe der Zeit erlitten hat. Zuerst scheint, wie Bastian angiebt, dieser Name als Benennung einer bestimmten Wissenschaft in Deutschland mit Magnus Hund's (Dr. theol. et med.) Anthropologia de natura hominis (Leipzig 1501) aufgekommen zu sein (Vorgeschichte der Ethnologie S. 7), und diese in der Hauptsache abstracte, philosophische

---

[1]) Auf die voreiligen Schlüsse aus der Höhe der Cultur im Allgemeinen auf die Sprache im Besonderen weist unter Angabe verschiedener Beispiele auch Ratzel hin, Völkerkunde (2. Aufl.) I, 32 ff., Peschel, Völkerkunde S. 133 ff.

[2]) Aehnlich wie Peschel, Völkerk. S. 156, der mit Recht nur verschiedene Entwicklungsstufen annimmt, die aber durchaus nicht durch die Rasse als solche schon prädeterminirt sind (vgl. auch Ratzel, Völkerk. I, 17 über den Begriff der Natur- und Culturvölker); endlich sind die pessimistischen Schilderungen über niedrig stehende Völkerschaften bisweilen nicht frei von einer gehässigen Tendenz.

Digitized by Google

Färbung ist — natürlich mit nicht geringen Schwankungen und Nüancirungen — bis zum Anfang, ja fast bis zur Mitte dieses Jahrhunderts maaßgebend geblieben, obwohl auch gelegentlich naturwissenschaftliche und insbesondere zoologische Tendenzen sich bemerklich machen. Im Uebrigen ist es beachtenswerth, daß die Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, wie Kant sie im Gegensatz zu der physiologischen faßte, die es nur mit der Erforschung dessen zu thun habe, was die Natur aus dem Menschen mache, sich eigentlich noch in derselben speculativen Fassung bei den Vertretern des modernen Idealismus findet, z. B. bei dem jüngeren Fichte (J. H.), trotzdem auf dem Titelblatt der Zusatz prunkt: Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele, neubegründet auf naturwissenschaftlichem Wege, und trotzdem beide Bücher ein Zeitraum von über fünfzig Jahren trennt. Diese in der Hauptsache aus dem Individuum als solchem deducirende Untersuchung, die deshalb nur nothgedrungen eine Anleihe hin und wieder bei der verhaßten Naturforschung macht, kann für uns nicht in Betracht kommen, deshalb auch nicht das umfassende Werk Max Perty's: Anthropologie als Wissenschaft vom körperlichen und geistigen Wesen der Menschheit (3 Bände 1874), obwohl hier manches positive Material mit in den Kreis der Untersuchung gezogen ist. Aber auch hier entscheidet letzten Endes die Speculation [1]), um nicht zu sagen die Mystik, und so ist denn auch seine Anregung wenigstens für die Völkerkunde völlig ohne Erfolg geblieben. Ebenso wenig können wir uns an dieser Stelle mit der Anthropologie in dem umfassenden Sinne des Wortes befassen, der mit den körperlichen, äußerlichen Bezügen auch die geistigen Berührungspunkte mit einschließt; die eigentliche psychische Seite dieser Disciplin bleibt vielmehr einer späteren Würdigung vorbehalten, wo wir die gegenwärtige Völkerkunde zu behandeln haben. Wir beschränken uns somit auf die physische oder somatische Anthropologie, wie sie auch wohl genannt wird, indem wir ihre Aufgabe und Stellung zur Ethnologie an einigen hervorragenden Vertretern jener Wissenschaft schildern. Diese Entwicklung ist uns eben nicht Selbstzweck, sondern dient nur als Mittel dazu, die verschiedenen Strömungen, welche sich schließlich in der umfassenden Völkerkunde vereinigen, zu erfassen und zu bestimmen. Dasselbe gilt mutatis mutandis von der Prähistorie, dieser specifisch modernen Disciplin „des Spatens"; auch hier dürfen wir nur einige Ideen hervorheben, die für die Zukunft unserer Wissenschaft bedeutungsvoll [2]) geworden sind: Eine abschließende, womöglich auch chronologisch in sich zusammenhängende Entwicklung der urgeschichtlichen Forschung liegt nicht in unserer Absicht.

[1]) Vgl. z. B. Gerland, Anthropol. Beiträge, Halle 1875 I, 2 u. 28 ff.; vielfach erinnert übrigens Perty an den genialen und mystischen G. Th. Fechner, vgl. besonders die kleine Schrift: Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte der Organismen, Leipzig 1873.

[2]) Das Ende der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts bestimmt Bastian als

Digitized by Google

1. J. C. Prichard.

Wenn wir mit diesem Schriftsteller beginnen, so hat das seinen besonderen Grund in dem Umstand, daß sein Buch [1]): Researches into the physical history of mankind oder auch natural history of mankind (zuerst 1813 erschienen) bahnbrechend gewesen ist und mehrere Decennien hindurch man könnte fast sagen ein kanonisches Ansehen behauptet hat; jedenfalls stellt es eine encyclopädische Uebersicht über das ethnographische Wissen seiner Zeit dar, und es ist deshalb für die ungemein rasche Entwicklung der Ethnologie bedeutsam, wie sehr sich unser geistiger Horizont schon erweitert hatte, als Anfang der fünfziger Jahre die ersten Schriften von Waitz und Bastian erschienen. Der Hauptzweck des Werkes ist es, wie die Einleitung bemerkt, Thatsachen zur Lösung der Frage zu sammeln, ob alle über die Oberfläche der Erde zerstreuten Menschenrassen bei der Verschiedenheit, die sie unter einander im Körperbau, in den Gesichtszügen, in der Farbe, sowie in den Sprachen und Sitten zeigen, die Nachkommen eines einzigen Urstammes sind oder ob sie von mehreren ursprünglichen Familien ausgegangen sind. Weder die Bibel (deren Autorität der Verfasser aller Hochachtung ungeachtet für dieses Problem ablehnt), noch geschichtliche oder philosophische Erwägungen können hier die Entscheidung abgeben; diese kann vielmehr nur durch die naturwissenschaftliche Induction erfolgen. Das allgemeine Resultat aller dieser Betrachtungen (so wird das Ergebniß zusammengefaßt) ist offenbar dies, daß wir keine hinreichende Gewißheit über den Gegenstand der folgenden Untersuchung erhalten können, weder durch geschichtliche Zeugnisse, noch durch Gründe, die sich auf allgemeine Wahrscheinlichkeit stützen; es bleibt uns nur übrig, sie mittelst der Forschungen über die Naturgeschichte der organischen Welt zu suchen. Wenn wir den hier sich darbietenden Weg einschlagen, so löst sich diese Untersuchung in die beiden folgenden Fragen auf: Erstens hat in der organischen Welt überhaupt die Natur den Plan verfolgt, für jede besondere Species nur ein einziges Stammpaar hervorzubringen oder hat sie vielmehr dieselbe Species von mehreren verschiedenen ursprünglichen Stämmen entstehen lassen und sie überallhin verbreitet, oder mit anderen Worten: Läßt sich

---

den eigentlichen Wendepunkt für die Weltanschauung, als die „Epoche der Wiedergeburt dieses Dioskurenpaares im Kreise der Wissenschaften, der Anthropologie und der Ethnologie, wobei es für die spätere Verbindung mit der Urgeschichte als bedeutungsvoll gelten darf, daß als der durchgreifendste Hebel Edwards' Brief an Thierry wirkte (1829); denn in dieser Arbeit sah die Société Ethnologique, deren Memoiren (1834) sie an der Spitze des ersten Bandes reproduciren, l'origine de la formation de la Société!" (Vorgesch. d. Ethnol. S. 17). Unter Anderem heißt es in diesem Brief: Erst seit Kurzem hat das Studium des Menschen begonnen. Seltsam, gerade dasjenige, was uns am meisten interessiren müßte; weil es uns am nächsten berührt, ist am stärksten vernachlässigt u. s. w.

[1]) Uebersetzt von R. Wagner in 4 Bänden. Leipzig 1840.

Digitized by Google

jede einzelne Species in der ganzen organischen Natur je auf einen gemeinschaftlichen Ursprung zurückführen? Zweitens: Gehören alle Menschenrassen zu einer Species? sind mit anderen Worten die natürlichen Eigenthümlichkeiten, wodurch sich verschiedene Menschenstämme unterscheiden, von der Art, daß sie durch allmählige Abweichung von einem ursprünglichen Typus entstanden sein können, oder muß man sie als beständige und daher specifische Merkmale ansehen? (I, 9). Darnach wird nun in großen Zügen die Verbreitung der Pflanzen und Thiere (von den kleinsten und unscheinbarsten an) nach den verschiedenen botanischen und zoologischen Provinzen verfolgt, so daß sich Prichard (der stets sehr behutsam etwaigen Collisionen mit der Bibel auszuweichen sucht) folgendermaaßen entscheidet: „Die verschiedenen Arten organischer Wesen wurden ursprünglich vom Schöpfer[1]) in gewisse Gegenden gesetzt, wohin sie ihrer Natur nach ganz besonders passen. Jede Species hatte nur einen einzigen Anfang von einem einzelnen Stamm; wahrscheinlich wurde ein einziges Paar, wie Linné vermuthete, zuerst an einem besonderen Ort in's Dasein gerufen, und den Nachkommen blieb es überlassen, sich auf eine so weite Entfernung vom ursprünglichen Mittelpunkt ihres Daseins zu verbreiten, als die ihnen verliehenen Kräfte der Ortsveränderung oder ihre Fähigkeit, Wechsel des Klimas zu ertragen, und andere Naturwirkungen erlaubten. Wir haben nun die Frage zu prüfen, ob alle Menschenrassen im zoologischen Sinne zu einer Species oder zu mehreren Species gehören. Sollte es sich zeigen, daß nur eine Menschenspecies existirt, so würde die allgemeine Analogie in der organischen Welt uns zu dem Schlusse leiten, daß es nur eine Urrasse giebt oder daß das ganze Menschengeschlecht von einem Stamm herkommt. Es ist um so unwahrscheinlicher, daß beim Menschengeschlecht, als zu einer Species gehörig, mehrere Stammrassen existiren sollten, da das Vermögen der Ortsveränderung, unterstützt durch die Hülfsmittel des menschlichen Scharfsinnes, größer ist als bei den unvernünftigen Thieren" (I, 102). Will Prichard nun auch einen kaum von der neueren Forschung mehr zu verfechtenden principiellen Unterschied in physiologischer Hinsicht zwischen Menschen und Thieren festhalten und erklärt er z. B. sehr naiv den Umstand, daß wir kein Volk in der That ohne Sprache antreffen, daraus, daß diese Fähigkeit von einem Urstamm auf die verschiedenen Zweige des Menschengeschlechts vererbt sei, so wird man sich anderseits gern seiner Ansicht von der psychischen Gleichartigkeit des Homo sapiens anschließen (obwohl auch dies Moment wieder zur Errichtung einer unübersteiglichen Schranke zwischen den Lebewesen verwendet wird). Die Sprache, gewisse technische Fertigkeiten (Feuerbereitung, Schmuck u. s. w.), religiöse Gefühle lassen sich überall constatiren. „Wenn wir uns von allen vorläufigen Eindrücken in Bezug auf unsere

[1]) Diese antiquirte theologische Ansicht wird u. A. gebührend von Gerland zurückgewiesen. Anthropol. Beiträge. Halle 1875 I, 20.

Digitized by Google

Natur und unseren geselligen Zustand freimachen und das Menschengeschlecht und die menschlichen Handlungen mit den Augen eines Naturforschers betrachten können, ungefähr wie der Zoologe die Lebensart und die Gewohnheiten der Biber oder Termiten beobachtet, so würde uns von den Gewohnheiten des Menschengeschlechts und ihrer Art zu leben in verschiedenen Theilen der Welt wohl Nichts mehr auffallen, als eine überall mehr oder weniger deutlich wahrnehmbare Rücksichtnahme auf einen Zustand nach dem Tode oder auf einen von barbarischen sowohl, als von civilisirten Nationen angenommenen Einfluß, der von unsichtbaren Ursachen auf den gegenwärtigen Zustand, wie auf die künftige Bestimmung ausgeübt wird. Dieser Einfluß ist seiner Art nach verschieden nach den Gefühlen der verschiedenen Nationen, aber an sein Dasein wird überall geglaubt. Die Feierlichkeiten, die man bei allen Nationen für den Todten anstellt, die verschiedenen Ceremonien des Verbrennens, Begrabens, Einbalsamirens, Mumificirens, die Leichenbegängnisse, die feierlichen Züge, die dem Verblichenen folgen, wie wir sie Jahrtausende hindurch in jedem Lande der Erde finden — unzählige, über alle nördlichen Gegenden der Welt zerstreute Grabhügel, welche vielleicht die einzigen Ueberbleibsel längst untergegangener Geschlechter sind — die Morais, Pyramiden, Todtenhäuser und die riesigen Monumente der Polynesier — die prachtvollen Pyramiden der Egypter und Anahuac — die Gebete und Litaneien, welche für die Todten, sowie für die Lebenden in den christlichen Kirchen, in den Moscheen und Pagoden des Ostens abgehalten werden, so wie es früher in heidnischen Tempeln ebenfalls geschah — die Macht der Priester oder heiligen Kasten, welche es dahin gebracht haben, daß man sie als die Ausleger des Schicksals und als Vermittler zwischen den Göttern und Menschen ansieht — heilige Kriege, die aus Fanatismus für irgend ein metaphysisches Dogma Länder verwüsteten — mühsame Pilgerschaften, die jährlich durch verschiedene Gegenden der Erde von Tausenden weißer und schwarzer Menschen angestellt werden, die Vergebung der Sünde an den Gräbern von Propheten und Heiligen suchen — alle diese und eine Menge ähnlicher Erscheinungen in der Geschichte barbarischer und civilisirter Völker müssen uns zu der Annahme leiten, daß das ganze Menschengeschlecht in tief eingegrabenen Empfindungen und Gefühlen sympathisirt, die ebenso geheimnißvoll in ihrer Natur, als in ihrem Ursprung sind. Diese gehören unter die auffallendsten und merkwürdigsten psychischen Erscheinungen, welche dem Menschengeschlecht eigenthümlich sind, und wenn sie sich bei Menschenrassen auffinden lassen, die physisch von einander sich unterscheiden, so folgt daraus, daß das ganze Menschengeschlecht einer allgemeinen moralischen Natur theilhaftig ist; blicken wir dabei auf das Gesetz zurück, daß verschiedene Species in ihren psychischen Eigenthümlichkeiten verschieden sind, so wird durch eine umfassende Beachtung der Analogien in der Natur bewiesen, daß sämmtliche menschliche Individuen nur einen einzigen Stamm bilden" (I, 215). Diese psychische Gleichartigkeit

Digitized by Google

des ursprünglichen menschlichen Naturells wird dann mit besonderer Rücksicht auf die am tiefsten in der Gesittung stehenden Völkerschaften, wie die Buschmänner, Hottentotten u. a. im Detail erwiesen, so daß sich daraus folgende abschließende Perspective ergiebt: „Wenn die beigebrachten Zeugnisse hinreichend sind, die Folgerungen zu rechtfertigen, die ich daraus gezogen habe, so kann man behaupten, daß die Erscheinungen des menschlichen Geistes und die moralische und intellectuelle Geschichte der Menschenrassen keinen Beweis für den verschiedenen Ursprung der Menschenfamilie liefern; im Gegentheil geht vielleicht daraus hervor, daß so nahe mit einander verwandt, ja in allen Hauptzügen ihres psychischen Charakters identische Rassen, wie die verschiedenen Rassen des Menschengeschlechts es sind, als zu einer Species gehörig betrachtet werden müssen. Auch kann man nicht behaupten, daß irgend ein intellectuelles Uebergewicht einer Menschenrasse über eine andere, das vielleicht bestehen mag, einen Grund gegen diese Folgerung bildet. Wenn man z. B. auch zugeben wollte, daß die geistigen Fähigkeiten der Neger wirklich so mangelhaft [1]) seien, wie Einige behauptet haben, so wäre dies kein Beweis, daß sie einer verschiedenen Species angehören, da man zugeben muß, daß sich zwischen Individuen und Familien desselben Volksstammes gleich große, ja noch größere Verschiedenheiten vorfinden. . . . Auf der anderen Seite ist Nichts wahrscheinlicher, als daß die durchschnittliche Vollkommenheitsstufe in der geistigen Entwicklung bei verschiedenen Nationen verschieden ist nach dem Klima und nach anderen äußeren Einflüssen, sowie nach den verschiedenen Stufen der socialen Cultur. Es ist wahrscheinlich, daß die Stellung des Menschen in der civilisirten Gesellschaft einige Modificationen in den intellectuellen Fähigkeiten der Rasse bewirkt" (I, 260). Oder ähnlich: „Das Menschengeschlecht, so sehr es in verschiedenen Zeiten und Ländern in Hinsicht auf erworbene Gewohnheiten und die Künste des Lebens variirt, ist doch nicht weniger als die Thiere dem Einflusse gewisser Triebe unterworfen, welche, wie die Instincte, constant und unveränderlich sind. Ich versuchte durch eine Uebersicht über einige Erscheinungen, welche im psychischen Charakter mehrerer der unähnlichsten Menschenrassen vorkommen, zu beweisen, daß sie alle gemeinsame Gefühle und Sympathien haben und ganz ähnlichen Gesetzen des Empfindens und Handelns unterworfen sind, kurz eine gemeinsame psychische Natur besitzen, was mit demselben Grade von Bestimmtheit, wie die allgemeinen Beobachtungen beweist, daß sie zu einer Species oder zu einem Stamm

[1]) Daß hier, wie so häufig, viel vorschnelles Aburtheilen verhängnißvoll gewirkt hat, ist neuerdings nach den gründlichen Forschungen unserer Afrikaheroen wohl kaum mehr zu bestreiten. Im Ganzen bleibt der Ausspruch Peschel's noch in Kraft: „Den Neger einer Erhebung auf höhere Zustände für unfähig zu erklären, wäre baare Willkür, allein für die niedrigen Stufen der bis jetzt vorhandenen Gesittung einzig nur die Natur des Festlandes anzuschuldigen, hieße gänzlich die Verschiedenheit in der Begabung der Menschenrassen verkennen." (Völkerk. S. 516, vgl. Ratzel, Völkerk. I, 15 u. 674.)

Digitized by Google

gehören. Dies Alles giebt zwar keine Gewißheit, sondern bloße Wahrscheinlichkeit; doch wird man mir zugeben, daß diese Wahrscheinlichkeit durch die Menge der beigebrachten Thatsachen einen hohen Grad von Beweiskraft erreicht" (I, 436).

Wir können im Uebrigen auf das weitschichtige Material des Werkes, das streng ethnographisch die einzelnen Völkergruppen behandelt, hier nicht eingehen; nur das eine Moment möchten wir noch flüchtig berühren, dem der Verfasser überall in seiner Untersuchung mit Recht eine große Bedeutung beilegt, die Wechselwirkung physikalischer und psychischer Factoren in der Geschichte der Menschheit. Er begründet seinen Standpunkt so: „Indem wir die Verschiedenheiten, welche sich in den organischen Typen besonderer Rassen zeigen, verfolgen, müssen wir besonders auf die Verhältnisse, unter welchen sie stattfinden, aufmerksam sein, um zu einer richtigen Theorie über die Ursachen derselben zu gelangen. Die Einflüsse, durch welche solche Veränderungen wahrscheinlich hervorgebracht wurden, sind zweierlei Art: erstens Veränderungen im moralischen Zustand besonderer Stämme, und zweitens Veränderungen, welche in den physikalischen Verhältnissen, unter denen sie lebten, stattgefunden haben können. Beispiele für die ersten finden wir in der Geschichte solcher Nationen, welche aus nomadischen Wanderern Ackerleute oder Bewohner von Städten geworden sind. In diesen Fällen finden wir beträchtliche Veränderungen im organischen Charakter der Rassen, deren Zustand auf solche Weise modificirt wurde. Von Veränderungen der letzten Art haben wir zahlreichere Beispiele. In dem Festlande von Europa und Asien liegen Länder fast unter jeder Art von Klima und Ortsverhältnissen, von der kältesten Gegend in der arktischen Zone, welche für Menschen bewohnbar ist, bis zu den heißesten Tropengegenden . . . Dieser Theil unserer Forschung wird es nöthig machen, daß wir die Hauptmomente in der physikalischen Geographie einzelner Länder betrachten. Wenn wir diesen Gegenstand ganz im Allgemeinen untersuchen, bemerken wir, daß die Klimate von Asien in drei große Abtheilungen getheilt werden können, und daß bei den Menschenrassen, welche je die eine oder die andere bewohnen, manche physische Verschiedenheiten hervortreten . . . Daß zwischen den physischen Verhältnissen dieser verschiedenen Gegenden und den organischen Eigenthümlichkeiten der Stämme, welche dieselben bewohnen, eine Verbindung stattfinde, ist zu einleuchtend, als daß es eines Beweises bedürfte; ob aber solche Eigenthümlichkeiten zum ursprünglichen Charakter verschiedener Rassen gehören, die durch ihre natürlichen Eigenschaften zur Bewohnung dieser oder jener Länder, in denen man sie findet, geschickt sind, wie verschiedene Thierarten durch ihre Organisation besonderen Gegenden angepaßt erscheinen, oder ob es Verschiedenheiten sind, welche durch den Einfluß örtlicher Verhältnisse hervorgebracht wurden, mit anderen Worten, ob es bleibende Kennzeichen sind oder ob sie sich ändern können bei Stämmen, welche von einer Gegend in die andere wandern, das ist eine Frage, die

Digitized by Google

nur durch genaue Untersuchung entschieden werden kann" (III, 4). Ebenso sehr ist Prichard im Recht, wenn er zur Ermittlung einer etwaigen ethnographischen Verwandtschaft zwischen verschiedenen Völkern in ausgedehntem Maßstabe auch religiöse, mythologische und historische Ueberlieferungen mit heranzieht. „Diese Gegenstände," schreibt er in der Vorrede, „scheinen vielleicht naturgeschichtlichen Forschungen, die ich als den Gegenstand meines Werkes angekündigt habe, zu fern zu liegen. Man muß aber wohl bedenken, daß solche Forschungen in vielen Fällen die einzigen Mittel sind, um auf erträglich sicherem Grunde über die gegenseitige Verwandtschaft einzelner Stämme Folgerungen zu bauen. Durch solche Untersuchungen läßt sich oft eine alte Verwandtschaft zwischen Völkern nachweisen, welche seit langer Zeit getrennt sind und von einander entfernte Gegenden bewohnen, wo sie viele Zeitalter hindurch verschiedenen äußeren Einflüssen unterworfen waren. Nur mit Beweisen dieser Art können wir ihre Abstammung von einem gemeinsamen Urstamm begründen und die Wirkungen bestimmen, welche ein langer Aufenthalt in anderen Klimaten und verschiedene Gebräuche und moralische Einflüsse auf den Sprößling eines primitiven Stammes auszuüben vermögen. Diese Untersuchungen beziehen sich also auf den Ursprung physischer Varietäten und gewähren oft, wenn auch auf einem beschwerlichen und indirecten Wege, die einzigen Hülfsmittel zur Aufklärung dunkler Punkte. Untersuchungen über die mythologischen Ueberlieferungen, die früheste Literatur verschiedener Rassen und die eigenthümliche Entwicklung religiöser Begriffe und Vorstellungen bilden überdies eine Hauptquelle für vergleichende Psychologie. Solche Charakterzüge machen keinen geringen Theil der Geschichte der Rassen aus und sind oft wichtige Anzeigen für den Zustand geistiger Cultur oder Beweise für den gemeinsamen Ursprung oder für die frühzeitige Trennung einzelner Stämme. Um die Wahrheit solcher verwandtschaftlicher Verhältnisse zwischen Völkern, welche von einander getrennt sind und sich in erworbenen physischen und moralischen Kennzeichen unterscheiden, zu begründen, wurden oft mühsame und mannigfaltige Untersuchungen angestellt. Dies ist der Zweck, dem zu Liebe diese Untersuchung unternommen ward, und zugleich das Resultat und die Frucht der ganzen Arbeit" (Vorrede zum 3. Band S. VII). Damit treten wir nun schon in den umfassenden Rahmen social-psychologischer Vergleichung, wie ihn am vollendetsten wohl unter allen Zweigen der ethnologischen Forschung die moderne allgemeine Rechtswissenschaft auf der Basis der Völkerkunde darstellt.

Wäre es unsere Aufgabe, eine in sich zusammenhängende Entwicklung der modernen Anthropologie zu schreiben, so verstünde es sich von selbst, die Leistungen eines Schaafhausen, Virchow, Ranke, Hartmann u. A. ausführlich zu würdigen. Und doch wäre es selbst bei unserer Beschränkung auf die Anregungen, welche die Völkerkunde der Anthropologie zu danken hat, ungerecht, wenn wir nicht mit einigen knappen Worten die Bedeutung

Digitized by Google

wenigstens der letztgenannten Männer hervorheben wollten. Sagt doch Bastian geradezu von Virchow: „Trotzdem fehlte noch der eigentliche Lebenshauch. In Fluß ward das Ganze nicht nur in Berlin, sondern in Deutschland überhaupt erst gebracht, als der siegreiche Vorkämpfer auf den Bahnen freier Wissenschaft, Rud. Virchow, hinzutrat, als durch ihn und Karl Vogt bei der Rückkehr von dem Anthropologen-Congreß in Kopenhagen die anthropologische Section auf der Naturforscher-Versammlung in Innsbruck[1]) in's Leben gerufen und nun die allgemeine Aufmerksamkeit geweckt wurde. Dann constituirte sich (1870) die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Berlin und begann unter Virchow's Vorsitz ihre regelmäßigen Sitzungen (Vorgeschichte der Ethnologie S. 36). Virchow wendete sich bekanntlich mit der ganzen energischen Wucht seiner Natur der urgeschichtlichen Forschung zu, auf welchem Gebiete (speciell auch betreffs der Pfahlbauten) er wohl zu den competentesten, durch umfassende Sachkunde zugleich und durch ungemeine kritische Vorsicht ausgezeichneten Autoritäten gehört. Ebenso werthvoll sind die Arbeiten R. Hartmann's, die ja zum großen Theil dem seit einigen Jahren besonders modisch gewordenen Afrika[2]) gelten. Aber wir möchten uns auch auf einige principiell wichtige Erörterungen beziehen, die der verdiente Gelehrte in der trefflichen Zeitschrift für Ethnologie (die er mit Bastian zusammen herausgiebt) in einer Abhandlung über die Völkerschaften Nord-Ost-Afrika's vornimmt. Es handelt sich um die bahnbrechenden Verdienste der modernen Sprachforscher, die selbstverständlich auch Hartmann rückhaltlos anerkennt, selbst für die Ethnologie. Aber (so fährt er fort) ich protestire energisch gegen die Zulässigkeit einer exclusiv- oder auch nur vorherrschend-linguistischen Methode für den Verfolg unserer Zwecke. Verhehlen wir uns doch die Mängel einer derartigen Methode nicht. Aehnlichkeiten in der Sprache bedingen keineswegs immer die Gleichheit der Abstammung. Reichthum einer Sprache an Lehnworten kann bald einmal zu voreiligen Schlüssen über Verwandtschaft verleiten, gar häufig lassen wir uns durch seichte Uebereinstimmungen zwischen Vocabeln eines Idioms mit denen eines anderen, sehr entfernten, täuschen. Wir übersehen nur zu oft die viel bestimmtere Aehnlichkeit einer Sprache mit einer derselben geographisch näher

[1]) Vergleiche darüber den Bericht, der den bedeutungsvollen Augenblick dieser wissenschaftlichen Constituirung nach verschiedenen Seiten erörtert, in der Zeitschrift für Ethnologie I, 393 ff.

[2]) Es mag hier nebenbei ein sehr kräftiger Ausspruch Hartmann's Platz finden, der der Versumpfung der afrikanischen Ethnologie gilt, wo es heißt: „Vor Allem müssen wir einen wissenschaftlichen Fetisch, ich meine den blauschwarzen, dicknackigen, schafwollbehaupteten Phantasienigger, in's Feuer werfen. Wir müssen die Afrikaner bei sich selbst aufsuchen und genau erkunden; dazu aber ist nöthig, vorerst besser unterrichtete, wissenschaftlich besser geschulte Reisende nach Afrika zu senden, als dies neuerdings mehrfach in's Werk gesetzt ist, und zwar von nationaler wie auch von internationaler Seite aus." (Die Völker Afrikas. Leipzig 1879, S. 317.)

Digitized by Google

benachbarten, eine Aehnlichkeit, die wir früher gar nicht beachtet, ja gar nicht geahnt haben. Welche Verirrungen, welche falsche Schlüsse sind da möglich!" (Zeitschrift für Ethnologie I, 30). Dem gegenüber betont Hartmann die ausschlaggebende Bedeutung der naturgeschichtlichen Untersuchung bis zu den genauen Schädelmessungen und faßt dann summarisch seine Forderung so zusammen: „Was also haben wir zu thun? Wir unterrichten uns zunächst über die physische Beschaffenheit eines Menschenstammes; alsdann müssen wir die gesammte äußere und innere Existenz der Mitglieder desselben kennen zu lernen suchen. Sitten und Gebräuche, Verfassung, Recht, religiöse Anschauungen, geschichtliche Tradition, Sagen, physische Eigenthümlichkeiten u. s. w. müssen genau studirt werden. Erst so gewinnt man Material zu Vergleichungen, erst dadurch gelangt man auf die richtigen Wege, welche verfolgend man diejenige Stelle finden wird, die der betreffende Stamm einnimmt. Wollen wir also z. B. ein Volk wie die Funje in Sennâr kennen lernen, so müssen wir zunächst ihren Körperbau und dessen Verrichtungen in den Kreis unserer Studien ziehen. Dann haben wir die einzelnen Stücke ihrer dürftigen Tracht und ihres nicht minder dürftigen Zierrathes anzusehen, in ihren Hütten am Mahle theilzunehmen, den Frauen bei der Kinderwartung zuzuschauen, den jungen Mädchen an den Wasserborn zu folgen, mit den Leuten zu plaudern und sie nach jeder Richtung auszuforschen, gerade recht bei ihren Alltagsbeschäftigungen. Wir müssen den Hirten unter seinen Rindern aufsuchen, dem Jäger in das Walddickicht folgen, wir müssen der Rathsversammlung beiwohnen, wir müssen den Krieger auf blutiger Wahlstatt fechten sehen, wir müssen sehen, wie er gegen den besiegten Feind verfährt. Die Feste für den Sieg, die Klage der Geschlagenen, das Gebet, die Gründung der Familie, die Vergnügungen der Jugend, das Alles sind wichtige Gegenstände der Untersuchung. Nie dürfen wir eine Gelegenheit vorübergehen lassen, am abendlichen Feuer den Auslassungen der Weisen der Nation zu lauschen, wir müssen um den Fürsten sein, wenn er vor versammeltem Volk Recht spricht. Wir müssen natürlich auch die Sprache kennen und Einsicht in die geschriebenen Documente nehmen" (S. 34). So erhalten wir in der That ein verläßliches und umfangreiches Material, wie es der Ethnologe nur wünschen kann. — Aus Ranke's großem Werk (Der Mensch, 2 Bände, Leipzig 1887), welches in mustergültiger Weise die Ergebnisse der gegenwärtigen anthropologischen Forschung in sich vereinigt und einem populären Verständniß, soweit das überhaupt möglich ist, unterbreitet, wollen wir wenigstens einige für die Völkerkunde wichtige Data entnehmen. Die Einheit des Menschengeschlechtes, physisch und psychisch, trotz aller Abweichungen und Spielarten, ist auch für die correcte ethnologische Anschauung ein schwerwiegender Satz. Diesem Punkt widmet deshalb auch der Münchner Anthropologe (übrigens der erste seines Zeichens in Deutschland, der einen solchen Lehrstuhl bekleidete) eine längere Be-

Digitized by Google

trachtung, die er so einleitet: „Es erscheint uns als eine besonders wichtige Errungenschaft der modernen darwinistischen Naturphilosophie, daß dadurch der Annahme einer gemeinsamen Abstammung des Menschengeschlechts, die unter den auf ernsthafte und eigene umfassende Studien bauenden anatomischen Anthropologen von jeher die leitende war, ganz allgemein auch unter den Theilen des Publikums Bahn gebrochen worden ist, welche sich durch anatomische Beweise, die sie in ihrer Tragweite nicht verstehen können, auch nicht überzeugen lassen. Hier gehen wir noch nicht auf die Frage ein, wie wir uns die körperliche Form der Urväter des Menschengeschlechtes zu denken haben, und berufen uns nur auf das in der vorausgehenden Untersuchung über die körperlichen Verschiedenheiten des Menschengeschlechtes Gesagte. Wir finden auffallende Differenzen und extreme Entwicklungen, wohl geeignet, die Aufmerksamkeit des Forschers zu fesseln, und groß genug, um die Vertreter solcher verschiedener Körperbildungen als wesentlich von einander differenzirt zu unterscheiden. Aber soweit wir diese Verschiedenheiten bis jetzt verfolgen können, sehen wir sie alle durch auf's Feinste abgestufte Zwischenformen so vollkommen mit einander verbunden, daß uns die Gesammtheit der körperlichen Differenzen als eine in sich geschlossene Entwicklungsreihe erscheint, in welcher wir Trennungen der einzelnen Formen von einander nur durch mehr oder weniger willkürlich gezogene Scheidungslinien veranstalten können. Das ist heute die Meinung aller selbständig über den Menschen forschenden, anatomisch gebildeten Anthropologen, mögen sie sonst zum Darwinismus eine persönliche Stellung haben, welche sie wollen. J. Kollmann, der sich für einen sehr entschiedenen Darwinianer giebt, Rudolf Virchow, der sich im Kampfe der Meinungen hier wie überall seine vollkommen freie Entscheidung vorbehält, K. E. v. Bär [1]), einer der Hauptbegründer der Lehre von dem gesetzmäßigen Zusammenhange der animalen Formbildungen, aber doch ein entschiedener Gegner des modernen Darwinismus, mögen als Vertreter dieser verschiedenen Standpunkte, aber in der uns vorliegenden Frage doch vollkommen einig, als Autoritäten hier angeführt werden" (Mensch 2, 231). Kollmann, der auf Grund eigener eindringender Specialstudien an der Einheit des Menschengeschlechtes festhält trotz aller Varietäten, steht, wie Ranke fortfährt, in dieser Auseinandersetzung vollkommen auf exact naturwissenschaftlichem Boden, und die Resultate stimmen bis in's Einzelne überein mit denen, zu welchen der Mann, der das größte vergleichend-anthropologische Material durchforscht hat, R. Virchow, gelangt ist. „Der Darwinist (führt nun Virchow aus) kann sich unmöglich, wenn er wenigstens nicht völlig abfällig wird, von der Verpflichtung entbinden, doch auch für die Gegenwart etwas Transformismus

[1]) Von dem verstorbenen Dorpater Professor sind in weiteren Kreisen besonders bekannt die geistvollen akademischen Reden und Abhandlungen, in welchen Bär sich mit philosophischem Denken sehr vertraut zeigt.

Digitized by Google

zu retten; denn die besten Beweise für den Transformismus, die Darwin geliefert hat, sind aus der Erfahrung über die Züchtung der heutigen Hausthierrassen hervorgegangen. Wie der Züchter neue Rassen bildet nicht bloß durch Mischung, sondern durch Veränderung der Lebensverhältnisse und durch Benutzung individueller Besonderheiten, so, setzt Darwin voraus, müsse auch der Mensch selbst sich umbilden. Ich bin doch immer noch mehr Darwinist als ich scheine, weil ich immer noch die Meinung theile, daß auch die Gegenwart Etwas am Menschen transformirt; ich verstehe in der That nicht, wie man durch Zurückverlegung der Transformation bis zur Diluvialzeit zu einer mehr befriedigenden Lösung kommen kann. Mit derselben Consequenz könnte man noch weiter gehen und z. B. die fünf von Kollmann aufgestellten Rassen (typische Schädelformen) auf fünf wirkliche Originärursprünge beziehen. Der Darwinismus hat, wenn auch nicht ursprünglich, doch in seinem Wesen die gewissermaaßen vorgezeichnete Voraussetzung, daß alle lebende Entwicklung, namentlich alle thierische Entwicklung bis zum Menschen hin, immer nur in einer ganz bestimmten Fortsetzung von einem einzigen Anfang an in der Reihenfolge der Erblichkeit sich fortsetzt. Wenn Vogt und Andere den Gedanken hatten, der Mensch könne (wie es zur Zeit des amerikanischen Secessionskrieges und unmittelbar vorher sogar politisches Dogma geworden war) von mehreren Ursprüngen ausgegangen sein, die Schwarzen von einem ganz anderen Ursprung als die Weißen, so muß man ja zugestehen, daß man sich ganz verschiedene Centren der Entwicklung vorstellen kann. Aber ich halte es nicht bloß für philosophisch richtiger, die einheitliche Lehre zu bewahren, sondern meine auch, es sei thatsächlich erwiesen, daß sich für die Annahme mehrerer Ursprünge recht wenig beibringen läßt. Ich habe eine gewisse Neigung, mich schließlich trotz aller Erfahrung, trotz aller Analyse für den Gedanken der Einheit des Menschengeschlechtes zu begeistern. Ich will zugestehen, daß dabei im Hintergrunde ein traditioneller, vielleicht sentimentaler Gedanke liegt, und doch kann ich mich, wenn ich die gesammte Geschichte der Menschheit übersehe, nicht der Vorstellung enthalten, daß wir wirklich Brüder, beziehentlich Schwestern sind. Ich finde keine so großen Unterschiede zwischen den verschiedenen Rassen, daß ich mir getraute, die Vorstellung von einer ursprünglichen Differenz des Menschengeschlechtes in so bestimmter Weise zu präcisiren." Und endlich v. Bär schreibt: „Sind, erlauben wir uns zu fragen, bei Aufstellung der Ansicht, das Menschengeschlecht bestehe aus mehreren Arten (Species), die positiven Kenntnisse, die wir von den Arten und Rassen der Thiere, namentlich der Säugethiere und insbesondere der Hausthiere besitzen, gewürdigt worden und abgewogen, oder hat das Gefühl, daß der Neger, besonders der geknechtete, von dem Europäer verschieden ist und ihm häßlich erscheint, oder vielleicht gar die Sehnsucht, ihn außer aller Ansprüche und Rechte des Europäers sich zu denken, zu dieser Ansicht geleitet? Ernste und kenntnißreiche Männer haben sich oft gegen sie mit

Digitized by Google

allen zoologischen Gründen ausgesprochen, sie wird dennoch nicht so bald sich ganz verlieren, weil zoologische Gründe nicht auf alle Personen wirken, die in solchen Sachen eine Meinung haben zu können meinen." Indem der Forscher dann speciell auf die aus den verschiedenartigsten Elementen sich zusammensetzende anglo-amerikanische Bevölkerung einen Blick wirft, fährt er fort: „Ist es nun nicht im höchsten Grade merkwürdig, daß gerade aus diesem Lande uns von dem Volke der Anglo-Amerikaner, deren Sprache durch Abstreifung fast aller grammatischer Formen selbst eine tiefgehende Mischung beurkundet, die Lehre laut und anhaltend verkündet wird: die Menschenstämme sind gar nicht mischbar, sondern bleiben ewig getrennt? Und diese Lehre geht aus von Männern, welche nicht wissen können, ob mehr Blut britischer Urbewohner, keltisches oder germanisches in ihnen fließt. In einigen Ländern Europa's hat (zu jener Zeit) diese Lehre allerdings Anhänger gefunden, aber wohl nur weil sie auffiel und weil man glauben mochte, in Amerika müsse man über die Unvermischbarkeit am meisten Erfahrungen machen können. Wir haben aber gehört, daß nur die aus ethischen Gründen nicht gedeihende Nachkommenschaft von Briten und Negerinnen als Erfahrung vorlag, und daß man aus dieser allein rasch allgemeine Folgerungen zog, die allen bisherigen und folgenden Erfahrungen widersprechen. Diese Verallgemeinerung hätte man wohl nicht so passend gefunden, wenn sie nicht der Ansicht von den mehrfachen Species oder Arten im Menschengeschlecht die einzige Stütze zu gewähren geschienen hätte. Und diese Ansicht, welche nach naturhistorischen Principien sich so wenig begründen läßt, ist sie nicht ein Gewissensbedürfniß eines Theiles der Anglo-Amerikaner? Mit unmenschlicher Härte hat man die Urbewohner zurückgedrängt, mit Egoismus den afrikanischen Stamm zur Knechtschaft eingeführt. Es war natürlich, daß man sich sagte, gegen diese Menschen könne man keine Verpflichtung anerkennen, denn sie seien von schlechterer Art. Ich berufe mich auf die Erfahrung aller Länder und Zeiten, daß, wenn ein Volk Recht hat und ungerecht gegen ein anderes verfährt, es auch nicht unterläßt, das andere sich sehr schlecht und unfähig zu denken und diese Ueberzeugung oft und nachdrücklich zu wiederholen." Ranke fügt hinzu: „Wir wissen, wie den hier vorzüglich gemeinten südstaatlichen Sklavenbaronen gegenüber das Recht des farbigen Mannes mit dem Weißen in dem großen Kriege der Nord- gegen die Südstaaten der amerikanischen Union in blutigem Kampfe nachgewiesen wurde. Und dann beruhigte Darwin's Philosophie mit der directen Anerkennung der Einheit des Menschengeschlechtes auch die noch hochgehenden Wogen der Discussion (Ranke, Der Mensch 2, 233). Daß vor dem Forum der nüchternen Anthropologie sodann nicht mehr länger die Fabel von wilden Stämmen aufrecht erhalten werden kann (in dem Sinne, wie Linné von einem Homo ferus spricht), als den lang gesuchten Mittelgliedern zwischen Mensch und Affe, bedarf wohl keiner ausführlichen Darlegung.

Digitized by Google

Um aber, soweit das unseren Zwecken entspricht, in knappem Umriß ein Bild der heutigen anthropologischen Forschung zu geben, wollen wir uns an eine übersichtliche neuere Darstellung [1]) anschließen, obwohl wir damit über die Anfänge der Völkerkunde hinaus in die unmittelbare Gegenwart treten.

2. M. Alsberg.

Die Anthropologie in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes ist eine Frucht moderner und speciell naturwissenschaftlicher Forschung und lehnt sich vielfach an die Descendenztheorie Darwin's an, obwohl sie ihre extravaganten Folgerungen keineswegs zu unterstützen berufen ist. Jedenfalls aber kommt ihr schon um deswillen eine eminente Bedeutung zu, weil sie den Ursprung und Fortgang der menschlichen Gesittung weit über die landläufigen Grenzen der culturgeschichtlichen Betrachtung hinaus untersucht, in jene Zeiträume hinein, wo uns jede schriftliche Ueberlieferung verläßt. Man zerlegt dies weitumfassende Gebiet, wie Alsberg sagt, in zwei Theile, 1. die Anthropologie im engeren Sinne (physische oder somatische Anthropologie), deren Aufgabe es ist, mit Hülfe des Studiums der menschlichen Körperbildung die Charaktere der Gattung „Mensch", bezw. jene körperlichen Merkmale, durch welche die einzelnen Menschenrassen sich von einander scheiden, festzustellen, sowie 2. die urgeschichtliche Forschung, welche dahin strebt, aus den in den Ablagerungen einer vergangenen geologischen Epoche, in unterirdischen Höhlen, in Gräbern und Wohnungen der Vorzeit, in verschütteten Städten und alterthümlichen Befestigungen uns erhaltenen Werkzeugen, Geräthschaften, Schmuckgegenständen und sonstigen Erzeugnissen, sowie aus den besagten Fundstätten selbst und den anderweitigen Spuren, welche vor dem Beginn der geschichtlichen Epoche lebende Völker hinterlassen haben, Schlüsse zu ziehen bezüglich der Verhältnisse, unter denen die betreffenden Generationen von Menschen auf Erden lebten, sowie bezüglich der Culturstufe, auf welcher die betreffenden Völker und Stämme sich befunden haben (Anthropologie mit Berücksichtigung der Urgeschichte des Menschen allgemein faßlich dargestellt, Stuttgart 1888, S. 4). Es ist bekannt, daß unter den verschiedenen bedeutsamen Momenten für die Entwicklung dieser Disciplin den Funden, welche der französische Gelehrte Boucher de Perthes 1833 im Thale der Somme unweit Amiens machte, die erste Rolle gebührt, bis dann die Anthropologie in unseren Tagen ein internationales Gemeingut der höheren Civilisation geworden ist.

Was die Stellung des Homo sapiens im Thierreiche anlangt, so hält unser Gewährsmann an der gemeinsamen biologischen Grundlage des Menschen mit seinen thierischen Verwandten unbedingt fest, trotz aller

[1]) Gerland's Untersuchungen werden später eingehend gewürdigt werden, da sie die Völkerkunde als solche in hervorragendem Maaße berücksichtigen.

Digitized by Google

späteren Ueberflügelung. Aus der bedeutenden Hirnentwicklung und der damit im Zusammenhang stehenden Intelligenz (so faßt er seine Ueberzeugung zusammen), ferner aus dem Besitze einer artikulirten Sprache, aus dem aufrechten Gang und der Ausbildung einer für die mannigfaltigsten Verrichtungen sich eignenden Hand ergeben sich keinerlei Schlüsse, durch welche eine etwa von dem Menschen innerhalb des Thierreiches behauptete Sonderstellung sich erweisen ließe. Es ist vielmehr mit unabweislicher Nothwendigkeit zu folgern, daß sich bereits bei den höheren Affen die gesammte Erscheinung des Menschen vorbereitet hat und daß jene Unterschiede, welche zwischen der Gattung „Mensch" und der nächststehenden Thierclasse sich nachweisen lassen, nicht auf Verschiedenheit der ursprünglichen Anlage, sondern vielmehr auf eine fortschreitende Entwicklung zurückzuführen sind und daß jener Grundplan der körperlichen Organisation, welcher sich durch die gesammte Wirbelthierreihe hindurch verfolgen läßt, auch bei der Entwicklung der menschlichen Körperbildung zur Geltung gekommen ist. Ebenso wenig läßt sich unseres Erachtens die strittige Frage nach der Urheimath des Menschen mit unwiderleglichen Gründen entscheiden: mit Recht beansprucht Alsberg auch höchstens eine gewisse Wahrscheinlichkeit für seine Ansicht: „Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß es speciell die Tropengebiete der alten Welt sind, welche die Heimath der von allen jetzt lebenden Thieren dem Menschen am nächsten stehenden Anthropoiden darstellen, wenn wir anderseits die von Darwin gemachte Beobachtung in Betracht ziehen, daß die ausgestorbenen Arten der Vierhänder in der Regel dort sich finden, wo die jetzt lebenden Verwandten ihre Verbreitung haben, wenn wir ferner erwägen, daß wohl nur die durch Nahrungsreichthum sich auszeichnenden Tropenländer dem während der frühesten Stadien seiner Existenz in seinen Hülfsmitteln außerordentlich beschränkten Urmenschen die Möglichkeit, sein Dasein zu fristen, darboten, — wenn wir alle diese Umstände zusammenhalten, so gewinnt die Annahme, daß wir die Urheimath des Menschen innerhalb der Wendekreise und speciell in den Tropengebieten der alten Welt zu suchen haben, einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit" (a. a. O. S. 28; dabei wird dann auf die bekannte Peschel'sche Hypothese eines in den Fluthen begrabenen, im Indischen Ocean befindlichen Festlandes Lemuria Bezug genommen). Nicht weniger problematisch ist die Entstehung der Menschenrassen, ob wir uns den Urmenschen als weiß denken sollen, oder mit Quatrefages gelb, dem heutigen Mongolentypus nahe stehend (Centralasien gilt dann als Ursitz des Menschengeschlechtes), oder endlich mit Prichard als dunkel, wie Alsberg ebenfalls meint, der auch die bekannten Zwergvölker Afrika's, die Akkas, Abongos u. a., mit Peschel als versprengte Urrasse, als vermittelndes Bindeglied mit verwenden will. Bei alledem ist so viel richtig, daß klimatische Veränderungen für die aus einem fraglichen Ursitz Auswandernden eine entscheidende Bedeutung gehabt haben; aber ob die Behauptung unseres Forschers, die speciell durch die Betrachtung

Digitized by Google

des Neanderthal-Schädels und der demselben analogen Schädel hervorgerufen ist, sich beweisen läßt, möchten wir unserseits mit aller Bescheidenheit bezweifeln [1]), nämlich daß es während der Diluvialzeit Menschen gegeben hat, die weit tiefer standen und weit thierähnlicher waren, als die am tiefsten stehenden heutigen Menschenrassen, oder mit anderen Worten, daß die Existenz von Mittelformen, von Wesen, welche während vergangener geologischer Epochen auf der Erde gelebt und den Uebergang vom affenähnlichen Vorfahren des Menschengeschlechtes zum heutigen Homo sapiens vermittelt haben, nicht länger bezweifelt werden kann (S. 79). Dagegen ist es vollkommen begründet, wenn aus der bekannten Thatsache der sogenannten mit Zeichnungen versehenen Kommandostäbe der Schluß auf eine sociale Existenz der Höhlenbewohner gezogen wird. Auch ist die Correctheit und Feinheit der Darstellung (meist sind es die Thierbilder, die auf den Geweihen oder Stoßzähnen der Thiere eingeritzt sind) bei dem niedrigen Stande der Cultur und der künstlerischen Entwicklung insbesondere überraschend. Wie weit diese Gliederung gegangen ist, ob die Rassen der Urzeit wirkliche Tribus gebildet haben, wie wohl vermuthet wird, ist schwer zu entscheiden (vgl. das interessante Werk von Nadaillac, Die ersten Menschen und die prähistorischen Zeiten, Stuttgart 1884, S. 23 ff.). Jedenfalls scheint es gewagt, wie Alsberg ausführt, z. B. aus dem Umstande, daß in einer französischen Knochenhöhle der Diluvialzeit eine anscheinend die Sonne darstellende Zeichnung aufgefunden wurde, zu folgern, daß jene Stämme, welche Südfrankreich in der besagten Epoche bewohnten, Sonnenanbeter gewesen seien. Es ist vielmehr für den Anthropologen empfehlenswerth, daß er bei den Schlüssen, die er aus den in der Regel sehr vieldeutigen Spuren menschlicher Existenz in einer fernentlegenen Vergangenheit bezüglich der Anschauungen und Sitten der betreffenden Menschen und Völker zieht, mit größter Vorsicht zu Wege gehe. Das gilt u. A. auch von der scheinbar

[1]) Vergleiche die längeren Ausführungen von J. Ranke (Der Mensch, 2, 443 ff.), woraus folgender Passus entlehnt sein mag: „An Stelle einer einheitlichen diluvialen Rasse zeigen die dem Diluvium zugeschriebenen Schädel und Skelettreste uns schon die gleichen Unterschiede im Körperbau unter den diluvialen Europäern, welche wir heute in Europa, auf diesem Schauplatz so verschiedenartiger Völkermischungen, antreffen. An Stelle eines affenähnlichen, vielleicht noch als halbes Kletterthier auf den Bäumen nistenden Geschöpfes mit überlangen Armen und kurzen Beinen mit Kletterdaumen am Fuße, wie ihn die Phantasie mancher Schöpfungstheoretiker sich wohl ausmalte, tritt uns der Urmensch Europa's in seinen zahlreichsten Vertretern in der edel geformten, merkwürdig schönen Rasse von Cro-Magnon entgegen. An Stelle eines auf niedriger, halb thierischer Stufe stehenden Gehirnes, wie es die Theorie der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit zu fordern schien, fand Broca folgende Reihe für die heutigen Bewohner Frankreichs, verglichen mit denen früherer Epochen, bezüglich ihrer Gehirnentwicklung, respective ihres Schädelinnenraumes ... Die alten prähistorischen Bewohner Frankreichs überragten in Beziehung auf die Größenentwicklung des Gehirns die heutigen Franzosen." Aehnlich Mor. Hörnes in seinem ausgezeichneten Werk (auf das wir noch später zurückkommen): Die Urgeschichte des Menschen, Wien 1892, S. 161 u. 193.

Digitized by Google

unerschöpflichen, von Linguisten, Naturforschern und Philosophen gleich eifrig (man wäre fast versucht, hinzuzusetzen: gleich ergebnißlos) behandelten Streitfrage nach dem Ursprung der Sprache. Neuerdings hat sich in der Hauptsache durch L. Noiré (vgl. dessen Ursprung der Sprache, 1877, Der Ursprung der Vernunft, 1882, und Logos, 1885) eine gewisse Vereinigung der früher diametral einander gegenüberstehenden speculativen und empirischen Ansichten vollzogen, der sich auch unser Gewährsmann anschließt, nämlich daß einerseits eine durch gemeinsame Thätigkeit erzeugte unbewußte Lautäußerung und anderseits eine gewisse Schallnachahmung zur Sprachbildung geführt habe. Noiré spricht von einem clamor concomitans, wie er sich, wenn Menschen zusammen arbeiten, wenn Landleute graben oder dreschen, wenn Matrosen rudern, wenn Frauen spinnen, wenn Soldaten marschiren, von selbst in einer bestimmten rhythmischen Abfolge einstellt, als innere Reaction gegen die durch die Muskelanstrengung bedingte innere Störung (vgl. Max Müller, Das Denken im Lichte der Sprache S. 278 ff. und 504). Auch hier handelt es sich vielfach nur um ein für uns schmerzliches negatives Ergebniß, wie es nach einer Seite Alsberg formulirt: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Annahme, es habe zu irgend einer Zeit einen vollständig sprachlosen Urmenschen gegeben, nicht aufrecht erhalten werden kann. Jene primitivste Form der gegenseitigen Verständigung, wie wir sie bei den höheren Thieren finden, muß vielmehr schon zu jener Zeit bestanden haben, als der Mensch zuerst ein Mensch wurde (beiläufig bemerkt, auch eine völlig trügerische, mythische Bestimmung): anderseits kann von einer genauen Feststellung jenes Zeitpunktes, wo es zur Bildung einer artikulirten Lautsprache kam, schon deshalb nicht die Rede sein, weil dieser Entwicklungsproceß zweifelsohne ein außerordentlich langsamer und allmähliger gewesen ist (S. 142). Ebenso verwirft er die eine Zeitlang beliebte Hypothese von einer gemeinsamen Ursprache der Menschheit und nimmt umgekehrt eine höchst mannigfaltige Sprachbildung für die primitiven Stämme an, so daß jede einzelne Horde und Familie gleichsam ihr eigenes Idiom besessen habe. Von der anderweitigen Cultur, der wir selbst schon am Dämmerungsmorgen der Menschheit begegnen, möchten wir nur noch der religiösen Vorstellungen gedenken, die uns aus unzweideutigen Merkmalen bei den prähistorischen Höhlenbewohnern entgegen treten. Die zahlreichen über die ganze Erde zerstreuten Grabhügel, die Cromlechs, die Steinkreise, die Schatzkammern und Burgberge sind mit diesem tiefergreifenden Nimbus umgeben, so daß diese Denkmäler, selbst in ihrem häufig recht verfallenen heutigen Zustande, uns unwillkürlich Ehrfurcht abnöthigen. Unser Autor urtheilt darüber folgendermaaßen: „Jener Pietät, welche bereits der Mensch vergangener Jahrtausende bei der Bestattung seiner todten Angehörigen an den Tag gelegt hat, sowie zugleich jenem Glauben an eine Existenz nach dem Tode, dem wir schon bei auf niedriger Culturstufe stehenden Völkern begegnen — nur durch die Annahme eines solchen

Digitized by Google

Glaubens läßt es sich erklären, daß der Troglodyte der Steinzeit seinem Todten seine Waffen, gewisse Geräthe, sowie häufig auch Nahrungsmittel als Beigabe in die Gruft legte — diesen Umständen verdanken wir es, daß wir uns heutzutage von den Culturzuständen der Menschen vergangener Jahrtausende, über die uns weder schriftliche Aufzeichnungen noch mündliche Ueberlieferungen berichten, doch eine ziemlich genaue Vorstellung zu machen im Stande sind. Auch wollen wir bei der Besprechung der vorgeschichtlichen Grabstätten noch darauf hinweisen, daß es nicht allein die Pietät war, welche den Menschen der Vorzeit dazu veranlaßt hat, auf die Bestattung der Todten große Sorgfalt zu verwenden, denselben in Form der Megalithen Denkmäler zu errichten, welche Jahrtausende hindurch dem zerstörenden Einflusse der Naturkräfte getrotzt haben, daß vielmehr der Aberglaube, die Furcht, von den Geistern der Abgeschiedenen belästigt zu werden, wahrscheinlich in noch höherem Grade als die Pietät als Triebfedern thätig gewesen sind, daß die Absicht, auf diese Weise die Lebenden vor unbequemen Besuchen zu schützen, dazu veranlaßt hat, die Grabeswohnungen der Dahingeschiedenen möglichst großartig herzustellen und möglichst vollkommen auszustatten (S. 254). Daß wir aber trotzdem uns jene Verhältnisse nicht unter der trügerischen Beleuchtung der sog. guten alten Zeit als eine trauliche, unverfälschte Idylle vorstellen dürfen, versteht sich von selbst. „Jene von der Steinaxt zerschmetterten Schädel, jene Knochen paläolithischer und neolithischer Menschen, in denen noch jetzt die Spitzen von Feuersteinpfeilen stecken, sprechen eine deutliche, nicht mißzuverstehende Sprache; sie berichten uns von Zeiten, wo die Culturländer Europa's, in denen heute Gesetz und Sitte herrscht, die Scenen von namenlosen Greuelthaten gewesen sind. Auch sind die mit Einschnitten oder Furchen versehenen Pfeilspitzen, wie sie Lartet in den unteren Schichten der Höhle von Massat aufgefunden hat, wohl so zu deuten, daß der Mensch der Steinzeit bereits mit vergifteten Waffen mordete. Was aber der steinzeitlichen Existenz des Menschengeschlechtes einen besonders düsteren und unheimlichen Charakter verleiht, ist die durch zahlreiche prähistorische Funde der betreffenden Periode festgestellte Thatsache, daß in jenem früheren Entwicklungsstadium des Menschengeschlechtes der Mensch sich nicht scheut, zur Befriedigung des Gaumenkitzels[1]) das Blut des Nebenmenschen zu vergießen, denselben dem Schlachtvieh gleichzustellen, — mit einem Worte, daß die Anthropophagie damals weit verbreitet war" (S. 338).

3. O. Caspari.

Daß die Völkerkunde für die Philosophie nach allen ihren Beziehungen hin eine unerschöpfliche Fundgrube bietet, daß diese aus ihr erst das in-

[1]) Nach den Analogien der Naturvölker kommen hierfür auch andere Motive in Betracht, nämlich animistische, mit Rachevorstellungen combinirte (vgl. R. Andree, Die

Digitized by Google

ductive Material entlehnen kann, um eine Geschichte des menschlichen Bewußtseins auf empirischer Basis (soweit dieselbe überhaupt möglich ist) entwerfen zu können, wird im Verlauf und namentlich gegen Ende dieser Untersuchung sich immer klarer ergeben. Inwiefern aber eine derartige Perspective schon für die anthropologisch-prähistorische Forschung in Betracht kommt, das möge an dem Werk Caspari's: Die Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwicklung des frühesten Geisteslebens (2 Bände, Leipzig 1873) veranschaulicht werden, selbstverständlich mit dem Vorbehalt, daß wir durchaus nicht jeder Zeit für die betreffenden Anschauungen eintreten, wie wir denn überhaupt, soweit es sich um eine Entwicklung der verschiedenen Standpunkte handelt, mit jeder persönlichen Kritik möglichst zurückhalten.

Auf diese organische Verknüpfung der einzelnen exacten Disciplinen mit einer umfassenden psychologischen Betrachtung legt mit Recht Caspari einen besonderen Werth, wie er das in der Vorrede eingehend erläutert. „Was kann die anthropologische Alterthumsforschung, was muß nicht minder die beschreibende Ethnologie gewinnen, wenn sich den Forschern dieser Wissensgebiete vom psychologisch-historischen Gesichtspunkt ein tieferer Einblick eröffnet in den folgerichtig dargelegten Verlauf der ursprünglichsten und frühesten Begriffsbildung unter den Völkern, und sich ihnen ferner eine Einsicht bietet in den folgerichtigen Verlauf der sich hieran anlehnenden frühesten urgeschichtlichen Weltanschauungen des Menschengeistes! Wie aber die Völkerpsychologie nicht gedacht werden kann ohne das Material, das ihr die Sprachwissenschaften, die Anthropologie und die Ethnologie zuführen, so hinwiederum werden die genannten Wissenschaften nun erst zusammenfassend durchgeistigt durch die psychologische Forschung, welche mit Rücksicht auf die von allen genannten Wissenschaften gelieferten Daten und mit Hinblick auf die inneren Gesetze des geistigen Lebens neue, allgemeine Gesetze zu ergründen sucht, die sich im Gesammtleben der Völker verwirklichen, und welche in ihrer frühesten Ausbildung aufzusuchen dem völkerpsychologischen Forscher der Urzeit überlassen bleibt. Bekanntlich verhält sich die Völkerpsychologie zur heutigen Anthropologie und Ethnologie, wie in der Botanik die Pflanzenphysiologie zur Systematik, Morphologie und Pflanzenbeschreibung oder wie die Physiologie zur Anatomie und Morphologie überhaupt. In derselben Weise wie es unmöglich ist, ein umfassendes Bild von dem inneren Gehirnleben zu erhalten, sobald wir nur den anatomischen Bau des Gehirns äußerlich beschreiben, ohne daß wir zugleich die inneren complicirten Erscheinungen des Zellenlebens und Nervenlebens studiren, so auch hier: wir erhalten nur dann ein klares Bild eines Volkes, wenn wir nach äußerlicher Beschreibung seiner Cultur-

Anthropophagie. Leipzig 1887. Lippert, Culturgeschichte 2, 279 ff. und neuerdings Bergemann, Die Verbreitung der Anthropophagie über die Erde. Bunzlau 1893).

Digitized by Google

stufe, seiner Sprache, seiner Sitten, seiner körperlichen Merkmale zugleich seine inneren Geistesanlagen in's Auge fassen. Wie aber sind wir im Stande, dieses geistige Getriebe eines Volksstammes zu verstehen, wenn wir neben seiner äußeren politischen Geschichte nicht auch seine ursprüngliche geistige Entwicklungsgeschichte einer Untersuchung unterwerfen? Wie sich daher, um bei obigem Beispiel zu bleiben, die Physiologie zu ergänzen hat durch die Lehre von der Entwicklung des Embryo, so hat sich die Völkerpsychologie selbst zu ergänzen durch die völkerpsychologische Urgeschichte" (Vorrede S. 8). Ist somit der Völkerpsychologe der berufene Interpret des unendlichgroßen Materials, das die Specialwissenschaften gesammelt haben, so wird es sich in zweiter Linie um die Methode handeln, die er bei seiner eminent schwierigen, wenn auch anderseits sehr lohnenden Aufgabe zu befolgen hat. Zwei Wege sind es (so lautet die Antwort), welche der Völkerpsychologe in Rücksicht auf das vorliegende Material einzuschlagen im Stande ist, um die Schlüssel zur Erforschung des urzeitlichen Lebens aufzusuchen. Der eine stützt sich im Wesentlichen auf die analytische Methode, indem sich der Forscher hauptsächlich anlehnt an die Erscheinungen und Gesetze des sprachlichen Lebens als nächsten Ausdruck des urzeitlichen Vorstellungslebens der Völker. Diesen Weg hat der treffliche, leider viel zu früh verstorbene Geiger betreten, ob mit Glück, das wage ich hier nicht zu entscheiden. Der andere Weg ist ebenso sehr analytisch wie synthetisch, indem sich der Forscher hier nicht begnügt mit den Resultaten, welche sich auf dem Wege der Sprachforschung ergeben, sondern zugleich darauf dringt, die Ergebnisse dieser Wissenschaft synthetisch zu verschmelzen mit den Momenten, welche der äußere historische Entwicklungsgang der Menschheit überhaupt an die Hand giebt. Bezieht sich die an die Sprachforschung sich anlehnende Methode vorzugsweise auf die Erforschung des psychischen Vorstellungslebens des Geistes, so nimmt die andere die Beziehungen dazu, welche sich durch Daten einer Reihe von anderen Wissenschaften ergeben, unter denen die anthropologische Alterthumsforschung im Allgemeinen obenan steht, da uns diese Wissenschaft vorzugsweise durch ihre Funde mit den Handlungen und äußeren Thätigkeiten der vorzeitlichen Menschheit bekannt macht."

Die Anfänge menschlicher Gesittung findet Caspari im socialen Leben, in einem Staatsverbande, dessen Urbild, wie er meint, wir schon bei intelligenten Thieren [1]), wie Bienen, Ameisen u. a. beobachten können. „Die Verhältnisse der Urzeit, die ihn in einen schwierigen Kampf mit den ge-

[1]) Daß es sich bei diesen sog. Thierstaaten um eine sehr gefährliche und unzutreffende Analogie mit den entsprechenden menschlichen Organisationsformen handelt, wird jetzt wohl allgemein zugestanden, vgl. Wundt, Essays S. 187 ff., und weiter Espinas, Die thierischen Gesellschaften, Braunschweig 1879, besonders S. 442 ff., endlich im Allgemeinen Schäffle, Bau und Leben des socialen Körpers. Tübingen 1881 I, 32 ff. u. II, 84 ff.

Digitized by Google

fährlichsten Raubthieren verwickelten, zwangen den Menschen ursprünglich, die geselligen Familienbande fester und enger anzuziehen, um so einen organischen Verband zu bilden, in welchem er sich nachdrücklich schützen konnte gegen alle feindlichen Gewalten, die ihn in seiner Existenz bedrohten. Wir sahen bei dieser Gelegenheit, daß die Bildung der staatlichen Vereinigung und des innigeren und engeren familiären Zusammenlebens nicht durch eine sog. stillschweigende freie Uebereinkunft vor sich ging, wie einst Rousseau und in ähnlicher Weise auch Hobbes gelehrt haben, sondern daß es vielmehr die sich vollziehende Arbeitstheilung war, durch welche sich die Glieder gegen einander durch unterstützende Leistungen unwillkürlich zusammenschlossen und in Rücksicht auf den gemeinschaftlich zu verfolgenden Zweck einander unentbehrlich machten." Auf der anderen Seite fällt die organisirende Thätigkeit eines Häuptlings und Führers im Kriege begreiflicher Weise sehr in's Gewicht, obwohl sich hier, wenigstens nach der Analogie der Naturvölker zu schließen, die stärksten Schwankungen in Bezug auf die Competenz und Macht dieses häufig auch nur zeitweiligen Leiters einer solchen primitiven Association zeigen. Sollen wir in der That über unbestimmte Vermuthungen hinaus zu einigermaaßen concreten und begründeten Ansichten gelangen, so müssen wir uns an die primitivsten Naturvölker halten, die uns gegenwärtig noch zugängig sind. Insofern bemerkt Caspari mit Recht: „Noch heute finden wir unter unseren tieferen Naturvölkern die gesellschaftlichen Verbände, in denen zugleich die staatliche Arbeitstheilung auf einer sehr primitiven Stufe stehen geblieben ist, verhältnißmäßig nicht groß, und nur unter allen denjenigen Völkern, wo die Arbeitstheilung complicirter wurde und an Ausdehnung gewann, weil sich größere Fähigkeiten und Anlagen hierzu vorfanden, konnte auch der natürliche Umfang des Staates wachsen, und nur hier finden wir daher die Herrschaft eines Häuptlings schon so ausgedehnt, wie die eines kleinen Fürsten. Es ist daher leicht zu übersehen, daß diejenigen Urvölkerstämme, welche eine höhere Befähigung zur normalen und mannigfaltigen Arbeitstheilung mitbrachten, nothwendig ihre Herrschaft rasch ausbreiteten; denn sie zogen gleichsam wie ein Magnet die loseren Gruppen anderer Stämme, die auf primitiven Stufen staatlicher Arbeitstheilung stehen blieben, an sich und zwangen sie, sich ihnen anzuschließen, um damit dieselben als neue Glieder dem wachsenden Körperbau ihres Staates einzuverleiben. Wo daher keine ganz besondere Rassenfeindschaft durch körperlich begründete Unterschiede einer solchen Einverleibung entgegen arbeitete, konnte ein engerer Anschluß der primitiven kleinen Hordenstaaten, die von einzelnen Häuptlingen geführt wurden, an einen größeren herrschenden Staat erfolgen" (S. 114). Für diesen Proceß wird, wie schon bemerkt, der centralen Persönlichkeit des Stammvaters oder Führers eine besondere Bedeutung beigelegt. „Wie im engsten Familienkreise dem Vater als dem stärksten, erfahrensten und ältesten Oberhaupte gegenüber den jüngeren

Digitized by Google

Familiengenossen auf natürliche Weise die Macht der Leitung und die erziehende Herrschaft der übrigen Glieder zufällt, so fällt in gleicher Weise dem Führer des Stammes in der durch Arbeitstheilung sich gliedernden Gemeinschaft die Herrschaft und die leitende und erziehende Gewalt zu, und es wird das Gefühl der Achtung und Ehrfurcht, das sich der edle Familienvater [1]) auf natürliche Weise erwirbt, in noch höherem Grade auf diesen über allen Familienhäuptern stehenden Stammhäuptling übertragen. Der Häuptling als Stammvater oder Stammältester steht über der Gemeinschaft, er, der nicht Allen gleich stets nahe ist, umkleidet sich daher mit einem erhabenen Nimbus dort, wo er eingreifend und handelnd auftritt. Unter den Genossen seiner nächsten Umgebung und unter seiner nächsten Anhängerschaft ist der Häuptling [2]) daher ganz besonders der Gegenstand stetiger Aufmerksamkeit, Nachahmung und Beachtung" (S. 319). Eine eigentliche Vergötterung aber glaubt Caspari für jene primitive Epoche der Entwicklung ablehnen zu müssen, da der Grad der Erhabenheit, der sich an den Inhalt des Gottesbegriffes anlehne, sich erst allmählig ausgebildet habe, und insofern wohl mit Recht, wenn man diesen idealen Maaßstab anlegt; im Uebrigen zeigt sich gerade hier, in Verbindung mit dem uralten Ahnencult, ein Ansatzpunkt religiöser Empfindungen.

Mit Grund wird sodann die immer noch wiederkehrende (namentlich bei Sprachforschern und Culturhistorikern) Ansicht von einem ursprünglichen, man könnte fast sagen, ästhetisch feinsinnigen Naturcultus der niederen Völker zurückgewiesen, die sich mit einem gewissen erhabenen Staunen in die Wunder der großartigen elementaren Erscheinungen versenkt [3]) hätten. Es darf hier als bekannt vorausgesetzt werden, zu welch gefährlichen Folgerungen und täuschenden Speculationen diese trügerische Voraussetzung in der Mythologie, speciell seitens der Sprachwissenschaft, vielfach geführt hat. Wir schieben eben unwillkürlich unsere eigenen Stimmungen und Empfindungen, die einem völlig unvergleichbaren Nährboden entspringen, dem stumpfen, schon durch Gewohnheit gegen die Reize jener äußeren Ein-

---

[1]) Dieser übertrieben idealen Schilderung entsprechen die thatsächlichen Verhältnisse, wie wir sie bei den Naturvölkern finden, freilich sehr wenig; es ist bekannt, mit welch' stumpfsinniger Gelassenheit die älteren Leute aus dem socialen Verbande ausgestoßen, mit Keulen erschlagen, lebendig begraben oder von der Brücke in den Fluß hinabgestürzt werden. Erst verhältnißmäßig sehr spät erwacht das Gefühl für die Werthschätzung der über die brutale Kraft siegenden Intelligenz, und damit ergiebt sich zugleich die Schonung der Greise und ihre Constituirung im sog. Rath der Alten oder der Weißbärte bei den Kirgisen, der afrikanischen Gnekbade, der hellenischen Geronten, des römischen Senatus (vgl. u. A. Bastian, Controversen in der Ethnologie II, 7 ff.).

[2]) Wie wenig übereinstimmend diese politische oder sociale Befugniß der Häuptlinge ist, hat neuerdings Post erwiesen (Grundriß der ethnolog. Jurisprudenz, Oldenburg 1894 I, 391 ff.).

[3]) Vergleiche dazu die trefflichen Ausführungen von K. v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. Berlin 1894, S. 219 ff.

Digitized by Google

drücke passiv gewordenen Naturmenschen unter. „Wären auch nicht so viele gewichtige Gründe (so faßt unser Gewährsmann seine Ueberzeugung zusammen), die sich aus psychologischen Beobachtungen und physiologischen Ergebnissen herleiten, welche dazu zwingen, dem Urmenschen den Thieren gegenüber eigene angeborene Beziehungen zu den erhabenen Naturobjecten abzusprechen, so müßten uns anderseits die mannigfaltigen Beobachtungen an unseren noch heute lebenden Naturvölkern darauf hinführen, daß jene Behauptung der älteren Psychologie über ein angeborenes und somit nothwendiges Interesse des Menschen an den entfernten Naturobjecten überhaupt nicht mit den Thatsachen zu vereinigen ist. Nicht alle auf der Erde angetroffenen niederen Völkerschaften verehren die erhabenen Gestirne, und gegen Donner und Blitz verhalten sich viele Brasilianer- und Alfurenstämme der Westküste Neu-Hollands in religiöser Hinsicht gleich den Thieren sehr gleichgültig. Die Religion mannigfacher Stämme ist in der That nur wenig über Gräber- und Todtencultus und die eng sich hieran schließenden Ideenassociationen hinausgewachsen, und wenn uns auch die geschichtliche Geistesentwicklung des Menschengeschlechts lehren wird, inwieweit sich bei jedem Volk allmählig, aber nothwendig, ein bestimmtes Interesse zu vielen erhaben erscheinenden Naturobjecten herausbilden mußte, so wird sich uns doch gerade im Laufe dieser Entwicklung zeigen, wie wenig angeboren und ursprünglich ein solches Interesse am Erhabenen war, und welcher gewaltigen Ideenassociationen und Vorstellungshülfen es bedurfte, um das Interesse für entfernter liegende Naturobjecte überhaupt, namentlich auch für Gestirne in religiöser Hinsicht zu erregen" (S. 281).

Indem Caspari somit von allen angeborenen religiösen Gefühlen Abstand nimmt und in der Familiengemeinschaft die für Thiere [1]) und Menschen gemeinschaftliche Geburtsstätte der Religion findet, sucht er doch mit Recht in dem durch verschiedene Ursachen bedingten Seelenbegriff den eigentlich treibenden Factor der ganzen Entwicklung zu erfassen. Dies ist in der That der springende Punkt, vermöge dessen wir aus dem Gebiet luftiger Speculationen auf das fester, unumstößlicher Thatsachen gelangen. Was sagt uns nun darüber die Ethnologie? Fast alle Völkerschaften (erwiedert unser Autor) haben später in größerer oder geringerer Deutlichkeit den Seelenbegriff bilden lernen, und man darf, ohne unbehutsam zu sein, behaupten, daß alle Stämme auf Erden, wenn auch oft unklar, den Begriff des vom Körper sich unsichtbar abscheidenden Schattens und Geistes, sowie den Begriff von Gespenstern und Dämonen als bösartige und gefährliche Seelen der Verstorbenen, sich in gewisser Weise zum Bewußtsein zu führen im Stande waren. Deshalb aber ist es geschichtlich und psycho-

[1]) Diese Ansicht wird auch in gewissem Sinne von Darwin und seinen Anhängern getheilt, der z. B. beim Hunde eine Abhängigkeit und Verehrung voraussetzt, die dem religiösen Gefühl der Ergebung gleichkomme (vgl. Max Müller, Natürliche Religion. Leipzig 1890, S. 65).

Digitized by Google

logisch um so wichtiger, den folgerichtigen Gedankengang kennen zu lernen, der zur Annahme einer vom Körper sich unsichtbar abscheidenden, schattenhaften Seele führte. . . . Von allen Ereignissen aus dem dem Urmenschen zunächst gelegenen Lebenskreise waren es schon sehr früh, ja man darf sagen ursprünglich, die so oft beobachteten Phänomene von Zeugung, Geburt, Mannbarkeit, Krankheit und Tod, die ihn auf das Tiefste interessirten und sein kindliches Nachdenken in Anspruch nehmen mußten. Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß sich an diese Erscheinungen in der allerfrühesten Zeit eine Reihe seltsamer Sitten und religiöser Ceremonien angelehnt hatten, Gebräuche, welche wir in deutlichen Anklängen noch heute bei derartigen Gelegenheiten bei unseren heutigen Naturvölkern wiederfinden. Kein Wunder daher, daß sich an eben diese Erscheinungen unter dem Eindruck neuer Erfahrungen auch die ersten sich vertiefenden Betrachtungen und Begriffsfortschritte anknüpfen. Brachte es doch das Zauberhandwerk und die entstehende Heilkunst der Schamanen und der Magier jetzt mit sich, das Nachdenken über die geheimnißvollen, verborgenen Kräfte, die sich hinter den Objecten und Körpern regten, mehr und mehr in Bewegung zu setzen . . . Früher wohl wie die rohe Menge nahmen die Feuerpriester der Urzeit wahr, daß es vorzugsweise die dampfende, gleichsam wie Rauch verfliegende Wärme war, welche den erstorbenen Leib des Todten verlassen hatte. Todt und erkaltet lag der Leichnam da, ohne jede Wärme, alle Thätigkeit und alles Leben war erstarrt, Wärme und empfindende Lebenskraft waren entwichen und hatten sich vom Körper abgeschieden. Was Wunder, wenn man jetzt, da man aus nächster Nähe die Wirkungen von Wärme und Kälte an der Opferflamme des Zauberers kennen gelernt hatte, darauf verfiel, im lebendigen Leibe ein sanft lodernes Feuer anzunehmen, das den warmen Athem als eine Feuerluft erzeugte, die, wie man thatsächlich wahrnahm, warm aus dem Munde jedes Körpers hervorströmte. So war es also, so schloß der Urmensch der Feuerzeit, die warme Feuerluft, die den warmen, lebendigen Körper durchströmte und die als eine Art von feuriger, luftartiger, geheimthätiger Kraft den Körper beseelte und belebte, wie das verborgene Feuer die dunklen Reibhölzer und den geschliffenen Stein. Und dieser lebenspendende, im Körper verborgene feurig rauchende Athemdampf war es ebenso, der mit seiner beseelenden Kraft als Seele wie ein feiner Rauch unsichtbar und geheimnißvoll den Körper verließ, sobald er sterbend erstarrte und eisig erkaltete. . . . Die Seele konnte erst jetzt an ihrem wesentlichen Merkmal appercipirt werden, nämlich an der unsichtbaren Körperlosigkeit (II, 97)[1]).

[1]) Vgl. Bastian's Ausführungen, der bei diesem Vorgang noch stärker das Unnatürliche betont, das für die naive Auffassung des Wilden Krankheit und Tod überhaupt mit sich bringen; deshalb setzt diese Unterbrechung des normalen Verlaufes auch einen gewaltsamen Eingriff irgend eines Dämon voraus, dessen schädigende Kraft es zu bannen gilt (Beiträge zur vergleichenden Psychologie. Berlin 1868, S. 11 ff.). Peschel

Digitized by Google

Daß diese Vorstellungsweise auf lange Zeit hin noch äußerst grob sinnlich ist, da ja selbst unsere heutigen Naturvölker aller Abstraction gründlich feind sind und immer an der unmittelbaren Anschauung kleben, bedarf wohl keiner besonderen Ausführung; daher denn auch alle Verrichtungen des Cultus (Opfer, Leichenbehandlung u. s. w.) von jener thierisch-naiven Weltanschauung beherrscht sind.

Auf diese Weise sucht Caspari unter Benutzung des zuständigen Materials in der Sprachwissenschaft, Mythologie und Völkerkunde eine Reconstruction der philosophischen Perspective herbeizuführen, die um so dringlicher erscheine, als es gar keinen Zweifel leide, daß die großen Denker der nachkantischen Zeit und der Neuzeit, und Philosophen wie Schelling und Hegel einerseits und Herbart anderseits, deren Weltanschauungen noch immer die Grundpfeiler des heutigen philosophischen Entwicklungslebens bilden, nur deshalb zu so entgegengesetzten Behauptungen über Werth, Dasein und Größe des Widerspruchs gekommen sind, weil sie den Einblick in die Geschichte der Philosophie und des psychologischen Erkenntnißlebens nicht zu ergänzen wußten durch die Einsicht in die Thatsachen und die tieferen Lehren der Geschichte überhaupt. Nur so läßt es sich erklären, daß ein Hegel und seine Schüler sich in die reale Größe dieses Widerspruchs, der als Uebel Leben und Dasein ebenso hemmt, wie er als Täuschung und Irrthum unsere klare Erkenntniß einschränkt, so sehr vertieften, daß sie diese Erscheinung für völlig nothwendig nahmen und damit eben diese Größe zu einem nothwendig geforderten Factor der ganzen objectiven mikro- und makrokosmischen Entwicklung machten, während dem entgegen Herbart in diesen störenden Größen des Vernunftlebens zunächst nichts Weiteres erblicken zu können vermeinte, als einen subjectiven Mangel unseres inneren psychologischen Erkenntnißvermögens, dessen störende Einflüsse illusorisch gemacht werden können, sobald wir die metaphysische Erkenntniß durch reinigende Bearbeitung unserer irrthümlichen Anschauungen und Begriffe über das reine widerspruchslose Sein abklären, umformen und somit erhöhen (III, 439).

4. M. Hörnes.

Wie tief die anthropologische und prähistorische Forschung in das Gebiet der Völkerkunde eingreift, wird der Verlauf dieser Darstellung immer mehr nachweisen; schon aus diesem Grunde ist das fast gleichzeitige Wachsthum jener Wissenschaften kein Zufall. Auch darin besteht ein gemeinsamer Grundzug, daß gegenüber der früheren Ueberschätzung, welche durch den engen culturhistorischen und philosophischen Horizont der Mensch und

berücksichtigt mehr Traumerscheinungen, die dem Menschen das Bild einer den materiellen Körper verlassenden und zwar öfter nach Belieben abstreifenden Seele nahe legen (Völkerkunde, S. 255 u. Tylor, Einleitung in das Studium der Anthropologie. Braunschweig 1883, S. 412 ff.).

Digitized by Google

das Individuum als solches erfuhren, erst unsere Tage die für eine nüchterne und ernste Kritik unentbehrliche Objectivität, die Beseitigung aller persönlichen Vorurtheile und Sympathien heranreifen ließen. Wie uns die Völkerkunde die Menschheit räumlich und zeitlich als ein Ganzes und psychisch als einen Organismus auffassen lehrt, dessen einzelne Theile in ihrer (freilich häufig noch recht unterbundenen) Wechselwirkung als integrirende Größen des weltgeschichtlichen Processes aufgefaßt werden müssen, so eröffnet uns die Prähistorie den Blick in jene nebelumsponnene Perioden einer Entwicklung, von der uns keine schriftliche Ueberlieferung zu erzählen weiß, und bereitet somit den Boden für die besondere ethnographische Schilderung vor, welche sich mit den Nachkommen jener, fast möchte man sagen, mythischen Ahnen des Menschengeschlechts beschäftigt. Daß wir mit dieser Erörterung zugleich den Anschluß an unser zweites Thema, die Völkerkunde in ihrem heutigen Stande darzustellen, gewinnen und dadurch aus dem engeren Rahmen, unsere Disciplin in ihren Anfängen zu charakterisiren, hinaustreten, ergiebt sich von selbst.

Was will nun diese Urgeschichte des Menschen, die jahrhundertelang nicht über das Stadium mehr oder weniger fragwürdiger Vermuthungen und bedenklicher Trugschlüsse hinausgekommen ist, um nunmehr den Anspruch auf empirische Zuverlässigkeit und Gediegenheit zu erheben? Wir folgen hierin einem der besten Handbücher, das auch für weitere Kreise nicht dringend genug empfohlen werden kann, nämlich dem Werke von Dr. Hörnes: Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft (A. Hartleben, Wien 1892), worin es folgendermaaßen heißt: „In diesem Buche soll der Entwicklungsgang unseres Geschlechts von dem nachweislich ersten Auftreten des Menschen bis zum Beginn der geschriebenen Geschichte dargestellt werden. Das Alter und der Ursprung des Menschengeschlechts, seine Entstehung aus den Vorläufern in der Thierwelt, seine Stellung in der Natur, Urfitz und Ausbreitung, die Mittel und Wege seines Aufschwungs aus thierisch-rohen zu höheren Zuständen und die ersten Etappen seiner Civilisation bieten eine Fülle fesselnder Probleme, zu deren Lösung in den letzten Jahrzehnten ein außerordentlich reichliches und werthvolles Material herbeigeschafft wurde. Noch schweben dichte Schleier über den embryonalen Zuständen und der Geburtsstunde der Menschheit, aber die Transformationslehre, die im Großen und Ganzen gewiß richtigen Anschauungen Lamarck's und Darwin's bieten uns Ersatz für den Mangel einzelner Beobachtungen, die uns in Zukunft der Fleiß und das Finderglück unermüdlicher Forscher gewähren wird. Der Mensch oder Vormensch der Tertiärperiode entzieht sich dergestalt noch unserer Betrachtung, aber seinen quaternären oder diluvialen Nachfolger, den lange Zeit vergeblich gesuchten, endlich glücklich aufgefundenen, aber von einer principiellen Opposition immer wieder verleugneten ‚Zeugen der Sündfluth', richtiger den Zeitgenossen der gewaltigen Thierformen des Diluviums, ihn kennen wir

Digitized by Google

bereits aus zahlreichen, sein Leben und seine eigenthümliche Cultur beleuchtenden Entdeckungen. Wir sind im Stande, den ‚Hiatus', die Kluft zwischen dem diluvial paläolithischen und dem alluvial neolithischen Menschen theilweise auszufüllen. Wir bewegen uns auf dem Boden der jüngeren Steinzeit inmitten einer fast unübersehbaren Masse archäologischen Stoffes, den uns Höhlen und Pfahlbauten, Grubenwohnungen, Dolmen und Kjökkenmöddinger geliefert haben und noch unablässig vermehren. In zarten Umrissen zeigen sich die Anfänge jener Cultur, auf die wir im Vereine mit geographischen und klimatischen Bedingungen die Vorherrschaft Europa's unter den Continenten des Erdballs zurückführen müssen. Die linguistisch-ethnologische Forschung stellt sich zur Mitarbeit ein und versucht den Nachweis zu liefern, daß unsere indogermanischen Ahnen in jener Zeit Europa besiedelten und dem Antlitz dieses Erdtheiles den Stempel ihrer kühnen und rastlos strebenden Eigenart aufdrückten" (Vorwort S. 3). Diese umfassende Aufgabe gliedert sich nun in drei, mit einander ziemlich eng zusammenhängende Abschnitte: „1. Die Urgeschichte, deren Stoff vor allen archäologischen Zeugnissen liegt und in dem unserer directen Anschauung vollständig entrückten Urmenschen besteht; diese philosophisch-anthropologische [1]) Urgeschichte hat es reichlich mit Ideen, welchen eine gewisse apriorische Sicherheit innewohnt, aber wenig mit positivem Material zu thun; sie appellirt meist vergeblich an die prähistorische Archäologie und an die Ethnographie der Naturvölker. 2. Die im engeren Sinne sogenannte Prähistorie, welche der schriftlichen Zeugnisse nahezu ganz entbehrt, aber mit archäologischen Funden operirt. Sie verfügt über eine Menge positiver Kenntnisse, doch nur über wenig Ideen zur Durchdringung derselben. Sie deshalb principiell zu verwerfen, wie noch hie und da geschieht, ist eine Abgeschmacktheit, die nur denjenigen ziemt, welche Zöpfe für eine Zierde halten. 3. Die von linguistischen und philologischen Zeugnissen getragene Urgeschichte älteren Stils, welche die archäologischen Quellen nicht berücksichtigte. Sie bildet heute einen drückenden Ballast der modernen Prähistorie, welche viel Kraft vergeudet hat, um sich mit ihr auseinanderzusetzen. Dennoch verdienen auch ihre Quellen, mit gehöriger kritischer Vorsicht, Aufnahme; sie vermitteln vielfach den Anschluß der geschichtlichen an die vorgeschichtlichen Perioden, und diejenigen, welche sie in Bausch und Bogen verwerfen, begehen gleiches Unrecht, wie die berufsmäßigen Verächter der modernen Prähistorie" (S. 5).

Wir haben es hier lediglich, soweit dazu überhaupt der Raum reicht, mit den beiden letzten Gruppen zu thun, und so wird es sich in erster Linie um den Ursprung des Menschen handeln, ein Problem, das die moderne Wissenschaft nicht wohl mehr nach der Idylle der Genesis beurtheilen darf. In der Beobachtung nackter Thatsachen (schreibt Hörnes),

[1]) Man könnte hierbei an Caspari's Standpunkt und Forschung denken.

Digitized by Google

im Aneinanderreihen der einzelnen, an sich geringfügigen Wahrnehmungen zu unerschütterlichen Erkenntnissen liegt der Anfang und der Fortschritt der menschlichen Urgeschichte, nicht in dem vergeblichen Versuche, uralte Dogmen tiefer zu begründen und schmeichlerische Wünsche wissenschaftlich zu befestigen. Dennoch strebt der menschliche Geist, unabweislichen Geboten gehorsam, ohne Unterlaß nach höheren Gesichtspunkten, welche ihm gestatten, über die stets lückenhafte Einzelbeobachtung hinweg den Blick auf das Ganze der Entwicklung und insbesondere auf den fernliegenden Ursprung des Menschen zu richten. Philosophen waren es zuerst, welche nach dieser Erkenntniß dürsteten; die Naturforscher arbeiteten Anfangs in den bescheidenen Grenzen, die ihnen durch ihr Material gesteckt waren; bald aber konnten sie sich nicht mehr den höchsten Problemen verschließen. Und es entstand die große Frage, welche eine Reihe der erlesensten Geister beschäftigte, ob der Mensch mit einem Schlage oder Schöpfungsact, allseits fertig und ausgeprägt, oder progressiv, auf natürlichem Wege in Abhängigkeit und Zusammenhang mit anderen, bereits vor ihm existirenden Wesen entstanden sei? (S. 43). Es werden nun die beiden feindlichen Ansichten, die monogenistische und polygenistische, in ihren Hauptvertretern geschildert und Darwin mit seinem Kampf um's Dasein, wozu noch das Princip der spontanen Veränderlichkeit kommt, der Sieg zuerkannt. „Der Darwinismus drängt sich mit zwingender Gewalt auf; entweder ist der Mensch durch Zauberkunst aus dem Nichts entsprungen, oder er stammt von dem ab, was früher vorhanden war. Wer sollte da schwanken, wem sollte es schwer fallen, mit seiner Ansicht in's Reine zu kommen? . . . Aber doch muß das betont werden, daß man die erwarteten Zwischenglieder, welche den Menschen mit einem anderen Thier verbinden, bisher vergeblich gesucht hat. Beim fossilen Menschen war die Umschau ziemlich erfolglos. Der halbthierische Vormensch, der Proanthropos, den man an die Wurzel der menschlichen Entwicklung stellen wollte, ist bisher ausgeblieben. Niemand kann annähernd eine Vermuthung aussprechen, wann wir dieses Zwischengeschöpf und ob wir dasselbe überhaupt jemals finden werden. Gedacht muß es werden mit jener Nothwendigkeit, welche uns die Logik aller Thatsachen, die wir rund um uns her beobachten, aufdrängt. Aber von dieser Denknothwendigkeit bis zum wirklichen Nachweis und zur klaren Anschauung dieses Wesens ist noch ein weiter und schwieriger Weg. Indessen dürfen wir nicht verzagen, und auch das Ignorabimus pessimistischer Forscher [1]) ist hier nicht am Platze. Wir wollen weiter hoffen und weiter arbeiten."

Wenden wir uns nun von diesen mehr oder weniger unsicheren Ausblicken auf eine fruchtbare Zukunft zu dem Bereich fester Thatsachen, wo die exacte Forschung mit ihrer positiven Arbeit anzusetzen vermag, so

[1]) Bekanntlich ein Wort Dubois-Reymond's.

Digitized by Google

halten wir uns in erster Linie an die durch Darwin bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhobene Ueberzeugung, daß alle menschliche Rassen, so viel ihrer auch die Völkerkunde [1]) unterscheidet, aus einer einzigen Urform entsprungen und durch fortgesetzte Mischung zu einer Reihe von Spielarten vervielfältigt sind. Für diesen Proceß, bemerkt unser Forscher, ist ein außerordentlich hohes Alter des Menschengeschlechts erforderlich; die Fähigkeit des Menschen, unter den verschiedensten klimatischen Verhältnissen fast alle Punkte der Erdoberfläche zu bewohnen, erscheint für denselben ungemein günstig. Die Einheit und Gleichheit der menschlichen Art geht auf überraschende Weise hervor aus einer Reihe von Parallelen, welche uns zeigen, wie die abgelegensten, einander am wenigsten naheſtehenden Völker denselben geistigen Regungen gefolgt, ja in dieselben bizarren Verirrungen verfallen sind. Wir legen kein Gewicht darauf, daß die Zeichen- und Geberdensprache der europäischen Taubstummen mit den stummen Verständigungsmitteln der Indianer Nordamerikas zusammenfällt, auch darauf nicht, daß fast alle Völker durch Zuhülfenahme ihrer Finger beim Zählen zum einfachen oder doppelten Decimalsystem gelangt sind. Aber die Unsitten des Ausschlagens oder Zufeilens der Vorderzähne, des Tätowirens, der Schädeldeformation, der Beschneidung, des Männerkindbettes, manche auffallende Form der Begrüßung, des Freundschaftsbundes, der Erinnerung an Verstorbene u. A. sind auf Erden zugleich so weit verbreitet, so verschiedenen Völkerschaften eigen und so sicherlich nicht durch Entlehnung von der einen zur anderen übergegangen [2]), daß man erstaunt inne wird, wie vollkommen die Denkweise aller menschlichen Stämme bis auf die merkwürdigsten Abirrungen von der Vernunft gleichartig ist, wenn man nicht — was weit weniger wahrscheinlich — jene charakteristischen Emanationen etwa gar auf eine Zeit zurückführen will, in welcher das Menschengeschlecht vor seiner Zerstreuung über den Erdball in größerer Enge beisammen gelebt habe. Eine solche (ursprünglich) engere Heimath müssen wir aber auf jeden Fall annehmen, und es entsteht damit die Frage, wo wir die-

---

[1]) Während Blumenbach 5 Rassen annahm, zählt Peschel z. B. 7, Agassiz 8, Häckel und Friedr. Müller 12, Desmoulins 16 und Burke gar 63.

[2]) Es ist dies ein Problem von hervorragender ethnologischer Tragweite, auf das wir später (besonders in der Entwicklung gleichartiger Rechtsanschauungen) noch eingehend zurückkommen werden; vor der Hand möge es genügen, wenn wir auf Peschel verweisen, der mit Nachdruck denselben Standpunkt vertritt wie Hörnes (Völkerk. S. 27), während Ratzel (Anthropogeogr. II, 106) sich ebenso entschieden gegen das Ueberwuchern des Völkergedankens, der das Studium von der geographischen Verbreitung ablenke, ausspricht. Aber er kann trotzdem nicht umhin, bei seiner Polemik gegen die Hypothese von der geistigen Generatio aequivoca, wie er es nennt, von einem Gemeinbesitz und einer Weltverwandtschaft zu reden, und bezüglich der großen mythologischen Weltbilder der verschiedenen Völker zu gestehen: Ideen scheint der Mensch in unbeschränkter Menge und Mannigfaltigkeit erzeugen zu können, und man mag darum allein an spontane Entstehung gleichartiger Ideen in weitentlegenen Gegenden glauben (II, 724).

Digitized by Google

selbe zu suchen haben. Welches war der Urſitz des Menſchengeſchlechtes? Nur die gründlichſte Erforſchung der Erdgeſchichte und namentlich des Stammbaumes der Landſäugethiere kann zu einer befriedigenden Beantwortung der Frage führen. Daß Hörnes anderſeits aber die Möglichkeit einer Uebertragung von Erfindungen durchaus nicht in Abrede ſtellt, ſelbſt bei Völkern, die durch eine nicht geringe räumliche Entfernung von einander getrennt ſind, geht ſchon daraus hervor, daß er dazu das von Ratzel aufgeſtellte Beiſpiel von der Töpferei heranzieht; dieſe höchſt einfache und primitive Fertigkeit iſt nämlich durchaus nicht ſo überall bekannt und geübt, wie man das von vornherein annehmen ſollte, und anderſeits zeigen auch die Entlehnungen dieſer Erfindung ſo erſtaunliche, geradezu unbegreifliche Lücken, daß wir z. B. die Fidſchi-Inſulaner völlig mit jener Kunſt vertraut ſehen, während das in vielen anderen Beziehungen unmittelbarer Wechſelwirkung ausgeſetzte Tongo Nichts davon aufweiſt. Dieſer geographiſche Geſichtspunkt einer Wanderung und Mittheilung geiſtiger Güter iſt auch für die Prähiſtorie von Bedeutung; ſo iſt es, um bei jenem Beiſpiel ſtehen zu bleiben, ſeltſam, daß die Höhlenbewohner der Diluvialzeit die Töpferei nicht kannten, während ſie doch nach anderweitigen, unzweideutigen Zeugniſſen einen ganz regen Kunſtſinn entfalteten. Auch die Naturvölker haben (wie das in einzelnen Fällen ſchon unzweideutig nachgewieſen iſt) nicht ſelten ihre Errungenſchaften Anregungen einer höheren Cultur zu danken, mit der ſie kürzere oder längere Zeit in Berührung geriethen. Im Uebrigen macht unſer Gewährsmann mit Recht darauf aufmerkſam, daß man die Naturvölker der Urzeit, die „zu conſtituirenden Elementen der modernen Culturnationen geworden ſind, nicht mit den ſtehen gebliebenen, zur Seite gedrängten oder gar rückgeſchrittenen Bruchtheilen der Menſchheit, die uns heute an verſchiedenen Punkten des Erdballes entgegentreten", verwechſeln dürfe.

So gehen die Wege der prähiſtoriſchen und ethnologiſchen Forſchung eine gute Weile neben einander her; die älteſten Culturzuſtände der Menſchheit, Religion, Staat und Familie, Nahrungsmittel und -Erwerb, Beherrſchung und Erzeugung des Feuers, Obdach, Kleidung und Schmuck, Waffen und Werkzeuge u. ſ. w. erhalten eine neue, allſeitige Beleuchtung. So läßt ſich z. B. an der Hand unzweifelhafter Thatſachen nachweiſen, daß den prähiſtoriſchen Menſchen (wenigſtens in der neolithiſchen Zeit) religiöſe Vorſtellungen und Anſchauungen beherrſcht haben — ſchon die bekannte, durch Broca richtig gedeutete Operation des Trepanirens beweiſt das für jeden Unbefangenen hinlänglich, abgeſehen von den ausgedehnten Gräberfunden, Amuletten u. ſ. w. —, alle höheren geiſtigen Regungen und Triebe, beſonders aber die künſtleriſchen finden wir ſchon, wenn auch oft in unſcheinbaren Anſätzen, in jenen Perioden des urgeſchichtlichen Lebens. Wir ſchließen dieſe Ausführung mit einer plaſtiſchen Schilderung, die Hörnes von der Entwicklung unſerer prähiſtoriſchen Ahnen entwirft, ſoweit

Digitized by Google

wir dieselbe zur Zeit zu überblicken im Stande sind: „Vom Ursprunge des Menschen, gleichsam von seinem embryonalen Zustande und seiner Geburtsstunde sind zwar noch lange die Schleier nicht gehoben; aber auch hier zeigt sich das Ziel der Forschung, und wir kennen wenigstens einige Stufen der ersten Entwicklung unseres Geschlechtes. Kühn stellen wir die Frage, wie der civilisirte Mensch seinen Platz an der Spitze der gesammten Schöpfung errungen hat, mit welchen Mitteln er zuerst den Herrscherthron aufrichtete, den er später in geschichtlichen Zeitläuften immer mehr befestigte und erhöhte. Diese Kenntniß ist auch darum von unermeßlich hohem Werth, weil sie uns lehrt, daß die Menschheit mit ihren Aufgaben noch nicht abgeschlossen hat, daß sie auch jetzt noch nicht fertig dasteht, sondern in stetem Wandel und Fortschritt begriffen ist. Je größere Zeiträume unser Blick umfaßt, je tiefer die Schatten sind, in die er hinabtaucht, desto besser ermißt er die Stärke des Lichtes, in dem wir leben, und erkennt, daß wir noch lichtvolleren Zeiten entgegengehen. Trotz aller Macht und Herrschaft, die wir heute schon über die Natur ausüben, sehen wir erwartungsvoll in die Zukunft, wenn wir zurückkehren von der Betrachtung einer Vergangenheit, in der uns die Prähistorie den europäischen Menschen jenseits aller geschichtlichen Ueberlieferung im Kampfe mit den Riesenthieren des Diluviums als rohen Wilden, ja als Cannibalen gezeigt hat. Wir sehen ihn als Renthierjäger und Höhlenbewohner am Fuße vergletscherter Höhen mit Waffen und Werkzeugen aus Knochen und roh zugeschlagenem Stein armselig sein Leben fristen und doch schon Neigung für Schmuck und Prunk, ja selbst die Anfänge des Kunstsinnes entwickeln. Wir finden ihn am nordischen Seestrand zwischen Abfallshaufen bei seiner Muschelnahrung kauernd oder auf dem Pfahlrost der Gebirgsseen zwischen Urwäldern hausend, die sich finster in der schimmernden Wasserfläche spiegeln. Langsam trennt er sich von dem geschliffenen Stein, seinem Jahrhunderte, ja Jahrtausende alten Verbündeten im Kampfe um's Dasein, und greift nach der goldglänzenden Bronze, später nach dem dunklen Eisen, das ihm Anfangs die theuere Bronze nur ersetzen muß, um später immer herrischer im Haushalt des Menschen aufzutreten, bis es heute als Eisenbahnschienennetz und Drahtgitter zum Fernschreibe- und Fernsprechdienst die Erde umspannt, die Fernen vernichtet, die Meere furcht und fesselt und in Gestalt großartiger, bloß als Zeugniß überschäumender Menschenkraft gleich jenen alten Pyramiden errichteter Bauwerke in das Blau des Himmels greift."

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Die Völkerkunde als sociologische Wissenschaft.

Einleitung:

Allgemeine philosophische Orientirung.

Während wir bisher nur selten Gelegenheit hatten, die Tragweite und Bedeutung der Ethnologie für die Philosophie zu erörtern, wird es nunmehr unsere Aufgabe sein, gerade diese Perspective mit vollem Nachdrucke zu betonen; allerdings noch nicht in dem umfassenden Sinne, daß wir die Wichtigkeit der Völkerkunde für den ganzen Umfang der philosophischen Wissenschaft in allen ihren einzelnen Theilen feststellen (dies schwerwiegende Problem wird uns erst am Schluß unserer ganzen Untersuchung beschäftigen), aber wohl insofern, als es sich darum handelt, die unmittelbare Fühlung beider Disciplinen auf dem gemeinsamen Boden der Psychologie darzustellen. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß gerade hier, d. h. in der durch das unendliche Material der modernen Völkerkunde gebotenen Anregung eines der bedeutsamsten Fermente für eine gründliche Regeneration der Psychologie überhaupt zu suchen ist.

Wir dürfen über die einzelnen Stadien dieses Processes wohl mit Stillschweigen hinweggehen und nur so viel aus jenem wild fluthenden Chaos strittiger Meinungen herausheben, daß gegenüber den glänzenden Flügen einer phantasirenden Metaphysik, wie sie bis fast zur Mitte unseres Jahrhunderts an der Tagesordnung waren, es für jede nüchterne und nicht auf irgend ein mystisches Organ der Erkenntniß sich berufende Forschung die erste und unerbittliche Forderung wurde, sich streng an die Aussagen der Erfahrung zu halten. Dadurch wurde statt aller weltumfassenden Systeme wieder die Psychologie der Grund- und Eckstein jeder philosophischen Untersuchung. Daß freilich an und für sich mit diesem Postulat noch nicht viel gesagt ist und daß es vielmehr in der Hauptsache auf die thatsächliche Handhabung dieses kritischen Princips ankommt, weiß Jeder, und es ist nicht unseres Amtes, die verschiedenen Wandelungen und Schattirungen dieser Entwicklung genauer zu verfolgen. Diejenige, welche immer noch in gewissen Kreisen die höchste Werthschätzung erfährt, nämlich die sog. rationale [1]) Psychologie, rechtfertigt allerdings dies Vertrauen am wenigsten. Freilich wäre die so viel gerühmte Selbstbeobachtung, die dieser Anschauung zu Grunde liegt, die allereinfachste Art, um zu untrüglichen

[1]) Ein Vertreter dieser Schule ist z. B. Harms, Psychologie, Berlin 1878, der den Empirismus höchstens als eine Vorstufe für die echte speculative Anschauung und Erkenntniß gelten lassen will.

Digitized by Google

Aufschlüssen über unser seelisches Leben zu gelangen; aber leider ist die factische Ausbeute, wie Wundt sehr anschaulich ausführt, ungemein gering. Je mehr wir uns anstrengen, uns selbst zu beobachten (schreibt er), um so sicherer können wir sein, daß wir überhaupt gar Nichts beobachten. Der Psycholog, der sein Bewußtsein fixiren will, wird schließlich nur die eine merkwürdige Thatsache wahrnehmen, daß er beobachten will, daß aber dieses Wollen gänzlich erfolglos bleibt. Es ist nichts Besonderes dabei, sich einen Menschen zu denken, der irgend ein äußeres Object aufmerksam beobachtet, aber die Vorstellung eines solchen, der in der Selbstbeobachtung vertieft ist, wirkt fast mit unwiderstehlicher Komik. Seine Situation gleicht genau derjenigen eines Münchhausen, der sich an seinem eigenen Zopf aus dem Sumpf ziehen will. Das Object der Selbstbeobachtung ist ja eben der Beobachter selbst. Das Merkmal, wodurch sich die Beobachtung unterscheidet von der zufälligen Wahrnehmung, besteht aber gerade darin, daß wir die Objecte so viel als möglich unabhängig machen von dem Beobachter. Und hier ist es die Beobachtung, welche diese Abhängigkeit um so mehr steigert, je aufmerksamer und planvoller sie zu Werke geht (Essays S. 136). Auch die anderen Hülfsmittel, die in Vorschlag gebracht wurden, die Kinder- und Thierpsychologie vermochten der handgreiflichen trügerischen Analogien halber keine nennenswerthen Resultate zu erzielen, überall überwucherte die phantasievolle Deutung [1]) des Materials die winzigen Thatsachen selbst. Die einzig verläßliche und exacte Methode der psychologischen Untersuchung besitzen wir in der That in der Psychophysik, wie

[1]) Ein sehr drastisches Beispiel, das Wundt anführt, möge hier Platz finden; es ist dem Werk des französischen Naturforschers Romanes, L'intelligence des animaux, entnommen, wo der Verfasser einen englischen Geistlichen, der die angeblichen Begräbnißceremonien der Ameisen beobachtet, so erzählen läßt: Ich bemerkte einst in einer Colonie einen unterirdischen Friedhof, auf welchem Ameisen beschäftigt waren, ihre Todten zu bestatten, indem sie dieselben mit Staub bedeckten. Eine von ihnen, augenscheinlich von einer heftigen Gemüthsbewegung überwältigt, wollte die Körper wieder ausgraben, wurde aber von den Todtengräbern daran gehindert. Wundt fügt zu diesem aufregenden Bericht hinzu: Was ist hier Thatsache, was Ausschmückung? Fest steht, daß die Ameisen Cadaver, ebenso wie andere sie störende Gegenstände aus ihrem Nest in dessen Umgebung tragen und zudecken, wodurch sie dann ungestört über sie hinwegwandern können. In dieser Beschäftigung sind sie offenbar in dem beobachteten Fall von einer anderen Ameise gestört worden und haben sich ihrerseits dem widersetzt. Der Friedhof, die Todtengräber, schließlich die untröstlichen Gefühle der Freundin, welche die Hingeschiedenen dem Grabe wieder entreißen möchte — Alles das hat der gefühlvolle Beobachter hinzugedichtet (Vorlesungen über Menschen- und Thierseele, 2. Aufl. S. 372). Dagegen kann das schon früher erwähnte Buch von Alfr. Espinas, Die thierischen Gesellschaften, Braunschweig 1879, als leidlich fehlerfreie Quelle derartiger Schlußfolgerungen bezeichnet werden; an der Arbeit Schneider's, Der thierische Wille, Leipzig 1880, die allgemeiner gehalten ist, stört mitunter der extrem darwinistische Standpunkt. Ueber die Kinderstubenpsychologie, wie man sie wohl spöttisch genannt hat (Prof. W. Preyer ist der hauptsächlichste Vertreter), vgl. u. A. Max Müller, Das Denken im Lichte der Sprache. Leipzig 1888, S. 20 u. S. 473 ff.

Digitized by Google

sie sich an die Namen von E. H. Weber, Fechner und Wundt knüpft. Wir verstehen darunter (erklärt Fechner) eine exacte Lehre von den functionellen oder Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Körper und Seele, allgemeiner zwischen körperlicher und geistiger, physischer und psychischer Welt (Elemente der Psychophysik I, 8), und weiter: „Zum Gebiet des Geistigen, Psychischen der Seele rechnen wir überhaupt das, was durch innere Wahrnehmung erfaßlich oder daraus abstrahirbar ist, zu dem des Körperlichen, Leiblichen, Physischen, Materiellen das, was durch äußere Wahrnehmung erfaßlich oder daraus abstrahirbar ist. Alle Erörterungen und Untersuchungen der Psychophysik beziehen sich überhaupt bloß auf die Erscheinungsweise der körperlichen und geistigen Welt, auf das, was entweder unmittelbar durch innere oder äußere Wahrnehmung erscheint oder aus dem Erscheinlichen erschließbar ist oder als Verhältniß, Kategorie, Zusammenhang, Auseinanderfolge, Gesetz des Erscheinlichen faßbar ist, kurz auf das Physische im Sinne der Physik und Chemie, auf das Psychische im Sinne der Erfahrungsseelenlehre, ohne daß auf das Wesen des Körpers, der Seele hinter der Erscheinungswelt im Sinne der Metaphysik irgendwie zurückgegangen wird." Es handelt sich hier also, ganz abgesehen von jeder speculativen Ansicht über die Seele als Substanz und die Materie als ein etwaiges trügerisches Abbild des Geistigen, um die beobachtbaren Verhältnisse und Gesetze, die in der Beziehung der Außenwelt zu einem Bewußtsein zum Ausdruck kommen. Und auch diese Modalitäten sollen zunächst rein quantitativ constatirt werden, d. h. nach der Größe und Intensität der wirksamen Reize und der entsprechenden psychischen Erscheinungen. „So der Psychologie und Physik schon durch den Namen verwandt, hat die Psychophysik einerseits auf der Psychologie zu fußen und verspricht anderseits, derselben mathematische Unterlagen zu gewähren. Von der Physik entlehnt die äußere Psychophysik Hülfsmittel und Methode; die innere (welche die Beziehungen des Geistigen zu der körperlichen Außenwelt untersucht) lehnt sich mehr an die Physiologie und Anatomie, namentlich des Nervensystems, und setzt eine gewisse Bekanntschaft damit voraus" (S. 11). Selbstverständlich bleibt für diese ganze Auffassung, daß die Existenz der Seele als einer unanfechtbaren Thatsache außer allem Zweifel bleibt, weder materialistisch dafür die Materie gesetzt wird, noch monistisch die Außenwelt in ein bloßes Erscheinungsbild der Vorstellung sich verflüchtigen darf; sonst kann von keinem genau bestimmbaren Correlat beider Reihen die Rede sein. Dennoch bleibt trotz aller Erfolge, die wir dieser Disciplin zu danken haben, ein wesentlicher, durch die Lage der Sache bedingter Mangel, den auch Wundt offenherzig zugesteht: „Unsere psychologischen Experimente wenden sich an das Bewußtsein des entwickelten Menschen; sie versagen selbstverständlich überall da, wo ein verständnißvolles Eingehen auf die Absicht des Psychologen nicht vorausgesetzt werden kann. Ueber die psychische Entwicklung erfahren wir durch sie wenig. Auf die psychischen Störungen

Digitized by Google

wird ihre Anwendung voraussichtlich eine beschränkte sein; die Natur tieferer Störungen wird sie weniger durch directe Untersuchung, als durch die Nachweisung der Veränderungen aufhellen, welche die Anlage und Entstehung derselben begleiten. Vor Allem aber ist das psychophysische Experiment auf die Zergliederung verhältnißmäßig elementarer Vorgänge angewiesen, einzelner Vorstellungs-, Willens-, Erinnerungsacte; nur in geringem Umfange vermag es noch die Verbindungen dieser einfachen Vorgänge zu verfolgen. Dagegen bleibt ihm die Entwicklung der eigentlichen Denkprocesse, sowie der höheren Gefühls- und Triebformen verschlossen; im höchsten Falle lassen sich über die äußere zeitliche Aufeinanderfolge auch dieser Processe einige unzureichende Beobachtungen ausführen" (Essays S. 146). Es wird sich somit fragen, ob es nicht auf anderem Wege möglich ist, über diesen ganzen Complex des geistigen Seins, den wir Bewußtsein nennen, und dessen Entstehung in der dunklen Werkstatt des Unbewußten[1]) uns unmittelbar nicht zugänglich ist, eine sichere Kenntniß zu erhalten, die freilich die Sphäre der individuellen Psychologie verläßt.

Dieser bedeutsame Versuch, über den engbegrenzten Rahmen der individuellen Entwicklung hinauszugehen, ist zum ersten Mal seltsamer Weise von Anhängern Herbart's unternommen, also desjenigen Mannes, der in seinem beschränkten Realismus nur einen Atomismus der Gesellschaft kannte und für den eben nichts Wesenhaftes über dem concreten Individuum existirte. Die Völkerpsychologie, ausgehend von den überaus weitreichenden culturhistorischen und mythologischen Aufschlüssen der vergleichenden Sprachwissenschaft, stellte durch ihre beiden Vertreter Lazarus und Steinthal ein für die damalige Zeit weitausschauendes Programm auf: „Die Psychologie lehrt, daß der Mensch durchaus und seinem Wesen nach gesellschaftlich ist, d. h. daß er zum gesellschaftlichen Leben bestimmt ist, weil er nur im Zusammenhange mit seines Gleichen das leisten und werden kann, wie er zu sein und zu wirken durch sein eigenstes Wesen bestimmt ist. Auch ist in der That kein Mensch das, was er ist, rein aus sich geworden, sondern nur unter dem bestimmenden Einfluß der Gesellschaft, in der er lebt. Jene unglücklichen Beispiele von Menschen, welche in der Einsamkeit des Waldes wild aufgewachsen waren, hatten vom Menschen nichts als den Leib, dessen sie sich nicht einmal menschlich bedienten; sie schrieen wie das Thier und gingen weniger als sie kletterten und krochen. So lehrt traurige Erfahrung selbst, daß wahrhaft menschliches Leben, geistige Thätigkeit nur möglich ist durch das Zusammen- und

[1]) Wundt hat mit Nachdruck auf diesen von der speculativen Philosophie ungebührlich vernachlässigten Umstand hingewiesen, Vorlesungen über Menschen- und Thierseele, 1. Aufl., Vorr. S. 5. Vgl. auch die interessanten Schriften von Schuster: Giebt es unbewußte Vorstellungen? Leipzig 1874, der das Problem auch rein naturwissenschaftlich durch Zuhülfenahme Darwin'scher Ideen zu ergründen sucht.

Digitized by Google

Ineinanderwirken der Menschen. Der Geist ist das gemeinschaftliche Erzeugniß der menschlichen Gesellschaft. Hervorbringung aber des Geistes ist das wahre Leben und die Bestimmung der Menschen; also ist dieser zum gemeinsamen Leben bestimmt und der Einzelne ist Mensch nur in der Gemeinsamkeit, durch die Theilnahme an dem Leben der Gattung" (Zeitschrift für vergleich. Sprachwissenschaft und Völkerpsychologie I, 3). Die Stellung aber der neuen Wissenschaft zu der bisherigen Psychologie wird so bestimmt: „Es verbleibe der Mensch als seelisches Individuum Gegenstand der individuellen Psychologie, wie eine solche die bisherige Psychologie war; es stelle sich aber als Fortsetzung neben sie die Psychologie des gesellschaftlichen Menschen oder der menschlichen Gesellschaft, die wir Völkerpsychologie nennen, weil für jeden Einzelnen diejenige Gemeinschaft, welche eben ein Volk bildet, sowohl die jederzeit historisch gegebene, als auch im Unterschied von allen anderen freien Culturgesellschaften die absolut nothwendige und im Vergleiche mit ihnen die allerwesentlichste ist. Einerseits nämlich gehört der Mensch niemals bloß dem Menschengeschlecht als der allgemeinen Art an, und anderseits ist alle sonstige Gemeinschaft, in der er etwa noch steht, durch die des Volkes gegeben. Die Form des Zusammenlebens der Menschheit ist eben ihre Trennung in Völker, und die Entwicklung des Menschengeschlechtes ist an die Verschiedenheit der Völker gebunden. Die Völkerpsychologie (das ist der Schluß dieser Beweisführung) wäre sonach zu bestimmen als die Erforschung der geistigen Natur des Menschengeschlechtes, des Volkes, wie dieselbe die Grundlage zur Geschichte oder dem eigentlichen geistigen Leben des Volkes wird" (a. a. O. S. 13). Es erhellt aus diesen Ausführungen, daß das Gebiet dieser neuen Wissenschaft die Menschheit als solche ist, sofern sie sich in gewissen historisch entwickelten Völkern darstellt. Religion, Mythologie, Recht, Sitte, Kunst, staatliches Leben, kurz alle organischen Schöpfungen des menschlichen Geistes bilden die Untersuchungsobjekte für diese vergleichende psychologische Forschung. Denn eben das ist das Ziel der ganzen Arbeit, daß sich aus der Fülle des concreten Stoffs leitende Gedanken, große, umfassende Gesetze ergeben, die uns erst einen tieferen Einblick in das Wachsthum der treibenden Ideen ermöglichen. Aber so sehr auch der Rationalismus der Aufklärungsphilosophie bekämpft und dafür ein socialpsychologischer Gesichtspunkt eingeführt wird (z. B. gilt das in erster Linie von den Sitten der verschiedenen Völker, an denen sie, wie Lazarus sagt, besser zu erkennen sind, wie an ihren Gesichtern), so ist doch im Ganzen und Großen für die Betrachtung noch der ethnographische oder culturgeschichtliche Rahmen maaßgebend; über diese Gränze wagt sich die Vergleichung nicht in die Sphäre des Allgemein-Menschlichen hinaus. Diese verhängnißvolle Erweiterung und Vertiefung blieb erst der modernen Sociologie und der durch sie befruchteten Ethnologie vorbehalten; es wird daher unsere nächste Aufgabe sein, die Begründung dieser Lehre und ihre weitere Entwicklung zu verfolgen, um nach dieser

Digitized by Google

Orientirung die eigentliche ethnologische Behandlung der verschiedenen Probleme auf Grund der neuerworbenen socialpsychologischen Weltanschauung näher zu prüfen.

I. Allgemeine Begründung der Sociologie durch A. Comte.

Der Schöpfer des modernen Positivismus, August Comte, ist eine in Deutschland zur Zeit noch wenig gekannte Persönlichkeit trotz des weitreichenden Einflusses, den er auf die Entwicklung der neueren Philosophie ausgeübt hat; das mag seinen wesentlichen Grund darin haben, daß der französische Denker sich in einen ausgesprochenen Gegensatz zu der bei uns in weiten Kreisen herrschenden idealistischen Weltanschauung stellte und so nur eine verhältnißmäßig kleine Gemeinde von Anhängern und Gesinnungsgenossen um sich sammelte, von denen es genügen möge, Laas, Göring, Dühring und Riehl zu nennen. Erst allmählig bricht sich eine objectivere Beurtheilung auch unter den Gegnern Bahn (vgl. R. Eucken, Zur Würdigung Comte's, Straßburg 1887). Hier wird es sich um eine kurze Darstellung der Grundsätze der sociologischen Forschung handeln, sofern sie für die Völkerkunde [1]) bedeutsam geworden sind.

Für die ganze Weltanschauung, die hier in ihren Grundzügen dargelegt werden soll, ist eine Perspective maaßgebend, die überall wiederkehrt; überlassen wir Comte selbst das Wort: „Bei dem Studium der Entwicklung der menschlichen Kenntnisse von ihrem einfachsten Beginn bis auf unsere Zeit glaube ich ein großes Gesetz entdeckt zu haben, dem diese Entwicklung unterworfen ist. Ein solches Gesetz kann meiner Ansicht nach aufgestellt werden, indem man es entweder auf die Beweise stützt, welche sich aus der Erkenntniß unserer Organisation ergeben, oder auf die Bestätigungen

[1]) Zum Beweise, wie innig der Zusammenhang beider Disciplinen ist, möge hier eine Aeußerung Ratzel's Platz finden; nachdem er von der speculativen deutschen Geschichtsschreibung gesprochen und ihren bedauerlichen geographischen Mangel constatirt hat, fährt er so fort: „Wir wissen, daß sehr viel hierin sich seit Condorcet's genialen Anregungen gebessert hat, aber nur die hervorragendsten Geschichtsschreiber haben Gewinn gezogen von der Vertiefung der geographischen Vorstellungen. Seltsamer Weise ist gerade die ‚Weltgeschichte' im Sinne unserer Geschichtsschreiber in der Regel noch am weitesten davon entfernt, eine Geschichte der Menschheit zu sein, aber auch die Specialgeschichtsschreibung benützt seltener als man es wünschen dürfte die Vortheile, welche gerade für die Lösung ihrer so sehr topographisch bedingten Aufgaben eine zweckbewußte Inanspruchnahme der Hülfe ihrer Schwesterwissenschaft zu bieten vermöchten. Sollte Aug. Comte, dessen Spuren der Kenner der Positiven Philosophie in diesem Büchlein noch öfter begegnen wird, gerade an dieser Stelle ungenannt bleiben, da er doch die Beschränkung seiner geschichtsphilosophischen Betrachtung auf die Völker der weißen Rasse bestimmt ausspricht und unter diesen wieder die westeuropäischen als die in der Cultur am fortgeschrittensten, die élite ou avantgarde de l'humanité, so entschieden bevorzugt? Wir glauben dennoch keine Ungerechtigkeit zu begehen, wenn wir ihn nicht mit demselben Vorwurf belasten, wie jene deutschen Geschichtsphilosophen, denn bei ihm hat die Ausschließung nur einen provisorischen Charakter" (Anthropogeographie I, 32).

Digitized by Google

der Geschichte, welche aus der Prüfung der Vergangenheit hervorgehen. Dieses Gesetz lautet dahin, daß jeder Zweig unserer Kenntnisse der Reihe nach drei verschiedene theoretische Zustände durchläuft, nämlich den theologischen oder fingirten Zustand, den metaphysischen oder abstracten Zustand und den wissenschaftlichen oder positiven Zustand. Mit anderen Worten: Der menschliche Geist wendet in allen seinen Untersuchungen der Reihe nach verschiedene und sogar entgegengesetzte Methoden bei seinem Philosophiren an; zuerst die theologische Methode, dann die metaphysische und zuletzt die positive. Die erste ist der Punkt, wo die Erkenntniß beginnt, die dritte der feste und schließliche Zustand, die zweite dient nur dazu als Uebergang von der ersten zur dritten. Im theologischen Zustande richtet der menschliche Geist seine Untersuchungen auf die innere Natur der Dinge und auf die ersten Ursachen und letzten Ziele aller Vorgänge, welche ihn treffen, mit einem Wort: auf die absolute Erkenntniß. Die Vorgänge gelten ihm da als die Thaten übernatürlicher, mehr oder weniger zahlreicher Wesen, und er erklärt alle scheinbaren Unregelmäßigkeiten der Welt aus ihren Einrichtungen. Im metaphysischen Zustande, der nur eine Modification des vorhergehenden ist, werden die übernatürlichen Mächte durch abstracte Kräfte oder Entitäten ersetzt, welche den verschiedenen Wesen der Welt innewohnen sollen. Von diesen sollen alle jene Vorgänge ausgehen, welche man wahrnimmt, und die hier dadurch erklärt werden, daß man jedem seine entsprechende Entität zuweist. Im positiven Zustande erkennt man endlich die Unmöglichkeit, ein unbedingtes Wissen zu erreichen; man giebt es auf, den Ursprung und die Bestimmung des Weltalls zu ermitteln und die inneren Ursachen der Erscheinungen zu erkennen. Statt dessen strebt man deren Gesetze mittelst gemeinsamen Gebrauches der Vernunft und der Beobachtungen zu entdecken, d. h. deren Verhältniß der Zeitfolge und der Aehnlichkeit nach. Die Erklärung der Thatsachen besteht nur noch in der Verknüpfung der einzelnen Erscheinungen mit einigen allgemeinen Thatsachen, deren Zahl der Fortschritt der Wissenschaft stetig zu vermindern strebt" (Positive Philosophie im Auszug von J. Rig, übersetzt von Kirchmann, 2 Bände, Heidelberg 1883, I, 3) [1]). Allen unvermeidlichen Täuschungen gegenüber, welche bei den ersten beiden psychologischen Entwicklungsstufen mitunterlaufen, verzichtet die positive Philosophie auf die Erforschung der letzten Ursachen und Zwecke des Geschehens; vielmehr ist für sie eine vollkommen ausreichende Erklärung erreicht, wenn die Um-

[1]) Diese Trias wird dann auch als Schema für die verschiedenen Entwicklungsstadien der Menschheit verwendet, für die Zustände der Sclaverei, des Krieges, der Feudalherrschaft, der Industrie u. s. w.; doch giebt Comte zu, daß diese Stadien nicht immer nach einander zu folgen brauchen und sich streng ausschließen, sondern sie können auch in einander übergreifen, so daß auch einzelne Völker zu gleicher Zeit sich auf verschiedenen dieser Entwicklungsphasen befinden; das Endziel des Strebens bildet aber immer das positive Stadium (vgl. Kirchmann, Einleitung S. 25 ff.).

Digitized by Google

stände, unter welchen die Vorgänge entstanden sind, untersucht und durch das Verhältniß der Zeitfolge und Aehnlichkeit mit einander verknüpft werden. „Das Eigenthümliche der positiven Philosophie besteht bei der Methode in der Unterordnung der Einbildungskraft unter die Beobachtung; die Methode bietet der Einbildungskraft ein weites und fruchtbares Feld, aber sie wird hier auf das Entdecken und Vervollkommnen in der Zusammenstellung der beobachteten Thatsachen oder auf die Mittel beschränkt, um in fruchtbarer Weise neue Forschungen zu unternehmen. Diese Richtung, welche die Auffassungen den Thatsachen [1]) unterordnet, ist es, welche in die sociale Wissenschaft eingeführt werden muß. In der Lehre unterscheidet sich die positive Philosophie durch das Bestreben, alle Begriffe, die im Anfange als unbedingte gelten, als bedingte aufzufassen. Der Uebergang vom Unbedingten zum Bedingten bildet eines der wichtigsten Ergebnisse jeder geistigen Revolution. Vom wissenschaftlichen Standpunkte kann der Gegensatz zwischen dem Unbedingten und Bedingten als das entscheidende Kennzeichen zwischen der alten und der modernen Philosophie gelten. Jede Erforschung der inneren Natur der Dinge, der letzten Ursachen [2]) und deren Endziele ist etwas Unbedingtes; jede Erforschung der Gesetze der Vorgänge ist eine bedingte; denn sie unterwirft den speculativen Fortschritt der vervollkommneten Beobachtung, ohne daß jedoch die genaue Wirklichkeit in irgend einem Gebiete vollkommen enthüllt werden kann. Der bedingte Charakter der wissenschaftlichen Auffassungen ist von dem Begriffe der natürlichen Gesetze ebenso untrennbar, wie die Richtung nach unbedingten Kenntnissen zu den theologischen Erfindungen oder zu den metaphysischen Entitäten gehört" (II, 59). Um deshalb dies Studium mit ungeschwächtem Erfolg betreiben zu können, bedarf es einer vollständigen Entäußerung von den landläufigen Vorurtheilen: „Die Sociologie bewundert [3]) nicht und verdammt nicht die politischen Ereignisse, sondern sieht in ihnen, wie es

[1]) Auf dies für die Ethnologie in erster Linie wichtige Moment werden wir noch bei Spencer eingehender zurückkommen, da er, als Schüler Comte's, die Methodik einer besonderen Untersuchung unterzieht.

[2]) Das stimmt genau mit dem überein, was Bastian in Betreff einer vorzeitigen Speculation über einen letzten Ursprung der Dinge bemerkt: „Sogenannter Ursprung, in welcher Beziehung immer herangezogen, involvirt stets einen Sprung in das Unbekannte und sein Product (als ein naturwissenschaftlicher deus ex machina) wird unter den inductiven Relationen des deutlich Gegebenen der der Kinderstube und ihren Spielereien entwachsenen Naturforscher beim Zurückgehen auf einen Anfang ebenso wenig zu verwenden Lust verspüren, wie metaphysischen Gedankenflügen zu folgen bis zum Ende hin" (Zur naturwissenschaftl. Behandlungsweise der Psychologie, Berlin 1883, S. 45.).

[3]) Wie wichtig dies Moment insbesondere für die Ethnologie ist, das mögen die Worte eines trefflichen vergleichenden Rechtshistorikers, nämlich A. H. Post's, veranschaulichen: „Sittliche Entrüstung der Ethnologen darüber, daß ein Volk ehelos lebt, daß es dem Cannibalismus huldige, daß es Menschenopfer bringt, daß es seine Verbrecher spießt oder rädert, oder seine Hexen und Zauberer verbrennt, trägt gar nichts zur Lösung ethnologischer Probleme bei; sie verwirrt nur den Causalzusammenhang der

Digitized by Google

bei jeder anderen Wissenschaft geschieht, einfach Gegenstände für die Beobachtung. Sie faßt jeden Vorgang nach seiner Uebereinstimmung mit den anderen gleichzeitigen und nach seiner Verknüpfung mit dem vorhergehenden und nachfolgenden der socialen Entwicklung auf. Sie strebt in der oder jener Weise die Beziehungen zu entdecken, welche alle socialen Thatsachen mit einander verknüpfen. Jede Thatsache gilt ihr für erklärt, im wissenschaftlichen Sinne dieses Wortes, wenn sie an die vorhandene Lage oder an eine vorhergegangene Bewegung angeknüpft werden kann. Indem diese Wissenschaft die sociale Erkenntniß entwickelt, verwirklicht sie den Ausspruch von Pascal: nach demselben bildet die menschliche Gattung eine ungeheure Einheit, deren verschiedene Organe gemeinsam die allgemeine Entwicklung fortführen (II, 80).

Die Stellung der Sociologie zur Biologie, die im Vorstehenden schon öfter gestreift wurde, wird dann ausführlich erörtert und damit werden auch manche Probleme der Völkerkunde berührt: „Das Studium der socialen Entwicklung setzt eine Beziehung zwischen der Menschheit, welche den Vorgang vollführt, und der Gesammtheit der äußeren Einflüsse voraus, welche letztere man auch die sogenannte Umgebung heißen könnte (das Milieu, die monde ambiante, die surroundings der modernen Sociologen, im gewissen Sinne die geographischen Provinzen Bastian's sind damit anticipirt). Der erste Satz ordnet die Sociologie der organischen Philosophie unter, welche die Gesetze der menschlichen Natur darlegt; der zweite verknüpft sie mit der Philosophie des Unorganischen, welche allein die Bedingungen des Daseins darlegen kann. Kurz der eine Theil der Philosophie bestimmt in der Sociologie das wirkende Element im Vorgange und der andere die äußere Umgebung, in welcher er sich entwickelt. . . . Die Unterordnung der Socialwissenschaft unter die Biologie ist so unzweifelhaft, daß Jedermann dies im Princip anerkennt, selbst die, welche ihm in der Anwendung noch keine Rechnung tragen. Die socialen Studien müssen von der Biologie ausgehen, nachdem zuvor die Fähigkeit der Menschheit zur Gesellschaftsbildung und verschiedene organische Bedingungen geprüft worden sind, welche ihren Charakter bestimmen. Wenn die sociale Entwicklung stärker wird und eine solche Ableitung nicht mehr möglich ist, so muß man auf die biologische Lehre vom Menschen zurückgehen, mit welcher die Entwicklung der Menschheit im Einklang bleiben muß. Es ergeben sich daraus Berichtigungen auf Grund der Unveränderlichkeit des menschlichen Organismus, dessen physische, moralische und geistige Anlagen auf allen Stufen der socialen Leiter dieselben und zugleich unter sich in gleicher Ordnung bleiben müssen (geradezu einer der Grundpfeiler der ver-

ethnischen Erscheinungen, dem der Ethnologe mit dem kalten Auge eines Anatomen nachzuspüren berufen ist. Wer im Stande ist, von unsinnigen Sitten und unsinnigen Volksanschauungen zu sprechen, der ist für die ethnologische Forschung noch nicht reif" (Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz. Oldenburg 1886, S. 53).

Digitized by Google

gleichenden Völkerkunde unserer Tage). ... Die Aehnlichkeit zwischen der Sociologie und der Biologie ist so klar, daß man nicht besonders zu betonen braucht, wie die Sociologen mit einem Studium der biologischen Methode beginnen müssen; denn nur hier können sie den Geist erfassen, welcher alle Studien über lebende Körper leiten muß. Nichts kann davon befreien, daß man an einer solchen Quelle die vergleichende Methode studire. Die Sociologie muß von der Biologie die positive Umgestaltung der Lehre von den Endzwecken übernehmen; in dieser Umgestaltung liegt das Princip der Existenzbedingungen. Indem in Folge dieses Princips die neuere Philosophie die beiden philosophischen Bedeutungen des Wortes nothwendig einander nähert, wird sie wenigstens bei den wichtigen socialen Zuständen suchen, dasjenige, was sich zunächst nur als unerläßlich zeigt, als unvermeidlich darzulegen und umgekehrt. Die Unterordnung der Sociologie unter die Biologie bindet mittelbar erstere an die unorganische Philosophie, an welche die Biologie gebunden ist. Die unorganische Philosophie vermag allein die äußeren chemischen, physikalischen und astronomischen Bedingungen zu untersuchen, unter welchen die sociale Entwicklung vorgeht. Die Uebereinstimmung, welche zwischen der civilisirten Menschheit und dem Theater, wo ihr gemeinsamer Fortschritt geschieht, besteht, folgt aus der Wechselbeziehung zwischen der Natur jedes lebenden Wesens und der Verfassung seiner äußeren Umgebung. Die äußeren Störungen, welche das individuelle Dasein des Menschen treffen, müssen auch sein sociales Dasein verändern, und umgekehrt muß jede stärkere Störung des letzteren durch Veränderungen der Umgebung auch jenes treffen. Ich verweise hierbei auf das, was ich in der Biologie gesagt habe, und brauche nur den sociologischen Einfluß hervorzuheben, welchen diese verschiedenen äußeren Bedingungen üben, da derselbe hier noch erheblicher ist wie in der Biologie. Dieser stärkere Einfluß ist nur eine Folge des zunehmenden Uebergewichts dieser Bedingungen, je mehr der Organismus sich verwickelt oder je bedeutendere Vorgänge in Betracht kommen. Und dies ist der Fall bei dem Studium der socialen Vorgänge, wo man den verwickeltsten Organismus vor sich hat. Auch gilt ein solcher Organismus unabtrennbar von einer gleichsam unbestimmten Dauer, durch welche Veränderungen bemerkbar werden, welche die Kürze des Lebens der Einzelnen nicht offenbar werden läßt" (S. 94 ff.). Diesen Einwirkungen, denen der Mensch durch die äußere Natur ausgesetzt ist, entspricht auf der anderen Seite der vielseitige Einfluß des Menschen auf seine Umgebung, so daß Comte sagt: „Der politische, moralische und geistige Fortschritt der Menschheit ist untrennbar von ihrem materiellen Fortschritt, und deshalb hängt die Wirksamkeit des Menschen auf die Natur von seiner Kenntniß der Gesetze der unorganischen Vorgänge ab [1]). Die Physik und namentlich die Chemie bilden die Grund-

[1]) Vgl. dazu Huxley, Reden und Aufsätze, Berlin 1877 S. 10 ff.

Digitized by Google

lage der menschlichen Macht. Die Astronomie nimmt nur insoweit Theil, als sie ein unentbehrliches Vorausseben statt einer Veränderung der äußeren Umgebung gewährt. Dies zeigt von Neuem, daß das Studium der socialen Entwicklung ohne Verbindung der Sociologie mit den gesammten Lehren der unorganischen Philosophie nicht möglich ist."

Sehr bedeutsam ist auch die Ableitung und Begründung der Familie im Lichte der sociologischen Forschung; sie bleibt trotz ihrer unzweifelhaften Veränderung im Laufe der Zeit doch das Muster der Gesellschaft, so daß diese geradezu als eine Gruppe von Familien, nicht von Einzelnen betrachtet wird. „Das biologische Studium zeigt, daß die steigende Vollkommenheit des thierischen Organismus hauptsächlich in der mehr und mehr hervortretenden Besonderung der verschiedenen Verrichtungen besteht, welche durch mehr und mehr gesonderte Organe vollführt werden, die dabei doch solidarisch sind. Der Art ist auch der Charakter des socialen Organismus, und dies ist der Grund seiner Ueberlegenheit über jeden individuellen Organismus. Kann man wohl ein wunderbareres Schauspiel ersinnen als diese Uebereinstimmung einer Masse von Einzelnen, von denen jeder eine bestimmte und bis zu einem gewissen Grade unabhängige Existenz hat, und welche trotz dieser Verschiedenheit ihrer Talente und Charaktere bereit sind, freiwillig zu derselben allgemeinen Entwicklung mitzuwirken, ohne sich dazu verabredet zu haben, ja ohne daß die Meisten derselben es bemerken, indem sie meinen, nur ihren persönlichen Antrieben zu folgen? Der Art ist wenigstens das wissenschaftliche Ideal dieses Vorganges, abgesehen von den unvermeidlichen Stößen und dem Unzusammenhängenden, was von einem so verwickelten Organismus unabtrennbar ist [1]). Die Versöhnung, welche in der Trennung der Arbeiten bei gemeinsamer Anstrengung der Kräfte liegt, und welche um so deutlicher wird, je mehr die Gesellschaft sich complicirt, bildet den Charakter der menschlichen Thätigkeit, wenn man von dem häuslichen Gesichtspunkt sich zu dem socialen erhebt. Die Theilung der Arbeit kann in der Familie keine große sein; denn die Zahl ihrer Mitglieder ist zu klein und eine solche Theilung widerspricht dem Geiste dieser Institution. Die häuslichen Verhältnisse passen nicht für eine eigentliche Association, aber sie bilden einen wahren Verein, dessen Charakter wesentlich moralisch ist und nebenbei auch geistig. Auf die Zuneigung und die Dankbarkeit gestützt, ist der häusliche Verein hauptsächlich bestimmt, die Gesammtheit der Instincte des Mitgefühls zu befriedigen. Die socialen Verbindungen zeigen den umgekehrten Charakter. Der Sinn für gemeinsame Arbeit wird hier vorherrschend und der sympathische Instinct kann nicht mehr das hauptsächliche Band abgeben. Allerdings ist der Mensch im Allgemeinen so glücklich organisirt, daß er seine Mitarbeiter liebt,

[1]) Vgl. dazu die Ausführungen von Post, der die Begriffe der Attraktion und Repulsion auf das sociale Leben überträgt (Grundlagen des Rechts S. 7 ff.).

Digitized by Google

mögen sie noch zu zahlreich und entfernt von einander sein; aber dieses Gefühl, welches man einer schätzbaren Gegenwirkung des Verstandes auf die Geselligkeit verdankt, ist für die Leitung des socialen Lebens nicht kräftig genug. Selbst wenn eine angemessene Uebung die Gesammtheit der socialen Instincte genügend entwickeln könnte, würde doch die geistige Mittelmäßigkeit der meisten Menschen ihnen nicht gestatten, sich eine genügend bestimmte Vorstellung von so ausgedehnten Beziehungen zu machen, welche ihren eigenen Beschäftigungen zu ferne liegen, als daß daraus ein theilnehmender Antrieb von einiger Wirksamkeit hervorgehen könnte. Vielmehr hat der Mensch im häuslichen Leben diese socialen Gefühle zu entwickeln, und aus diesem Grunde bildet wohl die Familie die beste Vorbereitung für das eigentliche sociale Leben; denn die innere Sammlung ist bei den Gefühlen ebenso nöthig, als die Verallgemeinerung bei den Gedanken" (S. 113 ff.).

Hiermit mag es sein Bewenden haben; so viel erhellt wenigstens aus unseren Ausführungen, inwiefern durch die umfassende sociologische Perspective, die Comte aufstellt, und insbesondere durch das Programm der von ihm vergleichende Methode genannten Forschung sich für die Völkerkunde ein weiter, fruchtbarer Ausblick eröffnet; daß im Uebrigen für den französischen Denker das eigentlich ethnologische Material nicht in Betracht kam, darf nicht überraschen, da er sich bei seiner politischen Betrachtung streng auf Europa beschränkte. Daß außerdem, philosophisch genommen, Comte's Ablehnung der Psychologie sehr bedauerlich ist, mag nur beiläufig bemerkt werden: zum Glück war von einer anderen Seite hinreichend gesorgt, daß dieser wichtige, um nicht zu sagen allein ausschlaggebende Gesichtspunkt zu seinem vollem Recht gelangte.

II. Specielle sociologische Behandlung einzelner Disciplinen.

1. A. Quételet.

Die vorstehenden Erörterungen und Grundzüge der Sociologie sind bei dem berühmten belgischen Statistiker zu mustergültiger Klarheit abgerundet, und zwar um so mehr, als das weitreichende (vorzugsweise der Statistik [1]) entnommene) Material überall zur Aufstellung großer Gesetze benutzt wird. Deshalb wird auch von Anfang an die Nothwendigkeit einer solchen allgemeinen, von jeder individuellen Rücksicht abstrahirenden Perspective betont: „Vor Allem müssen wir vom einzelnen Menschen abstrahiren, wir dürfen ihn nur als Bruchtheil der ganzen Gattung betrachten. Indem wir ihn seiner Individualität entkleiden, beseitigen wir Alles, was zufällig ist; und die individuellen Besonderheiten, die wenig oder gar keinen

[1]) Vgl. über das Verhältniß der Statistik zur Geographie überhaupt Ratzel's Anthropogeographie II, 145 ff., wo auch auf die Willkürlichkeit der früheren, häufig recht vagen Angaben aufmerksam gemacht wird, so wenn Herder von der „völkerreichen tatarischen Höhe" spricht.

Digitized by Google

Einfluß auf die Masse haben, verschwinden von selbst und lassen uns zu allgemeinen Ergebnissen gelangen. So würde, um unsere Art zu Werke zu gehen an einem Beispiele zu veranschaulichen, derjenige, welcher einen kleinen Abschnitt von einer auf einer Ebene verzeichneten, sehr großen [1]) Kreislinie ganz in der Nähe betrachten würde, in diesem Bruchstück Nichts als eine gewisse Anzahl mehr oder weniger bizarr, mehr oder weniger willkürlich oder (wenn die Linie auch mit der größten Sorgfalt gezeichnet worden ist) gleichsam auf's Gerathewohl zusammengestellter Punkte erkennen. Aus größerer Entfernung würde sein Auge eine größere Anzahl von Punkten überblicken; er würde schon sehen, wie sie auf einem Bogen von gewisser Ausdehnung regelmäßig vertheilt sind; bei noch weiterer Entfernung würde er bald die einzelnen Punkte aus dem Auge verlieren, er würde die bizarre Zusammenstellung, welche sie zufällig darbieten, nicht mehr bemerken, sondern das Gesetz ihrer Vereinigung zu einem Ganzen umfassen und die Natur der gezogenen Kreislinien erkennen. Man könnte sich selbst den Fall denken, daß die verschiedenen Punkte der Kreislinie, anstatt materielle Punkte, kleine beseelte Wesen wären, die in einer sehr beschränkten Sphäre nach freiem Willen handeln könnten, ohne daß diese freiwilligen Bewegungen noch zu bemerken wären, sobald man sich in eine hinreichende Entfernung stellen würde. Auf diese Weise werden wir die Gesetze, welche das menschliche Geschlecht betreffen, untersuchen; denn sobald man sie in zu großer Nähe betrachtet, wird es unmöglich, sie zu erfassen, und man ist nur mit den unzähligen individuellen Besonderheiten beschäftigt. Selbst in dem Falle, daß die Individuen einander vollkommen gleich wären, könnte es geschehen, daß man bei einer Betrachtung derselben im Einzelnen nie die interessanten Gesetze erkennen würde, denen sie unter gewissen Umständen unterworfen sind; so würde derjenige, welcher den Gang der Lichtstrahlen nur immer in einzelnen Wassertropfen beobachtet hätte, sich mit Mühe zum Verständniß der glänzenden Erscheinung des Regenbogens erheben; vielleicht würde ihm nicht einmal der Gedanke daran kommen, wenn er sie nicht zufällig einmal unter günstigen Umständen beobachten würde" (Ueber den Menschen und die Entwicklung seiner Fähigkeiten oder Versuch einer Physik der Gesellschaft, Stuttgart 1838, S. 3 ff.). Dieser Ausschluß individueller und zufälliger Momente tritt auch namentlich bei den Verbrechen [2]) hervor: „Bei den Verbrechen kehren in allen Beziehungen dieselben Zahlen mit einer solchen Regelmäßigkeit wieder, daß man dieselbe unmöglich verkennen könnte, selbst bei solchen Verbrechen, die, wie es scheint, am meisten außer dem Bereich jeder menschlichen Vorausberechnung liegen sollten, wie die Tödtungen, da sie in der Regel in Folge von Streitigkeiten stattfinden, welche ohne Vorbedacht und unter anscheinend

[1]) Vgl. dazu die Kritik Lotze's, Mikrok. 3, 77 ff.

[2]) Vgl. darüber Buckle, Civilisation in England I, 19 ff.

Digitized by Google

ganz zufälligen Umständen entstehen. Indessen lehrt die Erfahrung, daß nicht allein die Zahl der vorgekommenen Tödtungen von Jahr zu Jahr fast ganz dieselbe bleibt, sondern daß auch die Werkzeuge, welche dazu dienen, sie zu vollbringen, fast immer dasselbe Verhältniß zeigen. Diese Beständigkeit, mit der dieselben Verbrechen von Jahr zu Jahr in derselben Ordnung wiederkehren und dieselbe Strafe in denselben Verhältnissen nach sich ziehen, ist eine der merkwürdigsten Thatsachen, mit denen uns die Statistiker der Gerichtshöfe bekannt machen. Es giebt ein Budget, das mit einer schauerlichen Regelmäßigkeit bezahlt wird, nämlich das der Gefängnisse, der Galeeren und der Schaffote. Wie niederschlagend ist diese Thatsache für die Menschheit! Wir können zum Voraus bestimmen, wie Viele die Hände mit dem Blute ihrer Nebenmenschen besudeln werden, wie Viele sich Fälschungen, wie Viele sich Vergiftungen werden zu Schulden kommen lassen, fast ebenso, wie man zum Voraus die Geburten und Todesfälle, welche Statt haben, angeben kann. Die Gesellschaft birgt in sich die Keime aller Verbrechen, die begangen werden sollen, zugleich mit den zu ihrer Vollführung nothwendigen Gelegenheiten. Sie ist es gewissermaßen, die diese Verbrechen vorbereitet, und der Schuldige Nichts als das Werkzeug, das sie vollführt. Jeder gesellschaftliche Verband bedingt also eine gewisse Zahl und eine gewisse Ordnung von Verbrechen, welche fast wie eine nothwendige Folge aus seiner Organisation entspringen. Diese Beobachtung, welche auf den ersten Blick entmuthigend erscheinen kann, hat bei näherer Betrachtung etwas Tröstliches, indem sie auf die Möglichkeit hinweist, die Menschen durch Verbesserung der gesellschaftlichen Einrichtungen, der Sitten und Gebräuche, durch bessere Aufklärung und überhaupt durch Alles, was auf ihre Art zu leben Einfluß hat, zu bessern. Im Grunde erscheint sie nur als eine Verallgemeinerung eines Gesetzes, mit dem bereits alle Philosophen, welche die Gesellschaft nach ihren physischen Beziehungen zum Gegenstand ihrer Forschungen gemacht haben, gut bekannt waren, daß man nämlich, so lange dieselben Ursachen bestehen, auf die Wiederkehr derselben Folgen gefaßt sein müsse. Der Grund, welcher zu dieser Ansicht veranlassen konnte, dieses Gesetz finde auf die geistigen Beziehungen des Menschen keine Anwendung, lag darin, daß man überhaupt zu allen Zeiten dem Menschen in Allem, was seine Handlungen betrifft, zu viel eigenen Einfluß zugestand. Es ist in der Geschichte der Wissenschaften eine bemerkenswerthe Thatsache, daß man, je aufgeklärter man wurde, um so mehr die dem Menschen zugeschriebene Macht schwinden sah. Der Erdball, dessen stolzer Besitzer er war, ist in den Augen des Astronomen zu einem unbemerkt im Weltenraum schwebenden Stäubchen geworden; ein Erdbeben, ein Sturm, eine Ueberschwemmung reichen hin, in einem Augenblick ein ganzes Volk zu vertilgen oder das Werk von zwei Jahrtausenden zu vernichten. ... Auf diese Weise würden die Erscheinungen der geistigen Natur, sobald man sie im Großen betrachtet, gewisser-

Digitized by Google

maßen an die physischen Erscheinungen sich anreihen, und wir würden dahin gelangen, in dergleichen Untersuchungen das als leitenden Grundsatz voranzustellen, daß die individuellen Besonderheiten in körperlicher und geistiger Beziehung um so viel mehr sich verwischen, und die allgemeinen Bedingungen, auf denen der Fortbestand und die Erhaltung der Gesellschaft beruht, vorherrschen lassen, je größer die Zahl der zum Gegenstand der Beobachtung gewählten Individuen ist. Nur wenigen mit außerordentlichen Geistesgaben ausgestatteten Menschen ist es vergönnt, einen merklichen Einfluß auf die ganze Gesellschaft auszuüben" (S. 5 ff.)[1]).

Somit stellt sich für die exacte Beobachtung, welche aus der Entwicklung des Menschengeschlechtes allgemeine Gesetze entnehmen will, folgender Ansatzpunkt heraus: „Der Mensch, wie ich ihn hier betrachte, ist in der Gesellschaft dasselbe, was der Schwerpunkt in den Körpern ist; er ist das Mittel, um das die Elemente der Gesellschaft oscilliren, er ist, wenn man so will, ein fingirtes Wesen, bei dem alle Vorgänge den in Beziehung auf die Gesellschaft resultirenden mittleren Ergebnissen entsprechen werden. Wenn man die Grundlagen einer Physik der menschlichen Gesellschaft einigermaaßen feststellen will, so muß man den Menschen von diesem Gesichtspunkt auffassen, ohne sich mit den besonderen Fällen, noch bei den Regelwidrigkeiten aufzuhalten, und ohne zu untersuchen, ob dieses oder jenes Individuum hinsichtlich einer seiner Fähigkeiten eine mehr oder weniger hohe Entwicklungsstufe erreichen kann. . . . Hat man den Menschen zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern beobachtet, hat man nach und nach die verschiedenen Elemente seiner körperlichen und geistigen Verhältnisse ausgemittelt und zugleich die Veränderungen erkannt, welche in der Menge dessen, was er producirt und consumirt, in der Zu- und Abnahme seines Besitzes, in seinen Beziehungen zu anderen Nationen eingetreten sind, so wird man die Gesetze bestimmen können, denen der Mensch bei den verschiedenen Völkern von ihrem Ursprung an unterworfen war, d. h. man wird den Gang der Schwerpunkte jedes Theiles der Gesellschaft verfolgen können, gleichwie wir die auf den Menschen bezüglichen Gesetze bei den einzelnen Völkern aus der Summe der an den einzelnen Individuen angestellten Beobachtungen ausgemittelt haben. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheinen die Völker in demselben Verhältniß zu der ganzen menschlichen Gesellschaft, wie die Individuen zu den Völkern; die einen wie die anderen hätten ihre Gesetze des Wachsthums und des Verfalls und würden

[1]) Es ist bemerkenswerth, daß z. B. Lotze, der den Werth der die Handlungen des Menschen nur nach der Zahl, nicht nach ihrem sittlichen Inhalt zusammenfassenden Statistik sehr in Zweifel zieht, doch fordert: Eine Mechanik der Gesellschaft thäte uns Noth, die die Psychologie über die Grenzen des Individuums erweiterte und den Gang, die Bedingungen und die Erfolge der Wechselwirkungen kennen lehrte, die zwischen den inneren Zuständen vieler durch natürliche und gesellige Verhältnisse verknüpfter Einzelnen stattfinden müssen. (Mikrokosmos III, 70.)

Digitized by Google

mehr oder weniger an den Perturbationen des ganzen Systems Theil nehmen." Die Untersuchung hat aber folgende drei Fragen zu beantworten: „1. Nach welchen Gesetzen richtet sich die Zeugung des Menschen, die Entwicklung seines Wuchses, seiner körperlichen Kräfte, seiner geistigen Vermögen, sein mehr oder weniger hervortretender Hang zum Guten oder Bösen? u. s. w. 2. In welcher Art übt die Natur einen Einfluß auf den Menschen aus? Wie groß ist dieser Einfluß? Worin bestehen die perturbirenden Kräfte, und wie haben sie zu dieser oder jener Zeit gewirkt? Auf welche Elemente der Gesellschaft haben sie vorzugsweise eingewirkt? 3. Können menschliche Kräfte den Fortbestand des gesellschaftlichen Systems gefährden?"

Von diesem Gesichtspunkt hat es Quételet versucht, ein umfassendes Gemälde der socialen Entwicklung zu entwerfen, wobei jedes Mal dem allgemeinen Typus die durch die verschiedenartigsten Gründe verursachte Abweichung gegenübergestellt wird. Daraus ergeben sich nun folgende Resultate, die theilweise auch durch ethnographische Daten gestützt sind, anderseits durch die bekannte, für die ganze moderne Naturwissenschaft so überaus bedeutsame Entdeckung von der Congruenz der Phylogenie mit der Ontogenie oder der Stammesgeschichte mit der individuellen Entwicklung: „Man hat die Beobachtung gemacht, daß der Mensch im Zustande der Civilisation im Allgemeinen stärker ist als der Wilde. Was die Intelligenz betrifft, so lassen sich ihre Fortschritte nicht wohl bestreiten, und ihre gegenwärtige Entwicklungsstufe übertrifft ohne Zweifel alle früheren. Auch sehen wir, wenn wir an der Hand der Geschichte den mittleren Menschen durch die verschiedenen Zeitalter hindurch verfolgen, ihn zuerst im Besitze seiner vollen physischen Kraft, wir sehen, wie er sich dieselbe blind zu Nutze macht und der Sinnenwelt einen unbegränzten Werth und eine unbegränzte Ausdehnung beimißt; als dem König der Natur sind ihm die Pflanzen, die Thiere, selbst die Gestirne dienstbar; aber je mehr sich seine Vernunft entwickelt, um so mehr erschließt sich vor seinen Augen eine neue Welt und zieht der alten engere Gränzen: allmählig gewinnt der Geist das Uebergewicht über den Körper, jener immer entschiedenere Sieg des Geistes ist es, was uns die Geschichte der Wissenschaften und Künste auf jeder Seite zu erkennen giebt. Ich habe bemerkt, die Entwicklungsgesetze der Menschheit seien im Allgemeinen nicht dieselben, wie die des mittleren Menschen in einer bestimmten Zeitperiode; nichtsdestoweniger könnte es geschehen, daß diese Gesetze unter gewissen Umständen vollkommen dieselben wären, und daß die Menschheit sich in gewissen Beziehungen auf dieselbe Weise entwickelte, wie ein einzelnes Individuum. Ich wäre gar nicht abgeneigt anzunehmen, daß es sich mit der geistigen Entwicklung auf diese Weise verhält; verfolgt man sie in ihrem unsicheren Gang, so sieht man, wie der Geist von den frühesten Zeiten an sich versucht, erstarkt, wie er sodann sich zu den höchsten Ideen erhebt und fast dieselben Entwicklungsphasen darbietet, wie sie der einzelne Mensch von seiner Kindheit an bis zu seiner

Digitized by Google

Reife durchläuft. Auch ihn sieht man Anfangs beim Anblick alles Ungewöhnlichen erstaunen und die einfachsten Erscheinungen der Laune übernatürlicher Wesen zuschreiben, anstatt sie von unveränderlichen Gesetzen, die allein der Gottheit würdig sind, herzuleiten; später sieht man ihn einen sichereren und vernunftmäßigeren Weg einschlagen, die Thatsachen zuerst im Einzelnen beobachten, sie sodann zusammenstellen und Folgerungen daraus ableiten; später lernt er durch Versuche Fragen an die Natur stellen und Erscheinungen, die oft flüchtig sind, auf eine Weise, welche die Beobachtung erleichtert, nach freiem Willen wieder hervorrufen. Wenn aber seine Vernunft ihre volle Reife erlangt hat, sucht er das Wesen der Dinge zu erforschen, sich mit ihren gegenseitigen Wirkungen bekannt zu machen und sich so zu der Kenntnis der nächsten Effecte, die sie hervorbringen müssen, zu erheben. Dies ist der Gang, den man die Entwicklung des menschlichen Geistes nehmen sieht, wenn man seine Fortschritte in der Geschichte der Wissenschaften studirt, dies gleichfalls der Gang, den man die Intelligenz des Menschen von der Kindheit bis zu seiner Reife durchlaufen sieht" (S. 572 ff.).

Mit dieser Aussicht erscheint zu Folge des unverwüstlichen Fortschrittstriebes des Menschen ein hoffnungsvoller Ausblick in die Zukunft, mit dem Quételet seine mühevollen Untersuchungen abschließt: „Eine der hauptsächlichsten Wirkungen der Civilisation besteht in immer größerer Einschränkung der Grenzen, innerhalb welcher die verschiedenen den Menschen betreffenden Elemente oscilliren. Je mehr die Aufklärung sich ausbreitet, um so geringer werden die Abweichungen vom Mittel, um so mehr nähern wir uns also dem Guten und Schönen. Die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen geht als eine natürliche Folgerung aus allen unseren Untersuchungen hervor. Was den Körper betrifft, so verschwinden mehr und mehr die Mißbildungen, die Monstrositäten; die Häufigkeit und Bösartigkeit der Krankheiten werden durch die Fortschritte der Heilkunde mit Erfolg bekämpft; nicht minder vervollkommnen sich die geistigen Vermögen des Menschen, und je größere Fortschritte wir machen, um so weniger wird man große politische Umwälzungen und Kriege, diese Geißeln der Menschheit, wegen ihrer Wirkungen und Folgen zu befürchten haben. Es könnte auf den ersten Blick scheinen, daß die schönen Künste und Wissenschaften bei diesem Zustand der Dinge in Gefahr kommen werden; denn wenn es richtig ist, daß die individuellen Besonderheiten mehr und mehr sich verwischen und die Völker sich ähnlicher werden, so muß die pittoreske Seite der Gesellschaft auf den verschiedenen Theilen des Erdballs verschwinden. Wirklich bemerken wir, wie sehr in Europa die Völker ihre Nationalphysiognomie zu verlieren und einen allgemeinen Typus anzunehmen anfangen; indeß wird die Natur stets so unendlich mannigfaltig bleiben, daß ein talentvoller Mensch nie zu befürchten hat, daß ihm die Quelle des Pittoresken verschlossen sein werde; im Gegentheil eröffnen sich tagtäglich

Digitized by Google

neue Quellen, aus denen seine Phantasie die edelsten, die erhabensten Inspirationen und Schätze schöpfen kann, die seinen Vorgängern unbekannt waren“ [1]).

2. A. de Quatrefages.

Mit großer Objectivität und unter Anwendung eines ganz anerkennenswerthen ethnologischen Materials finden wir die einschlägigen Probleme der Anthropologie von dem vor einigen Jahren verstorbenen französischen Forscher Quatrefages behandelt, dessen thörichten Streites mit Virchow nach dem deutsch-französischen Krieg wir lieber an dieser Stelle keiner weiteren Erwähnung thun wollen. Er ist überall bestrebt, das Gebiet des exacten Wissens von dem des Glaubens und der Hypothese abzugrenzen, er hält sich nur an die beobachteten Thatsachen, ohne die vielfach so strittigen Ursachen in die Discussion jeder Zeit hineinzuziehen. So, wenn er für das Menschenreich eine besondere Seele in Anspruch nimmt, heißt es unter Ablehnung jeder weiteren psychologischen und gar metaphysischen Untersuchung: „Unter dem Namen Menschenseele verstehe ich die unbekannte Ursache jener lediglich die menschliche Existenz berührenden Vorgänge. Wollte ich darüber hinausgehen, so würde ich in das Gebiet der Philosophie und Theologie hinüberstreifen, denen allein die Untersuchung der schwerwiegenden Frage, ob der Mensch nichts Anderes als ein thierischer Organismus ist, anheimgegeben sein muß“ (Das Menschengeschlecht. Leipzig 1878, I, 28). Mit unzweideutiger Klarheit wird dann das Programm der Forschung so bestimmt: „Der Mensch als Gattung ist das Object der Anthropologie. Dagegen fällt der Mensch als leibliches Individuum der Physiologie und der Heilkunde anheim, und die Untersuchung des intellectuellen und des moralischen Individuums steht der Philosophie und der Theologie zu. Die Anthropologie hat also ein ganz besonderes Gebiet zu bearbeiten, und auf demselben treten uns specielle Fragen entgegen, deren Lösung durch die auf benachbarten Gebieten stattfindenden Vorgänge sich oftmals nicht ermöglichen läßt. Die Entscheidung mancher Fragen, zu denen auch gerade die tief eingreifendsten zählen, ist deshalb so schwierig, weil es sich dabei um eine Erklärung von Erscheinungen handelt, die bei allen lebenden Geschöpfen ohne Unterschied als deren charakteristische Erscheinungen beobachtet werden. Beim Menschen sind dieselben mehr oder weniger verhüllt, und deshalb darf man bei ihm die gewünschte Aufklärung nicht suchen. Das wäre doch das Nämliche, als wollte der Mathematiker den Werth eines unbekannten X aus diesem X selbst heraus-

[1]) Daß Quételet nicht überall das Richtige getroffen hat, daß manche Voraussetzungen, von denen er ausging, unzutreffend waren, und daß er sehr zu seinem Nachtheil immer statt von den einzelnen socialen Entwicklungsphasen, von der Gesellschaft im Allgemeinen spricht, ist freilich richtig (vgl. die scharfe Kritik von Gumplowicz, Grundriß der Sociologie S. 6 u. S. 95 ff.).

Digitized by Google

klauben. Der Mathematiker hilft sich so, daß er eine Reihe bekannter Größen, die zusammen jener unbekannten Größe gleichwerthig sind, zusammenstellt und dadurch den wirklichen Werth von X ausfindig macht. Soll der Anthropologe in gleicher Weise verfahren, dann fragt es sich nur, wo er die zur Aufstellung einer Gleichung erforderlichen bekannten Werthe zu suchen hat? Im Menschen spielen allerdings die dem Menschen eigenthümlich zukommenden Erscheinungen, zunächst jedoch und vor Allem ist der Mensch ein organisirtes und lebendes Geschöpf, und so wirken die den Thieren und den Pflanzen gemeinschaftlich zukommenden Kräfte in gleicher Gesetzmäßigkeit in ihm. Seiner physischen Organisation nach ist der Mensch ein Thier; er erhebt sich in einzelnen Stücken noch über die am höchsten stehenden Thiere, steht aber auch in anderen Punkten noch unter diesen. Die organischen und physiologischen Störungen verlaufen bei ihm nicht anders, als bei den Thieren überhaupt und den Säugethieren insbesondere; auch machen sich die nämlichen Gesetze bei diesen Vorgängen geltend, wie dort. ... Sind wir über das Wesen, über die Bedeutung einer Erscheinung beim Menschen im Ungewissen, dann schreiten wir zur vergleichenden Untersuchung dieser Erscheinung bei den Thieren und unter Umständen auch selbst bei den Pflanzen. Was bei allen übrigen organischen Wesen gefunden wird, das muß auch beim Menschen angenommen werden. Der nämlichen Methode bedient man sich jetzt auch in der Physiologie; an Thieren werden die Versuche vorgenommen, die am Menschen nicht ausgeführt werden dürfen, und die an jenen erhaltenen Ergebnisse werden auf den Menschen übertragen. Der Physiologe indessen hat es bloß mit dem Individuum zu thun, und deshalb hält er sich an Thiergruppen, deren Organisation der menschlichen am nächsten steht. Der Anthropologe beschäftigt sich mit der Gattung, allgemeinere Fragen treten an ihn heran, und deshalb hat er neben den Thieren auch die Pflanzen in den Kreis seiner Untersuchung zu ziehen. In dieser Methode ist zugleich der Weg zu einer richtigen Beurtheilung vorgezeichnet, falls etwa einer gegebenen Frage verschiedene Beantwortungen zu Theil werden. Die bei allen übrigen organischen und lebenden Wesen waltenden Gesetze muß die Anthropologie auch für den Menschen gelten lassen, es sei denn, daß die exclusiv menschliche Seite in Frage steht; jede Auffassung, die den Menschen zu einem Ausnahmefall macht oder machen würde, indem sie ihn den Gesetzen der übrigen organischen Welt entrückt, kennzeichnet sich dadurch als eine unrichtige. Bei solchem Verfahren findet sich die Anthropologie in Uebereinstimmung mit der strengen mathematischen Methode. Die gefundene Lösung irgend eines mathematischen Problems kann nur dann als eine richtige angesehen werden, wenn sie anerkannten mathematischen Wahrheiten und Axiomen nicht widerspricht. Eine solche anthropologische Wahrheit, ein anthropologisches Axiom haben wir in dem Satze: Der Mensch unterscheidet sich in seinem physischen und physiologischen Verhalten

Digitized by Google

in keiner Weise von den Thieren, von den Säugethieren. Jede Hypothese, die mit diesem Axiom sich nicht zusammenreihen läßt, ist unzulässig" (I, 31 ff.). Quatrefages ist Gegner der Häckel'schen Abstammungshypothese des Menschen, da dieselbe keine wissenschaftliche Beweisbarkeit besitze, obwohl er Monogenist ist und die Wirksamkeit des Kampfes ums Dasein und der natürlichen Auslese im vollen Umfange anerkennt, wozu er noch den wichtigen Factor der Vererbung fügt. Deshalb bekämpft er auch die Ansicht von verschiedenen Schöpfungscentren (Agassiz) und nimmt vielmehr — darin in Uebereinstimmung mit der landläufigen linguistischen Anschauung — Asien als die Urheimath der Menschheit an, von wo aus dann allmählig im Lauf der Zeit die übrigen Continente bevölkert seien [1]).

Die gegenwärtigen Menschenrassen zerlegt unser Denker dann in physische (anatomische, physiologische und pathologische) und psychologische (intellectuelle, moralische und religiöse) Charaktere. „Die Charaktere der Thierarten prägen sich aber nicht lediglich in jenen Eigenthümlichkeiten aus, die in ihrer physischen Organisation zu Tage treten. Wer eine Geschichte der Bienen oder der Ameisen schreiben will, der muß natürlich auch ihre Instincte in Betracht ziehen und angeben, wie die einzelnen Arten sich hierin von einander unterscheiden. Bei den Menschenrassen wird deshalb auch in Betracht gezogen werden müssen, wie sie in intellectueller, moralischer und religiöser Beziehung sich charakteristisch von einander unterscheiden. Nur muß der Anthropologe auch hierin seinen Standpunkt als Naturforscher streng festhalten. Diese einfachen Erörterungen genügen, um zu erkennen, welche relative Bedeutung den verschiedenartigen Charakteren auf anthropologischem Gebiete zukommt. Den beständigen Charakteren hat der Anthropologe so gut wie der Botaniker und Zoologe das entscheidende Gewicht beizulegen. Der einzelne Mensch, ein einzelner Stamm, aber auch eine ganze Bevölkerung kann binnen wenig Jahren seine socialen oder religiösen Institute, seine Sprache u. dgl. umändern, ohne daß die äußeren physischen oder die anatomischen Charaktere dabei auch der Umänderung unterliegen. Diese letztgenannten Charaktere werden deshalb dem Anthropologen sich als die wichtigeren darstellen, womit freilich der Sprachforscher, der Philosoph, der Theologe nicht einverstanden sein dürften" (II, 77). Dieser äußeren Erscheinung steht als Kehrseite das geistige Sein gegenüber: „Der organisirte lebende Körper des Menschen ist aber noch mit einem Etwas ausgestattet, dessen Ursprung und Wesen zu untersuchen nicht Aufgabe des Naturforschers ist, und das als Gefühl, als Urtheil, als Vernunft, als Wille in die Erscheinung tritt, aber in verschiedenartiger Weise bei den verschiedenen Menschenrassen. Deshalb können wir, ja müssen wir charakteristische Aeußerungen darin erkennen, gleichwie in den ungleichartigen Aeußerungen unserer Hausthiere. Die Anthropologie be-

[1]) Vgl. I, 279 und die Opposition gegen Darwin I, 117.

Digitized by Google

tritt damit ein Gebiet, das allgemein als ein Besitzthum der Philosophie angesehen wird. Sie überläßt es aber auch der Philosophie, den Unterschied zwischen Geist und Materie festzustellen, der mysteriösen Vereinigung des physischen Geschöpfes mit der Intelligenz nachzuforschen, die aus solcher Vereinigung sich ergebenden Erscheinungen und Unterscheidungsmerkmale zu ergründen. Der Philosophie bleibt das Speculiren über die letzten Ursachen überlassen, die Anthropologie hat es nur mit den wirklichen Erscheinungen zu thun und hält sich somit innerhalb der für die Naturwissenschaft gezogenen Grenzen" (II, 170). Zu diesen allgemeinen Zügen der Intelligenz rechnet unser Gewährsmann z. B. Sprache [1]), Schrift und sociale Verhältnisse. Aber „die intellektuellen Aeußerungen, mögen sie auch in noch so hoher Form beim Menschen hervortreten, bilden gleichwohl noch kein unterscheidendes Merkmal zwischen Mensch und Thier. Die moralischen dagegen und ebenso auch die religiösen Aeußerungen treten *nur* beim Menschen hervor. Wir dürfen es als ausgemachte Thatsache bezeichnen, die Vorstellung von Gut und Böse hat in allen Verbindungen und Vereinigungen des Menschen Eingang gefunden, insofern gewisse Handlungen den Mitgliedern dieser Gesellschaften oder Vereinigungen als gute oder als verwerfliche galten. Unter Räubern und Hirten gilt die an eigenen Mitgliedern vollzogene Beraubung als eine Uebelthat oder selbst als ein Verbrechen, das harte Bestrafung nach sich zieht, und die Angeberei erachten sie als etwas Schmachvolles. Was Wallace von den Kurubaren und den Santalen erzählt, läßt deutlich genug erkennen, daß auch ohne vorgängige Erfahrungen und ohne daß etwa das Nutzbringende dabei in Frage kommt, die Vorstellung des Guten und des Moralischen Wurzel schlagen kann" (II, 200). Trotz dieser aprioriischen Anlage, die Quatrefages gegenüber manchen Utilitätstheoretikern unserer Tage anerkennt, freilich nur als das rein formale Gefühl, je nach Lage der Umstände Recht von Unrecht unterscheiden zu können, ist der *Inhalt* des Sittlichen, der Gebote und Verbote ungemein relativ. „Was jedoch der Moralität entsprechend anzusehen ist, das hängt von mancherlei Umständen ab. Die socialen Einrichtungen, die Religion, das Herkommen können veranlassen, daß die nämliche Handlung entweder als eine gute oder als eine tadelnswerthe angesehen wird oder daß sie auch als ganz bedeutungslos sich darstellt. Dabei sind aber jene Handlungen doch Ausflüsse menschlicher Fähigkeiten, und schon an und für sich oder gemäß ihrer besonderen Beurtheilung bei verschiedenen Menschengruppen bekommen sie gleich den Aeußerungen der Intelligenz für den Naturkundigen den Werth und die Bedeutung wirklicher Charaktere. Das gilt nur um so mehr von einzelnen Einrich-

[1]) Der vielfach seitens der Linguisten vertretenen Ueberschätzung der Sprache opponirt Quatrefages mit Recht (II, 175). Bei Friedr. Müller, auf dessen großartigen Grundriß der Sprachwissenschaft (Wien 1876 ff., bislang 8 Bände) wir vorläufig verweisen, werden wir natürlich auf diese Frage zurückkommen.

Digitized by Google

tungen und Gebräuchen, denen gewisse Vorstellungen zu Grunde liegen. Solche Einrichtungen zeigen manchmal ein ganz charakteristisches Gepräge, als unterschiede sich ein ganzes Volk oder eine Rasse dadurch von allen übrigen, und es bedarf wohl einer gründlichen Untersuchung, um die Beziehungen ausfindig zu machen, die gleichwohl zwischen dieser Gruppe und den übrigen Völkern oder Rassen obwalten. Im Tabu der Polynesier haben die Forscher lange Zeit hindurch etwas ganz Specifisches zu finden geglaubt, und doch haben wir ein civilrechtliches Tabu bei allen europäischen Völkern, und das mosaische Gesetz ist vom Anfang bis zum Ende nur eine auf Religion gegründete Tabu-Satzung. Um das Richtige zu erkennen, muß man mit voller Unparteilichkeit an die Untersuchung gehen, ganz so unbefangen, wie der Zoologe die physischen Charaktere eines Säugethiers oder eines Vogels der Prüfung unterzieht. Fremde Völkerschaften, seien sie civilisirt oder seien sie barbarisch und wild, dürfen wir nicht nach unseren eigenen gegenwärtigen Verhältnissen beurtheilen. Es genügt manchmal, wenn wir auf uns selbst, auf die Geschichte unserer Rasse und der zumeist in der Civilisation vorgeschrittenen Völker zurückgreifen, um die moralischen Charaktere solcher Stämme und Gruppen, die wir uns so gern als tief unter uns stehend denken, richtig zu beurtheilen" (II, 201). Bei dieser inductiven Methode ergiebt sich eine gewisse Gleichartigkeit der primitiven moralischen Anlage. „Verfährt man so, dann erkennt man ohne Mühe, daß alle Menschen nahezu die gleichen moralischen Anlagen besitzen, im Guten sowohl wie im Bösen, nur daß leider die Uebereinstimmung im Bösen selbst noch stärker ausgeprägt zu sein pflegt. In dieser Beziehung ist wiederholt auf die scheußlichen Ausschweifungen der polynesischen Aréoi [1]) und auf die häuslichen Laster mancher amerikanischen Stämme hingewiesen worden. Man denke aber doch an die Orgien der alten Griechen und Römer, an die Spelunken unserer großen Städte, an die immer wiederkehrenden furchtbaren Berichte der Polizeibehörden unserer stolzen Hauptstädte" (II, 203). Dasselbe gilt für die Religion, die trotz aller verschiedenartigen Nünancirungen im Einzelnen doch ein Gemeingut der Menschheit als solcher ist. „Bei der Beurtheilung des religiösen Elements unter den verschiedenen Völkern wird nur zu häufig die wissenschaftliche Unparteilichkeit und die ruhige Erwägung des Thatsächlichen vermißt, die hier selbst noch in höherem Maaße gefordert werden müssen, als bei der Untersuchung der moralischen Eigenschaften. Die Leidenschaft kommt in religiösen Dingen nur zu leicht ins Spiel, und so hat es geschehen können, daß mehreren Menschenrassen von verschiedenen Beobachtern im guten Glauben das religiöse Gefühl abgesprochen worden ist. Die hohe Meinung

[1]) Vgl. dazu die ausführliche, aber mehr sittlich verurtheilende als psychologisch ergründende Schilderung bei Ellis, Polynesian Researches I, 321 ff.; viel gerechter urtheilt Moerenhout, Voyages aux îles du Grand Océan, Paris 1837, 2 Bände, I, 484 und Bastian, Zur Kenntniß Hawaiis, S. 66.

Digitized by Google

von sich selbst, welche den Europäer zu erfüllen pflegt, und ein geringschätziges Herabsehen auf andere Völker, die gar leicht als Barbaren und Wilde angesehen werden, haben vornehmlich zur Folge gehabt, daß auch bei dieser Frage irrige Auffassungen zu Tage getreten sind. Ein Reisender, der meistens die Sprache des Volkes, um das es sich handelt, schlecht versteht, zieht z. B. bei Einzelnen Erkundigungen darüber ein, wie sie über Gott, über ein zukünftiges Leben u. s. w. denken; diese verstehen ihn nicht und machen verneinende Zeichen, die keinen Bezug auf die an sie gerichteten Fragen haben; der Europäer aber deutet diese Zeichen anders: ihm galten die Befragten gleich von Anfang an als niedrige Geschöpfe, die höherer Vorstellungen nicht fähig sind, und so muß er wohl glauben, jenes Volk habe keine Vorstellung von Gott oder einem zukünftigen Leben. Leser, die von der Civilisation fremder Völker gleich niedrig denken, wie jener Reisende, werden sich seine Auffassung ohne Mühe aneignen. So wurde immer wiederholt, die Kaffern, die Hottentotten kennten keinen Gott, und doch wissen wir jetzt, daß dem nicht so ist. Versteht aber auch ein Reisender die Sprache des Volkes, so kann er dessen ungeachtet doch leicht irre geleitet werden. Die religiösen Vorstellungen wurzeln tief im Innersten des Menschen, und der Wilde offenbart nicht gern sein Innerstes vor den Fremden, die er fürchtet, die ihm überlegen sind und nicht selten dasjenige, was ihm als das Heiligste gilt, geringschätzen und bespötteln. Fällt es doch einem Pariser schwer genug, in Frankreich selbst über die abergläubischen Ansichten des baskischen Matrosen oder des niederbretagnischen Bauern Etwas herauszubringen, und danach mag er ermessen, welche Aufschlüsse er beim Kaffer oder beim Australier über derartige Dinge erwarten darf [1]). Die Glaubensseligkeit der Missionare verleitet ebenfalls nicht selten zu irrigen Deutungen. „Welchem christlichen Bekenntnisse der Missionar auch angehören mag, meistens hegt er einen tiefen Haß gegen den Glauben des Volks, das er bekehren will, und er findet in jenem Glauben ein Werk des Bösen. Diesen Glauben zu begreifen oder auch nur genau erkennen zu lernen, fällt ihm nicht ein, ihn zu vernichten, erachtet er für seine Aufgabe. ... Glücklicherweise kommen unter den europäischen Nichtgeistlichen, die ihren festen Wohnsitz unter diesen Völkern aufgeschlagen haben, auch solche vor, die sich in deren Gebräuche und Sitten eingelebt haben, so daß sie die Menschen verstehen und die Bedeutung der Dinge begreifen, die für jenen verschlossen ist, der sich nur

[1]) Vgl. dazu die ergreifende Erzählung von einer Begegnung, die Bastian mit einem Greise in Hawaii hatte, der auf sein eindringliches Befragen Anfangs hartnäckig schwieg, dann, wie Bastian berichtet, bei längerem Drängen schaute er auf mit einem wehmüthig seelenvollen Blick, wie ich ihn selten gesehen habe, und seine rechte Hand auf die Brust pressend, sagte er mit zitternder Stimme in einem fast herzzerreißenden Tone: Wollt Ihr mir meinen einzigen Schatz rauben? (Heil. Sage der Polynesier. Leipzig 1881, S. 158).

Digitized by Google

um die auffallenden und bizarren Formen kümmert. Auch unter den Missionaren finden sich Manche, die mit größerer Einsicht auch größere Nachsicht verbinden und die religiösen Vorstellungen herauszufinden vermögen, mögen dieselben auch noch so abgeschwächt und im eigentlichen Wesen abgeändert sich darstellen. So sind allmählig die Australier, Melanesier, Buschmänner, Hottentotten, Kaffern, Betchuana aus der Zahl jener Völker, die an keinen Gott glauben sollen, gestrichen worden; auch sie haben eine Religion. Oder sollten diese Völker im strengen Sinne doch keine Religion haben? sollen jene Wesen, an die sie durch Liebe oder durch Furcht gebunden sind, die sie verehren und an die sie sich bittend wenden, weil sie sich vor ihnen fürchten, oder weil sie von ihnen Etwas erhoffen, keine wirklichen Götter sein? Auch hierbei scheint der Stolz der Europäer manchmal von der richtigen Beurtheilung abgelenkt zu haben. Unsere Gelehrten und Philosophen, mögen sie zu den Gläubigen oder Nichtgläubigen, zu den Freidenkern oder zu den Rechtgläubigen gehören, denken sich das Göttliche immer so, wie man in unseren hochgebildeten Ständen sich dasselbe vorzustellen pflegt. Geht man unter ihre Vorstellung herunter oder zeigt sich nur die geringste Abweichung von dieser Vorstellung, dann ist es für sie mit dem Begriff der Göttlichkeit aus; stimmt das, was man über Ursprung, Wesen und Bestimmung des Menschen oder auch des Alls daraus folgert, mit ihren eigenen Folgerungen über diese Verhältnisse nicht überein, dann soll auch nicht mehr von Religion die Rede sein können" (II, 216 ff). Atheismus dagegen kommt nach unserem Gewährsmann immer nur erratisch vor, im Uebrigen sind Aberglaube und das, was im engeren dogmatischen Sinne Religion genannt wird, überall, selbst im Christenthum sehr eng, ja unauflöslich mit einander verbunden.

In der Geschichte der Religionen lassen sich daher für den psychologisch geschulten Blick verschiedene Schichten der Ideen unterscheiden, die in organischer Folge mit einander verknüpft sind; die früheren Götter werden erniedrigt, ihr Glanz verblaßt und sie fristen in dem Glauben des Volkes als Kobolde, Dämonen und andere Geister ein friedliches Dasein, wie das ja aus unserer eigenen Mythologie genugsam bekannt ist. Mit Recht vermuthet Quatrefages in dieser Entwicklung die Wirksamkeit eines großen socialpsychologischen Factors, der es uns erklärt, warum bei Völkern, die „in civilisatorischer Beziehung und auch geographisch weit aus einander liegen, dennoch die gleichen religiösen Anschauungen vorkommen".

3. H. Spencer.

Dieselben Grundgedanken, denen wir bereits bei Comte begegneten, treffen wir vielfach bei seinem Fortsetzer und Fortbildner Spencer, nur daß hier Alles schärfer methodisch entwickelt ist, nach dem Programm der zu begründenden Socialwissenschaft. Für uns kommt hier aus seinem umfassenden, auf zehn Bände berechneten System nur die Einleitung in

Digitized by Google

das Studium der Sociologie (2 Bände, Leipzig 1875) in Betracht. Wie sein Meister, so sucht auch Spencer die neue Wissenschaft in unmittelbarer Abhängigkeit von der Biologie zu begründen, eine, wie wir noch später sehen werden, nicht ganz ungefährliche Beziehung, indem sehr leicht (am stärksten bei Lilienfeld) aus dem bloßen Vergleich physiologischer und socialer Vorgänge, aus dem veranschaulichenden Bilde eine wirkliche sachliche Uebertragung, ein reales Verhältniß werden könnte [1]). Er bestimmt dasselbe folgendermaaßen: „Wie die Biologie gewisse allgemeine Züge der Entwicklung, des Baues und der Function entdeckt, von denen die einen für alle Organismen, die anderen für gewisse große Gruppen, wieder andere für gewisse in ihnen enthaltene Nebengruppen gelten, so muß die Sociologie Wahrheiten in der socialen Entwicklung des Baues und der Function anerkennen, von denen einige universell, andere generell, noch andere speciell sind. Denn es ist offenbar, daß, soweit menschliche Wesen, als sociale Einheiten betrachtet, Eigenschaften gemeinsam haben werden, Aehnlichkeiten des Wesens, welche für gewisse Menschenrassen gelten, Aehnlichkeiten des Wesens in den aus denselben entspringenden Nationen erzeugen werden, und daß eigenthümliche Züge, wie sie die höchstentwickelten Varietäten des Menschen besitzen, in unterscheidenden Charakteren resultiren müssen, die von den Gemeinschaften, zu welchen sie sich organisiren, gemeinsam besessen werden" (I, 73). Die ersten Stufen der Entwicklung sind daher bei beiden Wissenschaften dieselben, und dies wird sogar für die Abweichungen von dem grundlegenden Princip in Anspruch genommen; so wenn Spencer die Entstehung und Bedeutung des Häuptlingthums erklärt, das er als ein verhältnißmäßig erst spätes Product betrachtet: „Es ist dies eine Wahrheit in der Sociologie, vergleichbar mit der biologischen Wahrheit, daß der erste Schritt in der Erzeugung irgend eines lebendigen Organismus, hoch oder niedrig, eine gewisse Differenzirung ist, durch welche ein peripherischer Theil von einem centralen Theil unterschieden wird. Und Ausnahmen von dieser biologischen Wahrheit, wie man sie in jenen nichtkernigen Theilen des Protoplasma findet, welche die allerniedrigsten lebenden Dinge sind, werden von jenen Ausnahmen von der sociologischen Wahrheit begleitet, welche durch die allerniedrigsten Typen des Menschen gebildet werden" (I, 75). Das wird dann in der Entfaltung der Häuptlingschaft zur Anwendung gebracht, die ursprünglich nur mit sehr geringen Machtbefugnissen ausgestattet sich allmählig zu einer immer größeren Selbstherrlichkeit entfaltet habe. Auch in anderer Hinsicht wird das Verhältniß der beiden Wissenschaften zu einander beleuchtet: „Es giebt zwei verschiedene und gleich wichtige Wege, durch welche diese Wissenschaften zusammenhängen. Erstens setzt, da alle gesellschaftlichen Handlungen durch die Handlungen von Individuen bestimmt werden, und alle Handlungen von Individuen

[1]) Vgl. darüber vorläufig Gumplowicz, Grundriß S. 9 ff.

Digitized by Google

vitale Handlungen sind, welche mit den Gesetzen des Lebens im Allgemeinen in Einklang stehen, eine rationelle Erklärung gesellschaftlicher Handlungen Kenntniß der Lebensgesetze voraus. Zweitens bietet eine Gesellschaft, als ein Ganzes ohne Rücksicht auf die lebendigen Einheiten derselben betrachtet, Erscheinungen des Wachsthums, der Bildung und Verrichtung gleich denen des Wachsthums, der Bildung und Verrichtung in einem individuellen Körper dar und letztere sind nothwendige Schlüssel zu ersteren. . . . Daß eine wirkliche Analogie zwischen einem individuellen und einem socialen Organismus besteht, wird unbestreitbar, wenn man sieht, daß gewisse, die Bildung bestimmende Nothwendigkeiten dieselben gemeinsam beherrschen. Gegenseitige Abhängigkeit der Theile ist das, was Organisation jeglicher Art hervorbringt und erhält. So lange in einer Masse lebenden Stoffes alle Theile gleich sind und alle Theile gleichmäßig ohne gegenseitige Hülfe leben und wachsen, findet keine Organisation statt; das so charakterisirte, nicht differenzirte Aggregat des Protoplasmas gehört der niedrigsten Stufe lebender Wesen an. Ohne bestimmte Leistungen und nur zu den schwächsten Bewegungen fähig, kann es sich nicht den Umständen anpassen und hängt von der Gnade umgebender zerstörender Wirkungen ab. Die Veränderungen, durch welche diese structurlose Masse eine gebildete Masse wird, welche die einem sog. Organismus eigenen Merkmale und Kräfte besitzt, sind Veränderungen, durch welche die Theile desselben ihre ursprüngliche Gleichheit verlieren; und dies thun sie, indem sie die ungleichen Arten der Thätigkeit beginnen, für welche ihre bezügliche Stellung zu einander und zu den umgebenden Dingen sie geschickt macht. Diese Unterschiede der Verrichtung und die daraus folgenden Unterschiede der Structur, Anfangs schwach markirt, gering an Grad und wenig an Art, werden mit fortschreitender Organisation bestimmt und zahlreich, und im Verhältniß, als sie dies thun, wird den Anforderungen besser entsprochen. In ganz derselben Sprechweise auszudrückende Bildungszüge unterscheiden niedrigere und höhere Typen der Gesellschaften von einander, so wie die früheren Stufen jeder Gesellschaft von den späteren. Primitive Stämme zeigen keine festen Contraste ihrer Theile. Anfangs betreiben alle Menschen dieselbe Art Thätigkeit, ohne oder nur mit gelegentlicher Abhängigkeit von einander. Es findet nicht einmal eine feste Häuptlingschaft statt, und nur in Kriegszeiten macht sich eine freiwillige und zeitweilige Unterordnung unter jene geltend, welche sich als die besten Führer erweisen. Von den so beschaffenen kleinen, gestaltungslosen gesellschaftlichen Aggregaten findet der Fortschritt zu gesellschaftlichen Aggregaten von vermehrtem Umfang statt, deren Theile Ungleichheiten annehmen, welche stets größer, bestimmter und mannigfaltiger werden. Die Individuen der Gesellschaft zerfallen mit der Entwicklung derselben in verschiedene Ordnungen von Thätigkeiten, die durch Unterschiede in ihren örtlichen Bedingungen oder ihren individuellen Kräften bestimmt werden, und langsam ergeben sich dauernde gesellschaft-

Digitized by Google

liche Gebilde, von denen die primären bestimmt werden, während sie durch secundäre complicirt werden, welche ihrerseits bestimmt werden u. s. f." (II, 163 ff.) [1]).

Auch der Einfluß der Existenzbedingungen spielt für diesen Proceß eine nicht geringfügige Rolle: „Während die körperliche Natur der Bürger sich den physischen Einflüssen und gewerblichen Thätigkeiten ihrer Oertlichkeit anpaßt, wird ihre geistige Natur der Bildung der Gesellschaft, worin sie leben, angepaßt. Obgleich stets eine annähernde Anpassung des Individuums an sein gesellschaftliches Aggregat stattfindet, kann die Anpassung doch nie mehr als annähernd sein, und es findet stets eine Wiederanpassung statt. Wenn eine Nation unverändert bleiben könnte, so würde sofort eine Art dauernden Gleichgewichts zwischen der Natur des Einzelnen und derjenigen der Nation erreicht werden können. Allein der Typus der Nation wird fortwährend durch zwei Ursachen, durch das eigene Wachsthum und durch die kriegerischen oder sonstigen Thätigkeiten anwohnender Völker modificirt. Zunahme im Umfange eines Staates führt unvermeidlich zur Veränderung der staatlichen Structur, wie dies gleichfalls irgend eine Veränderung in dem Verhältniß der Lebensgewohnheiten der Wilden zu den gewerblichen Thätigkeiten bewirkt. Daher erzeugt die ununterbrochene gesellschaftliche Umwandlung mit der ununterbrochenen Veränderung der Bedingungen, unter welchen der Bürger lebt, in demselben eine Anpassung des Charakters, welche der Vollständigkeit zustrebt, aber durch neue gesellschaftliche Umwandlungen stets wieder unvollständig gemacht wird" (II, 184).

Wie Comte so verlangt auch der berühmte englische Forscher in Betreff der Methode völlige Unparteilichkeit und strenge Objectivität der Beurtheilung, die leider nur allzuhäufig fehlen. „Kaum Jemand kann sociale Einrichtungen und Handlungen mit der Gemüthsruhe betrachten, welche man empfindet, wenn man Einrichtungen und Handlungen anderer Art betrachtet. Zur correcten Beobachtung und zum correcten Ziehen von Schlüssen bedarf es jener Ruhe, welche bereit ist, die eine Wahrheit so bereitwillig zu erkennen und zu folgern wie die andere. Aber es ist fast so gut wie unmöglich, in dieser Weise die Wahrheiten der Sociologie zu behandeln. Bei dem Suchen derselben wird Jeder von mehr oder minder starken Gefühlen bewegt, welche ihn begierig machen, einen bestimmten Beweis zu finden, uneingedenk dessen, was damit in Widerspruch steht, und voll Widerstreben, irgend einen anderen als den schon gezogenen Schluß zu ziehen. Und obgleich nur vielleicht einer unter zehn von Jenen, welche denken, sich bewußt ist, daß sein Urtheil durch Vorurtheil bestochen ist, so

[1]) Wie sehr diese Perspective für die Betrachtung des Völkerlebens in Betracht kommt und wie wenig sie es nur mit einer fadenscheinigen Theorie hierbei zu thun haben, das möge ein Hinweis auf Post veranschaulichen, der direct die biologischen und sociologischen Grundlagen des Rechts mit einander vergleicht (Grundlagen des Rechts. Oldenburg 1884, S. 13 ff.).

Digitized by Google

wird doch selbst bei ihm dieser Bestechung nicht genügend Rechnung getragen. Ohne Zweifel ist fast auf jedem Felde der Forschung Gemüthsbewegung ein störender Eindringling; meistens ist eine gewisse vorgefaßte Meinung [1]) und eine gewisse Eigenliebe vorhanden, welche der Entkräftung derselben widersteht. Aber eine Eigenthümlichkeit der Sociologie ist es, daß die Gemüthsbewegungen, mit welchen ihre Thatsachen und Schlüsse betrachtet werden, ungewöhnliche Kraft besitzen. Das persönliche Interesse wird davon berührt, oder es findet eine Verletzung oder Befriedigung von Anschauungen statt, welche aus denselben emporgewachsen sind, oder aber es werden andere Empfindungen, welche mit den bestehenden Formen der Gesellschaft im Zusammenhang stehen, angenehm oder unangenehm erregt . . . Sich in Gedanken von allen seinen Beziehungen zu Rasse, Vaterland und Staatsgenossenschaft abzutrennen, alle jene Interessen, Vorurtheile, Vorliebe, Aberglauben abzuwerfen, welche durch das Leben seiner Gesellschaft und seiner Zeit in ihm erzeugt werden, alle Veränderungen, welche die Gesellschaften erlitten haben und erleiden, ohne irgend eine Beeinflussung durch die eigene Nationalität oder Glauben der persönlichen Wohlfahrt zu betrachten, ist Etwas, was der Durchschnittsmensch überhaupt nicht und der Ausnahmemensch nur sehr unvollkommen zu thun vermag" (I, 90). Eine ganz besondere, durch die gewöhnliche geschichtliche Betrachtung gesteigerte Gefahr erblickt unser Gewährsmann mit Recht in der üblichen Ueberschätzung individueller Leistungen gegenüber den eigentlich treibenden Factoren des socialen Lebens. „Die jedem civilisirten Kinde beigebrachten Lehren gehen gleich den Traditionen der uncivilisirten und halb civilisirten Völker davon aus, daß in der ganzen Vergangenheit des Menschengeschlechts die Thaten hervorragender Männer die einzig hervorragenden Dinge gewesen. Wie Abraham seine Lenden gürtete und sich hierhin oder dorthin begab, wie Samuel göttliche Befehle überlieferte, welchen Saul nicht gehorchte, wie David seine Abenteuer als Hirt erzählte und für seine Missethaten als König gescholten ward, diese und verwandte Persönlichkeiten sind die Thatsachen, für welche der jugendliche Leser der Bibel interessirt und über die er katechisirt wird, während Andeutungen jüdischer Einrichtungen, wie sie unvermeidlich in die Erzählung eingeflossen

[1]) Leider liefert hierfür die Völkerkunde auf Schritt und Tritt die traurigen Belege; es möge genügen, hier auf einen typischen Fall hinzuweisen, den R. Hartmann anführt; es handelt sich um die geringschätzige Verurtheilung der afrikanischen Völkerschaften, die ohne Weiteres nach ihrer ethnographischen Herkunft öfter als culturunfähig verschrien werden. Das drückt sich auch in dem landläufigen Schema von dem „blauschwarzen Neger" aus, wogegen nun der erfahrene Anthropologe bemerkt: „Die Nigritier bieten unter sich so zahlreiche Stammesabweichungen dar, daß wir von der uns geläufigen Vorstellung der Nigger mit Vollhaar, stumpfer Nase, wulstigen Lippen und pechrabenschwarzer Haut durchaus absehen müssen. Dergleichen Gebilde gehören als Schaupuppen in die Tabaksläden und nicht in die Wissenschaft vom Menschen" (Die Völker Afrikas, S. 40).

Digitized by Google

sind, weder von ihm noch von seinem Lehrer als irgend Bedeutung habend betrachtet werden. . . . Ja dasselbe ist der Fall, wenn der Knabe in die Hände seines classischen Lehrers daheim oder anderwärts übergeht. Arma virumque cano bildet wie den Anfang, so auch das Ende der Geschichte. Nach der Mythologie, welche natürlich allwesentlich ist, kommen die Heldenthaten der Herrscher und Krieger von Agamemnon bis auf Cäsar herab, während was an Kenntniß über sociale Organisation, Sitten, Vorstellungen, Sittlichkeit erlangt wird, wenig mehr ist, als was aus den biographischen Berichten hervorgeht. Und der Werth dieser Kenntniß nimmt einen solchen Rang ein, daß es für Schande gilt, über die Liebschaften des Zeus falsch zu antworten, und für entehrend, den Namen des Feldherrn bei Marathon nicht zu kennen, dagegen aber für entschuldbar, Nichts von dem socialen Zustand zu wissen, welcher der Gesetzgebung Lykurg's vorherging, oder von dem Ursprung und den Functionen des Areopagus. So findet die ‚Große-Männer-Theorie' der Geschichte überall eine vorbereitete Auffassung vor, ja ist nur der bestimmte Ausdruck dessen, was in den Gedanken des Wilden betont, in allen früheren Traditionen stillschweigend behauptet und durch vielfältige Belege jedem Kinde gelehrt wird" (I, 38).

Diesen mehr subjectiven Bedenken steht eine ganze Reihe objectiver Schwierigkeiten für das correcte und objective Studium der Sociologie gegenüber. Zu den Verfälschungen eines Beweises durch unrichtige Beobachtungen, voreilige Schlüsse, vorgefaßte Meinungen, durch die Macht der Gewohnheit u. s. w. kommt die weitere große Schwierigkeit, „daß die Vergleichungen, durch welche allein man schließlich das Verhältniß von Ursache und Wirkung unter socialen Erscheinungen bestimmen kann, selten zwischen Fällen angestellt werden, welche in jeder Hinsicht zur Vergleichung tauglich sind; wozu die Schwierigkeit kommt, daß die moralische Perspective, unter welcher sich dieselben darstellen, kaum je so weit in Rechnung gezogen werden kann, um uns wahre Vorstellungen der Verhältnisse zu sichern, und die weitere Schwierigkeit, daß Vergleichungen unserer unbestimmten und ungenauen Vorstellungen bezüglich einer anderen Gesellschaft stets mit der Einschränkung hingenommen werden müssen, daß die Vergleichungen nur theilweise zu rechtfertigen sind, weil die verglichenen Dinge nur theilweise in ihren anderen Zügen gleich sind" (I, 126). Endlich sind wir gewohnt, uns in der Beurtheilung socialer Zustände nur allzusehr an die unmittelbare Gegenwart und Vergangenheit zu halten, so daß wir meistens das eigentlich treibende Motiv einer Sitte und Anschauung nicht richtig erfassen. Ziehen wir, schreibt Spencer, um diese objective Schwierigkeit voll zu zeigen und noch klarer darzuthun, wie wichtig es sei, als Daten für sociologische Schlüsse nicht die nächsten, sondern diejenigen Folgen zu nehmen, welche sich über Jahrhunderte ausdehnen oder durch die ganze Civilisation zu verfolgen sind, eine Lehre aus einem Charakterzuge, welchen alle regulirenden Kräfte in allen Nationen entfaltet haben. Die ursprüng-

Digitized by Google

liche Bedeutung der Menschenopfer, auch sonst ziemlich klar, wird es völlig, wenn man findet, daß, wo der Cannibalismus noch wuchert und wo die bedeutendsten Vertilger von Menschenfleisch die Häuptlinge sind, diese Häuptlinge, wenn sie sterben, zu Göttern werden und in der Vorstellung der Wilden dann von den Seelen der Heimgegangenen leben, indem die Seelen als stoffliche Duplikate des Körpers, denen sie angehören, betrachtet werden. Und sollte irgend ein Zweifel darüber bleiben, so müßte er durch die Berichte, welche wir von den alten Mexikanern besitzen, zerstreut werden, deren Priester, wenn der Krieg lange keine Opfer geliefert hatte, dem Könige klagten, daß Gott hungrig sei, und, wenn das Opfer dargebracht worden, das Herz desselben dem Götzen darboten (indem sie seine Lippen mit dem Blute desselben netzten und sogar Theile des Herzens ihm in den Mund steckten), worauf sie den übrigen Körper kochten und selbst aßen. Die Thatsache, auf welche hier die Aufmerksamkeit gelenkt wird und welche sich uns bei den verschiedensten Völkern zeigt, ist die, daß das Opfern von Gefangenen oder Anderen, einst ein allgemeiner Brauch unter den cannibalischen Vorfahren, als ein priesterlicher Brauch fortdauert, lange nachdem er im gemeinen Leben einer Nation ausgestorben ist (I, 133).

So wichtig nun auch immerhin biologische Principien sind, so erhält die Sociologie doch erst durch die richtige psychologische Klärung und Schulung ihre endgültige Begründung und Fassung, wenn auch freilich diese Betrachtung und Beurtheilung der betreffenden Thatsachen in dem etwas fragwürdigen Lichte individualpsychologischer Auffassung erscheint. In der That, so heißt es am Schluß des Werkes, muß Jeder, der einmal zum Nachdenken über den Gegenstand geführt worden, erkennen, wie ungereimt die Annahme ist, daß es eine rationelle Erklärung der Handlungen menschlicher Gemeinwesen geben könne ohne eine vorherige rationelle Erklärung jener Gedanken und Gefühle, durch welche die Handlungen der Individuen hervorgerufen werden. Aus einem Gemeinwesen geht Nichts hervor, was nicht aus dem Motiv eines Individuums oder aus den vereinten ähnlichen Motiven Einiger, welche gewisse Interessen besitzen, mit den verschiedenen Motiven Anderer, deren Interessen verschieden sind, entspringt. Stets ist die Kraft, welche eine Veränderung einleitet, das individuelle oder corporative Gefühl, welches durch die Vernunft zu seinen Zwecken geführt wird, und nicht einmal eine annähernde Erklärung der gesellschaftlichen Erscheinungen kann gewonnen werden, ohne daß die Gedanken und Gefühle der Bürger als Factoren erkannt werden. Wie kann es also eine wahre Darstellung der gesellschaftlichen Handlungen ohne eine wahre Darstellung dieser Gedanken und Gefühle geben? Offenbar können Diejenigen, welche nicht in der Psychologie eine Vorbereitung zur Sociologie sehen, ihre Annahme nur durch den Nachweis vertheidigen, daß, während andere Gruppen von Erscheinungen ein besonderes Studium erheischen, die Erscheinungen des Geistes in all ihrer Mannigfaltigkeit und Verwicklung am besten ohne

Digitized by Google

besonderes Studium verstanden werden, und daß eine zufällig gewonnene Kenntniß der menschlichen Natur sich verhältnißmäßig verdunkelt und irreführt, wenn ihr eine mit Ueberlegung gesuchte und sorgfältig zusammengestellte Kenntniß derselben an die Seite gestellt wird [1]).

4. P. v. Lilienfeld.

Eine ganz eigenartige Stellung nimmt der außerhalb der fachgenössischen Literatur wenig bekannte Autor einer großartig angelegten Socialwissenschaft, Paul v. Lilienfeld, ein (Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft, 5 Bände, Mitau 1873 ff.). Er versucht gegenüber allen rein speculativen Ableitungen des Rechts und Staates die socialen Gebilde als naturgesetzliche Ergebnisse einer Entwicklung aufzufassen und nachzuweisen, die in der Natur und im gesellschaftlichen Leben in gleicher Weise sich bethätigt. Die menschliche Gesellschaft (so führt der anonyme Verfasser den ersten Band seines Werkes ein) ist gleich den Naturorganismen ein reales Wesen, ist nichts mehr als eine Fortsetzung der Natur, ist nur ein höherer Ausdruck derselben Kräfte, die allen Naturerscheinungen zu Grunde liegen, das ist die Aufgabe, das ist die Thesis, die der Autor durchzuführen und zu beweisen sich gestellt hat. Und wenn der Verfasser dabei sich nicht gescheut hat, die letzten Errungenschaften der Naturwissenschaft, namentlich der Biologie und Anthropologie, auch auf die Socialwissenschaft anzuwenden und bis in ihre äußersten Consequenzen hin zu verfolgen, so glaubt er, damit nicht nur der oberflächlich materialistischen Weltanschauung keinen neuen Vorschub, sondern im Gegentheil der ideellen Weltanschauung einen besonderen Dienst geleistet zu haben. Denn durch Zusammenstellung des socialen Lebens mit der Entwicklung der Naturkräfte tritt gerade jenes Gebiet hervor, das einzig und allein als Einigungspunkt für die bis jetzt feindlich, ja unversöhnlich sich gegenüberstehenden materialistischen spiritualistischen Weltanschauungen dienen kann. Die menschliche Gesellschaft ist sonach ein lebendiger Organismus, ja ein reales Wesen, in dem die Wechselwirkung der Kräfte sich ebenso nachweisen läßt, wie die der einzelnen Zellen in Pflanzen und Thieren. Besteht nach dieser Anschauung ferner kein Unterschied zwischen Zelle und Mensch, so besteht letzten Endes die menschliche Gesellschaft aus einer organischen Vereinigung complicirter Zellen und Zellgewebe. Diese reale Analogie erstreckt sich auch auf die drei Entwicklungsstufen der organischen Natur, auf die physiologische, morphologische und individuelle, und zwar so: „Die Gesellschaft ernährt sich vermittelst der sie umgebenden Körperwelt, indem sie gleich allen übrigen Organismen die verschiedenen Producte unter die einzelnen Individuen —

[1]) Vgl. über Spencer's Sociologie im Allgemeinen Schäffle, Bau und Leben des socialen Körpers I, 57 u. I, 128 ff., wo die Socialwissenschaften des englischen Forschers bei aller Anerkennung des umfassenden Wissens und der eminenten speculativen Kraft, die sich darin bethätigt, doch als ein nicht durchgeführter Versuch bezeichnet wird.

Digitized by Google

Zellen vertheilt; das ist die ökonomische Seite der socialen Entwicklung (was man sonst mit dem Wirthschaftsgebiet etwa bezeichnet), die der physiologischen Seite der Entwicklung der Pflanzen und Thiere entspricht. Eigenthum ist die erlangte Nahrung, ökonomische Freiheit das Streben nach Erlangung von Nahrung. Die Gesellschaft zergliedert sich gleich den übrigen Organismen in verschiedene Formen. Wie in dem Organismus der Natur, so wird auch in der menschlichen Gesellschaft die Abgeschlossenheit und Abgränzung einzelner Theile durch die Thätigkeit der einzelnen organischen Zellen bedingt. Das ist die rechtliche Seite der gesellschaftlichen Entwicklung, entsprechend der morphologischen Seite der Entwicklung der übrigen Organismen in der Natur. Recht bedeutet Abgränzung von Thätigkeit, Gliederung der Bewegung; rechtliche Freiheit wird ihrerseits durch die bestehenden Rechte und Rechtsverhältnisse bedingt. Die Gesellschaft gelangt zur Einheit vermittelst der durch die Staatsmacht bedingten Unterordnung einzelner Individuen, einzelner gesellschaftlicher Organismen unter andere, ganz ebenso wie die Organismen sich zu einem Ganzen vermittelst der Unterordnung der Thätigkeit einzelner Zellen unter die Thätigkeit anderer zusammenfügen. Das ist die politische Seite der gesellschaftlichen Entwicklung, die dem Theile der Naturkunde entspricht, der die Organismen als ungetheilte selbständige Individuen oder als eine Vereinigung von Individuen behandelt, der Botanik, Zoologie, Anthropologie. Wie die organische Einheit das Resultat der Vereinigung der Thätigkeit aller Zellen zu einem Ganzen auf dem Wege des gegenseitigen Unterordnens ist, so ist die staatliche Einheit im socialen Organismus das Resultat des Unterordnens der einzelnen Individuen unter die Interessen und Tendenzen des Gesammtlebens. Die Analogie zwischen der menschlichen Gesellschaft und der Natur, von diesem Standpunkt aus betrachtet, ist so innig, so klar, daß sie zu allen Zeiten von den besten Köpfen anerkannt worden ist; nur wurde diese Analogie bis jetzt nicht im realen, sondern im allegorischen Sinne aufgefaßt" (I, 86). Beim Menschen steigert sich diese Wechselwirkung der maaßgebenden Kräfte in dem socialen Organismus zu ihrer höchsten Vollendung, indem das Individuum, seinerseits ein Product eines unendlich complicirten Entwicklungsverlaufes, die in dieser Entfaltung erworbenen Eigenschaften und Fähigkeiten durch Vererbung späteren Generationen mittheilt. Für diesen Proceß ist dann eine Reihe von Momenten (Kampf um's Dasein, Anpassung an die Existenzbedingungen u. s. w.) ausschlaggebend (vgl. I, 133).

Das fundamentale Entwicklungsgesetz, daß der Mensch in seinen verschiedenen Phasen die entsprechenden Stufen der verwandten organischen Wesen wiederholt, wird richtig betont: „Ein jeder Mensch, von den höchsten Stufen seiner embryonalen Entwicklung an bis zu seiner vollen Reife, durchläuft real alle Epochen der historischen Entwicklung der Menschheit, ganz ebenso wie der menschliche Embryo in den niederen Stadien der

Digitized by Google

Entwicklungsperioden niedere organische Formen durchläuft" (I, 251)[1]). Diese Idee wird dann in geistvoller Weise, zugleich unter ziemlich ergiebiger ethnologischer Materialverwerthung, auf die eigentliche geschichtliche Entwicklung der Menschheit angewendet, indem Lilienfeld, mit Anlehnung an Häckel's[2]) Ausführungen in der generellen Morphologie, einen dreifachen Parallelismus in dem Gesetz des Nacheinander in der Zeit, des Nebeneinander des Raumes und des Uebereinander in der organischen und socialen Welt überhaupt zu erweisen sucht. Damit eröffnet sich auch ein neuer Ausblick auf die psychologische Betrachtung der menschlichen Entwicklungsgeschichte. „Bis jetzt wurde ein Object zur Beurtheilung und Ergründung der Urgeschichte der Menschheit vergebens gesucht. Die zufälligen Funde, die man in Betreff des sog. Urmenschen gemacht hat, gehören späteren Perioden der Geschichte der Menschheit an und bieten nur einzelne Bruchstücke zur Beurtheilung der Urgeschichte des Menschen. Durch unsere Thesis, daß ein jeder Mensch durch die allmählige Entwicklung seines Nervensystems alle Epochen der historischen Entwicklung der Menschheit ganz ebenso real durchläuft, wie der menschliche und jeder andere Embryo die niederen Stadien der Entwicklung derjenigen organischen Formen durchläuft, von denen er abstammt, — durch diese Thesis haben wir nicht nur den natürlichen Causalzusammenhang der ganzen Geschichte der Menschheit gefunden, sondern finden ihn auch in der individuellen Entwicklung eines jeden Menschen in ganz kurze Zeiträume zusammengedrängt dargestellt. Ist es wirklich wahr, daß ein jeder Mensch bei der allmähligen Entwicklung seines Nervensystems unbewußt, aber real im Großen und Ganzen die Geschichte der Menschheit durchläuft, so muß und kann ein jeder Mensch als Object zur Erkenntniß der Geschichte der Menschheit dienen, sowohl in der Vergangenheit, als auch in der Gegenwart und in der Zukunft. Nun steht aber ein jeder Mensch nicht selbständig da, sondern bildet als Zelle den Theil eines höheren, realen Organismus — der menschlichen Gesellschaft. Jeder höher ausgebildete sociale Organismus besteht aber in seinen einzelnen Theilen aus Individuen, Geschlechtern, Gemeinschaften, Ständen ꝛc., die auf verschiedenen Stufen der Entwicklung sich befinden, und

[1]) Dies ist insofern ein sehr wichtiger Satz, als dadurch die Gesellschaftslehre als ein Theil der Naturwissenschaft gefaßt werden kann; denn die Stufenfolge der menschlichen Entwicklung, wie sie der Embryo und das Kind darstellt, wiederholt sich in der Geschichte der Menschheit (vgl. Henne am Rhyn über P. v. Lilienfeld, 6. Heft der Sammlung: Deutsche Denker; Danzig, Leipzig, Wien (C. Hinstorff, S. 31 ff.).

[2]) Es heißt hier u. A. so: „Im Organismus der Menschheit, als Vereinigung aller Individuen zu einem einheitlichen Ganzen, finden wir das individuelle Moment in seiner ganzen Vielseitigkeit und in der ganzen Stufenfolge vom Niederen zum Höheren ausgeprägt. Sodann ist auch der dreifache Parallelismus ein vollständiger und das Nacheinander — die paläontologische oder phyletische Entwicklung —, das Nebeneinander — die systematische oder specifische Entwicklung, und endlich das Uebereinander — die biontische oder individuelle Entwicklung — stimmen im Großen und Ganzen völlig überein" (II, 110).

Digitized by Google

im Neben- und Uebereinander dasselbe darstellen, was die Geschichte uns im Nacheinander vorführt ... Wenn nun die menschliche Gesellschaft im Nebeneinander eine folgenrechte Abstufung der Bionten darbietet, die derjenigen im Nacheinander der Geschichte entspricht, so finden wir die dritte Parallele im Nebeneinander der in verschiedenen Ländern auf verschiedenen Stufen der Barbarei und Cultur befindlichen Zweige des jetzt lebenden Menschengeschlechts, einerseits den dem Urmenschen sich nähernden Buschmann oder Australneger, anderseits den hochentwickelten Europäer. Das sind die beiden Enden einer langen Kette von Entwicklungsstufen, die von zwischen diesen Extremen stehenden Rassen und Geschlechtern ausgefüllt werden. Sind da nicht alle Epochen der ganzen Entwicklungsgeschichte der Menschheit räumlich neben einander gestellt? Und dieses Nebeneinander entspricht es nicht im Großen und Ganzen dem Nacheinander und Uebereinander? Denn der jetzt lebende Papua reicht gewiß nicht weit über den Urmenschen hinaus und der jetzige Fellah nicht über den des Alterthums. Und schließt nicht eine jede sog. civilisirte Gesellschaft mehr oder weniger alle Abstufungen der Entwicklung in sich, angefangen von der rohesten Barbarei bis zu solchen Geistern, welche in ihrer Entwicklung alle Zeitgenossen überflügeln und in die Zukunft hineinragen? ... Alles im Gebiete der Anthropologie und Ethnologie gesammelte Material über die jetzt lebenden wilden Völker hat sich nun in erstaunlicher Weise als übereinstimmend mit den von der Geschichte überlieferten Nachrichten über den Culturzustand der verschiedenen Epochen erwiesen und dient als unumstößlicher Beweis für das Gesetz des dreifachen Parallelismus zwischen dem Neben-, Nach- und Uebereinander in der menschlichen Gesellschaft. Das Nacheinander muß vorzugsweise als Object der Geschichte, das Nebeneinander als das der Anthropologie und Ethnologie, das Uebereinander vorzugsweise als Object der Socialwissenschaft im engeren Sinne angesehen werden. Das ganze Gebiet wird von der Sociologie im weiteren Sinne umfaßt und erforscht" (II. 113 ff.) [1]).

Für diese Zwecke einer umfassenden Sociologie erhält auch die Statistik ihre Bedeutung. „Das einzige Maaß zur Bestimmung der Entwicklungsbewegung der Menschheit bietet nach unserer Meinung der mittlere Mensch vom embryologischen Standpunkt aus. Die Stadien der Entwick-

[1]) Hierbei wird dem bekannten, durch Mor. Wagner begründeten Migrationsgesetz, nach welchem das Menschengeschlecht ebenso wie alle anderen Organismen im Verlaufe seiner Entwicklungsgeschichte sich über die ganze Erde ausgebreitet hat, mit Recht eine besondere Bedeutung zugeschrieben (vgl. II, 301 ff.); beiläufig bemerkt, bezeichnet Ratzel jene Theorie geradezu als Theorie der Weltgeschichte, „die ja ihrerseits auch nur ein Ausläufer der Schöpfungsgeschichte ist, und für uns als Menschheitsgeschichte nur in zwei tief verschiedene Abschnitte zerfallen kann, in deren erstem die einem Stamm entsprossene Menschheit sich sonderte, um im zweiten sich wieder zu vereinigen. Wir scheinen ziemlich nahe am Ende des zweiten Abschnittes zu stehen, dessen Schluß Dampf und Elektricität eifrig zu beschleunigen suchen" (Anthropogeogr. I, 465).

Digitized by Google

lung des mittleren Menschen, man nehme ihn nun aus einem bestimmten Stande, einer Nationalität oder einer Rasse, müssen als Resultat unzähliger Beobachtungen sowohl in der geistigen und ethischen, als auch in der physischen Sphäre betrachtet werden. Die Statistik würde zu diesem Zweck als eine sehr wichtige Hülfswissenschaft anerkannt werden müssen; sie kann aber nur das feststellen, was sich in Zahlen ausdrücken läßt; nicht alle socialen Thätigkeitsäußerungen unterliegen jedoch diesem Kriterium. Die ganze Socialwissenschaft in ihrer umfassenden Bedeutung muß die Feststellung des mittleren Menschen zum Gegenstand haben; denn der mittlere Mensch vom embryologischen Standpunkt aus bildet trotz seiner Umbildungsfähigkeit den einzigen festen Punkt, welcher die Bewegung der Menschheit in der Geschichte in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft ausrechnen ließe" [1]).

Von den besonderen Problemen, welche für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit in Betracht kommen, erwähnen wir hier nur den Ursprung der Familie, wie ihn unser Gewährsmann auffaßt: „Die Uranfänge der menschlichen Gesellschaft sind zurückzuführen auf die Familie, d. h. auf die Vereinigung der beiden Geschlechter und die durch diese Vereinigung bedingte Fortpflanzung der Art. Die menschliche Gesellschaft ist also uranfänglich demselben Boden entwachsen, wie das Pflanzen- und Thierreich. Dieselben Gesetze der Geschlechtsgemeinschaft, der Zeugung und Vermehrung, welche den verschiedenen Pflanzen- und Thierspecies zu Grunde liegen, bedingen auch im Wesentlichen die Bildung der Familie des Menschen. Es sind untrügliche Anzeichen dafür vorhanden, die vermuthen lassen, daß die menschliche Familie uranfänglich aus loseren Banden bestand und daher eine wildere war, als die Vereinigung der Geschlechter bei manchen Thierspecies. Hätte der Mensch sich daher nicht über die für die Erhaltung und Vermehrung seiner Art nothwendige Vereinigung der Geschlechter erhoben, so wäre er nicht aus dem Zustande des rohen Halbmenschen herausgetreten, sondern hätte, wenn auch in Gemeinschaft mit Seinesgleichen, immer doch nur als Glied einer Heerde fortgelebt . . . Daß der Uebergang des Menschen vom thierischen Heerdenleben zu gesellschaftlichen Gemeinschaften nur Schritt vor Schritt erfolgen konnte, versteht sich von selbst, denn die Natur macht keine Sprünge. Dabei erweist sich, daß auch in Hinsicht auf die Entwicklung der menschlichen Familie das Gesetz des Nach-, Neben- und Uebereinander in Betreff der socialen Gemeinschaften sowohl, als auch in der organischen Welt volle Gültigkeit behält. So kann man durch Beobachtung der noch jetzt auf den verschiedensten Stufen der socialen Entwicklung stehenden Völkerschaften und Staaten, ja durch Beobachtung der verschiedensten Schichten der am höchsten entwickelten Culturstaaten die allmählige

[1]) Vgl. dazu Schäffle's Bau und Leben I, 211 ff., wo der auch von Drobisch (Die moralische Statistik und die Willensfreiheit) bekämpften materialistischen Thorheit entgegengetreten wird, als ob damit jede Motivirung der einzelnen Handlungen beseitigt sei.

Digitized by Google

Entwicklung der menschlichen Gesellschaft aus der Familie Schritt vor Schritt verfolgen. Die wilde Ehe ist nicht eine ausschließliche Erscheinung im Urzustande der menschlichen Gesellschaft; man findet sie noch jetzt unter den Wilden, sowie auch in der modernen Gesellschaft, hier freilich in ihrer rohesten Form — als Prostitution. Der Schwerpunkt des realen Zusammenhangs zwischen den Generationen, die eine sociale Gesammtheit bilden, liegt noch jetzt in der Blutsverwandtschaft. Nur werden die Bande dieser Verwandtschaft immer freier und allmählig durch directe und indirecte geistige und ethische Reflexe ersetzt, ohne jedoch vollständig aufgelöst zu werden. Denn die Vermehrung und Erhaltung des Menschengeschlechts kann ebenso jetzt, wie früher, immer nur durch Vereinigung der Geschlechter und durch Kindererzeugung auf Grundlage der allgemeinen Naturgesetze trotz immer höherer Potenzirung der geistigen und ethischen socialen Kräfte erfolgen [1]). Die Familie, diese Urform jeglicher, sowohl thierischer als auch menschlicher Gemeinschaft, enthält im Keime bereits alle Seiten der socialen Entwicklung und beruht im Wesentlichen auf denselben Gesetzen, wie der höchst entwickelte Staat. Die ökonomische (physiologische) Entwicklung der Familie wird gleich der auf der höchsten Stufe der Cultur stehenden Gesellschaft durch die Arbeitstheilung zwischen Mann, Weib und Kindern, durch den Austausch der erworbenen und zubereiteten Nahrungsstoffe, also durch Production, Vertheilung und Consumtion von Nutzgegenständen bedingt. Wie in jedem Staate, so beruht auch in der Familie der innere Halt und Zusammenhang auf dem Princip der Gestaltung, Sittlichkeit und der Sitten, welche in ihren äußeren Formen sich als Rechtsverhältnisse gestalten, in ihrer inneren objectiven Bedeutung jedoch sich als Anhänglichkeit, Liebe und einem Gefühl der Solidarität den nächsten Verwandten gegenüber kund thun, ein Gefühl, das bereits im Keime Gewissen und sittlichen Sinn in ihrer weiteren und tieferen Bedeutung enthält. An diese morphologische Seite der Entwicklung schließt sich endlich die politische (tektologische), welche die Familie unter der Leitung des Familienvaters als Gesammtheit erscheinen läßt. Wie im Staate, gilt auch in dem Schooße der Familie das Princip der Autorität, der Unterordnung des körperlich und geistig Schwächeren unter den Stärkeren, Unternehmenderen, geistig höher Entwickelten. Der patriarchalische Staat ist die Weiterentwicklung der Familie in einfachster Form; aber auch für alle anderen socialen Formen bildet die Familie den Ausgangspunkt und die Grundlage" (II, 388).

[1]) Diese Bemerkung Lilienfelds, daß der ursprüngliche Charakter der Blutsgemeinschaft sich späterhin in der Familie immer mehr verliert, ebenso wie ihre anfängliche social-politische Bedeutung, ist völlig zutreffend; auch in den Verwandtschaftssystemen tritt das unverkennbar zu Tage, indem das ältere Mutterrecht lediglich sich auf jenem biologischen Princip aufbaut (vgl. Post, Studien zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts, Oldenburg 1889, S. 129 ff. und meine Schrift: Die Entwicklung der Ehe, Berlin 1893, wo die gesammte neuere Literatur zusammengestellt ist).

Digitized by Google

5. A. Schäffle.

Mit dem ganzen Schwergewicht der philosophischen Kritik und zugleich unter weitgehender Verwerthung nationalökonomischen und statistischen Materials hat Schäffle in einem detaillirt ausgeführten Parallelismus physiologischer und psychologischer Factoren die Sociologie in seinem zweibändigen Werke behandelt: Bau und Leben des socialen Körpers. Encyclopädischer Entwurf einer realen Anatomie, Physiologie und Psychologie der menschlichen Gesellschaft, mit besonderer Rücksicht auf die Volkswirthschaft als socialen Stoffwechsel. (Tübingen 1875, 2. Auflage, nach der wir citiren 1881.) Der Verfasser geht in seiner Betrachtung aus von der Volkswirthschaft und insbesondere von seiner Schrift: Ueber die Güter der Darstellung und Mittheilung. Durch sie gewann ich, wie er berichtet, den allgemeinsten Einblick in die sociale Function der Symbolik, der Tradition und der Communication, d. h. in den eigenthümlichen psychischen Mechanismus des socialen Körpers. Dieser Mechanismus ist das äußere Substrat und Gegenbild der in drei Projectionsformen collectiver Vorstellungs-, Gefühls- und Willensthätigkeit stattfindenden socialen Coordination der individuellen Empfindungen und Bewegungsimpulse; er vermittelt die collective Sensation (Beobachtung), die collective Bewegung (Executive) und die inneren Zusammenhänge des Collectivbewußtseins auf vollkommen reale Weise. Ohne Verständniß für diesen psychologischen Sinnes-, Erregungs- und Coordinationsapparat des Gesellschaftskörpers wäre systematische Zergliederung von Anstalten und Verrichtungen des socialen Lebens unmöglich gewesen. Ohne Einsicht in denselben hätte ich mich auch nicht in das schwierige Gebiet der Psychologie und Philosophie hinauswagen mögen, selbst nicht an der Hand so zuverlässiger Führer wie Lotze und Lange, denen ich viele Förderung schulde und hier ausdrücklich meinen wärmsten Dank ausspreche. So aber durfte ich es unternehmen, Elemente einer realistischen Socialpsychophysik und einer Socialpsychologie zu gewinnen; denn, was die letztere specifisch angeht, nämlich empirische Beobachtung jener psychischen Coordinationen und Geistesarbeitsanstalten, welche erst mit der socialen Entfaltung menschlicher Geistesthätigkeit neu und eigenthümlich in die Erscheinung treten — diese Beobachtung war nun wirklich ausführbar. Sie ist sogar viel leichter als die physiologische und psychologische Ergründung des individuellen Seelenlebens, welcher die Aufhellung der einzelmenschlichen Bewußtseinserscheinungen angehört" (Vorr. S. 6).

In erster Linie wird bei aller Anerkennung gewisser apriorischer Elemente für unsere Weltanschauung doch für die Socialwissenschaft die exacte Forschung in Anspruch genommen und alle Metaphysik als solche abgelehnt: „Wie entschieden ich die Bedeutung des teleologischen Forschungsprincips vertrete, so kann ich doch nur erfahrungsmäßig gegebene und geschichtlich reale Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen einer wissenschaft-

Digitized by Google

lichen Erörterung zugänglich erklären. Ob causalistisch, ob historisch, ob politisch denkend hat die Socialwissenschaft lediglich mit wirklichen Ursachen, Vorstellungen, Motiven, Mitteln und Wirkungen zu thun. Sie verwehrt nirgends das subjective Fürwahrhalten des Glaubens über das Wißbare hinaus, aber sie selbst hat als Wissenschaft nur erfahrungsmäßig gegebene Thatsachen, Kräfte und Wirkungen, sowie deren causale, historische und praktische Zusammenhänge zu beobachten, objective Gewißheit zu finden ... Mit der Gränze des empirisch Erkennbaren ist auch die Gränze der Wissenschaft gegeben, hört die letztere auf und fängt die Poetik und Symbolik philosophischen oder religiösen Glaubens an" (I, 84.)

Was haben wir uns nun unter dem socialen Körper vorzustellen und inwiefern kommen hier etwa biologische Analogien in Betracht und inwiefern nicht, das ist die Cardinalfrage des ganzen Werkes? Darauf lautet die Antwort folgendermaaßen: „Die civile Gesellschaft, die Civilisation stellt wirklich einen belebten Körper, jedoch einen solchen von völlig eigener Art dar. Für's Erste besitzt der sociale Körper gewisse relativ constante Formen der Zusammenstellung der gleichzeitig vorhandenen Theile; er zeigt in morphologischer Hinsicht etwas Typisches, er hat regelmäßige Formerscheinungen, aber solche eigener, bewußter, künstlicher, daher freier und veränderlicher Art. Der sociale Körper erweist sich aber auch in der Zusammensetzung seiner vielfachen Bestandtheile, anatomisch, als belebter Körper eigener Art. Er ist ein Ganzes aufsteigend complexerer Zusammenstellungen eigenthümlicher Grundbestandtheile. Die zwei relativ einfachen (elementaren) Bestandtheile, welche immer complexere Verbindungen eingehen, sind die Personen (menschlichen Individuen) und die Güter, die Einheiten der Bevölkerung und des Volksvermögens ... Die Gesammtorganisation des socialen Körpers ist somit ein aufsteigend complexerer Aufbau aus zwei Elementen, aus Personen und Gütern, aus Bevölkerung und Vermögen. Der sociale Körper ist zwar nicht biologischer Zusammenhang dieser Elementareinsätze, aber er ist als große, geistige Lebensgemeinschaft organischer Individuen nicht minder ein zusammenhängendes Ganzes von functionell differenzirten Grundbestandtheilen und deren Verwebungen. Auch der sociale Körper lebt; denn er bewahrt innerlich bewegt den Zusammenhang seiner Theile und Bewegungen gegen äußere Störungen. Er lebt jedoch ein unvergleichlich eigenartiges Leben; es ist geistige, potenzirt bewußte, symbolisch und technisch vollzogene Lebensgemeinschaft. Er ist also nicht bloß morphologisch und anatomisch, sondern auch functionell (physiologisch) eine lebendige Individualität höherer Ordnung. Er wirkt zwar durch und für seine activen Bestandtheile, die Individuen und die Gruppen der Bevölkerung, aber er erhält sich über denselben als ein Ganzes mit ununterbrochenem Collectivbewußtsein, mit einer die Einzelnen beherrschenden Tradition der geistigen und materiellen Güter, mit Anhäufung der Kunsterrungenschaften aller vergangenen Geschlechter zur Aus-

Digitized by Google

ſtattung aller kommenden Generationen ... Der ſociale Körper folgt aber auch einer völlig eigenartigen, wenn gleich geſetzmäßigen Entwicklung. Von der primitiven Urſtufe der menſchlichen Entwicklung aus erhebt ſich die Civiliſation der verſchiedenen Völker und Völkerkreiſe in einem regelmäßigen Stufengang, welcher ebenſo in der idealſten Region der Religion, der Wiſſenſchaft und Kunſt, wie in der Staatsorganiſation und der Technik, in den Unterhalts-, Sicherheits- und Niederlaſſungseinrichtungen für jede Entwicklungsgruppe Eigenthümliches zur Erſcheinung bringt. Dieſe Entwicklung iſt die Wirkung von im hiſtoriſchen Sinne conſtanten Motiven und Bedürfniſſen und von eben ſolchen Naturvorausſetzungen. Die große Thatſache der Geſellſchaft ſelbſt iſt nur als das höchſte Machtproduct des ausleſenden Daſeinskampfes erklärlich. Allein die menſchlichen Völkerſchaften ſtreiten von Anfang als pſychiſch verbundene Collectivkräfte; unter ihnen ſtellen die im Daſeinskampf auserleſenen die ſtärkſte geiſtig-techniſche Geſammtkraft oder Macht dar. Eben als dieſe ſtärkſte Macht iſt die Civiliſation die höchſt ſiegreiche, die herrſchende Erſcheinung, die Spitze und Krone der natürlichen Schöpfung, welche die Thiervölker und die uncivilisirten Menſchenvölker vernichtet. Die auszeichnend civile, geiſtig-techniſche, collective Führung des Daſeinskampfes iſt es, was die Thatſache der Geſellſchaft ſelbſt, deren genetiſche Erklärung merkwürdiger Weiſe bis jetzt den ſocialwiſſenſchaftlichen Fachdisciplinen keinerlei Kopfzerbrechen gemacht hat, vollſtändig und einfach zu erklären geſtattet" (S. 2 ff.). Damit iſt ſchon der Gegenſatz und Unterſchied vom rein biologiſchen Organismus angedeutet: „Den organiſchen Leibern und der Thierſeele verglichen iſt zwar der ſociale Körper und Gemeingeiſt auch eine Zuſammenſtellung organiſcher Beſtandtheile und ihrer innewohnenden ſeeliſchen Energien. Allein die Gemeinſchaft der menſchlichen Individuen iſt nicht mehr organiſch-phyſiologiſcher (biologiſcher), ſondern nur noch ſocial-pſychiſcher (ſymboliſch-techniſcher) Art. Der ſociale Körper iſt kein Organismus im Sinne einer den organiſchen Körpern gleichwerthigen Erſcheinung. So ſehr die Vergleichung organiſcher Formbeſtandtheile und Functionen für die Socialwiſſenſchaft als Mittel der Veranſchaulichung Werth hat und ſo ſehr dieſe Vergleichung durch die Wahrnehmung ſchon vollzogener zweckmäßiger Löſung der Lebensaufgaben der Thier- und Pflanzenkörper anregend ſein mag, ſo kann doch der Thier- oder Pflanzenkörper nimmer als völkerſchaftlich-ſociale Erſcheinung angeſehen werden ... Es fehlt dem Thierleib jene ausſchließlich ſocial pſychiſche, durch Symbole und Kunſtfertigkeiten vollzogene Verknüpfung organiſcher Individuen, welche das Weſen des Socialen, den eigentlichen Charakter der menſchlichen und thieriſchen Völkerſchaft ausmachen. Der ſociale Körper iſt demgemäß kein Organismus im Sinne der Biologie" [1]).

[1]) Dennoch meint Schäffle, dieſe naturwiſſenſchaftlichen Analogien, die viel zur Veranſchaulichung der logiſchen Erwägungen beitrügen, nicht fahren laſſen zu ſollen;

Digitized by Google

Nur in den knappsten Umrissen können wir die Ausführung dieses großartig angelegten Planes andeuten. Bei der Zergliederung des Baues und der Functionen der menschlichen Gesellschaft stehen auf der einen Seite als einflußreiche Factoren die äußere Umgebung (mit dem Volksvermögen), auf der anderen „das aktive Element des socialen Körpers, Individuum und Bevölkerung". Denn alle Socialwissenschaft, wie Schäffle betont, nicht bloß die Nationalökonomie „muß auch die Natur, d. h. den durch Boden und Klima bezeichneten Naturfonds der nächsten Weltumgebung des socialen Körpers als die äußere Umfassungssphäre des gesellschaftlichen Lebens in Betracht ziehen, und zwar nicht nur als einen Inbegriff freier Güter, sondern auch als eine Vielheit freier, d. h. unbemeisterter Widerstände". Für das menschliche Individuum kommt sodann seine mit ausdrücklicher Berufung auf Aristoteles entwickelte natürliche Bestimmung zur Gesellschaft in Betracht. „Nicht bloß seine allgemeine Acclimatisationsfähigkeit, seine körperlich vielseitige Ausstattung, seine Fähigkeit zu gegliederter Arbeit, seine Kunst in äußeren Mitteln wechselseitiger Verständigung (Tradition, Sammlungen, Literatur), seine Beweglichkeit, seine Anlage zur Capitalisation und Aufbewahrung, sondern auch und noch mehr die Universalität und logische Sicherheit seines Denkens und Sicherinnerns, namentlich aber das auf Einheit mit Gott und den Mitmenschen gerichtete aprioriſche Element des Geistes machen den Menschen zu einem von Natur gesellschaftlichen Wesen. In diesen Zügen seiner Natur wurzelt die Thatsache der Gesellschaft. Eben mit jenen nur seiner Natur innewohnenden und erst mit ihm in die Erfahrungswelt eintretenden Vorstellungen, Gefühlen und Bestrebungen ist der sociale Trieb, das Streben nach sittlich-geistiger Gemeinschaft mit Anderen, also die Nothwendigkeit und Möglichkeit des Aufbaues eines socialen Körpers gegeben. Dafür, daß die Gesellschaft Organismus und zwar sittlicher Organismus sei, ist eben dies der schlagendste Beweis, daß die socialen Elemente, Einzelpersonen und Güter als sittlich geartete Wesen aufhören, daß das Individuum verthiert, der Güterreichthum schwindet, sobald die Gesellschaft aufhört. Ganz besonders erweist sich der Einzelne seinem geistigen Besitze nach in Sprache, Sitte, Glauben, Ueberlieferung als Kind der ganzen Vorgeschichte seines Volkes und, insofern alle Völker immer stärker geistig einander geben, der Menschheit. Plato's Ansicht, daß unsere Ideen Urerinnerungen seien, ist in anderem Sinne jetzt als vollkommen zutreffend erwiesen. . . . So ist von Anfang, bleibt und wird immer

---

wenn es dem Leser jedoch anstößig sei, die Familie als sociale Zelle, die einfacheren Verbindungen von Personal- und Güterbeständen zu Grundanstalten als sociale Gewebe, die Complexe dieser Grundanstalten als Gewebesysteme und das materielle Güterleben als Stoffwechsel bezeichnet zu sehen, so könne er die dafür gebräuchlicheren Ausdrücke unbedenklich einsetzen. Im Uebrigen dient unserem Gewährsmann jene biologische Beziehung dazu, eine sociale Histologie nach dem Muster der physiologischen zu begründen u. s. f. Vgl. I, 271 ff.

Digitized by Google

mehr der Einzelne ein von Natur und durch die Geschichte gesellschaftliches Wesen. Die klare und wirkliche Einsicht in diese aristotelische Wahrheit wird den Sociologen vor der Gefahr bewahren, welche durch die naturwissenschaftlich atomistische Neigung unserer Zeit so nahe gelegt ist, das Ganze über dem Einzelnen, den socialen Körper über der socialen Zelle zu vergessen und hiermit dem einseitig atomisirenden Individualismus unserer Tage zu huldigen. Nicht einmal das Individuum für sich läßt sich losgelöst von dem Ganzen vollständig erklären, geschweige das Ganze aus dem abgelösten Atom. In der Gesellschaftswissenschaft so wenig, als in der Naturwissenschaft kann sich die Erklärung mit dem Begriff des Individuums begnügen, vielmehr gerade die collectivistische Anlage, Function und Erhaltung des Individuums für das und durch das Gesellschaftsganze stellt sich in den Vordergrund" (I, 184 ff.).

Von diesem socialpsychologischen Gesichtspunkte aus ist nun die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und damit des sich in ihm vollendenden Individuums betrachtet und zwar nach den äußeren Formen sowohl wie nach dem geistigen Gehalt, vielfach mit Anwendung Fechner'scher Formeln und Schemata aus der Psychophysik, wobei der Volksgeist selbstverständlich nicht als todtes Abstractum gefaßt wird, sondern, wie Schäffle es ausdrückt, „als ein durch die ganze geschichtliche Geistesarbeit angehäuftes, fortgesetzt überliefertes, in jeder Generation modificirtes, vielseitig gegliedertes System geistiger Energieen und Spannkräfte, welche, über alle activen Elemente des Volkskörpers vertheilt, die Einzelnen zu einer geistigen Collectivkraft vereinigen." Für uns handelt es sich, da wir uns auf diese Ausführungen hier nicht weiter einlassen können, um den Nachweis der socialen Gesetze in der Entwicklung der Civilisation. Mit vollem Recht betont unser Gewährsmann gegenüber manchen vertrauensseligen Theoretikern, wie sehr es uns hier noch an verläßlichem Material gebricht, um den Anfang menschlicher Association klar zu erkennen und zu begreifen. Diese Lücke wird durch die sociale Selection ausgefüllt, als deren Gesetz sich ergiebt: „Die fortschreitende Gesellschaftsbildung (Civilisation) ist das höchste Ergebniß der vervollkommnenden Auslese der menschlichen Daseinskämpfe, genauer gesagt, ist sie das unausbleibliche Product aller Daseins- und Interessenkämpfe, welche von den socialen Einheiten jeder Individualisirungsstufe theils unter sich, theils gegen die äußere Natur mit den wachsenden Mitteln der menschlichen Geistes-, Körper- und Vermögensausstattung und innerhalb einer durch Recht und Sitte gesetzten Streitorganisation ausgekämpft, durch den Trieb individueller und collectiver Selbsterhaltung, durch den organischen Vermehrungstrieb, durch den Eigennutz, durch gemeinnützige Verbesserungsbestrebungen erweckt und in immer höherem Grade erneuert, um die Befriedigung nicht bloß der sinnlichen Nothdurft, sondern mehr und mehr um ein steigendes Maaß höherer materieller und ideeller Lebensansprüche geführt, durch Zufall, durch Spiel, durch äußeren und

Digitized by Google

inneren Krieg, durch freien Austrag und durch vielgestaltige Urtheilsinstanzen des Wettstreites entschieden werden und nothwendig dahin führen, daß im Einzelnen die relativ besten Anpassungen sowohl angeregt als zur Herrschaft, Ausbreitung und Ueberlieferung gebracht, dagegen die relativ schlechtesten Anpassungen, die Entartungen und fremdartigen Bildungen vernichtet, abgestoßen oder zur besseren Anpassung genöthigt werden, und daß im Ganzen ein wachsendes Maaß ideeller und materieller Kräfte für die collective Führung des menschlichen Daseinskampfes sich aufhäuft, daß immer mehr Gesellschaftsbildung, d. h. immer mehr Gliederung und Vereinigung der geistigen und physischen Arbeitskräfte, sowie der zugehörigen Güterausstattungen stattfindet."

Für diese Untersuchung ist der Einfluß entscheidend, den Recht und Sitte auf die sociale Entwicklung ausüben, deshalb widmet diesem von Philosophen und Rechtsforschern vielfach noch völlig verkehrt behandelten Problem unser Gewährsmann den zweiten Band seines Werkes. Während die Speculation an einen transcendenten Maaßstab für Recht und Gut appellirt oder an ein untrügliches, apriorisches Bewußtsein des einzelnen Menschen, kann hier nur die moderne Entwicklungstheorie in ihrer Anwendung auf die „dynamische Begründung der Gesellschaftslehre" Licht und Aufschluß bringen. Recht und Sitte (so lautet die Definition) sind gesellschaftlich gesetzte, nach den geschichtlichen Bedingungen der gesellschaftlichen Gesammterhaltung bemessene, aus der Erfahrung über Wohl und Wehe gewonnene, von den geschichtlich gegebenen Trägern der Macht äußerlich und von der Macht des Volksgeistes innerlich erzwungene, durch Vererbung und Gewohnheit befestigte Ordnungen des subjectiven Thuns und Lassens, Ordnungen der Subject- und Machtbildung, Ordnungen der Veränderung, Anpassung und Vererbung, Ordnungen der fruchtbaren erhaltenden und entfaltenden Führung wie der Entscheidung der Interessen- und Daseinskämpfe, Ordnungen der Sicherstellung und Begrenzung der Folgen von Sieg und Niederlage in diesen Kämpfen, kurz gesellschaftliche und aus dem Gesichtspunkt der gesellschaftlichen Erhaltung geschöpfte Ordnungen der socialen Wechselwirkungen und hierdurch der socialen Entwicklung. Bei dieser Auffassung wird die unermeßlich praktische Bedeutung von Recht und Sitte, ihre wohlthätige Wirkung, ihr historisch wechselnder Inhalt und ihr die historischen Systeme der positiven Ethik überdauerndes allgemeines Princip, ihre treibende Kraft vollkommen einleuchtend, und zwar mit Ausschluß aller Erschleichung oder Mystik und unter Erprobung der ethischen Theorieen durch die Erfahrung (II, 61) [1]).

Dies Princip wird dann auf den verschiedenen Stufen der socialen

[1]) Vgl. hierzu den geistvollen Aufsatz Schäffle's: Ueber Recht und Sitte vom Standpunkt der sociologischen Erweiterung der Zuchtwahltheorie in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philosophie (Leipzig) II, 38 ff.

Digitized by Google

Organisation (Horden-, Patriarchal-, Feudalzeit u. s. w.) verfolgt, wiederum unter Anwendung der schon früher erörterten naturwissenschaftlichen Kriterien der Anpassung, Vererbung, des socialen Interessenkampfes 2c., so daß schließlich der Apparat der socialen Auslese einen sich immer steigernden Fortschritt erzielt, wobei ein immer innigerer Anschluß an eine universelle menschliche Gemeinschaft eintritt, trotz aller Zersetzung, Entartung und Rückbildung im Einzelnen. Diese verschiedenen Scalen der Entwicklungsgrade, die neben einander bestehen, beeinflussen sich deshalb auch naturgemäß derart, daß, wie Schäffle sagt, „mit der Austilgung der niedrigsten Gesittungsstufen der ältesten Zeit die physische und geistige Verwandtschaft aller heutigen Rassen, und damit die Arteneinheit des Menschengeschlechts sich realisirt. Eine Thorheit aber wäre es, wenn man auf Grund jener socialen Auslese, die selbstredend anfänglich nicht ohne Gewaltthätigkeit vor sich geht, behaupten wollte, die Selectionstheorie begründe und befördere die Brutalität. Eine Verleumdung wäre es, so schließt Schäffle seine Untersuchung, wenn nach Allem, was wir über die Bedeutung und Entstehung des Rechtes und der Sitte bemerkt haben, noch der Vorwurf gemacht werden wollte, daß die Selectionslehre eine Rechtstheorie der Brutalität erzeugen müsse. Wiesen wir doch nach, daß die stärksten Kräfte mehr oder weniger gezwungen werden, wahres Recht zu bilden und zu hüten, dem Recht zur Macht zu verhelfen und aus der Macht Recht hervorgehen zu lassen. Nur fiel uns Recht und Gerechtigkeit nicht fertig vom Himmel. Auch Darwin und Häckel haben Nichts weniger gethan, als eine Ethik der Brutalität statt des Gemeinsinnes und der Berufstreue zu begründen. Was aber nicht brutal ist, kann sehr wohl eine Macht und durch Macht sein. Wir haben in der That gezeigt, daß Recht nur durch Macht bestehen und Macht ohne Recht nicht fortbestehen kann. Ohne Sammlung der höchsten Macht für das Recht und durch das Recht wäre es gar nicht möglich, Gewaltmacht zu beugen und das im Anfange der Civilisation unendlich große Uebergewicht gewaltthätigen Streitaustrages sogar allmählig in ein Uebergewicht der gewaltfreien Wechselwirkungen des Friedens zu verwandeln. Wäre es denn aber verwerflich, wenn wir nachwiesen, wie Recht und Sitte real entstehen und reale Mächte werden, statt sie über den Wolken zu suchen und von dort auf die Gesellschaft herunter fallen zu lassen?“ (II, 495).

6. L. Gumplowicz.

In einem knappen Grundriß der Sociologie (Wien 1885) hat der Oesterreicher Gumplowicz es unternommen, unter theilweiser Verwerthung ethnologischen Materials Begriff und Umfang seiner Wissenschaft festzustellen und zugleich allgemeine Gesetze der Entwicklung zu finden, die freilich unseres Erachtens nicht durchweg auf schrankenlose Gültigkeit Anspruch haben, sondern vielfach nur der abstracte Ausdruck des sich in seinem engeren Vaterlande vollziehenden Rassenkampfes sind. „Die Aufgabe der

Digitized by Google

Sociologie besteht nun darin (so heißt es in der Einleitung), nachzuweisen, daß jene allgemeinen Gesetze auf die socialen Erscheinungen ihre Anwendung finden, ferner, welche speciell socialen Verhältnisse und Formen jene allgemeinen Gesetze auf socialem Gebiete erzeugen und welche besonderen socialen Gesetze und Normen sich aus jenen allgemeinen Gesetzen für das sociale Gebiet ergeben ... Unter socialen Erscheinungen verstehen wir Verhältnisse, die durch das Zusammenwirken von Menschengruppen und Gemeinschaften zu Stande kommen. Diese letzteren bilden in jenen durch sie zu Stande gekommenen Verhältnissen die socialen Elemente. Als ursprünglichste und einfachste sociale Elemente müssen wir primitive Menschenhorden annehmen, deren es in der Urzeit eine große Anzahl gegeben haben muß. Alle späteren und weiteren Combinationen und Complicationen dieser einfachsten socialen Elemente zu größeren Gemeinschaften, Stämmen, Gemeinden, Völkerschaften, Staaten und Nationen sind eben so viele sociale Erscheinungen. Außer den zwischen den socialen Elementen und den aus ihnen gebildeten Gesammtheiten bestehenden socialen Verhältnissen entstehen aber in Folge ihres Zusammenwirkens und in Folge ihres Einwirkens auf den individuellen Geist die socialpsychischen Erscheinungen, wie Sprache, Sitte, Recht, Religion u. s. w. Auf alle diese Erscheinungen erstreckt sich das Gebiet der Sociologie, auf alle diese hat sie von ihrem Standpunkte aus ihre Untersuchung auszudehnen und die Geltung der socialen Gesetze in der Entwicklung derselben nachzuweisen ... Nachdem nun das Substrat aller socialen Erscheinungen die menschliche Gattung ist, so kann man diese, mit einem Wort die Menschheit, als den eigentlichen Gegenstand, als das wissenschaftliche Object der Sociologie bezeichnen. Es ist nun klar, daß der richtige oder falsche Begriff von dem naturgeschichtlichen Wesen der Menschheit auf die Gestaltung der Sociologie, auf ihr Gelingen oder Mißlingen von entscheidendem Einfluß sein muß. Der kleinste Rechnungsfehler, den wir in der naturgeschichtlichen Auffassung der Menschheit, ihrer Anfänge und ihrer Entwicklung begehen, muß sich in dem Weiterbau dieser Wissenschaft durch hundert- und tausendfach vergrößerte Irrthümer rächen" (S. 71). Zu solchen falschen Ausgangspunkten und Axiomen rechnet unser Gewährsmann z. B. die Annahme von der (physischen) Einheit des Menschengeschlechtes (Gumplowicz ist eifriger Vorkämpfer für den Polygenismus), von der spontanen Entwicklung der Völker durch die Stufen der Jägerei und Fischerei bis zum Ackerbau, und endlich den Versuch, von der Welt der Thatsachen sich bis zu einem höchst fragwürdigen Anfang der Entwicklung und des Menschengeschlechts überhaupt vorzuwagen. Indem die Sociologie zu allgemeinen Gesetzen aufsteigt, bildet sie, wie Gumplowicz fortfährt, „offenbar die Grundlage aller der Wissenschaften, welche einzelne Theile der menschlichen Gesellschaft, einzelne Richtungen gesellschaftlicher Thätigkeit, endlich einzelne Aeußerungen gesellschaftlichen Lebens und Schaffens behandeln. Solche Wissenschaften, die in den Umfang der allgemeinen

Digitized by Google

Wissenschaft von der Gesellschaft wie Artbegriffe in den Umfang des Gattungsbegriffes fallen, sind: die Wissenschaft vom Menschen als Einzelwesen: Anthropologie, die Wissenschaft, die es mit der Beschreibung, Charakterisirung und Vergleichung der verschiedenen existirenden Völker und Menschenstämme zu thun hat: Ethnographie, die Wissenschaft, die es mit den mittelst Herrschaftsorganisation hergestellten socialen Gemeinschaften zu thun hat: Staatswissenschaft, die Wissenschaften von den einzelnen socialen Einrichtungen, die zur Befriedigung social-psychischer Bedürfnisse der Menschen hervorgerufen werden, wie Sprachwissenschaft, Religionswissenschaft, Rechtswissenschaft u. s. w." (S. 79). Damit ergab sich als weitere Folge einer vertieften Anschauung die vergleichende social-psychologische Betrachtung gemeinsamer Erscheinungen: „Als man von jeder dieser einzelnen Wissenschaften aus die Entdeckung machte, daß ihre betreffenden Gegenstände, also diese social-psychischen Gestaltungen des Rechts, der Religion, der Sprache, der Kunst, der Philosophie sich bei allen Völkern in geringerem oder größerem Umfange in unvollkommenerem oder vollkommenerem Zustande, je nach der Entwicklung des betreffenden Volkes oder Stammes, vorfinden, wurde man von selbst zur Beobachtung dieser Verschiedenheiten bei diesen verschiedenen Völkern und zur Vergleichung dieser ihrer social-psychischen Gestaltungen gedrängt. So gelangte man zuerst zum vergleichenden Studium des Rechts, der Religion, der Sprache, und durch dieses und diesem zu Liebe zur Erforschung jenes gemeinsamen Bodens, aus dem alle die Quellen der einzelnen Wissenschaften sich zu ergießen schienen, und den man zuerst als Culturgeschichte, Ethnographie, Ethnologie (Bastian) bezeichnete, und welcher in der That am passendsten als Socialwissenschaft bezeichnet werden kann."

Mit besonderer Lebhaftigkeit streitet unser Verfasser gegen die landläufige, schon von der Cultur- und Universalgeschichte vertretene Meinung einer ununterbrochenen (meist als Fortschritt gefaßten) Entwicklung innerhalb der Menschheit, ja er protestirt überhaupt gegen das Unterfangen, die Menschheit als solche als das Substrat für die verschiedenen socialen Phasen zu nehmen, während es sich immer nur innerhalb des ganzen Menschengeschlechts um die verschiedenen socialen Zustände handelt, die gleichzeitig sich unserem Blick darbieten, aus denen wir freilich nachträglich eine sog. organische Entwicklung construiren. „Man darf diese Entwicklung keine sociale nennen und sie nicht mit der socialen Entwicklung verwechseln; denn mit nichten entwickelt sich etwa eine einheitliche Menschheit als Substrat dieser social-psychischen Entwicklung, sondern in der ewigen Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit, in der sie sich befindet, liefert sie uns zu jeder Zeit die Möglichkeit, aus ihren mannigfaltigen und verschiedenen Zuständen die einzelnen Bausteine einer logischen, social-psychischen Entwicklung zusammenzustellen. So finden wir heute wie vor Jahrhunderten menschliche Gemeinschaften, die in regelloser ‚freier' Liebe leben, wir finden Stämme und Völker, wo Polyandrie, Polygamie und Monogamie

Digitized by Google

herrschte und herrscht. Es darf also die Entwicklung socialer Institutionen mit der Entwicklung der Menschheit selbst, mit dem, was wir im strengsten Sinne des Wortes sociale Entwicklung nennen, nicht verwechselt werden. . . . Sociales und Social-Psychisches müssen eben scharf getrennt und unterschieden werden. Ersteres begreift die Beziehungen der Menschengruppen und Gemeinschaften zu einander, letzteres ist der Inbegriff jener Manifestationen des ‚Völkergedankens', als welche alle social-psychischen Gebilde auf den Gebieten der Religion, Sitte, des Rechts und der Cultur anzusehen sind. Nur die auf rein socialem Gebiete, also da, wo es sich um die Beziehungen des verschiedenen Menschenmaterials selbst zu einander handelt, gefundenen Gesetze nennen wir sociale Gesetze, dagegen wird es wohl am angemessensten sein, die auf den Gebieten der ‚gesellschaftlichen Denkschöpfungen' (um mit Bastian zu sprechen) zu Tage tretenden Gesetze als social-psychische zu bezeichnen" (S. 101) [1]).

Für den Aufbau der Sociologie ist es sehr verhängnißvoll, wie das Verhältniß des Einzelnen zu seiner Umgebung beurtheilt wird, ob vor Allem nach dem Muster der speculativen Philosophie das Ich als die letzte Quelle und der unerschöpfliche Grund des ganzen Geschehens angesehen wird. Mit Bastian und anderen hervorragenden Ethnologen weist unser Gewährsmann diesen Ausspruch als unberechtigt zurück: „Der größte Irrthum der individualistischen Psychologie ist die Annahme, der Mensch denke. Aus diesem Irrthum ergiebt sich dann das ewige Suchen der Quelle des Denkens im Individuum und der Ursachen, warum er so und nicht anders denke, woran dann die Theologen und naiven Philosophen Betrachtungen darüber knüpfen oder gar Rathschläge ertheilen, wie der Mensch denken solle; es ist das eine Kette von Irrthümern. Denn erstens, was im Menschen denkt, das ist gar nicht er, sondern seine sociale Gemeinschaft, die Quelle seines Denkens liegt gar nicht in ihm, sondern in dem socialen Medium, in dem er lebt, in der socialen Atmosphäre, in der er athmet, und er kann nicht anders denken als so, wie es aus den in seinem Hirn sich concentrirenden Einflüssen des ihn umgebenden socialen Mediums sich ergiebt. In der Mechanik und Optik kennen wir das Gesetz, wonach wir aus der Beschaffenheit des Einfallswinkels diejenige des Ausfallswinkels berechnen; auf geistigem Gebiete existirt ein ähnliches Gesetz, nur können

[1]) Wir können an dieser Stelle nicht wohl in diesen Streit eintreten, da wir später, wenn es sich um eine ausführliche Darlegung der Stellung der Ethnologie zur Philosophie handelt, auf dies Problem zurückkommen werden; wir bemerken nur vorläufig, daß von einem höheren Standpunkt aus auch jene socialen Gesetze im strengsten Sinne doch schließlich social-psychisch sind, als Aeußerungen und Formen des menschlichen Bewußtseins, das sich darin ausdrückt. Daß anderseits unsere Construction eines systematischen Entwicklungsschemas sich nicht jederzeit im vollen Umfang mit den socialen Zuständen eines bestimmten ethnischen Complexes deckt, versteht sich von selbst; unsere Vergleichung greift eben meist, wo nicht immer, über diesen beschränkten Bezirk hinaus.

Digitized by Google

wir es nicht so genau beobachten. Aber jedem Einfallswinkel eines geistigen Strahles in unser Inneres entspricht genau ein gewisser Ausfallswinkel unserer Anschauung, unseres Gedankens, und diese unsere Anschauungen und Gedanken sind nur das nothwendige Resultat der auf uns seit unserer Kindheit eindringenden geistigen Einflüsse. Dabei spielt das Individuum nur die Rolle des Prismas, das die Strahlen von außen empfängt und nachdem es dieselben nach festen Gesetzen gebrochen hat, wieder in einer bestimmten Richtung und in bestimmter Farbe durchläßt" (S. 167). Der Verfasser erläutert nun die verschiedenartigen Einflüsse des Milieu auf den Menschen, die schon bestimmend in den einzelnen Altersstufen hervortreten, in noch verschärftem Grade bei der Bildung bestimmter Nationalitäten, deren Typus freilich keine anthropologische, sondern lediglich eine sociale Thatsache sei. Wie sich nun dieser sociale Typus, „jenes unausdrückbare, undefinirbare Etwas", im Einzelnen bildet, dies höchst schwierige Problem der socialpsychologischen Untersuchung hat Gumplowicz nur ganz allgemein durch den Hinweis auf ethnische und sociale Factoren angedeutet.

Die Gesetze für die Entwicklung des Menschen als sociales Wesen können aber erst nach unserem Autor begriffen und begründet werden, wenn man jeder Versuchung widersteht, sich über die empirisch zugängliche Welt in das Gebiet der Metaphysik zu wagen und das Entstehen der Dinge zu enträthseln. „Jede wahre Wissenschaftlichkeit, oder mit Comte zu sprechen, jeder Positivismus beginnt erst da, wo wir in uns den Trieb, den Anfang der Dinge zu erkennen, überwinden und uns mit der Erkenntniß des Werdens begnügen. Halten wir uns nun die beiden Ideen von der Ewigkeit des Lebens auf Erden und unserer Unfähigkeit zur Erkenntniß der Entstehung der Dinge gegenwärtig, so ergiebt sich uns für die sociale Entwicklung ein ganz anderes Schema. Wenn wir von jeder Einheitlichkeit und jedem Anfangspunkt der Entwicklung absehen, so bleibt uns als concreter Rest ein zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten immer nach demselben Gesetze verlaufender Entwicklungsproceß. Jene Uebergänge von der für uns primitiven Horde, mit Weibergemeinschaft und Mutterfamilie zu Frauenraub und Raubehe und weiter zu einfachen Herrschaftsorganisationen, zum Eigenthum, Staat und Gesellschaft, das haben wir uns als einen Proceß vorzustellen, der nicht etwa der Menschheit als einer einheitlich oder auch nur vielheitlich, doch von einem bestimmten Zeitpunkt [1]) an sich entwickelnden Menschheit zukommt, sondern als einen Proceß, der sich immer und überall erneuernd vollzieht, wo und wann die zu demselben erforderlichen socialen Voraussetzungen zusammentreffen. Nur mit einer solchen Vorstellung, keines-

[1]) Daß die Chronologie in der Ethnologie keine Rolle spielt, ist allerdings selbstverständlich. Vgl. vorläufig Post, Bausteine für eine allg. Rechtswissenschaft I, 17 ff., und Bastian, Zur Kenntniß Hawaii's S. 125 ff.

Digitized by Google

wegs aber mit den erwähnten gegentheiligen, ist es vereinbar, daß wir die primitiven Stadien dieses Processes noch heutzutage ebenso frisch und originär in fernen Welttheilen beobachten können, wie sie sich einst in unserer eigenen Vergangenheit abspielen mochten. Die von uns geschilderte sociale Entwicklung beansprucht keine chronologische und locale Wahrheit — bezieht sich nicht auf ein bestimmtes Subject, es kommt ihr nur eine typische Wahrheit zu —, insofern sie einen Proceß schildert, welcher von der Gattung Mensch gilt, wo immer und wann immer Gruppen derselben sich in den entsprechenden socialen Bedingungen vorfanden oder vorfinden. Es beruht also auf einer irrthümlichen und ganz falschen Anschauung, von einer Entwicklung der Menschheit zu sprechen (le développement de l'humanité bei Comte), da man doch nur von einer socialen Entwicklung im Bereiche der Gattung Mensch sprechen kann. Diese Entwicklung beginnt immer und überall, wo die entsprechenden socialen Bedingungen vorhanden sind, resp. sich einstellen — und verläuft gesetzmäßig bis zu einem Endpunkt, wo sie sich sozusagen auslebt, wo die Bedingungen weiterer Entwicklung nicht mehr vorhanden sind, wo sie aus Mangel der nöthigen socialen Kräfteäußerungen erlischt und abstirbt. An der Wirklichkeit des Vorkommens eines solchen Erlöschens der Entwicklung, eines solchen Absterbens derselben zu zweifeln, ist nicht möglich angesichts der zahlreichen Stätten einstiger Cultur und mächtiger, socialer Entwicklung, die heutzutage öde und wüste liegen. Asien, Amerika, Afrika liefern zahlreiche Beispiele von ausgedehnten Gebieten, in denen heute alles Leben erloschen [1]) ist, auf denen jedoch einst sociale Entwicklungen die großartigsten Culturresultate hervorgebracht haben. Anderseits ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, ja die Wahrscheinlichkeit groß, daß auf denselben Stätten beim Hinzutritt der entsprechenden Bedingungen (Neucolonisationen und Ansiedlungen) sociale Entwicklung von Neuem beginnen kann. Diese Thatsachen sind darnach angethan, den Gedanken an einen kreislaufartigen Verlauf socialer Entwicklung im Allgemeinen zu stützen, ein Gedanke, welcher durch die kreislaufartige Entwicklung der Staaten allein schon einen Anhaltspunkt gewinnt" (S. 218).

7. Ch. Letourneau.

Bei Weitem das beste Werk über Sociologie, soweit dabei die Ethnologie in Betracht kommt, ist die Arbeit von Letourneau (La Sociologie d'après l'Ethnographie, deuxième édition Paris 1884), der wir deshalb eine etwas ausführlichere Würdigung schuldig sind. Einmal ist es die verhältnißmäßig sehr weite Verwendung des Materials der Völkerkunde, die diesen Vorzug begründet (die grundlegenden Probleme werden jedesmal erst einer gründlichen ethnographischen Behandlung und Ver-

[1]) Vgl. über die culturhistorische und geographische Bedeutung der Ruinen die feinen Bemerkungen Ratzel's, Anthropogeogr. II, 510 ff.

Digitized by Google

gleichung unterzogen, ehe ein abschließendes Urtheil erfolgt), und sodann berührt gegenüber manchen voreiligen, und doch mit dem Tone absolutester Verläßlichkeit vorgetragenen Hypothesen die kritische Ruhe und abwartende Haltung des Verfassers sehr angenehm. So bemerkt er in der Vorrede: „Man wird hier nicht eine Aufzählung von sociologischen Gesetzen erwarten, die etwa die Schärfe wahrhaft wissenschaftlicher Gesetze hätten. Die Socialwissenschaft ist noch in ihrer Kindheit; Gesetze zu formuliren geht über ihre Kräfte hinaus, aber die wissenschaftlichen Gesetze entspringen nicht durch eine selbstthätige Erzeugung; man bereitet sie vor, indem man aus dem Chaos von Einzelbeobachtungen gewisse allgemeine Thatsachen aussondert: Dahin hoffen wir gelangt zu sein ... Man weiß heutzutage, wie die Wissenschaften entstehen und wachsen. Vor Allem, und das ist eine sehr langwierige Arbeit, ist es nöthig, ein reiches Material wohl begründeter und sorgsam beobachteter Thatsachen zu sammeln [1]). Dann müssen die gesammelten Thatsachen gesondert, geordnet, gruppirt und zusammengestellt werden; dann erst kann man Schlüsse ziehen, versuchen, die Verkettung der Thatsachen in der Vergangenheit zu entwerfen und ihre zukünftige Entwicklung vorweg zu nehmen. Diese ganze Untersuchung hat deshalb nur insofern Werth, als sie auf einer umfassenden Basis ruht. Endlich vermag die Erfahrung der Beobachtung zu Hülfe zu kommen, ganz besonders aber der Induction, indem sie dieselben erhärtet. Ohne Zweifel ist dies kostbare Mittel der Controle bislang aus der Sociologie fast ganz verbannt; aber die menschlichen Gesellschaften haben, auf das Risico ihrer Bedürfnisse, eine Menge Versuche erzeugt, welche in großem Maaße die Stelle vorher überlegter und absichtlich unternommener Erfahrungen einnehmen können, so daß die Zukunft vielleicht die Aufgabe in die Hand nehmen darf" (Vorr. S. 5 ff.).

Aus der Fülle der ethnologischen Probleme, die unser Gewährsmann, wie schon bemerkt, mit objectiver Sachkunde behandelt, heben wir einige an dieser Stelle heraus, die auf besonderes Interesse Anspruch machen können. Beginnen wir mit der vielberufenen Streitfrage über das Verhältniß der Cultur zur Rasse und über den etwaigen Einfluß, der bei diesem Proceß dem Milieu zufällt. Ueberblicken wir die verschiedenen Entwicklungsphasen in der menschlichen Gesittung, so steht die europäische Cultur unzweifelhaft, bei aller Anerkennung der chinesischen Civilisation, auf der höchsten Staffel. Woher das? Letourneau giebt folgende Antwort: „Das Milieu macht viel aus, aber nicht Alles, und die Rasse ist noch wichtiger. Es hat niemals eine große Cultur der Neger gegeben; das alte Egypten war nur negroid und mit Kreuzungen durchsetzt; die asiatischen und Berberrassen haben sicherlich ihren Antheil daran. Es giebt eine Hierarchie der

[1]) Vgl. dazu die Ausführung bei Post, Bausteine I, 9 ff. und Tylor, Anfänge der Cultur I, 9 ff.

Digitized by Google

menschlichen Rassen; so verdankt die Menschheit der ungemischten mongolischen Rasse die große und interessante chinesische Gesellschaft ... Dennoch, ohne selbst von den arktischen Rassen zu sprechen, war der Mongole oder eine von den Mongolen abgeleitete Rasse völlig wild auf den Mariannen-inseln zur Zeit des Magellan, auf den Carolinen, und in den Steppen des südlichen Asiens haben zahlreiche Völkerschaften der reinen mongolischen Rasse nicht den Zustand des Hirten- und Nomadenthums überschritten. Allein die weißen Rassen haben, welches auch immer ihr Ursprung sei, sämmtlich die primitive Wildheit verlassen, wenigstens als Gesellschaft. Die Rasse hat deshalb einen größeren Einfluß auf die sociale Entwicklung, als das Milieu. Welches auch immer das Vaterland sein mag, der Mensch ist schlecht zum Fortschritt gerüstet, so lange er nicht ein Bündel von Kenntnissen besitzt, mühsam und langsam in dem Kampf um's Leben erworben und dann durch Vererbung übertragen: Es ist die Geselligkeit, welche die individuellen Kräfte vereinigt und ordnet, die Intelligenz, welche seine Anstrengungen auf ein der Gemeinschaft ersprießliches Ziel richtet, endlich der geduldige Wille, der ihn beharren und ausdauern läßt" (S. 26) [1]). Dennoch verkennt der Forscher nicht die Tragweite des socialen Factors, besonders wenn es sich um die Bildung sittlicher Vorstellungen handelt: „Den Einfluß der Institutionen, des socialen Milieu auf den Charakter des Menschen oder einer Rasse zu leugnen oder zu übertreiben, ist gleichmäßig thöricht. Jeder Mensch wird geboren mit einem erblichen [2]) moralischen Fond, und dieser Fond wird während seiner ganzen Existenz die Grundlage seiner Natur bilden. Gegen diese durch die Vorfahren übermittelten Instincte ist die Erziehung nicht wehrlos, aber ihre Macht ist sehr beschränkt. Auf jedes Individuum ist der Einfluß des Milieu sehr klein, aber er wächst in geometrischer Progression gegenüber der Kette der Generationen; das ist die aushöhlende Kraft eines Wassertropfens, der auf einen Granitfelsen fällt und ihn schließlich vertieft und zersetzt. Die kleinen geistigen Veränderungen, bei jedem Menschen durch die sociale Atmosphäre ꝛc. hervorgerufen, summiren sich, und in einer bestimmten Zeit können sie den Charakter eines Volkes oder einer Rasse vollständig umwandeln. In China ist der Mongole feige und knechtisch geworden, während er in Japan die Integrität seiner anfänglichen Thatkraft besser bewahrt hat" (S. 157). Das gilt, wie gesagt, ganz besonders von der Moral, die nach dem treffenden Ausdruck Letourneau's Anfangs rein automatisch functionirt und sich kaum über die Dressur eines Jagdhundes erhebt (S. 445); es fehlt ihr jede

---

[1]) Vgl. die abweichende Ansicht von Ratzel, Völkerkunde I, 16 ff., der anthropologische Begriffe möglichst für die Cultur außer Acht läßt; im Uebrigen Lippert, Culturgeschichte I, 9 ff., der besonders die Schmiegsamkeit des menschlichen Naturells betont.

[2]) Das gilt auch in hervorragendem Maaße für die Entwicklung rechtlicher Vorstellungen, wie Post auseinandersetzt, Grundlagen des Rechts S. 21 ff.

Digitized by Google

höhere vernünftige Beurtheilung und als einziger Maaßstab dient das individuelle, durch körperliche Stärke allein bedingte Wohlsein.

Ein auch für die Aesthetik wichtiges Capitel ist ferner die Frage nach dem Schmuck und der Entfaltung des Schönheitssinnes im Menschen, die unser Verfasser so bespricht: „Nur zwei menschliche Sinne sind künstlerisch, nämlich das Gehör und Gesicht, die man deshalb intellectuelle Sinne nennen könnte. Sie allein lassen die wahrgenommenen und erblickten Eindrücke und Empfindungen wieder aufleben, sie allein können durch die Einbildungskraft wieder hervorgerufen werden, von selbst oder absichtlich. Der Mensch kann deshalb versuchen, sie objectiv durch äußere, künstliche Darstellungen zu reproduciren, indem er sie auf tausend verschiedene Arten verändert und combinirt. Daraus haben sich die schönen Künste entwickelt. Aber es giebt noch eine einfachere und ursprünglichere Aeußerung des ästhetischen Sinnes, das ist der Schönheitssinn und der Schmuck, die überall auf Erden existiren, da selbst, wo noch keine Spur von graphischen und plastischen Künsten vorkommt, z. B. bei den Feuerländern. Bevor der Mensch äußere Gegenstände bemalte oder bearbeitete, bemalte und bildete er seinen eigenen Körper. Der Wunsch, schön zu erscheinen, d. h. auf sich und Andere einen lebhaften und angenehmen Eindruck durch die Farbe und Gestalt seines Körpers auszuüben, ist dem Menschen allein nicht eigenthümlich. Viele Thiere bewähren und bezeigen diesen Trieb, besonders in den Zeiten der Liebe ... Der Mensch, das klügste der Geschöpfe, wendet, um schön zu sein oder zu erscheinen, die verschiedenartigsten Kunstgriffe an, und es ist sehr interessant, diese Tendenz bei den verschiedenen Stämmen der Menschheit zu verfolgen. Der primitive Mensch, aus seiner gewohnheitsgemäßen Nacktheit Vortheil ziehend, dachte zuerst daran, sich zu bemalen oder sich zu tätowiren, diejenigen Theile seines Körpers zu verschönern, welche sich am besten zum Schmuck eigneten. Das könnte man die primitive Stufe des Schmuckes nennen; in der Entstehung der Kunst entspricht sie der Zeichnung und der Malerei. Erst viel später machte man sich daran, indem man sich an die Formen selbst wagte, den menschlichen Körper durch Verstümmelungen und Verletzungen zu bilden. Endlich, als sich die Civilisation entwickelte, bekleidete sich der Mensch mehr und mehr, was die für die Bemalung und Tätowirung geeigneten Flächen erheblich einschränkte. Außerdem widerstrebten die Entstellungen und Verstümmelungen mehr und mehr dem Geschmack, sie kamen aus der Mode. In dieser Periode bethätigte sich der Schönheitssinn überhaupt durch zeitweilige und tragbare Verzierungen: das sind Juwelen, deren Verwendung sich noch mit leichten Verstümmelungen verknüpft" (S. 72 ff.).

Es ist bekannt, welch' verschiedene Motive diese übrigens über den ganzen Erdball sich erstreckende Sitte beeinflußt, resp. hervorgerufen haben, und es ist nicht wohlgethan, nur einen dieser Beweggründe auf Kosten der übrigen zu bevorzugen, wie das seiner Zeit Waitz that, der darin nur ein

Digitized by Google

religiöses Moment erkennen zu müssen glaubte. Vielmehr wird jetzt allgemein zugestanden, was auch Letourneau hervorhebt, daß wir öfter darin ein Totemzeichen zu erblicken haben[1]). Während das Tätowiren meist ein Vorrecht der Männer ist, wird es gelegentlich auch nur den Frauen überlassen (so in Mittelamerika oder bei einigen Indianerstämmen); späterhin wird es aus begreiflichen Gründen eine besondere Lieblingsbeschäftigung der Frauen. Daß die grell hervorstechenden Farben (Roth und Blau) besonders bevorzugt werden, liegt auf der Hand (eine Ausnahme, die einen specifisch religiösen Grund hat, nämlich die Anwendung der schwarzen Farbe für die Frauen in Lhassa, kommt dagegen nicht in Betracht), während mit zunehmender Gesittung das Tätowiren immer mehr verschwindet. Letourneau faßt seine Ausführungen mit folgenden Worten zusammen: „Das Gefallen am Schmuck scheint in der Menschheit allgemein zu sein. Anfänglich zeigt es sich in der Verwendung von colorirter Tünche und die rothe Farbe ist fast überall bevorzugt. Auf einer weniger tiefen Stufe der Civilisation, die aber doch noch barbarisch zu nennen ist, fügte man diesen Linien Verstümmelungen und Verunstaltungen[2]) hinzu, mit denen sich häufig das Tragen von Kleinodien verknüpfte, die bereits seit den entlegensten Zeitaltern bekannt waren. Allmählig wurden die Verunstaltungen und Verstümmelungen weniger schwer und abscheulich; die Geschmeide wurden leichter und künstlerischer. Das Gefallen an Verzierung begann sich überhaupt an der Kleidung zu bethätigen, die immer an Farbe um so lebhafter ist, desto weniger die betreffende Rasse von der Barbarei entfernt ist. In den primitiven Phasen der menschlichen Entwicklung ist das Gefallen am Schmuck beiden Geschlechtern gemeinsam, oft sind selbst die Männer mehr geschmückt wie die Frauen. In dem Becken des oberen Nil und bei einigen Stämmen von Nord-Amerika verbringen sogar die Frauen eine nicht geringe Zeit damit, ihre Gatten zu bemalen. Später in dem Maaße, wie die Rasse intelligenter und weniger sinnlich wird, ist das Bedürfniß des Schmuckes das Loos der Frau. In dieser Beziehung sind die Frauen des zeitgenössischen Europas den barbarischen Epochen viel näher, als die Männer: Ihre sorgfältig hergestellte Frisur, ihr Gefallen an grellen Farben, die Schminke, deren sie sich noch bis auf den heutigen Tag bedienen, sind solche Ueberbleibsel einer wilden Vergangenheit. Das Durchbohren der Ohren bezieht sich selbst auf eine völlig rudimentäre Phase der Civilisation, auf die Phase der Verstümmelungen. Bis auf unsere Tage haben sich Reste der

[1]) Neuerdings hat v. d. Steinen mit Recht darauf hingewiesen, daß man gegenüber den idealen Momenten rein praktische Nützlichkeitsrücksichten nicht außer Acht lassen dürfe (Schutz gegen Hitze, Insectenstiche u. s. w.). Vgl. Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. Berlin 1864, S. 173 ff.

[2]) Man könnte hier an die besonders in Polynesien beliebte Procedur denken, einen oder mehrere Vorderzähne sich auszubrechen, ein auf religiös-politischen Motiven beruhender Brauch.

Digitized by Google

alten Barbarei noch in den Costümen bewahrt, die man nicht völlig einschränken kann, in den offiziellen Gewändern von Beamten, Richtern, Priestern, überhaupt in den militärischen Uniformen. Der rothe Anzug der englischen Soldaten, die rothen Hosen der französischen Soldaten, die Epauletten, das ganze Flittergold des Soldatenanzuges ist die letzte Aeußerung des wilden Schönheitssinnes. Man wird darauf verzichten, wie man darauf verzichtet hat, die Nase zu durchbohren und den Schädel zu verunstalten. Ohne Zweifel ist der Gang der Civilisation langsam und hinkend; nur mit Mühe befreit sich das Menschengeschlecht der niederen Triebe. Armselige Regenwürmer, die wir sind, dauert unser Dasein nur einen Tag. Den Augen des Individuums, die fast ebenso schnell sich schließen, wie öffnen, würde Alles unwandelbar und unveränderlich erscheinen, wenn nicht die Annalen der Menschheit, vor uns aufgeschlagen, uns laut zuriefen, daß der Fortschritt kein Traum ist" (S. 89).

Für die Höhe der Weltanschauung, die irgend ein Volk erklommen hat, ist wohl kaum Etwas bezeichnender, wie die Religion. Der noch immer allem Anschein nach nicht völlig ausgefochtene Streit, ob irgend ein Stamm völlig religionslos sei, hat für eine nüchterne, nicht durch dogmatische Vorurtheile beengte ethnologische Auffassung eigentlich gar kein Interesse; faßt man die Definition weit genug und verlangt z. B. nicht den freilich nicht überall nachweisbaren Glauben an Götter oder an einen Gott, so giebt es schlechterdings, wie auch die meisten Ethnologen zugeben, keine religionslosen Völker auf Erden. Man muß nur hierbei von den einfachsten und elementarsten Thatsachen des socialen Lebens, die eben überall vorkommen, ausgehen, um den richtigen Ansatzpunkt für die Entwicklung zu finden; dazu gehören in erster Linie Krankheit und Tod, die deshalb auch jederzeit mit religiösem Nimbus umkleidet werden, und zwar in folgender Weise, wie unser Gewährsmann zeigt: „Wenn man sich der Fingerzeige der Ethnographie und Geschichte bedient, ist es leicht, die Entstehung und Entwicklung der Ideen des Menschengeschlechts über das zukünftige Leben zu entwerfen. Für eine so träge Intelligenz [1]), wie die des primitiven Menschen, ist der natürliche Tod ein unbegreifliches Ding. Wie würde man, wenn man

[1]) Es ist kein Widerspruch, wenn Bastian umgekehrt die lebhafte Phantasie des Naturmenschen betont, die hierbei in Betracht komme: „Seine eigene Persönlichkeit ist ja das Einzige in der Weite der überall unbekannten und unverständlichen Natur, das ihm vertraut ist, und so lange der Mitmensch in derselben Weise handelt, spricht und denkt, wie er selbst, so identificirt er die Natur seiner Persönlichkeit mit der eigenen und hält sie für bekannt, wie es ihm unbewußt seine eigene zu sein scheint. Wenn nun aber der Nebenmensch dem Tode anheimfällt, wenn er kalt und starr daliegt, ein regungsloser Leichnam, dann ist diese Identität gebrochen, dann sieht er auch in der körperlichen Hülle seines bisherigen Mitmenschen ein ihm frembes Naturobject, dann fühlt er auch aus ihm den Schauer des Unbekannten ausströmen, und dann bringt er zitternd Huldigung dar, bis eine edlere Weltanschauung die Ahnen der Abgeschiedenen aus spukenden Gespenstern in gütige und schützende Heroen verwandelt" (Beiträge zur vergl. Psychologie S. 11).

Digitized by Google

nicht das Opfer irgend eines böswilligen Kunstgriffes ist, von der glühenden Hitze des Lebens zu der starren Kälte des Todes kommen? Aber ist der Tod die völlige Vernichtung des Lebens? Trotz der Zersetzung des Körpers ist die Persönlichkeit des Todten nicht völlig verschwunden. Das Andenken des Verstorbenen lebt immerfort in dem Gedächtniß der Ueberlebenden; ja mehr noch, man sieht ihn, man spricht mit ihm, häufig im Traum, bisweilen in der Hallucination. Der Tod ist deshalb nur scheinbar; er ist eine bloße Trennung zweier Principien. Wenn das Leben zu erlöschen scheint, dann trennt sich einfach ein leichter Körper, ein Schatten von dem sichtbaren Körper und fängt an, die Felsen, die Wälder und die Berge aufzusuchen, ohne deshalb aufzuhören, in gewisser Weise die Bedürfnisse, die Wünsche und Leidenschaften zu empfinden, welche ihn ehemals belebten: das ist die erste Stufe des Glaubens an die Fortdauer. Viel später hat man die Vorstellung, diese umherirrenden Schatten in einem unsichtbaren Aufenthalt[1]) zu vereinigen, der dem wirklichen Leben nachgebildet ist, und von nun an gewinnt der Glaube an ein zukünftiges Dasein eine hervorragende Bedeutung. Der Aufenthalt der Schatten wird ein verschönertes Bild des irdischen Lebens, eine letzte Zuflucht, wo man ohne Anstrengung alle die Güter genießt, nach denen man hier unten vergebens gejagt hat. Einmal bei dieser tröstlichen Vorstellung angekommen, klammert sich der menschliche Geist daran mit einer unbesieglichen Energie; sie ist für ihn inmitten der Prüfungen des Lebens ein Trost, ja ein gewisses intellectuelles Opium, das ihn tröstet, indem es ihn erschlafft. Wenn erst das sittliche Gefühl erwacht ist, wenn man Bedürfnisse hat, die durch die irdische Gerechtigkeit mangelhaft befriedigt sind, beginnen neue und mächtige Motive den Glauben an das Jenseits zu stärken. Das zukünftige Leben wird alsdann die Heiligung und Vollendung der Sittlichkeit. Nach dem Tode wird ein Jeder nach seinen Werken behandelt; für den Bösewicht öffnet sich ein Abgrund des Schmerzes, dagegen ein seliges Paradies empfängt und tröstet die Guten. Es giebt keine irgendwie verwickeltere Religion, die sich nicht gern auf diese ethische Seite des Glaubens an ein zukünftiges Leben stützte. Alles läßt wünschen, daß der menschliche Geist genügend schwach entwickelt ist, um sich mit diesem imaginären Gelde bezahlt zu machen, aber in dem Maaße, wie die Wissenschaft wächst und die Vernunft sich entwickelt, und sein Auge das Universum durchdringt, findet er keine Stelle mehr, um den Aufenthalt der Seelen zu fixiren" (S. 272). Damit hängen nun auf's engste die Phasen des ersten mythologischen Wachsthums zusammen: „Die Mythologie, welche auf einer bestimmten Stufe der socialen Entwicklung einen so imposanten Anblick bietet und eine so hervorragende Rolle in dem Völkerleben spielt, ist sehr dürftig in dem Augenblicke ihrer

[1]) Vgl. dazu die alle diese bunten Bilder zusammenfassende Schrift von Bastian: Die Verbleibsorte der abgeschiedenen Seele. Berlin 1893.

Digitized by Google

ersten keimförmigen Entwicklung. Sie ist alsdann nur der Reflex ganz einfacher, Menschen und Thieren gemeinsamer Erregungen, und zuweilen ein linkischer Versuch einer Erklärung der Naturereignisse. In diesen beiden Fällen projicirt der Mensch naiv die Geschöpfe seiner Einbildungskraft nach Außen und diese Schöpfungen sind die allergröbsten. Es ist keine leichte Sache, sich den geistigen Zustand des primitiven Menschen richtig vorzustellen. Um dahin zu gelangen, muß man sich in die Jahre der Kindheit zurückversetzen und die Kinder beobachten; außerdem muß man eine Analyse des Traumes, des Deliriums u. s. w. vornehmen. Am Anfang seiner geistigen Entwicklung empfindet der Mensch, zur Beobachtung noch ungeeignet, unverhältnißmäßig mehr als er denkt; sehr wenig darin erfahren, die objectiven Erscheinungen zu prüfen, verwirrt er unaufhörlich die Wirklichkeit und die Einbildung. Vor Allem würde er nicht im Stande sein, nur einen Augenblick die Realität der Wesen in Zweifel zu ziehen, welche ihn während des Traumes besuchen. Ohne Zweifel sind diese Wesen Anderen unsichtbar, aber für ihn sichtbar; es giebt also Geister, welche sich gewohnheitsgemäß für die Augen der Menschen verflüchtigen. Weiter versteht der primitive Mensch mangelhaft, das Belebte vom Unbelebten zu unterscheiden. Er ist unweigerlich geneigt, mit Bewußtsein und Willkür Alles auszustatten, zu anthropomorphisiren oder zu zoomorphisiren [1]), mit einem Wort alle Naturmächte, welche ihm dienen oder schaden, zu beseelen; er leiht ihnen willig Erregungen, analoge Ideen, wie sie ihn selbst beherrschen. Was speciell die Thiere anlangt, so betrachtet er dieselben nicht nur als ihm wesentlich untergeordnet, sondern es giebt vielmehr eine Anzahl unter ihnen, die er sehr hochschätzt, die er fürchtet und verehrt, die er gern als seine Vorfahren betrachtet; denn schwach und mangelhaft bewaffnet fühlt er sich häufig recht klein vor ihren Tatzen, ihren Zähnen und ihrem Gift. Erst sehr langsam, nach vielen Anstrengungen, vielen Erfahrungen, die etwas Ordnung und Controle in sein Bewußtsein bringen, fühlt der Mensch seine Leichtgläubigkeit schwinden und schrumpft die Mythologie zusammen. Seine Götter werden alsdann mächtiger und zahlreicher, geistiger und für seine Augen weniger gegenständlich. Die mythologische Fatamorgana verblaßt und wird undeutlich, die Philosophie tritt allmählig an ihre Stelle und endet mit der Zeit damit, alle Religionen wie Träume der Kindheit und Jugend der Menschheit zu betrachten" (S. 274). Letourneau hält den Glauben an Gott entgegen der gewöhnlichen Meinung nicht für allgemein

[1]) Nur vorläufig (später werden wir eingehend auf dies Problem zurückkommen) weisen wir auf Steinen's Erörterung hin, die der landläufigen idealistischen Verfälschung des Thatbestandes, wie sie namentlich durch die Sprachwissenschaft aufgekommen ist, mit Recht entgegentritt; die Thiere im Besonderen sind für den Naturmenschen völlig regelrechte Personen, und schon deshalb muß man mit der bequemen Theorie der Symbolisirung sehr vorsichtig sein, die nur auf den Träger der Culturbrille paßt, wie sich der Verfasser sehr treffend ausdrückt. Vgl. Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens S. 351 ff.

Digitized by Google

menschlich, auch betrachtet er die bekannte Eintheilung der mythologischen Entwicklung in die Phasen des Fetischismus bis hinauf zum Monotheismus mit einer gewissen Reserve. Schließlich, bemerkt er, gründen sich alle diese Abstufungen auf dieselbe Illusion, die Tylor den Animismus genannt hat. Während der langen Perioden seiner Kindheit und Jugend entfaltet sich der menschliche Geist unaufhörlich; er stattet mit vollen Händen Alles, was ihm unter die Augen kommt, Bäume, Berge, Steine, Thiere ꝛc. mit geistigen, ihm selbst ähnlichen Fähigkeiten aus. Dennoch giebt es in diesem Animismus eine Steigerung, die den Fortschritten der Intelligenz und der Erfahrung entspricht. So weit wie das Universum in der That sein mag, so ist Anfangs die Umgebung für den kurzen Blick des Menschen recht beschränkt [1]). Für die kaum geöffneten Augen des Wilden existirt Nichts jenseits des kleinen Bezirkes, wo er um sein Dasein kämpft, und sein Animismus ist darin befangen, wie er selbst; nur den unmittelbar benachbarten Gegenständen und Wesen leiht der primitive Mensch ein dem seinigen ähnliches Bewußtsein: das ist es, was man Fetischismus genannt hat. Dann, je mehr der geistige Blick sich schärfte, erweiterte sich auch der geistige Horizont, die großen Naturphänomene wurden nun anthropomorphisirt. Zur selben Zeit fiel die gewöhnliche Schaar der geringeren primitiven Götter mehr und mehr in Ungnade. Die Gottheiten verringerten sich an Zahl und nahmen zu an Bedeutung: das ist die Periode des Polytheismus. Aber diese göttliche Aristokratie, die durch die Auslese ausgesondert wurde, widersteht ebenso wenig wie die frühere Demokratie den Fortschritten der menschlichen Vernunft, und dadurch, daß bald diese, bald jene der fingirten Persönlichkeiten unterdrückt wurde, gelangt man entweder zum Monotheismus oder zum Pantheismus. Schließlich verfielen diese großen und letzten mythologischen Conceptionen auf ihrem Entwicklungsgang dem tragischen Verhängniß der früheren Götter, aus deren Verknüpfung sie entstanden waren; sie unterlagen den Widderstößen der Wissenschaft trotz der verzweifelten Anstrengungen, welche die Metaphysik machte, um den Menschen wieder mit dem Göttlichen zu verknüpfen. So hat der mythologische Cyclus seinen Kreislauf vollendet: der Mensch hat endlich eine zutreffende und genaue Vorstellung von seiner Stellung im Universum; die Natur der Dinge, wie Lucrez sagt, in einer etwas mehr modernen Ausdrucksweise die durch die Wissenschaft geläuterte Vernunft sagt ihm: Armes Wesen, so niedrig und so erhaben zu gleicher Zeit, fähig, dich zu erkennen, bist du doch nur das erste der irdischen Vertebraten-Geschöpfe. Deine Herkunft ist sehr niedrig, du stammst von einem sehr schlechten Hause, aber durch eine lange Kette von Bemühungen hast du es verstanden,

[1]) Eine freilich recht bunte Zusammenstellung dieser verschiedenen Weltanschauungen (der Verfasser nennt sie selbst bezeichnend kaleidoskopische Bilder) giebt Bastian in seinem Buch: Die Welt in ihren Spiegelungen unter dem Wandel des Völkergedankens. Prolegomena zu einer Gedankenstatistik. Berlin 1887.

Digitized by Google

dich über deine niederen Brüder emporzuschwingen. Du siehst und begreifst, was sie weder zu sehen noch zu begreifen verstehen, und der durch dein bewußtes Leben allmählig errungene Glanz macht aus dir ein besonderes Wesen. Deinen Ursprung kennst du freilich, aber das Ziel, auf das du zustrebst, kannst du kaum erblicken. Harre aus und arbeite; der Weg, welcher dir zu durchlaufen bleibt, ist viel länger als die Strecke, welche du schon zurückgelegt hast. Bevor der Glanz des Gestirns verlöscht, das einst Apollo war, werden unzählige menschliche Generationen zu kämpfen, zu dulden, zu leben haben (S. 317).

Wie schon bemerkt, hat der Verfasser in reichem Maaße ethnologisches Material benutzt und nur in dieser ethnographischen Beleuchtung werden Religion, Sittlichkeit, Recht, gesellschaftliches Leben u. s. w. einer eingehenden Erörterung unterzogen, die schließlich in eine allgemeine sociologische Orientirung mündet.

Am Schluß dieser sociologischen Skizze angelangt, fühlen wir das Bedürfniß, mit einigen Worten des bahnbrechenden Forschers zu gedenken, der am Anfang des vorigen Jahrhunderts den ersten originellen Entwurf einer Sociologie veröffentlichte, nämlich Giambattista Vico's, der 1725 die Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die Natur der Nationen[1]) herausgab. Lassen wir ihn selbst sein Werk erläutern: „Der Verfasser dieser Grundzüge denkt seinen Weg zu machen an der Hand der Metaphysik, welche von ihrem bisherigen Standpunkte, der Betrachtung der göttlichen Vorsehung in der Welt der natürlichen Dinge, diesmal sich zu der Betrachtung derselben in der Welt des Menschengeistes oder der bürgerlichen und Völkerwelt erhebt. In derselben weiset sie nach, wie Gott den von der inneren Gerechtigkeit durch die Ursünde abgefallenen Menschen durch seine eigenen Bedürfnisse leitet, aus dem irren Zustande thierischer Vereinzelung sich zu einem gesellgen Leben und somit erst zum eigentlichen Menschensein zu erheben, als dessen Grundbedingung eine gesellige Natur ist. Sie erhebt sich gegen Speculationen, welche dieser Grundbedingung zu nahe treten, und weiset namentlich die Stoiker, welche durch ihr Fatum, und die Epikuräer, welche durch ihren Zufall die göttliche Vorsehung leugnen, zurück" (S. 1). Wie Vico so die sociale Anlage des Menschen (obschon in einer seltsamen, aber für seine Zeit doch wieder ganz erklärlichen theologischen Beleuchtung) als Grundlage der ganzen Untersuchung hinstellt, so schwebt ihm auch schon eine gewisse social-psychologische Perspective vor. In der Erörterung der Methode heißt es: „Um zur Auffindung der Natur der menschlichen Dinge zu gelangen, verfährt diese Wissenschaft nach einer strengen Analysis der menschlichen Gedanken in Rücksicht auf die menschlichen Bedürfnisse oder Vortheile im gesellschaftlichen Leben, welches die beiden fortströmenden Quellen des natür-

[1]) Uebersetzt von Weber. Leipzig 1822.

Digitized by Google

lichen Rechts der Völker sind. Daher unter diesem ihrem zweiten Gesichtspunkte diese Wissenschaft eine Geschichte der menschlichen Ideen ist, auf welcher sich die Metaphysik des menschlichen Geistes gründen zu müssen scheint, welche Königin der Wissenschaften, vermöge des Grundsatzes, daß die Wissenschaften anheben müssen, wo ihr Stoff anhob, von da an angefangen hat, wo die ersten Menschen menschlich zu denken begonnen, nicht aber, wo die Philosophen begonnen, über die menschlichen Ideen nachzudenken ... Um von sothaner Geschichte ihre Zeiten und Räume abzuscheiden, d. h. wann und wo diese menschlichen Gedanken entsprungen, und ihr solchergestalt ihre ihr eigenthümliche, daß ich so sage, metaphysische Chronologie und Geographie zu sichern, wendet diese Wissenschaft eine gleichfalls metaphysische ars critica an über die Autoren der Völker selbst ... Und das Criterium, dessen sie sich dabei bedient, ist das von der göttlichen Vorsehung gemeinschaftlich allen Völkern gelehrte, nämlich der gemeinschaftliche Sinn des menschlichen Geschlechtes selbst, der bestimmt wird durch die nothwendige Gebührlichkeit eben dieser menschlichen Dinge, in welcher eben die ganze Schönheit dieser bürgerlichen Welt besteht. Daher herrscht in dieser Wissenschaft folgende Art von Beweisen, daß so gehen mußten, müssen und müssen werden die Angelegenheiten der Völker, wie sie von dieser Wissenschaft bestimmt worden sind, nachdem einmal solche Ordnungen der göttlichen Vorsehung vorausgesetzt worden. Daher diese Wissenschaft auch zu gleicher Zeit eine ewige ideale Geschichte darstellen wird, nach welcher in der Zeit ablaufen die Geschichten aller Völker in ihren Ursprüngen, Fortschritten, ihrer Blüthe, Verfall und Ende. Ja, wir getrauen uns zu behaupten, daß insoweit, wer dieser Wissenschaft nachdenkt, sich selbst diese ewige ideale Geschichte erzählen könne, als er — da diese Welt der Völker sicherlich gegründet worden ist durch Menschen, und eben deswegen sich nothwendig davon die Weise muß auffinden lassen innerhalb der Modificationen unseres eigenen menschlichen Geistes — dasselbe in jener Beweisart es mußte, es muß, es wird müssen vollziehen, da, wenn es sich trifft, daß, wer die Facten vollzieht, dieselben auch selber erzähle, es keine gewissere Geschichte geben kann" (S. 191). In diesem etwas ungefügen Stil sucht Vico die strenge Gesetzmäßigkeit der socialen Entwicklung, die sich bei aller ethnographischen und culturhistorischen Verschiedenheit überall wiederholt, zur Darstellung zu bringen, und deshalb sind auch, wie er bemerkt, die betreffenden Beweisaufnahmen vorgenommen: „Nun erwäge man nach dieser Wiederkehr menschlich-bürgerlicher Erscheinungen die Zusammenstellungen, welche durch dies ganze Werk bei einer großen Anzahl von Materien über die ersten und die letzten Zeiten der alten und der neuen Völker vorgenommen worden, und man wird die ganze Geschichte gedeutet vor sich haben, nicht etwa die besondere und in der Zeit abgelaufene der Gesetze und Thaten der Römer oder der Griechen, sondern nach der wesentlichen Identität der Begriffsbildung und der Ver-

Digitized by Google

schiedenheit ihrer Weisen sich auszudrücken, wird man vor sich haben die ideale Geschichte der ewigen Gesetze, nach welcher die Begebenheiten aller Völker in ihren Ursprüngen, Fortschritten, Zuständen, ihrem Sinken und Ende ablaufen, gesetzt auch, es erhüben sich, was sicherlich falsch ist, in alle Ewigkeit von Zeit zu Zeit unendliche Welten (S. 838).

Es ist ungemein leicht, die Schwäche der vorstehenden Ausführungen, namentlich die mangelhafte ethnographische Begründung zu verspotten; dennoch scheint es uns gerechter, die Schärfe des psychologischen Blickes, die sich in jener Aufstellung allgemeiner Gesetze für die sociale Entwicklung der Menschheit documentirt, zu constatiren und lobend anzuerkennen.

III. Eigentlich ethnologische Ausführung.

Während wir bislang nur den Entwurf zu einem System der vergleichenden Völkerkunde unter der Perspective der Sociologie betrachteten, handelt es sich nunmehr um den eigentlichen positiven ethnologischen Aufbau unserer Wissenschaft; auch hier müssen wir uns öfter mit Grundlinien begnügen, um den Stoff nicht zu mächtig anschwellen zu lassen: Dennoch wird sich hoffentlich für den prüfenden Blick eine von einer großen Grundanschauung getragene einheitliche Entwicklung ergeben, die bei allen Abweichungen im Detail doch immer wieder durchbricht. Wenn unsere Darstellung mit Waitz und Bastian anhebt, so geschieht das schon um deswillen, weil sie im gewissen Sinne als Träger und Begründer der modernen Völkerkunde gelten können, sonst wird es nicht immer möglich sein, genau das Princip der geschichtlichen Continuität zu wahren; wir sind schon zufrieden, wenn wir die verschiedenen Strömungen und Gebiete, welche für die social-psychologische Behandlung der einschlägigen Probleme sich ergeben haben, klar kennzeichnen und dadurch als Material für die Kritik unserer Leser verwerthen. Auch hier werden wir aber, wie bislang, mit unserer persönlichen Ansicht, namentlich in abweichenden Fällen, möglichst zurückhalten.

1. Theodor Waitz.

Waitz' großes, später ja von Gerland überarbeitetes und vollendetes Werk der Anthropologie der Naturvölker (6 Bände, Leipzig 1859) hat insofern eine historische Bedeutung, weil damit zum ersten Mal der Versuch gemacht wurde, auf Grund des gesammelten ethnographischen Materials eine Entwicklungsgeschichte der Menschheit zu liefern nach der physischen und psychischen Seite hin. Es bedurfte in erster Linie einer exacten Begründung der neuen, noch vielfach unsicher umhertastenden Wissenschaft, die sich erst langsam aus kleinen Anfängen, zu einer selbständigeren Haltung emporzuringen begann. In diesem Sinne leitet der

Digitized by Google

Verfasser seine Arbeit mit folgenden Worten ein: „Einen großen Theil der Schuld, daß die Anthropologie sich in der bisherigen Form nicht zu halten vermochte, trug namentlich auch die verkehrte Stellung, in die sie dadurch gerieth, daß sie bald als eine empirische, bald als eine philosophische Wissenschaft angesehen und behandelt, gewöhnlich einen unentschiedenen und schwankenden Charakter annahm. Hier trat sie mit abstracten Deductionen ohne hinreichende empirische Grundlage auf, dort als eine bloße Sammlung rein erfahrungsmäßiger Details, oft beliebig wechselnd zwischen der einen und der anderen Weise der Behandlung. Im Gegensatz hierzu bedarf es sogleich hier der bestimmten Erklärung, daß die Anthropologie als Erfahrungswissenschaft aufzufassen ist, weil ihr Gegenstand, der Mensch, uns nur auf empirischem Wege bekannt wird und daher, zunächst wenigstens, nur die Aufforderung vorliegt, ihn auf demselben Wege zu untersuchen, welcher für die Erforschung aller übrigen Naturgegenstände betreten zu werden pflegt. Bei dem Versuche, die Aufgabe der Anthropologie zu begrenzen und dieser Wissenschaft eine eigenthümliche und fest bestimmte Stelle unter den ihr zunächst verwandten Zweigen der menschlichen Erkenntniß anzuweisen, fällt unser Blick zuerst auf zwei weit aus einander liegende, in Rücksicht ihres Inhaltes, wie in Rücksicht ihrer Methode äußerst verschiedene Fächer, die bei aller äußeren Ungleichheit doch diese bedeutsame innere Aehnlichkeit mit einander besitzen, daß sie beide den Menschen zum ausschließlichen Gegenstand ihrer Betrachtung machen und dessen Wesen zu erforschen streben, wir meinen die Anatomie, Physiologie und Psychologie des Menschen auf der einen, die Culturgeschichte mit allen sich ihr anschließenden Wissenschaften auf der anderen Seite. Legen wir uns daher die Frage vor, was auf allen diesen Gebieten zusammengenommen geleistet wird, um das Wesen des Menschen zu erkennen, und ob die dort gewonnenen Resultate einander so ergänzen, daß aus ihrem Verein diese Erkenntniß hervorgeht.

Anatomie, Physiologie und Psychologie betrachten den Menschen als Einzelwesen, nicht zwar (wie der praktische Arzt und Erzieher) als Einzelwesen, sondern als Repräsentanten der Gattung, nicht insofern er sich durch particuläre zufällige Eigenthümlichkeiten von anderen Individuen derselben Gattung unterscheidet, sondern insofern sich der gemeinsame oder Gattungscharakter aller ihm gleichartigen Individuen an ihm darstellt und die Gesetze, denen das äußere und innere Leben aller Einzelwesen unterworfen ist, an ihm sich wirksam erweisen; aber die Betrachtung der Menschen in ihrem gesellschaftlichen Zusammenleben ist diesen Wissenschaften fremd, die ganze Summe der geistigen Leistungen, welche erst aus der vielfach verschlungenen Wechselwirkung der Individualitäten hervorgeht und durch den Lauf der Jahrhunderte sich fortziehend, das äußere, wie das innere Leben der Gesellschaft so mannigfaltig und so durchgreifend umgestaltet, fällt außerhalb ihres Gesichtskreises. Und wenn auch die

Digitized by Google

Psychologie nicht ganz darauf verzichtet, einen Blick in dieses Reich zu werfen, so sieht sie sich doch genöthigt, hier nur an der Pforte stehen zu bleiben und sich meist mit einer historischen Schilderung des Thatsächlichen zu begnügen, da die Verwicklung der zusammenwirkenden Ursachen hier zu groß wird, als daß es ihr gelingen könnte, den Gang der Ereignisse auf psychologische Gesetze zurückzuführen. Sie findet ihren eigenen vorwärts eilenden Schritt gerade da gehemmt, wo das eigenthümliche Feld der Culturgeschichte beginnt. Diese letztere wendet ihr Interesse ausschließlich dem gesellschaftlichen Zusammenleben und seiner Entwicklung zu, und der Beitrag, den sie von diesem Standpunkt aus zur Erkenntniß des menschlichen Wesens liefert, ist ohne Zweifel ebenso wesentlich, als dasjenige, was die eben erwähnten Naturwissenschaften für diesen Zweck leisten. Leider aber bleibt eine große Lücke in dieser Erkenntniß unausgefüllt zurück, denn jene verschiedenen Theile unseres Wissens stehen bis jetzt wenigstens noch sehr unvermittelt neben einander, während sie vielmehr helfend und fördernd in einander eingreifen sollten" (I, 4). Ganz besonders empfindlich ist der Mangel an organischer Verknüpfung zwischen dem naturwissenschaftlichen und historischen Theil unseres Wissens. „Die Culturgeschichte nämlich entwickelt sich durchgängig ohne Zweifel aus dem Zusammenwirken von je vier großen ineinandergreifenden Gruppen von Ursachen. Die eine derselben ist durch die leibliche Organisation des Menschen gegeben. Als der zweite Hauptfactor stellt sich die einem jeden Volk eigene Form seines geistigen Lebens dar, welche wieder an allen ihm zugehörigen Individuen zu einer eigenthümlichen und vielfach beweglichen Welt der Ansichten, Interessen und Gefühle ausgestaltet erscheint. Als die dritte Hauptmacht tritt die Naturumgebung des Volkes auf, als die vierte endlich die ganze Summe der socialen Verhältnisse und Berührungen der Einzelnen unter einander, der kleineren und größeren Gesellschaftskreise unter sich und nach Außen. Die Culturgeschichte für sich nun pflegt nur den Zweck zu verfolgen, die factische Entstehung und den Verfall der verschiedenen Civilisationen in ihrer ganzen Breite darzustellen und ihre Ursachen so weit als möglich zu ermitteln. Hiermit kommt aber zugleich zu Tage, wie unvermittelt und zusammenhangslos der naturwissenschaftliche Theil der Lehre vom Menschen neben dem historischen dasteht; denn wir sind weit entfernt davon, durch eine Philosophie der Geschichte, die aus Physiologie und Psychologie hervorwachsen müßte, nachweisen zu können, warum die Geschichte bei diesem Volk den einen, bei jenem einen anderen Entwicklungsgang genommen hat, warum es bei diesem Volk an aller Geschichte fehlt, bei jenem die Höhe der geistigen Leistungen sich nie über ein bestimmtes Maaß erhoben hat — und doch ist es überall der angeführte Kreis von physiologischen Factoren allein, der die wesentlichen Bedingungen des historisch Gewordenen enthält. Setzen wir der Anthropologie die Aufgabe, diese Vermittelung des naturwissenschaftlichen und des historischen Theiles

Digitized by Google

unseres Wissens vom Menschen zu erstreben, so wird sie dadurch nicht allein von dem Vorwurf befreit, der sie bisher traf, eine bloße Zusammenstellung erborgten Materiales zu sein und die Stelle einer selbständigen Wissenschaft unberechtigter Weise in Anspruch zu nehmen, sondern sie wird auch ihren Namen mit um so größerem Recht führen, je mehr das Wesen des Menschen vor Allem gerade darauf ruht, daß er aus dem Einzelleben heraus und in ein gesellschaftliches Zusammenleben mit Anderen eintritt, in und mit welchem es für ihn erst zu einer höheren, wahrhaft menschlichen Entwicklung kommt. Gerade an diesem Punkte seines Ueberganges aus der Isolirtheit in das gesellschaftliche Leben hat ihn die Anthropologie zu erfassen und die Bedingungen und die Folgen seiner Weiterentwicklung zu untersuchen ... Will die Geschichte die verschiedenen Phasen des civilisirten Menschenlebens in ihrem ganzen Umfange darstellen, so ruht dagegen das ganze Interesse der Anthropologie vorzugsweise auf den Hauptzügen und den größten Unterschieden aller Gestalten des Menschenlebens überhaupt; denn für das Wesen des letzteren sind gerade diese Unterschiede das Wichtigste und am meisten Charakteristische, und es würde eine offenbar einseitige Auffassung des Menschen sein, wenn wir unseren Begriff desselben nur aus der Culturgeschichte entnehmen wollten, uneingedenk der nothwendigen Ergänzung, die aus der Betrachtung der culturlosen Völker und des Naturzustandes des Menschen zu ihm hinzukommen muß. Gerade diesen Punkt aber hat die Anthropologie vorzüglich in's Auge zu fassen. Beginnt die Geschichte erst da, wo es einigermaaßen sichere Ueberlieferungen giebt, wo Schrift vorhanden ist, wo bestimmte Anfänge der Civilisation vorliegen und bereits gesichert sind, findet sie hauptsächlich da zu thun, wo gewisse Ziele der Entwicklung zum Theil schon als bewußte Zwecke weiter verfolgt werden, wo ein Volk durch die Macht der historischen Verhältnisse, durch die Einwirkung genialer Individuen, die sich aus seinem Schooße erheben, oder durch überwältigende Stöße und tiefe Eingriffe, die ihnen selbst zufällig kommen, in seiner Entwicklung bestimmt wird, so sucht dagegen die Anthropologie alle Völker der Erde zu umfassen, insbesondere auch diejenigen, für die es keine Geschichte giebt, um für den Begriff des Menschen eine möglichst breite und vollständige Basis zu gewinnen, und strebt daraus ein Bild theils von dem zu entwerfen, was vor aller Geschichte liegt, theils von dem, was man im Gegensatz zu der eben berührten Weise der historischen Entwicklung der Völker die natürliche Geschichte der menschlichen Gesellschaft nennen kann, nämlich die naturnothwendige Gestaltung derselben auf einem gegebenen Boden und unter gegebenen stationären äußeren Verhältnissen. Wir können die Aufgabe, welche wir der Anthropologie in ihrem Verhältniß zur Geschichte zugetheilt haben, in den kurzen und jetzt wohl verständlichen Ausdruck zusammenfassen, daß sie die Naturgrundlage der Geschichte zu erörtern habe. Sie grenzt demnach sehr nahe mit der Geographie zusammen, ohne jedoch in dieser aufzugehen; denn die

Digitized by Google

räumlichen Gestalten der einzelnen Länder, ihre Verhältnisse unter einander, ihre Producte werden von der Geographie einer selbständigen Betrachtung unterworfen, welcher allerdings in neuerer Zeit auch die Beziehungen und Einflüsse dieser Dinge auf den Menschen nicht fremd geblieben sind und nicht fremd bleiben dürfen, ohne daß jedoch diese letzteren für sie den einzigen oder auch nur den hauptsächlichsten Gesichtspunkt abgeben können" (S. 6 ff.).

Von ausschlaggebender Bedeutung ist für die ganze Anthropologie die Frage nach der Arteneinheit des Menschengeschlechts, besonders wo es sich um psychologische Probleme handelt. „Diejenigen Wissenschaften, welche das Gebiet des Geistes behandeln, pflegen zur Grundlage ihrer Entwicklung die abstracten Vorstellungen zu machen, die sich über das geistige Leben, über dessen Bedeutung und Zusammenhang auf der jedesmaligen Culturstufe des Volkes, dem sie angehören, als allgemein geläufige vorfinden. Wo sollten diese Wissenschaften auch ihre Anfangspunkte hernehmen für logische, psychologische, ethische, religiöse, ästhetische Ueberlegungen als aus dem Vorstellungskreise des Volkes, aus dem sie selbst hervorgegangen sind? Allerdings wird der Forscher bei der Aufnahme dieser Vorstellungen nicht ohne Kritik verfahren, er wird die Geschichte ihrer Entwicklung bei Einzelnen, bei seinem eigenen Volke und in der ganzen Culturgeschichte überhaupt zu Rathe ziehen. Eben dies führt ihn aber endlich dahin, die gesammte Menschheit in dieser Rücksicht in den Kreis seiner Untersuchung zu ziehen, da er sich, einmal eingetreten auf das weite Feld der Entwicklungsgeschichte der menschlichen Begriffe, der Ueberzeugung nicht entschlagen kann, daß ein zu beschränkter Begriff vom Menschen und dessen geistigem Wesen viele seiner wissenschaftlichen Ansichten verderben müßte. Hat man zwar noch nicht leicht daran gezweifelt, daß für alle Menschen dieselben Denkgesetze gelten (obwohl auch dies nur unter der Voraussetzung ihrer specifischen Einerleiheit sicher steht), so ist es doch schon öfter Gegenstand des Streites gewesen, ob alle derselben intellectuellen und moralischen Entwicklung fähig seien, ob das Gewissen bei Allen auf gleiche Weise spreche, ob dieselbe Religion der geistigen Fassungskraft und dem gemüthlichen Bedürfnisse Aller zu entsprechen vermöge. Wer hierauf verneinend antwortet und die Einheit des Menschengeschlechts als Art leugnet, der wird das Wesen des Menschen aus dem Studium etwa der kaukasischen Rasse allein zu gewinnen suchen und seine theoretischen Ansichten über Recht, Sittlichkeit und Religion auf wesentlich andere Grundlagen stellen als der Anhänger der entgegengesetzten Ansicht. Er erhält alsdann eine Rechtslehre und eine Moral, deren Gesetze nur für einen Theil der Menschheit bindend sind ... Giebt es verschiedene Menschenarten, so giebt es auch eine natürliche Aristokratie unter ihnen, ein Herrschergeschlecht der Weißen den niederen Rassen gegenüber, die durch ihre Geburt zum Dienste jenes Adels der Menschheit bestimmt sind, etwa

Digitized by Google

wie Hausthiere zu zähmen, abzurichten und auszunutzen, nach Umständen wohl auch zu mästen, oder zu physiologischen und anderen Experimenten zu verwenden, nichts moralisch Verwerfliches an sich hätte" (S. 13 ff.) [1]).

Aber wo ist das exacte Material für eine solche objective, von allen Tagesmeinungen und Tendenzen unbeirrte Forschung zu finden? Denn Waitz bekennt ganz offen, daß es eitle Hoffnung sei, den Menschen noch irgendwo im Naturzustande treffen zu wollen; nicht minder schwere Bedenken bestehen gegen die etwaigen Analogien, die man aus der Beobachtung der Kinderwelt für die primitiven Stadien der socialen Entwicklung entnehmen zu können glaubt. Versuchen wir daher durch eine Abstraction den Ausgangspunkt für die Lösung des Problems genauer zu bestimmen: „Denken wir uns vom Menschen Alles hinweg, was an ihm Wirkung der Cultur ist, so steht er da als bloßes Product der Macht, die ihn in's Leben rief, am ersten demjenigen vergleichbar, der ohne Erziehung irgend welcher Art geblieben wäre, auf den weder Erfahrung noch Lehre oder Beispiel einen Einfluß geäußert und der deshalb weder dem Guten noch dem Bösen geneigt, beim Mangel aller Erkenntniß noch nicht einmal einen Unterschied zwischen beiden zu machen gelernt hätte. Das Erste, was an ihm charakteristisch für uns hervorträte, würde die sehr vollständige Abhängigkeit sein, in der er sich von seiner Naturumgebung befände: der gesammte Inhalt, den sein inneres Leben zunächst gewönne, würde ein ziemlich reines Product dieser letzteren sein. Der Naturmensch wird zunächst nur das, wozu die Naturverhältnisse ihn machen, unter die er sich gestellt findet; wovon er sich nährt, das werden diese ihm darbieten, auf welche Weise und durch welche Mittel er seine Nahrung gewinnt, dazu werden diese ihm Anleitung geben müssen; ob er Kleidung und sonstigen Schutz gegen äußere Schädlichkeiten bedarf, und wie er diesem Bedürfniß abzuhelfen strebt, werden sie ihn lehren und die Erfindungen, die hierzu nöthig sind, ihm an die Hand geben müssen; sie werden mit einem Wort seine ganze Lebenseinrichtung bestimmen. Was für Geräthe er sich bildet, welche Kunstfertigkeiten er sich aneignet, wie große und welche Anstrengungen er für alle diese Zwecke macht und auf welcher etwas höheren oder niederen Stufe der Entwicklung er in den ersten hierzu erforderlichen geistigen Thätigkeiten stehen bleibt, das Alles wird in der Hauptsache nur von seiner äußeren Lebenslage abhängen. Ist der augenblicklichen Noth abgeholfen, in welche er sich versetzt sah, so wird damit auch unmittelbar die physische wie geistige Anstrengung aufhören" [2]) (S. 341).

---

[1]) Diese rein theoretische Erwägung hat bekanntlich zur Zeit des amerikanischen Secessionskrieges eine sehr praktische Gestalt angenommen.

[2]) Bei aller Verschiedenheit in der Beurtheilung der Naturbedingungen für das Wachsthum der Cultur wird diese Abhängigkeit niederer Stämme, resp. ihre Unbehülflichkeit, sich möglichst von diesem Banne zu befreien, mehr oder minder der Ausgangspunkt für diese ganze Betrachtung sein müssen. Vgl. Ratzel, Anthropogeogr. I, 87.

Digitized by Google

Daher denn auch das Unzusammenhängende, Plötzliche, Ruckhafte und Unvermittelte sowohl in der materiellen Lebensführung, wie in den Anschauungen niedriger und mangelhaft entwickelter Völkerschaften. Trägheit [1]), grenzenloser Leichtsinn, ein jäher Wechsel von Stimmungen und Gefühlen, das Umspringen von gutherziger Tändelei in die furchtbarste Bestialität u. s. w. charakterisiren den Naturmenschen, so daß unser Gewährsmann vollauf berechtigt ist zu der Bemerkung: „Es ist Nichts als ein poetischer Irrthum, wenn man dem Naturmenschen einen Wunsch oder gar eine Sehnsucht nach moralischer und intellectueller Erhebung zugeschrieben hat; vielmehr verharrt er vermöge der Kraft der Trägheit, oder was dasselbe ist, durch die Macht der Gewohnheit gern und mit Vorliebe in seinem Zustande, am wenigsten übernimmt er jemals aus eigenem Triebe und ohne äußere Nöthigung die schwere Arbeit der Civilisation, wie ja auch die niederen Classen der Gesellschaft in Europa sich selbst überlassen, Nichts der Art thun, so lange es ihnen materiell auch nur erträglich geht, obgleich sie die Beispiele höherer Entwicklung, die zu würdigen freilich ihnen der Maaßstab fehlt, täglich vor Augen haben. Wäre es anders, so würde es unbegreiflich sein, daß die Fortschritte des Menschengeschlechts im Ganzen so außerordentlich langsam gehen." Naturvölker heißen sie ihm somit, weil sie, „obgleich nicht im eigentlichen Naturzustand befindlich, doch auf einer Entwicklungsstufe stehen, die diesem ziemlich nahe kommt; denn alle die Eigenthümlichkeiten, welche wir dem natürlichen Menschen beilegen mußten, finden sich an ihnen in unzweideutiger Weise wieder, und gerade in allen diesen Eigenschaften stimmen sie auf das Entschiedenste unter einander überein, so daß wir es wagen dürfen, die Hauptzüge derselben zu einem einzigen gemeinsamen Bilde zusammenzufassen."

Wie erscheinen uns nun diese Naturvölker ganz allgemein genommen, und woher kommt die bedauerliche Thatsache, daß eigentlich überall, wo wir ihnen begegnen, sich anscheinend unvermeidlich ein Verfall, eine unaufhaltsame Zersetzung einstellt, die vielleicht ja auch schon lange vorbereitet war, ehe jene verhängnißvolle Berührung stattfand? Diesem verwickelten und durchaus nicht mit einigen wohlfeilen Redensarten abzufertigenden Problem hat auch Waitz eine eingehende Betrachtung gewidmet, aus der wir wenigstens einige Punkte herausgreifen wollen. In erster Linie muß Krieg und Mord, der ganze Apparat der modernen Barbarei, genannt werden, wenigstens für manche neu eroberte Colonisationsgebiete; ganze Indianerstämme sind auf diese Weise zu Grunde gegangen, resp. so zusammengeschmolzen, daß sie als ethnisches Ganzes nicht mehr existiren. (S. 166). Dazu kommen nun eine Reihe mehr oder minder tiefwirkender innerer, moralischer Ursachen: Verderbniß durch den friedlichen Verkehr mit Euro-

[1]) Vgl. Lippert, Culturgeschichte I, 40 und 48, und Hartmann, Völker Afrika's S. 148.

Digitized by Google

päern (Branntweinpest, Entsittlichung, sodann verheerende Seuchen und Krankheiten, bei denen Blattern und Schwindsucht oben an stehen, endlich eine Zersetzung der bisherigen wirthschaftlichen und socialen Grundlage der Existenz), bis sich wohl eines bis dahin im harmlosen Genuß dahinlebenden Völkchens eine schwere Melancholie, ein thatsächlicher Lebensüberdruß [1]) bemächtigte, der selbst dem Wachsthum der Bevölkerung höchst gefährlich wurde. Ganz besonders manche polynesische Eilande haben dafür (noch theilweise bis in unsere Tage hinein) traurige Belege in Hülle und Fülle geliefert, so daß Waitz sein Urtheil folgendermaaßen formulirt: „In älterer Zeit und zum Theil schon vor der ersten Ankunft [2]) der Europäer in der Südsee haben die eigenen Lebensgewohnheiten und Sitten der Polynesier auf mannigfaltige Weise dazu beigetragen, die Volksmenge zu verringern. Trunksucht und Völlerei waren bei den höheren, Kindermord hauptsächlich bei den niederen Classen der Gesellschaft auf vielen Inseln Polynesiens in großer Ausdehnung [3]) verbreitet. Nur diejenigen Völker, welche selbst keine berauschenden Getränke zu bereiten verstanden, wie namentlich die Neuseeländer, zeigten sich den von den Europäern später eingeführten Spirituosen wenigstens anfangs abgeneigt, die übrigen richteten sich durch sie in großer Menge zu Grunde, besonders nachdem sie in der Kunst der Destillation von den Weißen unterrichtet worden waren. Kindermord, Abtreibung der Kinder und geschlechtliche Ausschweifungen im hohen Grade und in großer Allgemeinheit scheinen besonders viel dazu beigetragen zu haben, die Volkszahl zu mindern und ein schwächliches Geschlecht zu erzeugen. Als fernere Ursachen der Abnahme der Bevölkerung in älterer Zeit sind häufige innere Kriege in Verbindung mit ziemlich weit ausgebreitetem Cannibalismus und die Sitte der Menschenopfer zu erwähnen. Endlich stürzten sich selbst diejenigen, welche die fruchtbarsten Inseln Polynesiens inne hatten, nicht selten durch gänzliche Vernachlässigung des Landbaues und durch eine unerhörte Verschwendung der Vorräthe bei ihren großen Festen in Noth und Elend, so daß das niedere Volk in Menge Hungers starb“ (S. 177).

[1]) Davon weiß schon Dobrizoffer zu erzählen (I, 120), wo ihm ein ganzes Geschlecht trotz sorgfältiger Pflege unter den Händen starb. Vgl. dann Peschel, Völkerkunde S. 154, der dies Motiv weiter erläutert.

[2]) Ratzel sagt geradezu: „Wer tiefer in die Beziehungen zwischen Europäern und farbigen Leuten seinen Blick versenkt, dem kann es nicht verborgen bleiben, daß die letzteren so schweren Schaden nur leiden, weil sie ohnehin auf schwankem Boden stehen. Die An- und Eingriffe der Europäer haben nur die Uebel verschärft, an denen jene vorher und immer krankten. Es giebt eingehende und ungefärbte Berichte über den Proceß des Rückganges, welche den europäischen Einfluß nur nebenbei, wenn überhaupt, in Rechnung stellen“ (Anthropogeogr. 2, 348).

[3]) Mit Recht weist Quatrefages bei dieser Gelegenheit auf jenen eigenthümlichen Orden der Aréoi hin und ebenso auf die befremdliche Thatsache, daß ein Schiffsarzt bei seinen Untersuchungen überall Tuberkeln gefunden habe, was früher nie erwähnt sei (Menschengeschlecht II, 167).

Digitized by Google

Dieser düsteren Seite der menschlichen Geschichte und Culturentwicklung entspricht aber auf der anderen Seite eine hellere, glänzende Perspective, wenn man die rein geistige Entfaltung des Menschengeschlechts betrachtet; auch vom Standpunkt der Völkerkunde ist die oft aufgeworfene Frage nach dem intellectuellen Fortschritt des Homo sapiens entschieden zu bejahen. Neben der Religion und der mit ihr eng verschwisterten Kunst ist es in der Hauptsache das Wissen, die Erkenntniß, der unser Gewährsmann für die Civilisation eine hervorragende Bedeutung beilegt. „Ihre Leistungen sind in dieser Richtung so groß, daß es schwer wird, sie nicht zu überschätzen; denn in entscheidender Weise greift die Erkenntniß in alle Gebiete des Lebens ein und macht sie von sich abhängig, so daß fast überall im Leben der Völker der Stand der intellectuellen Bildung das allgemeine und directe Maaß des Culturzustandes überhaupt ist ... Wissen ist Macht. Dies bestätigt sich in Rücksicht der Unterwerfung der Natur unter die Zwecke des Menschen und der Benutzung ihrer Hülfsquellen auf den niederen, wie auf den höheren Culturstufen, nicht minder aber auch in Rücksicht der Einrichtungen des socialen Lebens, der Entwicklung der Sittlichkeit und der Religion. Nur in dem Maaße, in welchem der Mensch sich selbst kennen lernt, in welchem er seine Bedürfnisse, Neigungen und Leidenschaften in Bezug auf ihre Tragweite, ihre Verknüpfung und ihren Wechsel richtig beurtheilen, die allgemeinen und nothwendigen Interessen der Gesellschaft von den zufälligen und veränderlichen unterscheiden lernt, kann die Einführung einer festen Ordnung der socialen Verhältnisse überhaupt und eine zweckmäßige Fortbildung derselben gelingen" (S. 470). Diese Klärung vollzieht sich dann auch auf den übrigen Gebieten geistiger Thätigkeit, vor Allem in der Religion und Moral, nur daß naturgemäß mit dieser stetigen Umformung des Gegebenen, die gelegentlich selbst nicht revolutionäre Umwälzungen ausschließt, jeder bestehende Zustand einer immanenten Veränderung entgegen geht und an die Stelle des früheren gleichmäßigen Bildes einer ungetrübten Idylle die unendliche Perspective eines durch keine absehbaren Grenzen eingeengten, ruhelosen Strebens tritt, das durch seine humanisirende Tendenz erst seine ethische Weihe erhält. „Durchgängig ist es nur Arbeit (so schließt etwa Waitz diesen Ausblick), welche der Fortschritt in der Civilisation auf allen Entwicklungsstufen der Gesellschaft vom Menschen verlangt, Arbeit und Verzicht auf den Genuß; denn dieser consumirt nur und fördert Nichts. Schon deshalb kann die Civilisation die Summe des Wohlseins nicht steigern [1]). Die Allgemeinheit der Arbeit ist für sich vor Allem charakteristisch; der Zweck der Arbeit geht zu-

[1]) Demgegenüber sagt G. Fechner, der gegen Kant das verpönte Lustprincip (natürlich in edlerem Sinne) vertheidigt: Der Mensch soll, soviel an ihm ist, die größte Lust, das größte Glück in die Welt überhaupt zu bringen suchen, in's Ganze der Zeit und des Raumes (Ueber das höchste Gut, Leipzig 1846, S. 10).

Digitized by Google

nächst dahin, den Menschen im vollen Sinne zum Herren der Natur zu machen, diese in immer weiterem Umfang und mit immer geringerem Kraftaufwande von Seiten des Menschen selbst zu bewältigen und dessen Zwecken dienstbar zu machen, um dadurch Muße und Kraft für geistiges Leben in möglichst ausgedehntem Maaße zu gewinnen, indem zugleich das äußere Leben gegen Gefahren und Störungen aller Art durch Naturgewalten möglichst vollständig gesichert wird. Indem der Mensch aber von den Naturmächten und zufälligen Schicksalen, denen er im Naturzustande unterliegt, sich mehr und mehr unabhängig macht durch jene glückliche Combination der physischen und geistigen Arbeit, wächst zugleich seine Selbständigkeit nach Innen, er wird immer mehr Herr seiner selbst und lernt immer besser sein individuelles wie sein sociales Leben planmäßig und nach Ueberlegung gestalten. Die Mannigfaltigkeit und Größe seiner Leistungen steigert sich auf diese Weise nach allen Seiten hin. Die geistige Arbeit tritt mit dem Fortgange der Civilisation in ein immer entschiedeneres Uebergewicht über die materielle, aber auch sie wird nicht producirt, um producirt zu werden als Selbstzweck, als höchste Lebens- und Darstellungsform des Menschengeistes, sondern sie wird producirt, um der wirklichen Welt, d. h. allen einzelnen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu Gute zu kommen, nämlich theils um für das gegenwärtige Geschlecht den Druck der äußeren Verhältnisse zu mindern, der ihre Erhebung und Heranbildung zu einer höheren, mehr geistigen Weise des Lebens hindert, theils um für die Zukunft der kommenden Geschlechter in diesem Sinne vorzuarbeiten. So ist die Civilisation eine fortlaufende, großartige Arbeit Aller für jeden Einzelnen, nicht für dessen Wohlbefinden und Genuß, sondern für dessen Befähigung zu einem Leben, das von geistigem Gehalt erfüllt und getragen wird, eine Arbeit, die nur durch ein allseitiges, erfolgreiches Ineinandergreifen aller äußeren und inneren Thätigkeiten der Individuen zu Stande kommen kann, eben dadurch aber auch zuerst kleinere, dann größere Gesellschaftskreise und endlich die gesammte Menschheit mit immer festeren und immer mannigfaltiger verschlungenen sittlichen Banden zusammenhält. In diesem Sinne sehen wir in der Civilisation die allgemeine Bestimmung des Menschen, sie ist das Entwicklungsziel, welches ihm durch seine eigene Natur vorgezeichnet ist, und an welchem deshalb alle Völker der Erde theilnehmen, zu welchem sie alle mitwirken müssen, wenn auch die Rolle, die sie dabei zu spielen haben, eine sehr verschiedene sein kann" (S. 479).

2. Adolf Bastian.

Der Director des kgl. Museums für Völkerkunde in der Reichshauptstadt, der Nestor der Ethnologie in Deutschland, ist zugleich der Begründer seiner Wissenschaft. Während einer (natürlich mit Unterbrechungen) auf mehr als drei Decennien sich erstreckenden Durchforschung des Globus

Digitized by Google

nach allen Seiten (noch vor einigen Jahren brach er ja noch wieder zu einer solchen umfassenden Pilgerfahrt auf) hat der unermüdliche Wanderer die einzelnen Bausteine zusammengetragen für den hehren Bau eines Tempels der Menschheit, dem er sein Leben gewidmet. Kein Anderer unter der Schaar der heutigen Ethnologen vereinigt gleich ihm ein so stupendes Wissen, eine solche Fülle von authentischem, durch persönliche Beobachtung gewonnenem Material mit so glänzenden Geistesgaben und einer schier unüberwindlichen Arbeitskraft. Daher auch die von ihm selbst übrigens nie geleugnete stilistische Schwäche vieler Schriften, weil die überwuchernde Kraft der Ideen, die aus allen Erdenwinkeln ihm ungezwungen ganz von selbst sich ergebenden Analogien den ruhigen, abgemessenen Gang der Darstellung beeinträchtigen. Und doch kommt unseres Erachtens Beides zu seinem Recht; auf der einen Seite stehen, wie wir uns gleich überzeugen werden, die großen Leitgedanken, die elementaren Principien der Methodik mit einleuchtender Klarheit da, auf der anderen das Schwergewicht der ethnologischen Thatsachen, an deren Verarbeitung wohl noch Generationen vollauf zu thun haben werden. Dazu kommt eine seltene geistige Agitationskraft, die alle werthvollen Kräfte aufzutreiben und an den richtigen Platz zu stellen weiß, — Alles in Allem (von den persönlichen Eigenschaften des Naturells und der Liebenswürdigkeit im Verkehr bei aller Genialität gar nicht zu reden) eine ganz phänomenale Persönlichkeit in der Gelehrten-Republik [1]). Daß der rastlose Arbeiter überall, wo es neue Unternehmungen galt, Zeitschriften und Vereine in's Leben zu rufen, in

---

[1]) Zur Veranschaulichung seiner umfassenden wissenschaftlichen Thätigkeit seien hier die Hauptwerke kurz zusammengestellt (mit Ausschluß aller kleineren Arbeiten, Vorträge 2c.). 1. Ein Besuch in San Salvador, Hauptstadt des Königreichs Congo, 1854. 2. Der Mensch in der Geschichte, 3 Bände, Leipzig 1860. 3. Die Völker des östlichen Asiens, 6 Bände, Jena, Leipzig 1866 ff. 4. Beiträge zur vergleichenden Psychologie, Berlin 1865. 5. Das Beständige in den Menschenrassen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit, Berlin 1868. 6. Rechtsverhältnisse bei den verschiedenen Völkern der Erde, Berlin 1872. 7. Ethnolog. Forschungen, 2 Bände, Jena 1872. 8. Geographische und ethnologische Bilder, Jena 1872. 9. Die deutsche Expedition an der Loango-Küste, 2 Bände, Jena 1875. 10. Schöpfung und Entstehung, Jena 1875. 11. Die Culturländer des alten Amerika's, 3 Bände, Berlin 1878 ff. 12. Die heilige Sage der Polynesier, Leipzig 1881. 13. Zur Vorgeschichte der Ethnologie, Berlin 1881. 14. Der Buddhismus in seiner Psychologie, Berlin 1882. 15. Inselgruppen in Oceanien, Berlin 1883. 16. Zur Kenntniß Hawaii's, Berlin 1883. 17. Völkerstämme am Brahmaputra, Berlin 1883. 18. Religionsphilosophische Probleme auf dem Forschungsfelde buddhistischer Psychologie, Berlin 1884. 19. Indonesien, 5 Bände, Berlin 1884 ff. 20. Allgemeine Grundzüge der Ethnologie, Berlin 1884. 21. Der Papua, Berlin 1885. 22. Zur Lehre von den geographischen Provinzen, Berlin 1886. 23. Der Fetisch, Berlin 1884. 24. Die Welt in ihren Spiegelungen, Berlin 1887. 25. Allerlei aus Volks- und Menschenkunde, Berlin 1888, 2 Bände. 26. Das Riesenwerk: Ideale Welten, 3 Bände, Berlin 1892. 27. Wie das Volk denkt, Berlin 1893. 28. Controversen in der Ethnologie, Berlin 1895. (4 Hefte). 29. Ethnische Elementargedanken in der Lehre vom Menschen, Berlin. 1895.

Digitized by Google

erster Linie thätig war und seine Kraft einsetzte, verstand sich von selbst; ich erinnere nur an die Zeitschrift für Ethnologie, an das Archiv für Anthropologie, an das Internationale Archiv für Ethnographie (in Leyden), an die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, an die Afrikanische Gesellschaft u. dgl., um diese unermüdliche Thätigkeit dieses immer nach großen Zielen schaffenden Denkers zu veranschaulichen. Es ist deshalb auch für uns geboten, das ungemein reiche Programm, das sich hier vor unseren Augen enthüllt, etwas eingehender, wie sonst, zu verfolgen.

Als der junge Forscher auf einem Segelboot nach Sydney fuhr, um seine weltumspannenden Reisen in der bescheidenen Rolle als Schiffsarzt zu beginnen, zog er einer ungewissen Zukunft entgegen; ohne Rückhalt an den älteren, wohl accreditirten Wissenschaften, ja öfters in offenem Zwiespalt mit ihnen, war er sich doch seiner Aufgabe (wenigstens in großen Zügen) wohl bewußt, und diese Gewißheit flößte ihm die innere Zuversicht und Freudigkeit ein, ohne welche schließlich kein großes Werk gelingt. Wir können uns hier auf sein eigenes authentisches Zeugniß beziehen, mit dem er uns anschaulich seine Stimmung schildert: „Es läßt sich nicht erwarten, daß eine die Welt und unser Leben von einem neuen Standpunkt betrachtende Anschauungsweise rasch Eingang in die Köpfe der Gegenwart finden werde. Damit daß ein Buch Neues bringt, ist noch Nichts weiter, weder zum Guten noch zum Schlechten gesagt. Sein Charakter des Neuen mag es den Neugierigen empfehlen, es wird seine Stellung in der Literatur der Kritik gegenüber nur zu einer um so gefährlicheren und mißlicheren machen. Wer das Neue nicht versteht, wird es unbeachtet lassen; wer das Neue haßt, wird es verdammen, wer das Neue nicht liebt, weil ihm das Alte bekannter und vertrauter ist, wird es zurückweisen. Wir Jungen ärgern uns oft über die Zähigkeit, mit der die würdigen Graubärte der vorangehenden Generation dem Fortschritt entgegenstreben. Vielleicht werden wir es nicht viel besser machen, wenn uns Lebenskraft genug einwohnen sollte, die Jahre jener zu erreichen, und es bleibt immer ein edler Zug der menschlichen Natur, ein treues, warmes Herz für das zu bewahren, mit dem man aufgewachsen ist, mit dem man gelebt und geliebt hat. Die psychologischen Gesetze selbst lehren es, daß ein Mensch, der einmal in einem bestimmten Gedankengang erzogen ist, in ihm seine Studien abgeschlossen hat, sich nicht mehr oder nur schwer an einen entgegengesetzten gewöhnen kann, ihn gegentheils, so lange der Einblick in die Verknüpfung fehlt, mit der bestimmtesten Entschiedenheit negiren muß. Insofern läßt sich nur hoffen, Ideen auszustreuen, die in den folgenden Generationen reifen mögen. Bei der im geflügelten Sturmschritt der neuesten Geschichte unaufhaltsam angebahnten Umgestaltung unserer Weltanschauung müssen wir alle unsere Vorstellungen und Begriffe auf's Neue in den Schmelztiegel psychologischer Analyse werfen, um nach unseren erweiterten Kennt-

Digitized by Google

nissen die herauskrystallisirenden Producte zu bestimmen, so unangenehm auch solche Operationen auch für Solche werden mögen, die auf den überkommenen Errungenschaften, als auf einem sanften Ruhekissen, auszuschlafen meinten ... Damit mag die Schwäche des hiermit dem Publikum übergebenen Buches bevorwortet werden (es handelt sich um das Sammelwerk: Der Mensch in der Geschichte, mit dem bedeutsamen Zusatz: Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung), daß es ein durchaus unfertiges ist, nur ärmliche und unvollständige Vorarbeiten liefert für den hohen Zweck, dem nachzustreben war. Indessen ist in allen Dingen ein erster Anfang zu machen. Fern von Europa und lange Zeit beschränkt im sprachlichen Verkehr, keimten die hier niedergelegten Ideen unter Anschauung der mannigfaltigen Verhältnisse, in welchen die Völker auf dem Erdball zusammenleben. In der Stille der Wüsten, auf einsamen Bergen, in Zügen über weite Meere, in der erhabenen Natur des Südens reiften sie im Laufe der Jahre empor und schlossen sich zusammen in ein harmonisches Bild. Wohlbekannt mit den verschiedenen Zweigen der Literatur [1]), habe ich mich zunächst bemüht, die in den Schulen aufgenommenen Dogmen möglichst auf der Tafel des Gedächtnisses zu verwischen. Erst wenn das aus einer rein objectiven und so viel thunlich, vorurtheilsfreien Beobachtung erwachsene Product jene bestätigte, von selbst zu ihnen führte, ließ ich sie auf's Neue als berechtigtes Glied in die Vorstellungsreihen wieder eintreten. In unserer Gegenwart des lebendigen Gedankenaustausches aber muß jedes allzu lange Isoliren zur Einseitigkeit führen, und ich würde bei sorgsamerem Ueberarbeiten gefürchtet haben, selbst in den Fehler des Theoretisirens zu verfallen, Systeme aufzustellen, die immer nur falsche und unglückliche Halbheiten bleiben, wenn sie in dem Kopf eines Einzelnen, aus dem Sparren, der im Hirne des Autors steckt, zusammengezimmert werden, da sie organisch nur aus den sich rectificirenden Discussionen der Literatur erwachsen können" (Vorrede zu: Der Mensch S. 14).

Aber diese Hinwegräumung überkommener Irrthümer, so unentbehrlich sie ist, genügt begreiflicher Weise noch nicht entfernt zum Aufbau einer neuen Wissenschaft; die allgemeinen Grundzüge müssen sich wenigstens dem Geist entschleiern, wenn auch Einzelheiten noch, vorläufig wenigstens, unbestimmt bleiben mögen. Diesem Gefühl hat Bastian ebenfalls einen mächtigen, fast schwärmerischen Ausdruck verliehen, indem er fortfährt: „Unsere Zeit drängt zur Erkenntniß der Natur, der menschlichen Wesenheit in ihr, damit das Volk, der Durchschnittsmensch, die großen Massen, die in der Geschichte und ihrer Entwicklung pulsiren, zum bewußten Ver-

[1]) Beiläufig sei bemerkt, daß Bastian außer seiner eigentlichen fachmännisch medicinisch-naturwissenschaftlichen Bildung sich auch eine allgemeine Orientirung in der Jurisprudenz erwarb, ein Umstand, der ihm später bei der Beurtheilung schwieriger Rechtsverhältnisse bei den Naturvölkern sehr zu Statten kommen sollte.

Digitized by Google

ständniß ihrer selbst gelangen und errettet aus dem Wogenschwall dunkler Leidenschaften, in denen sie ein willenloses Spiel umhertrieben, das freie Land des Wissens betreten. Die naturwissenschaftliche Forschungsmethode ist die Forderung der Gegenwart, und auf ihrer Basis muß sich die neue Wissenschaft erbauen. Grund um so mehr, sich vorläufig von theoretischen Speculationen möglichst fern zu halten. Erst nachdem das Gebiet des Körperlichen genau bestimmt und erkannt ist, darf die Psychologie es wagen, die abstracten Spitzen ihrer Gedankenreihen zu prüfen, sie rein geistig zu potenziren. Und bis dahin? Wo bleibt der Glaube an die Vorsehung, wo ein Trost für den Unglücklichen, der unter der Wucht seiner Leiden erliegt? Wahrlich, schon jetzt hat unsere Wissenschaft einen herrlicheren Trost ausgesprochen, als je eines der mythologischen Truggebilde zu erfinden vermochte. Auf harmonischen Gesetzen ruht das Weltgebäude, in den Gesetzen ewiger Harmonie erfüllt sich unsere Unendlichkeit. Wir schweben in einem unermeßlichen All, wo sich der Raum auf allen Seiten in unabsehbare Fernen verliert, wir leben in der Spanne der Zeit, deren schwach flackerndes Licht bald in dem Dunkel der Vergangenheit, bald in dem Dunkel der Zukunft verlischt, wir denken in dem Wunder des Bewußtseins, ein Räthsel unserer Umgebung, ein Räthsel uns selbst. Wohl mag der Geist sich zurücksehnen nach jenen Tagen, wo ein festes Firmament sich unserem Haupte umwölbte, wo in ihm ein liebender Vater thronte; er mag sich gern versenken in die träumerische Morgendämmerung seiner Kindheit, aber würde es ihn jetzt befriedigen, wieder Kind zu werden? Wird der Mann seine Bestimmung erfüllen, der, heraustretend in die Kämpfe des Daseins, wo seine Fähigkeiten zur Thätigkeit aufgerufen werden, zurückfliehen würde in den Schooß der Mutter, um sich in ihren Armen vor den Unbilden des Wetters zu schützen? Kühn werfe er ihnen die Brust entgegen, er stähle seine Glieder im Ringen mit den feindlichen Elementen und um so vollendeter, desto stärker wird er daraus hervorgehen ... Wohl zieht bittre Wehmuth ein, der bange Schmerz der Verzweiflung in manches Herz, wenn es plötzlich Alles so öde und leer um sich erblickt, wenn alle die heiteren Phantasiegebilde, die freundlichen Göttergestalten, an deren Mund er als Knabe so gläubig hing, die glänzenden Ideale, für die sich der Jüngling begeisterte, wenn alle sie in ein Nichts verschwinden, in leere Nebel zerfließen. Es sind die Klagen des verzärtelten Schwächlings, der die Natur nur aus den Fenstern der Ammenstube hatte kennen lernen, der jetzt, wo man ihn hinausgetrieben, vor jedem Windstoß zittert und sich nach seinem weichen Bette zurücksehnt. Wäre unsere Generation in der Schule psychologischer Grundsätze erzogen worden, wir würden uns die alberne Periode des Weltschmerzes erspart haben. Zu seiner Vollkraft ausgewachsen muß der Mann in sich die genügende Befriedigung fühlen ... Der künstliche Horizont der Märchen und Mythologien ist durch die Naturwissenschaften zerrissen. Unser Auge blickt hinaus in die

Digitized by Google

Unendlichkeit, warum sie leugnen? Suche selbst unendlich zu werden, wenn dich die Unendlichkeit umgiebt. Bald wirst du die Gedanken, die Ideen ausströmen fühlen in die Ewigkeit des Alls, du wirst sie Wurzeln schlagen fühlen überall in den Gesetzen des harmonischen Kosmos, du wirst mit ihm verwachsen unauflöslich, ewig, unendlich wie er und dich selbst erfüllen in bewußter Harmonie. Nicht nur jeder Blick, der uns mit den Sternen verknüpft, jeder Athemzug, der die stets verjüngte Atmosphäre assimilirt, sichert das ewige Fortbestehen, sondern mehr noch, frei von allen planetarischen und kosmischen Schranken, die göttlichen Ideen, wodurch wir die Gesetze des Alls in uns reproduciren" (S. 28). Fürwahr, ein mit begeistertem Schwung vorgetragenes Bekenntniß, das sich aber völlig, wie wir gleich sehen werden, mit den ernsten Grundsätzen objectiver Forschung verträgt. In erster Linie bedarf es, da die Ethnologie eine streng empirische Wissenschaft ist und jede rein speculative Richtung von vorne herein ablehnt, einer genauen Darlegung der Methode, die sie bei ihrer Untersuchung anwendet.

Je umfassender das erhabene Ziel der modernen Völkerkunde ist, nämlich letzten Endes eine Entwicklungsgeschichte des menschlichen Bewußtseins auf den verschiedenen Stufen seiner Entfaltung zu liefern, um so verläßlicher müssen die Fundamente sein, welche das ganze Gebäude tragen sollen. Es ist mithin ihre erste und heiligste Pflicht, das für die Schlußfolgerungen und die vergleichende psychologische Analyse erforderliche Material in möglichster Lückenlosigkeit zu beschaffen. Es bedarf freilich geringen Nachdenkens, daß dies Postulat, im strengsten Sinn verstanden, nur ein frommer Wunsch sein kann. Abgesehen von den gewaltigen, fundamentalen Umwälzungen, welche ganze, hochentwickelte Culturen bis auf wenige versprengte und öfter schwer zu enträthselnde Trümmer rettungslos vernichtet haben, abgesehen auch von den absichtlichen Zerstörungen einzelner unverständiger Fanatiker, die sich frevelhaft an der Vorgeschichte ihres eigenen Geschlechts vergangen haben, ist es für unsere Zeit besonders der alle Originalitäten nivellirende Zug unserer internationalen europäischen Civilisation, der verheerend gewirkt hat. Immerfort läßt Bastian deshalb seine mahnende Stimme[1]) erschallen, noch bei Zeiten zu retten und zu bergen, was als eigenthümliche geistige Schöpfung irgendwo noch auf dem Erdball angetroffen wird, und er selbst hat wohl, wie kein Anderer, dazu beigetragen, jener Sturmfluth die kostbaren Materialien einer zukünftigen Geschichte der Menschheit zu entreißen. Als er im Jahre 1880 von seiner höchst erfolgreichen Reise nach Polynesien zurückgekehrt war, wo es ihm

[1]) Höchstens könnte man, wie Post meint, für das afrikanische Rechtsleben eine gewisse stärkere Widerstandskraft annehmen, da sich dort trotz islamitischer und europäischer Einflüsse noch das einheimische Recht vielfach zäh behauptet (vgl. Afrikanische Jurisprudenz, Vorwort S. 7, Oldenburg 1887).

Digitized by Google

glückte, durch die Gunst des um die einheimische Tradition sehr verdienten Königs Kalakaua [1]) einen tiefen Einblick in das verschlungene Gewebe der polynesischen Mythologie zu erhalten, berichtete er in einer fast wehmüthig-resignirten Stimmung dem Anthropologischen Congreß, der gerade in Berlin tagte, über seine Eindrücke folgendermaaßen: „Ueberall auf meiner jetzigen Reise, mehr noch als auf den früheren, bin ich unter Trümmern und Ruinen gewandert. Nicht nur den monumentalen, die als schweigende Zeugen dastehen versunkener Culturen, deren Räthselwort noch nicht gesprochen ist, sondern auch leichter, ephemerer Gebilde, die, wenn einmal zerfallen, für immer dahingegangen und uns unwiederbringlich verloren sind" (Vorrede zur Heiligen Sage der Polynesier S. 8). Aber auch dann, wenn wir uns dieser unausweichlichen Pflicht bewußt geworden sind, ist die betreffende Sammlung der ethnisch-relevanten Thatsachen nicht ohne Schwierigkeit, wie der erfahrene Reisende auseinandersetzt: „Die Existenz der Naturvölker ist nur eine ephemere für uns, d. h. soweit sie unsere Kenntniß und unsere Beziehungen zu ihnen betrifft, soweit sie also überhaupt für uns vorhanden sind. Mit dem Augenblick, der sie uns kennen lehrt, weht der Todesengel sie an. Von ihm geschlagen tragen sie fortan den Keim des Unterganges in sich. Es ist damit nicht zugleich schon der physische Untergang gemeint. Das sog. Aussterben, worüber viel hin- und hergeschrieben wurde, kann nicht im allgemeinen Gerede, sondern stets nur in dem jedesmaligen Fall entschieden werden, ob negativ oder affirmativ (da je nach wahlverwandten Affinitäten, Kreuzungen veredelnd oder zersetzend wirken) [2]). Dagegen gilt dieser Untergang, ausnahmslos stets und überall, im psychischen Sinne, als die nothwendig zwingende Folge aus dem im Berührungsmoment mit der Civilisation ursächlich gegebenen Anstoß . . . Manche der schwachen Naturvölker sinken beim unvermittelt plötzlichen Eingriff fremder Cultur widerstandslos zusammen, brechen sogleich in ihrer Totalität physisch und psychisch; sie sterben also aus, auch der körperlichen Existenz nach. Resistenzfähigere Rassen dagegen erweisen sich manchmal kräftig genug, den ersten Stoß zu überstehen, und wenn sie sich von der Erschütterung erholt haben, mögen wohlthätigste Wirkungen sich zeigen, indem manche bisher schlummernde Strebungen in Fluß gekommen sind, und wenn es dann gelingt, die höheren Ideen, welche die Civilisation zuführt, im nationalen Bewußtsein zu assimiliren, würde, ethisch genommen, eine Veredelung zu constatiren sein. Für die Zwecke der Ethnologie dagegen liegt, auch hier, ein Verlust vor, der Fall eines Unterganges

---

[1]) Vgl. besonders Heil. Sage der Polynesier S. 68.

[2]) Hier siegt, wie überall im Kampfe um's Dasein, das stärkere Element, und deshalb haben die vielfachen Mischungen mit den Naturvölkern ethnographisch nur einen secundären, vorübergehenden Werth, so bei den Indianerstämmen, z. B. bei den Irokesen (vgl. Ratzel, Anthropogeogr. 2, 353).

Digitized by Google

oder eines psychischen Aussterbens, wenn man will" (Vorgeschichte der Ethnologie S. 64; vgl. das ähnliche Urtheil: Zur Kenntniß Hawaii's S. 126). Das sind freilich vielfach Fragen technischer Geschicklichkeit und persönlicher Anlage, über die sich schwerlich allgemeine Regeln aufstellen lassen; die Forderung dagegen als solche, nämlich ein möglichst ausgedehntes, lückenloses Material zu beschaffen, möchte schwerlich einem begründeten Zweifel begegnen. Das ist um eines besonderen Umstandes willen noch besonders wichtig, weil manche Lücken und Unsicherheiten der betreffenden Berichte sich beseitigen lassen durch das vorzügliche Hülfsmittel, das gerade die moderne Naturwissenschaft mit so außerordentlichem Erfolge angewandt hat, durch die Vergleichung ähnlicher und gleichartiger Fälle. Dadurch werden wir zu einem zweiten bedeutsamen Punkt der ethnologischen Methodik geführt, zur naturwissenschaftlichen Psychologie, um einen Bastian'schen Ausdruck zu gebrauchen.

Es darf hier als bekannt vorausgesetzt werden, wie die moderne Forschung endgültig mit den freilich glänzenden, aber nichts weniger als verläßlichen Speculationen der metaphysischen Psychologie gebrochen hat, welche es trefflich verstand, aus der unerschöpflichen Tiefe des eigenen Bewußtseins die quälenden Räthsel zu beantworten, deren Lösung einer schlichten, mit keiner intellectualen Anschauung oder ähnlichen mystischen Organen beglückten Auffassung unseres psychophysischen Organismus nicht gelingen wollte. Die verhängnißvolle Allmacht des weltschöpferischen Ichs schrumpfte unter der eindringlichen Kritik der exacten Naturwissenschaft immer mehr zusammen, selbst Philosophen (wie Mill, Taine und überhaupt die meisten Positivisten) sprachen von dem Bewußtsein nur noch als einem Faden der Vorstellungen (entsprechend dem Hume'schen Ausdruck Bündel): genug, nach der kopernikanischen Degradirung unseres vorher so weltbeherrschenden Planeten zu einem winzigen Atom im Universum erging es jenem geheimnißvollen Mittelpunkt unseres Wesens ähnlich, und damit trat an die Stelle der früheren Individual- die breite Basis der socialpsychologischen Perspective [1]). Diese Auffassung, deren Entwicklung und Begründung auf rein sociologischem Gebiete wir schon früher verfolgt haben, wird auch durch die Ethnologie nach allen Seiten hin bestätigt, indem diese von der schon durch Aristoteles richtig erfaßten socialen Anlage

[1]) Es mag vorläufig (später werden wir diese Fragen einer selbständigen Untersuchung unterziehen) genügen, auf einige Werke pro und contra zu verweisen, z. B. Taine, De l'intelligence, 2 Bände, Paris 1840 (später auch in deutscher Uebersetzung); ein sehr scharfer Angriff gegen den Kant'schen Transcendentalismus erfolgte u. A. von dem nüchternen Denker E. Montgomery, Die Kant'sche Erkenntnißlehre widerlegt vom Standpunkt der Empirie, München 1871, ferner die Werke von Göring, System der kritischen Philosophie, 2 Bände, Berlin; endlich, um das Neueste zu berühren: Drews, Kant's Naturphilosophie als Grundlage seines Systems, Berlin 1894, und Rehmke, Lehrbuch der allgemeinen Psychologie, Leipzig 1894.

Digitized by Google

der menschlichen Natur ausgeht. Mit diesem Gedanken, der sich für die Erklärung der mannigfachsten (religiösen, rechtlichen, ästhetischen) Probleme auf das Schlagendste bewähren sollte, trat, wie Bastian ganz richtig voraussah, eine fundamentale Veränderung in der bisherigen Sachlage ein. „Die Psychologie darf nicht jene beschränkte Disciplin bleiben, die mit unterstützender Herbeiziehung pathologischer Phänomene, der von den Irrenhäusern und durch die Erziehung gelieferten Daten sich auf die Selbstbeobachtung des Individuums beschränkt. Der Mensch, als politisches Thier, findet nur in der Gesellschaft seine Erfüllung. Die Menschheit, ein Begriff, der kein Höheres über sich kennt, ist für den Ausgangspunkt zu nehmen, als das einheitliche Ganze, innerhalb welches das einzelne Individuum nur als integrirender Bruchtheil figurirt. Die im sprachlichen Ausdruck gegebenen Ideen, obwohl ein secundäres Product individueller Denkprocesse, müssen als primärer Anfang gesetzt werden, um durch Rückschlüsse [1]) diese zu verstehen. In der ewigen Wechselbeziehung der Relationen wird die Ursache zur Wirkung und zur Ursache die Wirkung. Auch hierbei hat sich vielfach der in den Naturgesetzen selbst gegebene Trugschluß wiederholt. Je geringere Uebung die Functionen der sinnlichen oder psychischen Nerven besitzen, zu desto größerer Intensität muß der äußere Reiz heranwachsen, ehe er zur Auffassung kommen kann. Der logisch formulirte Gedanke wurde vom Verstande begriffen, aber dieser verzweifelte an seiner Macht, in das dunkle Chaos der Gefühlsregungen hinabzusteigen, auch dort zu sichten und zu scheiden, dort die Processe zu belauschen, nach denen jenes reinere Product hervorgewachsen war. Der in die Vorzeit zurückschauende Blick folgte dem gegebenen Faden der Tradition, soweit sie ihm einen deutlichen Weg vorzeichnete, bis zu der Blüthezeit einer Literatur, zur Ausbildung der Schrift, die erst dauernde Ueberlieferungen zu bewahren vermochte, und die lange Reihe der Vorstadien übersehend, die der Menschengeist überwunden haben mußte, bis er diese Höhe erstieg, schloß er, von ihrer Helle geblendet, mit einer Urweisheit ab, von der später nur ein Herabsinken möglich war. So gab die Geschichte bisher den Entwicklungsgang einzelner Rassen, statt den der Menschheit, das glänzende Licht, das von den Spitzen der Gesellschaft ausströmte, verdunkelte die Breitengrundlage der großen Massen, und doch ist es nur in ihnen, daß des Schaffens Kräfte keimen, nur in ihnen kreist des Lebens Saft. Die Blumen, zu denen sie aufblühen in begeisterten Dichtungen, die Früchte, die sie ansetzen in den Lehren der Philosophen, wir werden sie schätzen und sammeln als zum Schmuck und zur Nahrung verwendbar; aber um zu forschen in dem geheimnißvollen Getriebe des Werdens im Sein, bedarf es der Secirung

[1]) Vgl. im Allgemeinen Post über diese Rückschlüsse, die uns auf die unbewußten Seelenthätigkeiten zurückleiten: Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz, Oldenburg 1886, S. 14 ff. und früher Bausteine I, 22 ff.

Digitized by Google

und Analysirung des großen Stammes selbst. Die Frucht mag als sein höchstes und vollendetstes Erzeugniß bewundert werden, doch mit dem Abschluß der Vollendung beginnt schon der Moment des Zerfallens. Nur in den Wurzeln, die aus dem Mutterboden ihre Nahrung saugen, nur in den zuführenden Gefäßen lebt ewig jung die schaffende Natur, und nur im Durchschnittsmenschen mögen wir noch im Augenblicke des Werdens die Gestaltungsfähigkeit des Geistes treffen, die in Dogmen und Systemen schon zum Absterben verknöchert ist. Der innere Organismus des philosophischen Werdens kann einzig in der Psychologie erkannt werden, die nicht allein die Entwicklung des Individuums, sondern auch die der Menschheit verfolgt, die sich auf der Basis der Geschichte bewegt" (Mensch in der Geschichte, Vorrede S. 11) [1]).

Diese naturwissenschaftliche Begründung der Psychologie, so daß, wie Bastian ganz zutreffend bemerkt, genau genommen nicht wir denken, sondern es in uns denkt (Beiträge zur vergleichenden Psychologie S. 1), findet ihren weiteren Stützpunkt in den großen gemeinsamen Zügen des menschlichen Geistes, wie sie die moderne Ethnologie auf allen Punkten unseres Erdballs entdeckt hat. Namentlich sind in dieser Beziehung der vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis überraschende Entdeckungen zu verdanken; Parallelerscheinungen und übereinstimmende Anschauungen finden sich in Recht, Sitte und Brauch, die weit über die Grenzen ethnographischer Verwandtschaft hinausgreifen. Auch die Sphäre der vergleichenden Sprachforschung und der damit Hand in Hand gehenden Mythologie und Religionswissenschaft ist damit weit überholt, und deshalb ist diese ungewohnte Weite des Spielraums für die Wirksamkeit schlechthin allgemeingültiger socialer Gesetze immer noch Manchen ein Stein des Anstoßes. Unser Gewährsmann hat dafür den Ausdruck des „Völkergedankens" gefunden, dessen allmählige psychogenetische Entstehung aus dem unendlichen Material der Völkerkunde er ganz anschaulich schildert: „Als mit dem Beginn ernstlicher Forschung in der Ethnologie das darin angesammelte Material sich zu mehren begann, als es wuchs und wuchs, wurde die Aufmerksamkeit bald gefesselt durch die Gleichartigkeit und Uebereinstimmung der Vorstellungen, wie sie aus den verschiedenen Gegenden sich mit einander deckten, unter ihren localen Variationen. Früher war man durch solche manchmal bei oberflächlicher Betrachtung getäuscht worden, mit näherem Eindringen ließ sich jedoch bald die nur local bedingte Färbung von dem überall gleichartig darunter waltenden Gesetze scheiden [2]). Anfangs war man noch geneigt, wenn frappirt, vom Zufall zu sprechen, aber ein stets wiederholter

[1]) Vgl. dazu im Allgemeinen das andere Buch Bastian's: Zur naturwissenschaftlichen Behandlungsweise der Psychologie durch und für die Völkerkunde, Berlin 1883, besonders die ersten beiden Abhandlungen.

[2]) Eine Fülle von Belegen ließe sich hier anführen; es möge genügen, auf das Matriarchat, auf die Ehen auf Probe und auf Zeit u. A. zu verweisen.

Digitized by Google

Zufall negirt sich selbst. Dann wunderte man sich über die curiosen Sonderbarkeiten der Coincidenzen, und bald war, wie immer, der ‚geheime Bautrieb' bereit, seine Hypothesen aufzustellen, in Uebertragungen und Künsteleien, monströse Völkerbeziehungen schürzend [1]). Dies war der gefährlichste Feind für den gesunden Fortschritt der Ethnologie, besonders auf so schlüpfrigem Gebiete wie das Psychische, und um ihm vor Allem entgegenzutreten, mußte das Prinzip völliger Voraussetzungslosigkeit auf das Entschiedenste urgirt werden ... Von allen Seiten, aus allen Continenten tritt uns unter gleichartigen Bedingungen ein gleichartiger Menschengedanke entgegen, mit eiserner Nothwendigkeit, wie die Pflanze je nach den Phasen des Wachsthums Zellgänge oder Milchgefäße bildet, Blätter hervortreibt, Knoten ansetzt, Blüthen entfaltet. Allerdings ist unter klimatischen oder localen Variationen anders die Tanne des Nordens, anders die Palme der Tropen, aber in beiden schafft ein gleiches Wachsthumsgesetz, das sich für das pflanzliche Ganze auf wissenschaftliche Normen zurückführen läßt, und so finden wir den Griechen unter seinem heiteren Himmel von einer anderen Götterwelt geistiger Schöpfungen umgeben, als den Scandinavier an nebliger Küste, anders die Mythologie der Inder in wunderbaren Gestaltungen des Urwalds, um diesen zu entsprechen, und so, über weite Meeresflächen treibend, die der Polynesier. Ueberall aber, wenn den Ablenkungen durch die auf der Oberfläche schillernden Localfärbungen widerstehend, gelangt ein schärferes Vordringen der Analyse zu gleichartigen Grundvorstellungen, und diese in ihren primären Elementargedanken, unter dem Gange des einwohnenden Entwicklungsgesetzes, festzustellen, für die religiösen ebensowohl, wie für die rechtlichen und ästhetischen Anschauungen — also diese Erforschung der in den gesellschaftlichen Denkschöpfungen manifestirten Wachsthumsgesetze des Menschengeistes, das, wie gesagt, bildet die Aufgaben der Ethnologie, um mitzuhelfen bei der Begründung einer Wissenschaft vom Menschen" (Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen, Berlin 1881, S. 176). In diesem Sinne betrachtet der unermüdliche Forscher seine gesammte Arbeit als eine „Gedankenstatistik im Ueberblick dessen, was in Religion und Philosophie auf dem Erdenrund jemals und überall gedacht ist, was also die Machtsphäre des Denkens ihrem gesammten Umfange nach ausfüllt; denn dann erst wird das unter der Buntheit der Localdifferenzen durchgehend Gleichartige dauernde Grundpfeiler vorbereitet haben, um auf ihren Fundamenten die künftigen Bedürfnissen genügende Weltanschauung aufzubauen" (Die Welt in ihren Spiegelungen S. 146), um im Angesicht

[1]) Hierbei könnte man z. B. an die cushitischen Einflüsse und Beziehungen denken, die der sonst so exacte Forscher A. Fornander für die Polynesier und insbesondere für die Hawaiier mit großer Vorliebe heranzieht (vgl. sein dreibändiges Werk: An account of the Polynesian race, its origin and migrations, London 1878, so I, 95 oder I, 117) oder an den beliebten Parallelismus der Indianer mit den zehn Stämmen (vgl. G. Mallery, Israeliten und Indianer, Leipzig 1891).

Digitized by Google

der oben erwähnten Parallelen nicht nur, wie Bastian sagt, die Möglichkeit, sondern geradezu die psychologische Nothwendigkeit eines gleichartigen Denkens zu betonen.

Aber würden nicht durch eine derartige schrankenlose, nicht durch ethnographische, topographische und chronologische Momente bedingte Vergleichung alle die mannigfachen specifischen Nüancirungen jener großen Elementargedanken beseitigt und verwischt werden, die sich doch dem unbefangenen Beurtheiler des Völkerlebens ganz von selbst aufdrängen? Dieser freilich verhängnißvollen Einseitigkeit, die ebenso wie die verrufene Metaphysik die Wirklichkeit meistern will, soll die Lehre von den geographischen Provinzen vorbeugen, der Bastian eine selbständige Untersuchung gewidmet hat. Das treibende Motiv für die Aufstellung dieser Theorie liegt in der bekannten Abhängigkeit des Organismus von seiner Umgebung, den natural environments, dem milieu oder monde ambiant, wie der technische Ausdruck heißt. Genauer ist die Ableitung folgende: „Der leitende Grundsatz für geographisch-typische Provinzen fällt in die Abhängigkeit des Organismus von seiner geographischen Umgebung (le milieu oder monde ambiant), in eine gegenseitig festgeschlossene Wechselwirkung, also in Naturgesetze, mit denen sich rechnen läßt. Die Controversen über Monogenismus und Polygenismus haben damit (weil Ursprungssagen betreffend) ebenso wenig zu thun, wie die über die Wanderungen des Menschengeschlechts von einem Schöpfungsherde aus. Die Thatsache solcher Abhängigkeit, die Wechselwirkung zwischen Organismus und seiner Umgebungswelt liegt praktisch bewiesen vor in den Experimenten über Acclimatisation bei Pflanzen und Thieren, so daß der Analogieschluß auf ein ähnliches Verhältniß bei den Menschen jedenfalls gewagt werden kann ... In Unterscheidung der Zonen kennzeichnet sich die geographische Provinz zunächst nur durch ihren bedeutungsvollsten Factor, nämlich den der Temperatur, obwohl sie nicht allein von ihm abhängt, sondern gleichzeitig durch eine Vielheit von physischen Agentien, für den Gesammteffect derselben, bedingt wird. Als mitwirkende Factoren lassen sich aufzählen neben der maritimen oder continentalen Lage des Ortes die Luftelektricität, Feuchtigkeitsverhältnisse, Windrichtungen, Hydrographie, Orographie, Geographie, Flora, Fauna u. s. w. Hier wird sich die Anthropologie mit der Meteorologie zu verbrüdern haben im Anstreben eines gemeinsamen Zieles, nämlich für Errichtung meteorologischer Stationen auf den durch die Colonialpolitik erschlossenen Tropenländern" (Zur Lehre von den geograph. Provinzen, Berlin 1886, S. 6). Diese äußeren Factoren üben begreiflicher Weise einen tiefgehenden socialen Einfluß: „Wie die physikalischen Einflüsse der Umgebung bis auf mancherlei Detail im physischen Habitus des angearteten Volksstammes nachweisbar[1])

[1]) Die landläufigen culturhistorischen Beispiele sind (um nur Einiges anzuführen) die Gegensätze der egyptischen Cultur mit den Wüstenbewohnern oder des ackerbau-

Digitized by Google

sein mögen, so klingen sie auch entfernter nach im psychischen Charakter und den Sitten oder Gebräuchen, mit denen derselbe sich gegenseitig bedingt. Eine in ihrer Bergfeste gegen ringsum drohende Feinde isolirte Gemeinde wird zu innerer Einigkeit, zur Einhaltung strengster Rechtlichkeit im eigenen Kreise durch die Noth schon gezwungen sein, dagegen zu gleich harter Strenge in Abweisung jedes Außenstehenden und Entbindung aller Verpflichtungen ihm gegenüber. Eine mit Heerden wandernde Horde wird sich zu gemeinsamem Besten unter patriarchalischer Ordnung und Leitung der Züge zusammenschließen und, wenn mit fremden Lagern zusammentreffend, statt zu streiten im gefährlichen Zwist, lieber vorziehen müssen, sich für gegenseitige Hülfleistungen etwaigenfalls zu verpflichten, unter Einleitung gastrechtlicher Beziehungen, wie sie sich auch für Handelsunternehmungen empfehlen. Der Jäger wird jeden auf seinem Gebiet angetroffenen Fremden als Feind betrachten, der Ackerbauer dagegen eher geneigt sein, den Fremden, wenn etwa ein Schwächerer, zur Dienstleistung zu verwenden oder, wenn ein Stärkerer, durch eigene Dienstleistungen zum Schutz. Die gesellschaftlichen Einrichtungen bilden das psychische Gewand, dem der jedesmalige Volksgeist innewohnt, wie die Seele ihrem angeborenen Körper, und wie über diesen hinaus die Thätigkeit der Seele, wenn zur Vollkraft angeregt, sich manifestirt, so der Volksgeist in seiner Entwicklung — beim Fortschreiten vom Naturzustande zur Cultur. Zunächst liegen die Ursächlichkeiten bereits in den physischen Verhältnissen der Umgebung (nach geographischer Provinz), die indeß in ihren modificirenden Einwirkungen nicht als aprioristische Ursächlichkeiten zu fassen wären; denn sie bieten vielmehr die Hyle (des Stoffes), innerhalb dessen der Volksgeist, als Entelechie (seiner Seelenkraft) schöpferisch bildend emportreibt, um an der Horizontlinie des ethnischen Kreises die für diesen typischen Völkergedanken hinauszuwerfen und in den socialen Institutionen dort zu realisiren" (S. 34).

Das ist in großen Zügen die Methode der Ethnologie, wie sie unter den fleißigen Händen ihrer Vertreter sich immer mehr befestigt. Daß trotz des riesigen, noch immer mehr anschwellenden Materials doch noch Lücken in der Beweisführung bleiben, Probleme, die zur Zeit noch nicht als völlig spruchreif bezeichnet werden können, versteht sich von selbst, und es ist unfraglich rathsamer, diesen Thatbestand rückhaltlos anzuerkennen, als sich mit glänzenden, aber trügerischen Hypothesen und Phantasiebildern darüber hinwegzutäuschen. Bastian hat diesen Muth überall gezeigt, namentlich gegenüber manchen naturwissenschaftlichen Dichtungen (um einen Ausdruck Virchow's zu gebrauchen), welche vornehmlich in darwinistischen Kreisen sich großer Beliebtheit erfreuen. Vor Jahren hatte der Altmeister der Ethno-

treibenden Irans mit den nomadisirenden Steppenräubern, vgl. Ratzel, Anthropogeographie II, 105 ff.

Digitized by Google

logie mit Häckel[1]) einen heftigen Kampf in dieser Beziehung zu bestehen, und in allen seinen Schriften kehrt dieser Protest gegen die verhängnißvolle Verquickung exacter Beobachtung mit der Speculation wieder. Ganz besonders sind es die voreiligen Generalisationen betreffs der nebelumsponnenen Anfänge der Religion, des Rechts und der Sitte, welche diesen Widerspruch herausfordern. Die Ursprünge gehören in das verpönte Gebiet der Metaphysik, von der sich jede nach strenger Induction arbeitende Naturwissenschaft billiger Weise fern halten sollte. „Sogenannter Ursprung, in welcher Beziehung immer herangezogen, involvirt stets einen Sprung aus dem Unbekannten, und sein Product (als ein naturwissenschaftlicher Deus ex machina) wird unter den inductiven Relationen des deutlich Gegebenen der der Kinderstube und ihren Spielereien entwachsene Naturforscher beim Zurückgehen auf einen Anfang ebenso wenig zu verwenden Lust verspüren, wie metaphysischen Gedankenflügen zu folgen" (Naturwissenschaftl. Behandlungsweise der Psychologie S. 45). Deshalb erklärt sich auch unser Autor mit aller Entschiedenheit gegen die gewagten Deductionen, welche die Descendenztheorie vielfach zu Tage gefördert hat, während er dem nüchternen und doch genialen Begründer der Selectionstheorie die unumwundenste Anerkennung und Bewunderung zollt. Immer und überall zeigt uns die wahre Wissenschaft, soweit ihr spähender Blick auch in die Vorgeschichte unseres Geschlechtes vordringen mag, statt der Phantasmen von dem sprachlosen Urmenschen, der angeblich in strenger Isolirung ein chimärenhaftes Dasein geführt hat, die unzweideutige Thatsache einer wenn auch noch so lockeren socialen Existenz, in welcher alle Entfaltungen geistigen Schaffens keimartig beschlossen sind. Ueber die klare Grenze exacter Forschung hinaus sich in das Meer der Träume und verlockenden Hypothesen hinauszuwagen, muß, wie gesagt, die auf ihre streng inductive Anlage und Richtung stolze moderne Naturwissenschaft verschmähen.

Auch ein anderer Punkt der Methodik bedarf noch um so mehr einer Beleuchtung, da er vielfach noch, besonders in den Kreisen der exacten Historiker, das Verständniß der Ethnologie nicht wenig erschwert, das ist die Gleichgültigkeit derselben gegen die Chronologie. Unsere bisherige Weltgeschichte (die freilich kaum diesen prunkvollen Namen verdient) beginnt meist mit der uralten, fast aus dem Nichts emportauchenden egyptischen Cultur; ganz unvermittelt stellte sich ihr zur Seite, auf völlig entlegenem Felde, die chinesische oder indische: Ueberall suchte aber die geschichtliche Forschung — und völlig mit Recht — so schwer ihr das auch manchmal wurde, nach einer möglichst genauen zeitlichen Abgrenzung. Die Ethnologie dagegen als Entwicklungsgeschichte der Menschheit und zunächst auf

[1]) Dahin gehören die Schriften: Offener Brief von Prof. Häckel, Jena 1874, und das größere Werk: Schöpfung oder Entstehung. Aphorismen zur Entwicklung des organischen Lebens, Berlin 1875.

Digitized by Google

die bislang so verkannten Vorstufen der Civilisation bei den primären Gesittungsformen der Naturvölker ganz besonders angewiesen, konnte schlechterdings mit dieser chronologischen Rubrik nichts anfangen. Jahrhunderte vor Christi Geburt oder nachher können dieselben relevanten Thatsachen der socialen Entwicklung bringen, wozu also noch eine Jahrestafel? Bastian sagt deshalb: „Als erste ist hier die Frage zu stellen, wie weit ein geschichtlicher Gesichtspunkt in die Ethnologie überhaupt hineingetragen werden darf oder wie weit er für dieselbe überhaupt zulässig ist. Jedenfalls doch so weit nur, wie eine geschichtlich gesicherte Basis gebreitet ist, als an sich erforderliche Unterlage, um überhaupt festen Fuß zu fassen. Die Geschichte hat aus den verschiedenen Epochen ihrer Geschichtsvölker die Documente vor sich liegen, und ihre Kunst erweist sich darin, den hier historisch verbindenden Faden für belehrende Aufklärungen weiter zu weben. Dieser ganze Apparat fällt von vorne herein aus, wenn es sich um schriftlose Naturstände handelt. Wir treffen sie so, wie sie beim Auftauchen in der Entdeckung sich für die Darstellung gestaltet, vielleicht noch mit dem schwachen Nachhall einiger Traditionen in die letztvergangenen Jahrhunderte zurück. Darüber hinaus: Alles dunkle Nacht, das Rollen des Po im polynesischen Ausdruck ... Was also wäre hier alt, was jung? Uralt klingt meinem Ohre das, worin Ursprüngliches noch tönt, und uralt deshalb jene Liederklänge Hawaii's, gleich uralt vielleicht mit denen Hesiod's" (Zur Kenntniß Hawaii's S. 125) [1]). Sobald eben statt der allgemeinen, sociologischen Perspective der Ethnologie, der es ja nur um die Gesetze der Structur ethnischer Organisationen überhaupt zu thun ist, eine specielle, topographisch und ethnographisch bedingte Untersuchung einsetzt, namentlich sobald bestimmte culturgeschichtliche Epochen sich unterscheiden lassen, beginnt die Gültigkeit der Chronologie; deshalb sollte auch, da beide Sphären genau gegen einander abgegrenzt sind, eigentlich gar kein Streit aufkommen, der eben nur durch die voreilige und fälschliche Uebertragung des eigenen Standpunktes auf den des Gegners sich erklärt.

Es verwehrt sich von selbst, die Ergebnisse der Forschungen unseres Altmeisters hier auch nur nach ungefähren Umrissen skizziren zu wollen, das würde Bände füllen und es wäre trotzdem kein Ende abzusehen; nur einige besonders wichtige Kapitel der Völkerkunde möchten wir hier an der Hand unseres Gewährsmannes beleuchten. Zunächst, wie haben wir uns den geistigen Zustand vorzustellen, aus dem das Weltbild des Naturmenschen mit psychologischer Nothwendigkeit emporsteigt? „Indem der Wilde in der analytischen Zersetzungsarbeit dessen, was er vor sich sieht, rasch erschlafft, indem er die Existenz des Unbekannten als solchen zugiebt und mit dem zugetheilten Namen in seine Gedankenreihen einführt, so hat er sich damit

[1]) Vgl. dazu Post, Bausteine für eine vergleichende Rechtswissenschaft I, 17 ff., worauf wir später noch zurückkommen werden.

Digitized by Google

selbstwillig einen Despoten gesetzt, dem er knechtisch und demüthig zu dienen hat, ehe es dem Denken später einmal gelingen wird, ihn in seine constituirenden Elemente aufzulösen und dieselben im fortschreitenden Verständniß zu bemeistern. Der Mensch lebt im Horizont seiner eigenen Anschauungen, innerhalb der objectiv projicirten Schöpfungen, die ihn in einer ganzen Kreislinie festbannen, bis er sich aufschwingt, die Identität der subjectiven Gesetze mit denen des Alls zu erkennen. Er ist stets von den Vorstellungen beherrscht, die in ihm das Uebergewicht gewinnen, in dem Stadium edelster Humanitätsblüthe sowohl, wie in dem kryptogamischen des Wilden. Mit Aufnahme des Unbekannten hat der Wilde eine unbegrenzte Größe in seine Gedankenreihen zugelassen, ein X von nicht definirtem und nicht definirbarem Werthe, das bei allen geistigen Berechnungen, bei jedem Abwägen neben einander schwingender Gedankenreihen für diejenige, worin es eingeht, den Ausschlag geben muß, diese als die schwerste zur dominirenden machen muß. Der Wilde ist fortan der Tyrannei dieses Unbekannten rettungslos unterworfen. Er sieht es überall, aus jedem Naturgegenstand hervorblickend, er wagt keinen derselben zu berühren, selbst die Pflanze, die als Nahrung zur Lebenserhaltung nothwendig ist, darf nur unter sühnenden Ceremonien gepflückt werden. Nur dem Menschen gegenüber wird der Mensch nichts von jener Scheu des wunderbar Unbekannten fühlen, das ihm sonst aus jedem Naturgegenstande entgegenstarrt. Ein Fremder, ein fernher Zugereister mag auch hier durch seine außergewöhnliche Erscheinung erschrecken, wenn er dem Giftpfeil entgeht, vielleicht Verehrung empfangen, aber im Kreise des Bekannten fällt das in diesem Ausnahmefall mitwirkende Item fort. Nur mit seinen Mitmenschen verkehrt der Mensch, solange keine Rangunterschiede gegliedert sind, unceremoniell. Seine eigene Persönlichkeit ist ja das Einzige in der ganzen Weite der überall unbekannten und unverständlichen Natur, das ihm vertraut ist, — bekannt und verständlich, wie er meint — und solange der Mitmensch in derselben Weise handelt, spricht und denkt, wie er selbst, so identificirt er die Natur seiner Persönlichkeit mit der eigenen und hält sie für bekannt, wie es ihm unbewußt die eigene zu sein scheint. Wenn nun aber der Nebenmensch dem Tode anheimfällt, wenn er kalt und starr da liegt, ein regungsloser Leichnam, dann ist diese Identität gebrochen. Dann sieht er auch in der körperlichen Hülle seines bisherigen Nebenmenschen ein ihm fremdes Naturobject, dann fühlt er auch aus ihm den Schauer des Unbekannten ausströmen, und dann bringt er zitternd Huldigungen dar, bis eine edlere Weltanschauung die Ahnen der Abgeschiedenen aus spukenden Gespenstern in gütige, schützende Heroen verwandelt" (Beiträge zur vergleichenden Psychologie, S. 10). Wie nämlich der Tod für den Wilden nicht das naturnothwendige Ergebniß einer Reihe von chemischen und physiologischen Processen ist, sondern gerade umgekehrt ein im höchsten Maaße unnatürliches Ereigniß, so sind demgemäß auch die Vorstufen des-

Digitized by Google

selben, die Krankheiten, das Werk eines schadenfrohen Dämonen. Noch heutigen Tags erinnert unsere Ausdrucksweise in dem Wort Hexenschuß [1]) höchst bezeichnend an diesen primitiven mythologischen Gedankengang, und dasselbe gilt auch für die ganze so reich entwickelte Pathologie der Besessenen, die ja bei den Naturvölkern und im Orient noch heute eine so hervorragende Rolle spielt [2]). So entwickelt sich unter Hinzunahme anderer Factoren, wie wir später noch sehen werden, die buntschillernde Welt des Animismus (um den Tylor'schen Ausdruck zu gebrauchen), je nach der geistigen Höhe und der schöpferischen Kraft des betreffenden Volkes, bald feinsinniger und idealer gestaltet, bald in groteske Formen verzerrt und zu blödem Fetischismus verkümmert, obwohl man sich hüten sollte, von unserem modernen Standpunkt hochmüthig auf diese, im wesenlosen Scheine angeblich hinter uns liegende Entwicklungsphase herabzublicken; einem ethnologisch geschulten Auge werden unter der gleißenden Hülle des heutigen Ceremoniells, wenn auch häufig nur in rudimentärer Form, die ursprünglichen Züge des uralten Fetischismus nicht entgehen. In seinen Göttern, wie ganz richtig Schiller sagt, malt sich der Mensch, und wie Aristoteles im Hinblick auf die Platonische Ideenlehre ebenso zutreffend bemerkt, das Un- und Uebersinnliche ist das Sinnliche noch einmal, nur in anderer, neuer Beleuchtung. Die psychologische Zergliederung aber der einzelnen Factoren zeigt (wie ja schon die bekannten, oft angeführten Beispiele der Sprachvergleichung klar darthun), daß die Elemente, die eigentlichen Grundbestandtheile ganz und gar der irdischen Welt entnommen sind, und nur für denjenigen, der lediglich den Endpunkt dieser Entwicklung im Auge hat, ohne die übrigen Glieder dieser organischen Kette zugleich mit zu überblicken, kann jener supranaturale Nimbus noch in Kraft bleiben, wie er sich für die Durchschnittsauffassung freilich von selbst versteht [3]). Auch die weitere Entfaltung dieser mythologischen Gebilde, häufig im schroffen Dualismus zu einander (Bastian spricht dann von einem Schachspiel des Guten und Bösen, der schwarzen und weißen Magie, vgl. Mensch in der Geschichte II. 94 ff.) oder aber in wechselseitiger Amalgamirung, kann an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden, ebenso wenig wie die verwickelten Fragen der Präexistenz und Wiedergeburt, die in den letzten Decennien

---

[1]) Vgl. dazu das fleißige Werk von M. Bartels, Die Medicin der Naturvölker, Ethnologische Beiträge zur Urgeschichte der Medicin, Leipzig 1893, S. 11 u. S. 171 ff., und v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens, S. 348, wo ein sehr instructiver Beleg beigebracht wird.

[2]) Vgl. Bastian, Ein Besuch in San Salvador, Bremen 1859, S. 101 ff. und Tylor, Einleitung in das Studium der Anthropologie, Braunschweig 1883, S. 425 ff.

[3]) Vgl. dazu den Aufsatz von C. Göring: Ueber den Begriff der Erfahrung, in Vierteljahrsschr. für wissenschaftl. Philosophie I, 392 ff. und Bastian, Die Seele indischer und hellenischer Philosophie in den Gespenstern moderner Geisterseherei, Berlin 1886, S. 25 ff.

Digitized by Google

ihrer früheren einseitig theologischen Erörterung entzogen und gleichfalls der ethnologischen Behandlung zugänglich gemacht sind.

Endlich müssen wir noch mit einigen Worten der Ethik gedenken, die nicht zum Wenigsten durch die Völkerkunde eine vollständige Umwandlung erfahren hat. Während die speculative Philosophie sich und Anderen immer mit einer gewissen Beharrlichkeit einzureden suchte, daß zu Folge eines immanenten Sittengesetzes (als dessen Organ gewöhnlich das Gewissen angesehen wurde) sich eine einheitliche Entwicklung nach unwandelbaren Idealen vollziehe, bewies unsere Wissenschaft nunmehr, daß dieser angeblich zweifellose Kanon sittlicher Wahrheiten und Forderungen eine Fülle der verschiedenartigsten, sich häufig geradezu ausschließenden Pflichten und Verbote enthielt, und daß der einzige Werthmesser für das Erlaubte, Zulässige und Geforderte nicht etwa das schwankende Gutdünken des einzelnen Menschen sei, sondern die ganze Structur des socialen Organismus, dem irgend ein Individuum angehört; mit anderen Worten, statt des völlig unbrauchbaren, nur durch die größten dialectischen Kunstgriffe mit der Wirklichkeit vereinbaren absoluten Maaßstabes wurde der einzig zutreffende, schon von einigen antiken Denkern geahnte relative eingesetzt, und damit war sowohl der exacten ethnographischen Untersuchung, wie der philosophischen Bearbeitung des Materials Genüge geschehen [1]). Dieser Gedanke einer sociologischen Begründung der Ethik ist natürlich auch von Bastian gebührend hervorgehoben: „Die Ethik betrifft den individuellen Status in seinen Beziehungen zu dem Gesellschaftskreis, welchem angehörig der Theil sich dem Ganzen verhältnißwerthig zu identificiren hat, um die für die so bezüglichen Handlungen des Individuums gültigen Vorschriften darzulegen und auf die comparativ-genetisch allgemein gültig erwiesenen Gesetzlichkeiten zu stufen" (Zur ethnischen Ethik, Vorrede zu Indonesien, 4. Lieferung, S. 96). Schon in seiner ersten umfassenden Materialsammlung, Der Mensch in der Geschichte, berührt Bastian dies Problem: „Ein schlagender Beweis für die Einseitigkeit unserer Weltanschauung ist die Hartnäckigkeit, mit der stets wieder behauptet wird, daß die bei uns geltenden Principien, die für uns heiligen Wahrheiten deshalb auch bei anderen Völkern gefunden werden müssen und der Natur des Menschen als solchen zu Grunde liegen. Als ob es außer uns, in unserer nördlichen Halbinsel, keine anderen Bewohner der Erde gäbe, und wir seit den zwei Jahrtausenden, daß wir zu denken angefangen, schon alle Weisheit absorbirt hätten. Ein übermüthiger, aber überall als Consequenz des Egoismus wiederkehrender Stolz hat lange den Europäer verleitet, sich als Ideal des Menschen anzusehen, auf alle anderen Zeiten verachtend herabzublicken und jedes Volk, das verschiedene Ansichten aus seinem Gesellschaftsleben zu gewinnen wagte, schon

[1]) Vgl. vorläufig (später wird dies Problem eingehender behandelt werden) Post, Bausteine I, 60 ff.

Digitized by Google

deshalb zu verdammen. Er denkt weder an die weiten Continente, die noch den Globus bedecken, und wo unzählige Völker ihre selbständigen Culturen entwickelten; er erinnert sich nicht der vielen glänzenden Geschichtsepochen, die entstanden und vergingen, als noch kein Lichtstrahl der Civilisation in die Barbarei seiner Wälder gedrungen war ... Sollte, wie jede Frage, die der menschlichen Natur aus der Majorität entschieden werden, so würde Europa den übrigen Continenten gegenüber nur als Ausnahme erscheinen, um den Durchschnittsmenschen zu finden. Und in Europa selbst, wer sind denn wir, das Publikum, das schreibt und liest? Eine unendlich kleine Partei, die lehrt und anhört, die einander Beifall klatscht oder zischt. Die Mehrzahl der Gebildeten blickt nicht über ihre Atmosphäre hinaus, aber wer irgend gesunde Ansichten von Statistik oder einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung hat, wird sich wohl hüten, nach ihr den Durchschnittsmenschen der großen Volksmassen zu construiren. Die bei uns geltenden Grundsätze der Moral hat man deshalb für die allein natürlichen, für die dem Menschen angeborenen gehalten, und wo sie fehlten, sie mit Gewalt einzudrängen gesucht. Obwohl allerdings das Moralsystem in Europa wegen dessen geschichtlich nothwendiger Lebendigkeit des Staatslebens eine unvergleichlich hohe Vollendung und Entwicklung genommen hat, so muß man doch eben deshalb um so weniger den Maaßstab dieser durch exceptionelle Verhältnisse erreichten Vollkommenheit an alle übrigen Nationen anlegen wollen, wenn die Mittelzahl gesucht werden soll. Gewisse Grundsätze der Moral wird man überall wiederfinden, und zwar eben diejenigen, deren Ausübung so innig und nothwendig mit den ersten Anfängen der Gesellschaft verwachsen ist, daß ohne jene eine solche überhaupt nicht bestehen, sich nicht einmal bilden kann. Ihre gleichartige Wiederkehr ist nicht wunderbarer, als daß die Wilden überall essen und trinken, daß sie mit den Füßen gehen und mit den Händen greifen. Wie auf den Füßen zu gehen von der Natur vorgeschrieben ist, indem die Natur ein mit bestimmten Muskeln und Knochen construirtes Glied gegeben hat, auf dem man gehen kann und, weil man es besitzt, geht, ebenso ist dem Menschen eine bestimmte Construction des Gehirns gegeben, durch die er die nothwendigen Ideen zu entwickeln vermag, um gesellig zu leben, und weil ihm jene gegeben ist, lebt er gesellig" (Mensch in der Geschichte I, 230).

3. Oscar Peschel.

Einer der Männer, die sich durch ihre Schriften (Geschichte der Erdkunde, Zeitalter der Entdeckungen und besonders Völkerkunde, 2. Auflage, Leipzig 1875) ein hervorragendes Verdienst um die Einführung der Völkerkunde in die weiten Schichten der gebildeten Gesellschaft erworben haben, ist der berühmte Geograph Osc. Peschel. Seine leichte, gefällige

Digitized by Google

Darstellung, die die glückliche Mitte hält zwischen Schwerfälligkeit und Tiefsinn einerseits und Oberflächlichkeit und Phrasenreichthum anderseits, trägt in erster Linie dazu bei; hinzukommt, daß er gleich weit entfernt ist von jener seltsamen Intoleranz, die in neuerer Zeit auch in naturwissenschaftlichen Kreisen bei streitigen Fragen die gegnerische Ansicht mit moralisch gehässigen Insinuationen zum Schweigen zu bringen sucht, als von der schwächlichen Besorgniß, daß durch irgend einen wissenschaftlichen Fortschritt die wahren Ziele der Sittlichkeit gefährdet werden könnten. Namentlich gilt dies von der mala crux der modernen Weltanschauung, von der Descendenztheorie. „Das Darwin'sche Dogma gilt uns zwar nicht als ein gelungener, immerhin aber als der beste Versuch, den Zusammenhang der älteren mit der neueren Schöpfung zu erklären, und es wird sich nur durch eine befriedigendere Lösung wieder verdrängen lassen. Es ist nicht recht verständlich, wie fromme Gemüther durch diese Lehre beunruhigt werden konnten; denn die Schöpfung gewinnt an Würde und Bedeutung, wenn sie die Kraft der Erneuerung und Entwicklung des Vollkommenen in sich trägt. Gläubige Christen wollen wir an die Gefahr erinnern, der sie sich bei Schmähung eines so hochgeachteten Forschers wie Darwin aussetzen. Als Copernikus mit seiner noch schwach begründeten Lehre von der Planeteneigenschaft der Erde auftrat, ja selbst später, als das Fernrohr in der Sichelgestalt der Venus, sowie in der Jupiterswelt die sinnliche Ueberzeugung und Kepler durch seine Gesetze die strengen Beweise von der Wahrheit der copernikanischen Anschauung gewährt hatten, wurde dennoch nicht nur von der römischen Curie, sondern auch von protestantischen Eiferern die neue Offenbarung verdammt. Der wahre Schöpfer wurde, weil er bei seinen Werken nicht ptolemäisch, sondern copernikanisch verfahren war, in der Person Derer, die seinen Weltbau verkündeten, auf den Index gesetzt und als Ketzer Diejenigen verfolgt, auf die Gott, wie Kepler von sich selbst schreibt, sechstausend Jahre gewartet hatte, damit sie seine Werke erkennen sollten. Auch jetzt stehen wieder zwei Schöpfer vor uns, der Schöpfer, wie ihn Cuvier sich dachte, der seine Werke vernichtet, weil er bessere ersonnen hat, und der Schöpfer, wie ihn Darwin sich denkt, der das Belebte veränderlich geschaffen, die Richtung dieses Gestaltungswechsels aber vorausgesehen hat, und nun die Uhr ablaufen läßt, ohne ihren Gang zu stören. Ein einziger fossiler Fund, den wir übrigens weder herbeisehnen noch voraus verkündigen wollen, könnte morgen schon bekräftigen, daß der wahre Schöpfer der Darwin'schen Vorstellung näher stehe als der von Cuvier, und die unbesonnenen Eiferer würden dann wie die Verfolger Galilei's sich anzuklagen haben, daß sie den wahren Gott zu Gunsten eines wissenschaftlichen Phantoms verfolgt hätten. Kennt doch gerade die Geschichte der Umwandlungslehre bereits den Fall einer glänzenden Widerlegung. Cuvier brachte den Vorgänger Darwins, Lamarck, damit zum Schweigen, daß er ihm auferlegte, eine Mittelform zwischen dem

Digitized by Google

Paläotherium und dem jetzigen Pferd aufzufinden, wenn eine Artumwandlung aus jenem älteren in das neuere Geschöpf stattgefunden haben solle. Cuvier, wenn er noch lebte, müßte beschämt bekennen, sobald er in irgend einem unserer Museen das zierliche Hipparion der Vorwelt mit den zwei Afterhufen erblickte, daß seine Forderung streng erfüllt sei. Obgleich Darwin seine Lehre von der Artwandlung nicht streng begründen konnte, hat er doch die Glaubwürdigkeit des gegentheiligen Dogmas von der Unveränderlichkeit der Artenmerkmale tief geschwächt und dadurch im Gebiete der Völkerkunde die Vermuthung bekräftigt, daß alle Rassen einer Urform entsprungen und durch die Anhäufung kleiner, durch ungestörte Vererbung beharrlich gewordener Unterschiede sich zu Spielarten ausgebildet haben. Sehr günstig ist dieser Ansicht eine Reihe von Thatsachen, die auf ein sehr hohes Alter unseres Geschlechts schließen lassen, sowie die Fähigkeit des Menschen, sich den größten Witterungsgegensätzen auf unserer Erdoberfläche anzupassen“ [1]) (Völkerkunde S. 19). Freilich ist bekanntlich für diese Acclimatisation ein allmähliger Uebergang erforderlich, indem die ersten Versuche häufig resultatlos verlaufen (daß noch der Erdraum gefunden werden soll, der nicht von irgend einem Volk bewohnt oder wenigstens besucht werden könnte, wie unser Gewährsmann ausruft, halten wir beiläufig für eine kleine rhetorische Uebertreibung), aber unter diesem Vorbehalt herrscht, wie Peschel fortfährt, kein Zweifel, daß derselbe Menschenschlag jede Zone bevölkern kann; denn Niemand bestreitet, daß der Hindu hoher Kaste, sei es in Bengalen, sei es in Madras oder im Sind oder an irgend einer heißen Stelle seiner Heimath arischer Abkunft sei, wie die altnordischen Bewohner Islands, und daß die unbekannten Urvorfahren beider eine gemeinsame Heimath bewohnt haben müssen. Auch wird Niemand Lust haben, zu behaupten, daß die gothischen Eroberer jenseits der Pyrenäen nicht lange Zeit die Reinheit ihres blauen Blutes bewahrt, also Kinder ihres Stammes, Spanier in Spanien, erzeugt haben. Aus der spanischen Halbinsel stammten wiederum die Ansiedler auf Madeira und den Canarien, die von dort nach Ausbruch der Traubenkrankheit schaarenweise vor zwei Jahrzehnten nach Trinidad und dem britischen Guyana auswanderten. Alle Völkerkundigen sind einig darüber, daß die Eingeborenen Amerikas, höchstens mit Ausnahme der Eskimo, eine einzige Rasse bilden, und dieser einzigen Rasse gelang es, sich auf beiden Halbkugeln vom nördlichen Polarkreis bis zum Aequator und wiederum bis über den 50. Breitegrad allen Witterungsverhältnissen anzupassen. Die Chinesen treffen wir in Maimatschin (Kiachta) an der sibirischen Grenze, wo die Mitteltemperatur noch unter dem Gefrierpunkt liegt und das Thermometer bis auf —40 ° R. im Winter sinkt, und zugleich auf der

[1]) Diese Theorie hat durch Moriz Wagner eine unmittelbare Anwendung auf die Völkerkunde erfahren, vgl. Ratzel, Anthropogeogr. II, 464.

Digitized by Google

Insel Singapur, die fast vom Aequator berührt wird. Türkische Völker, wie die Jakuten, sitzen an der Lena, wo sie Kennan bei —32° R. nur mit einem Hemd und Pelz bekleidet im Freien plaudernd antraf, weiden wie die Kirgisen auf der vielleicht höchsten Steppe der Erde, dem Pamir-Plateau, und wohnen als Herrscher im heißen Südegypten, sowie in dem verrufenen Massaua am rothen Meer.

Mit dieser äußeren Einheit und Uebereinstimmung, die an und für sich noch nicht viel besagen will, geht nun Hand in Hand eine Gemeinsamkeit des psychischen Naturells, so daß, wie Peschel sagt, wenigstens in Bezug auf das Denkvermögen die Einheit und Gleichheit der Menschenart nicht bezweifelt werden kann. Aus dieser Reihe von beweiskräftigen Dokumenten, welche gerade für die entlegensten Völkerschaften gelten, nehmen wir einige auf gut Glück heraus; dahin gehört die Zeichen- und Geberdensprache europäischer Taubstummer, die wir bei den nordamerikanischen Indianern wiederfinden, die universelle Tätowirung, das Ausschlagen der Vorderzähne (ein religiös-politischer Act, der ebensowohl bei den Negern, wie bei den Polynesiern beobachtet ist), das unendlich weit verbreitete Decimalsystem beim Zählen, die Beschneidung, die man früher wohl nur auf die Juden, Egypter und Aethiopier beschränken wollte, dasselbe gilt annähernd vom Levirat (bei den Hindus Niyoga genannt, vgl. Starcke, Primitive Familie. Leipzig 1888, S. 150 ff.), der scheinbar widersinnige Brauch des Männerkindbettes, der Couvade, die Dobrizoffer seiner Zeit bei den Abiponen fand, die ebenso bei den Corsen und Basken noch weit bis in die neuere Zeit hinein vorkam, u. s. w. Alle diese Züge, welche bislang meist mit dem wohlfeilen Ausdruck Carikaturen und Anomalien abgefertigt werden, deuten vielmehr als Ganzes genommen auf eine eigenthümliche Gleichartigkeit der ursprünglichen menschlichen Organisation, die nur auf späteren Entwicklungsstufen sich immer mehr von diesem anfänglichen Typus entfernt hat, so daß man, um überhaupt eine psychologische Erklärung dafür zu finden, vor der scharfen Alternative steht: „Auf dieselben Gedanken oder auf dieselben Wahnbilder sind also die Bewohner von vier Welttheilen gerathen, und wir können dies Zusammentreffen nur auf eine doppelte Weise erklären; denn entweder entstanden jene Verirrungen schon, als die sämmtlichen Spielarten unseres Geschlechts noch eine engere Heimath bewohnten, oder sie haben sich selbständig erst entwickelt nach der Zerstreuung über den ganzen Erdkreis. Ist das Letztere wahrscheinlich, dann gleicht sich das Denkvermögen aller Menschenstämme bis auf seine seltsamsten Sprünge und Verirrungen" (S. 27).

Indem wir die eigentlichen prähistorischen Probleme als verhältnißmäßig irrelevant aus unserer Betrachtung ausschließen und nur beiläufig bemerken, daß Peschel als gemeinsamen Schöpfungsherd für die spätere Bevölkerung der Erde ein mit Fluthen bedecktes Festland Lemuria (nach Häckel's Vorgang) annimmt, wenden wir uns zu den höchst interessanten

Digitized by Google

Fragen, die unser Gewährsmann unter der Aufschrift: Die technischen, bürgerlichen und religiösen Entwicklungsstufen zusammenfaßt. In erster Linie bedarf es wieder einer nüchternen Sicherung für den kritischen Erfahrungsboden, auf dem die Untersuchung zu operiren hat[1]; auch hier sind die Extreme als gefährliche Pole zu vermeiden. „Die Anschauungen der Reisenden aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts haben sich durchaus nicht bewährt, die wie G. Forster, erfüllt von Rousseau'schen Träumereien, die Südseebevölkerungen als ein glückliches, dem Naturzustande treues, von Culturverirrungen noch nicht um das Menschenideal betrogenes Geschlecht beneideten. Lamanon, der Begleiter La Perouse's, behauptete eines Abends im Gespräch mit seinen Begleitern, daß die Wilden viel besser seien, als wir Culturmenschen. Am andern Tage wurde er von ihnen erschlagen[2]. Die oft gerühmten Körperreize zwanglos einherschreitender Naturkinder werden gewöhnlich auf den photographischen Nachbildungen vermißt, die jetzt so reichlich in unsere Hände gelangen. Selbst dort, wo sie wirklich vorhanden sind und den häßlichen Bedrohungen entgehen, die ein irregeleiteter Geschmack ihnen auferlegt, fehlt sehr häufig die beste Pflege des menschlichen Körpers, die Sauberkeit. Das Haar bleibt ungeordnet und die Zähne ungereinigt. Gewisse Laster suchen wir nur bei hoch gestiegenen und tief gesunkenen Völkern, wie bei den Hellenen und im späteren Rom. Wer aber ein wenig vertraut ist mit den älteren spanischen Berichten über amerikanische Stämme, der weiß recht gut, daß sie Verfeinerungen kannten, an die weder die Römer, als Tiberius auf Capri weilte, noch die Byzantiner gedacht haben, als Theodora, die spätere Gemahlin des Kaisers Justinian, mit Schauspielerbanden umherzog. Fügen wir noch hinzu, daß fast allen diesen Bevölkerungen die Gifte bekannt waren, die den befruchteten Menschenkeim zerstören, und daß sie mit gedankenloser Leichtigkeit gebraucht wurden. Aus allen diesen Nachtseiten unmündiger Völker haben rohe und lieblose Ansichten in überseeischen Gebieten sich das Recht angemaßt, die Eingeborenen von ihrem Erbe hinweg zu cultiviren und den Rassenmord als einen Sieg der Gesittung zu feiern. Andere Schriftsteller, berauscht von Darwin'schen Glaubenssätzen, wollten Bevölkerungen entdecken, die einen ehemaligen thierischen Zustand gleichsam zur Belehrung unserer Zeit noch festgehalten hätten. So sollen nach den Worten einer Schöpfungsgeschichte im Modegeschmack unserer Tage in Südasien und Ostafrika Menschen in Horden beisammen leben, größtentheils auf Bäumen kletternd und Früchte verzehrend, die das Feuer nicht kennen und als

[1] Sagt doch Peschel sehr scharf: Der Naturzustand des Menschengeschlechts ist sicherlich unserer Beobachtung, ja sogar unserer Ahnung entrückt (S. 147).

[2] Dasselbe Geschick theilte J. W. Helfer, der von den Andamanen schrieb: Das also sind die so gefürchteten Wilden! Sie sind furchtsame Kinder der Natur, froh, wenn ihnen nichts Böses zugefügt wird. Vierundzwanzig Stunden später hatten ihn die gepriesenen Naturkinder erschlagen (Hörnes, Urgeschichte, S. 75).

Digitized by Google

Waffen nur Steine und Knüttel gebrauchen, wie es auch die höheren Affen zu thun pflegen ... Es sind vielmehr selbst diejenigen Menschenstämme, welche nach den ersten oberflächlichen Schilderungen tief unter unsere eigene Gesittungsstufe gestellt worden waren, bei genauerer Bekanntschaft den gebildeten Völkern wieder merklich näher gerückt (das gilt z. B., wie schon früher erwähnt, von manchen australischen Stämmen, von den Buschmännern in gewisser Beziehung, von den Andamanesen, die in völliger Promiscuität leben sollen 2c. Vgl. Max Müller, Anthropol. Religion S. 168 ff.). Noch soll irgend ein Bruchtheil des Menschengeschlechts entdeckt werden, bei welchem nicht ein mehr oder weniger reicher Wortschatz mit Sprachgesetzen, bei welchem nicht künstlich geschärfte Waffen und mannigfaltige Geräthe, sowie endlich die Kenntniß der Feuerbereitung angetroffen wäre" (S. 138).

Der unentbehrliche Factor jeder höheren Gesittung, die Handhabung und Erzeugung des Feuers, wird von Peschel zum Gegenstand einer längeren Betrachtung gemacht, die wir hier nicht wohl ganz umgehen können, trotzdem sich hierin manche allzu speculative Gedanken hineinmischen [1]). „Das älteste Verfahren der Feuerentzündung hat sich bei den Polynesiern erhalten. Ein Stab wird schräg in der Rinne eines ruhenden Holzstückes so lange hin und her gerieben, bis dieses zu glühen beginnt. Mindere Muskelanstrengung erfordert der Feuerbohrer; die alterthümlichste Vorrichtung dieser Art wird uns auf den Antillen und an den Küsten des südamerikanischen Festlandes von Spaniern beschrieben. Dies Werkzeug, eine der ältesten Erfindungen unseres Geschlechtes, kehrt in allen Welttheilen wieder. Wir erkennen es auf den bekannten Bildwerken der Altmexikaner, es befindet sich noch jetzt in den Händen der Indianer Guyana's, sowie der Botocuden Brasiliens, in Südafrika bedienen sich seiner die Buschmänner, die Kaffern und die Hottentotten, auf Ceylon die Vedda und in Australien die dortigen Eingeborenen. Das Gelingen der Feuerentzündung darf man sich nicht als allzuleicht vorstellen. Die Arbeit ermüdete so stark, daß sich bei den Botocuden am Belmonte immer Mehrere beim Quirlen abzulösen pflegten ... Tief erregt werden wir gleichzeitig durch die Frage, ob die künstliche Entzündung des Feuers eine Erfindung oder nur eine Entdeckung gewesen sei. Würde sich etwa ein gewaltiger Denker der Vorzeit von der Vermuthung haben leiten lassen: durch Reibung werde Wärme erzeugt, sollte nicht auch das Feuer durch die höchste Steigerung der Reibungswärme gewonnen werden können? so hätte in ihm die Weisheit gedämmert, daß die leuchtende Wärme sich durch Nichts als ihre Quantität und ihre Wirkung auf den Sehnerven von der dunklen Wärme unter-

[1]) Steinen hat seinem Spott über die angeblichen Genies der Vorzeit einen unverhohlenen Ausdruck verliehen, während er vielmehr den Nachdruck auf die Technik des Zunders legt (Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens, S. 227 ff.).

Digitized by Google

scheide, und sein darauf begründeter Entzündungsversuch durch Reibung wäre ein Ja der Natur auf eine richtig gestellte Frage gewesen" (S. 143). Schließlich aber verzichtet unser Verfasser doch auf die Aufstellung einer bestimmten Hypothese und überläßt es irgend einem günstigen Zufall, der, wie so oft, hier die Rolle der Vorsehung übernommen habe.

Wie bereits bemerkt, sind die Schilderungen über die niedrigsten Stämme des Menschengeschlechts nicht immer ganz frei von Uebertreibungen und Uebereilungen, die freilich auch vielfach eben auf ungenaue und flüchtige Beobachtungen hinauslaufen. Daß ihre Tage gezählt sind, darüber kann leider kein Zweifel aufkommen und selbst die künstliche Schonung z. B. der Indianer in den ihnen angewiesenen Districten beraubt sie doch ihrer Originalität und damit ihrer werthvollsten ethnologischen Eigenschaft. „Das neue Jahrhundert (ruft Peschel aus) wird in den Vereinigten Staaten nicht mehr für Rothhäute anbrechen, oder es werden sich höchstens einzelne als bezähmte Merkwürdigkeit ein paar Jahre noch herumschleppen." Bei dem Zusammentreffen mit der höheren Cultur und bei den vielfach gut gemeinten, aber recht ungeschickten Versuchen einer Ueberleitung in höhere Gesittungsstufen zeigt sich übrigens die so charakteristische Indolenz der Naturvölker, das unüberwindliche Beharrungsvermögen in den alten Gleisen der socialen Existenz, so daß wir schließen müssen, wie unser Gewährsmann fortfährt, daß das physische Wohlbehagen auf den niedersten Gesittungsstufen viel größer, der Schätzungswerth des Lebens viel geringer sei, daß der sog. Wilde lieber auf das Dasein verzichtet, als die Lasten der Gesittung sich zuzuziehen. Wäre die Heimath der alten Deutschen, wie sie Tacitus schildert, in Nordamerika gelegen gewesen, allem Vermuthen nach wären sie nach der Entdeckung durch die Europäer dem nämlichen Verhängniß verfallen, wie die Algonquinen oder die Fünf Nationen. Der Uebergang vom Jagderwerb zum strengen Ackerbau muß durch mehrere Geschlechter sich langsam vollziehen, sonst stellt sich der Rassentod ein [1]).

Ein sehr wichtiger Punkt ist sodann die Entwicklung und der Ursprung des Schamgefühls, indem wir gerade hierin die außerordentliche Relativität unserer landläufigen, unbedenklich in's Absolute verallgemeinerten Empfindungen und Urtheile erkennen können. Die erste Uebereilung pflegt in dem Fehlschluß von Nacktheit des Körpers auf entsprechenden Mangel an Scham zu bestehen, so daß diese den Stämmen inferiorer Kultur nur allzuhäufig überhaupt abgesprochen wird. Peschel bemerkt dem gegenüber: „Je vertrauter wir aber mit fremden Sitten durch gründliche Forschungen geworden sind, desto häufiger ergab sich, daß Nacktheit und Sittsamkeit sich durchaus nicht ausschließen und vor allen Dingen, daß bei verschiedenen Völkern das Schamgefühl bald diesen, bald jenen Körpertheil zu verhüllen

[1]) Vgl. dazu, wie schon früher angeführt, die Beispiele und Ausführungen Ratzel's, besonders was die sociale Lockerung anbelangt, Anthropogeogr. II, 349 ff.

Digitized by Google

gebietet. Wenn ein frommer Moslim aus Ferghana unseren Bällen beiwohnen, die Entblößungen unserer Frauen und Kinder, die halben Umarmungen bei unseren Rundtänzen wahrnähme, so würde er im Stillen nur die Langmuth Allah's bewundern, der nicht schon längst über dieses sündhafte und schamlose Geschlecht Schwefelgluthen habe herabregnen lassen. Gleichwohl war vor dem Auftreten des Propheten die Verschleierung der Frauen im Morgenlande nicht gebräuchlich. Nicht einmal die Mutter sieht nach dem zwölften Jahre ihre Tochter mit unbedecktem Gesicht, dagegen lassen die durchsichtigen Gewänder Leib und Glieder deutlich erkennen. Frauen, die bei Basra am Euphrat und in einem Bade Constantinopels von Männern überrascht wurden, bedeckten nur das Gesicht. Ebenso entblößen sich in Egypten Fellahfrauen vor Männern ohne Scheu, wenn nur das Antlitz verhüllt bleibt. Die Araberin, sagt G. Ebers, wird Fuß, Bein und Busen ohne Verlegenheit sehen lassen, dagegen gilt die Entblößung des Hinterhauptes für noch unanständiger als die des Gesichtes, welches letztere jede ehrbare Frau sorgsam verbirgt" (S. 176) [1]). Ebenso hinfällig ist die Annahme, daß sich das Schamgefühl eher beim weiblichen, als beim männlichen Geschlecht rege; giebt es doch Völkerschaften, bei denen nur die Männer eine Bekleidung kennen. Umgekehrt finden sich Stämme, die ihren Körper vollständig verhüllen (schon aus klimatischen Gründen, ein Punkt, der auch noch viel zu wenig beachtet ist) und doch den ärgsten sittlichen Ausschweifungen fröhnen. Dagegen ersetzt zum Theil die Bemalung der Haut die fehlende Kleidung, theils wird diese, wie Peschel meint, in den Dienst einer höheren ästhetischen Anschauung gestellt. Daß der Körper das nächste und selbstverständliche Versuchsfeld für den erwachenden Schönheitssinn bildet, ist von selbst klar, und bei dem nahen Zusammenhang künstlerischer und religiöser Motive wird es auch schwerlich überraschen, wenn die Tätowirung sich auch mit mythologischen Vorstellungen verknüpft (obschon noch anderweitige Momente dabei nicht zu übersehen sind). Was den anderen Punkt anlangt, so überlassen wir unserem Gewährsmann das Wort: „Obgleich aber, wie wir gezeigt haben, Keuschheit und Sittsamkeit ganz unabhängig sind von dem Mangel oder der leichten Erregbarkeit des sexuellen Schamgefühls, so bezeichnet doch das Erwachen desselben eine

[1]) Dazu stimmen die Beobachtungen, welche v. d. Steinen bei seiner zweiten Schingú-Expedition anstellte, vollkommen; die Eingeborenen zeigten keinerlei Aengstlichkeit und Zurückhaltung, z. B. als die sprachliche Inventaraufnahme der Sexualien erfolgte, ohne doch andererseits im Geringsten ins Lüsterne und Lascive zu verfallen; mit der größten Harmlosigkeit werde dem Reisenden das einzige „Kleidungsstück" der Frauen, das Ulúri (ein zwischen den Beinen durchgehendes Stück Rindenbast), erklärt und gezeigt. Dagegen galt es dort für shoking, in Gesellschaft zu essen, und v. d. Steinen erregte zuerst dadurch unbewußt starken Anstoß, so daß sich die braven Bakaïrí in seine Seele hinein, wie er launig erzählt, mit gesenkten Blicken nicht wenig schämten (vgl. Naturvölker, S. 67, etwas anderes Schurtz, Katechismus der Völkerkunde, Leipzig 1843, S. 40, und Ratzel, Völkerkunde I, 87).

Digitized by Google

Erhebung bei jeder Völkerschaft. Bevor irgend ein Mensch auf den Einfall gerieth, sich zu bedecken, muß an ihm Schönes und Häßliches unterschieden worden sein. Die Bekleidung verdanken wir daher den ältesten ästhetischen Regungen des menschlichen Geschlechtes, und insofern die Verehrung des Schönen veredelnd auf uns wirkt, förderten auch jene Regungen die Erziehung des Menschen. Umgekehrt stellte sich mit dem Verfall strenger Sitten im alten Rom eine Mißachtung der Anstandsvorschriften ein. Das Bedürfniß, sich zu kleiden, erwacht erst mit dem Bewußtsein einer höheren Würde und verkündet uns das Bestreben, die Scheidewand zwischen Mensch und Thier zu erhöhen. Nicht bloß Eitelkeit, die etwa den Verlust von Jugendreizen in höherem Alter den Blicken zu entziehen sucht, sondern noch viel früher regt sich der Wunsch, einen Schleier zu werfen über alle gleichsam unverdienten Erniedrigungen, die uns der Haushalt unseres thierischen Leibes auferlegt, und vor Anderen zu erscheinen, als seien wir so rein und sehenswürdig, wie die Lilien in der Sprache der Evangelien. Trotz aller Sonderbarkeiten des Schamgefühls hat doch die überwältigende Mehrzahl der Völker immer genau gewußt, was einer Hülle am meisten bedurfte."

Zu den ursprünglichsten Schöpfungen des menschlichen Geistes gehört die Religion; die Völkerkunde kennt deshalb, wie schon gelegentlich erwähnt, keine Stämme, die schlechterdings ohne jede Form des religiösen Bewußtseins wären. Zwar muß man in seinen Ansprüchen nicht zu weit gehen und etwa gar christliche, specifisch monotheistische Vorstellungen verlangen; vielmehr darf man nicht anstehen, das bisweilen höchst sonderbare Gemisch von Aberglauben mit häufig äußerst streng ceremoniellen Vorschriften mit dem altehrwürdigen Namen zu belegen [1]). Ist diese Thatsache einer durchgängigen religiösen Anlage auch ziemlich allgemein zugegeben (ein Hauptgegner ist der englische Ethnograph J. Lubbock), so herrscht doch über die Begründung derselben, wie leicht erklärlich, eine große Meinungsverschiedenheit. Peschel stellt sich folgendermaaßen zu dem Problem: „Auf allen Gesittungsstufen und bei allen Menschenstämmen werden religiöse Empfindungen stets von dem gleichen inneren Drang erregt, nämlich von dem Bedürfniß, für jede Erscheinung und Begebenheit eine Ursache oder einen

[1]) Schurtz hat, um den alten Streit zu schlichten, vorgeschlagen, an die Stelle der Religion die Begriffe Cultus, Mythologie und Mystik zu setzen, Cultus als Verehrung oder Versöhnung eines übermächtigen Wesens unter Anrufung, Opfern und Gelöbnissen, die Mythologie als naiven Versuch, die Räthsel des Daseins lösen zu wollen, besonders den Tod und die etwaige Fortdauer des Lebens, Mystik endlich als den Ausdruck aller Bestrebungen, durch übernatürliche Steigerung der eigenen Kraft oder unter Benutzung anderer übermenschlicher Wesen und Einflüsse Wirkungen im guten und bösen Sinne auszuüben und die Geheimnisse der Zukunft zu ergründen; es versteht sich von selbst, daß diese Grenzen durchaus flüssig sind und ihre verschiedenen Bestandtheile mit einander unwillkürlich verschmelzen (vgl. Der Begriff Religion vom Standpunkte der Völkerkunde, Abdruck aus einer Festschrift zu Ehren von Dr. P. J. Veth, Leiden 1895).

Digitized by Google

Urheber zu erspähen. Dazu gesellt sich bei den kindlich gebliebenen Völkern das Unvermögen, die Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmung anders als beseelt zu denken. Daß sie selbst Steinen und Felsen Willenshandlungen und menschliche Empfindlichkeit zutrauen, werden wir sofort zu erwähnen haben. Nicht bloß den Thieren, sondern auch den Gewächsen schreiben die Dayaken Borneo's ein seelenhaftes Wesen zu. Kränkelt eine Pflanze, so sehen sie darin eine zeitweilige Abwesenheit ihres unsichtbaren Ichs, und wenn der Reis verfault, so ist seine Seele entwichen. Werden daher die Dinge der Außenwelt als beseelt, als willensmächtig und als leidenschaftlich vorgestellt, so können sie auch als Anstifter von Unfällen gelten, deren wahre Ursache sich dem Denkvermögen entzieht. Was bei solchen Stimmungen unter unentwickelten Menschenstämmen im Dunkel der Gemüther sich vollzieht, wird durch eine oft benutzte Mittheilung des afrikanischen Reisenden Lichtenstein hell beleuchtet. Der Häuptling einer Kafirhorde, der Amachosa, hatte von einem gestrandeten Anker ein Stück abbrechen lassen. Bald nachher starb der Mann, welcher seinen Befehl ausgeführt hatte, und da nun, wie wir beiläufig hinzufügen wollen, eine ganze Reihe von Völkern aller Erdtheile, zu denen auch die Kafirn gehören, jeden Tod eines Menschen übernatürlichen Ursachen zuschreibt, so genoß der verletzte Anker von jener Zeit an stets die Ehrfurchtbezeugungen der Amachosa. Die Australier von Neu-Süd-Wales halten es für einen Frevel, in der Nähe von Felsen zu pfeifen, denn, so erzählen sie, es hätten einst Etliche der Ihrigen am Fuße einer Steinwand gepfiffen, und wären deshalb durch herabstürzende Blöcke erschlagen worden. Sehr leicht erkennen wir in allen diesen Fällen eine Schwäche des Denkvermögens, als müßten Begebenheiten, die der Zeit nach auf einander folgen, in einem ursächlichen Zusammenhange stehen. Es ist also der Drang nach einem unsichtbaren Urheber, der dazu führt, auch leblosen Gegenständen, da sie für beseelt gehalten werden, eine göttliche Verfügung über die Schicksale des Menschen beizumessen. So erklärt sich ungezwungen der Ursprung des Fetischwesens [1]). Was die geisterspähenden Blicke des Wilden an sich zieht, kann ihm zum Sitz einer Gottheit werden. Stücke von Pflanzen, Schlangenhäute, Federn, Klauen, Muscheln, steinerne Pfeifen, lebendige Geschöpfe, ganze Thierarten, kurz, was immer den rothhäutigen Indianer nach vorausgehendem Fasten zuerst als Traumbild zu fesseln vermag, erkennt und verehrt er fortan als seinen Schutzgeist [2]). Die Wahl der angebeteten Dinge ist jedoch nicht gleichgültig, weil sie vom Niedrigen zum Erhabenen fortschreitend den

[1]) Auch Ratzel (Völkerkunde I, 30) bezeichnet das unausrottbare Causalitätsbedürfniß des Menschen, das für jedes Geschehen eine Ursache oder einen Urheber erspähen will, als einen der wichtigsten Factoren der Religion, die insofern mit der Wissenschaft und dem Naturgefühl streng zusammenhänge.

[2]) Vgl. die ausführliche Schilderung eines solchen indianischen Lebenstraumes, der bei den Pubertätsweihen von hervorragender Bedeutung ist, bei Kohl, der bei den

Digitized by Google

Fetischdienst bis zu dem Glauben an ein höchstes und sittlich vollkommenes Wesen zu verklären vermag. Unveredelt bleibt der Mensch nur, solange sich seine Anbetung tragbaren Sachen zuwendet, weil diese sammt ihrer vermeintlichen göttlichen Kraft in den Besitz eines Inhabers übergehen können. Die Dienstfertigkeit solcher Schutzgeister genießt dann der Eigenthümer. Laban, der seine Hausgötter vermißt, jagt dem Erzvater Jacob nach, und Rahel, die sie entwendet hat, weiß durch Schlauheit sie dem Nachsuchenden zu verbergen. Lange nach der mosaischen Gesetzgebung, bis zu David's Zeiten, hielten die Hebräer ihre Seraphim oder Penaten noch im Hause. Selbst wo die reinsten Gottesgedanken schon die Gemüther gewonnen haben, hängt das Herz doch immer mit Zähigkeit an dem alten Hausrath seiner kindischen Verehrung fest, und es soll das Volk noch gefunden werden, welches sich völlig vom Aberglauben, d. h. von den Ueberresten früherer Religionsschöpfungen gereinigt hätte" (S. 255)[1]).

Daß die Religion, besonders auf ihren ersten Entwicklungsstadien, häufig nur recht kümmerliche Ansätze zu sittlichen Forderungen und Vorschriften zeigt, ist oft genug constatirt. Bei sittenstrengen Völkern finden wir auch eine sittenstrenge Götterwelt (schreibt Peschel) und die Vorstellung einer gerechten Weltordnung, während im anderen Falle Lockerheit und Laster aus den Religionsschöpfungen durchblicken, welche letztere sich stets zum sittlichen Werthe der gesellschaftlichen Zustände verhalten, wie ein spektroskopisches Farbenbild mit dunklen Streifungen zu seinem Lichtquell. Die polynesischen Tonganer[2]) oder Freundschaftsinsulaner glauben fest daran, daß ihre Götter einen Tugendwandel billigen und über Laster zürnen, sowie daß die Schutzgeister nur so lange über die Menschen wachen, als

---

Odjibberwäs persönlich sich darüber unterrichtete, bei Bastian, Naturwissenschaftl. Behandlung der Psychologie, S. 139 ff.

[1]) Eine wahre Fundgrube, um auf inductiver Basis das verschlungene Gewebe des Fetischismus zu studiren, in dem sich Mysticismus und wilde Phantastik mit einer keimenden Natur- und Götterverehrung mischt, bietet Bastian's erstes Werk: Ein Besuch in San Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo, Bremen 1859, besonders S. 79, 104, 255 ff. Sehr wichtig ist das complicirte System der Gelübde, der Mokissos und Quiquilles für die weitere Verwendung des neuerwählten Gottes. Vergleiche außerdem das bekannte Buch von Fr. Schultze: Der Fetischismus, und neuerdings Bastian's Buch: Der Fetisch an der Küste Guinea's auf den deutscher Forschung näher gerückten Stationen der Beobachtung, Berlin 1884, endlich einen Aufsatz des Verfassers im Ausland 1891, Nr. 49, S. 961 ff.: Der Fetischismus als universelle Entwicklungsstufe des religiösen Bewußtseins: dagegen Wundt, Ethik S. 52 ff.

[2]) Leider ist dies (falls diese Nachricht von Mariner überhaupt verläßlich ist) nur eine Ausnahme, und ist es im Uebrigen eine allgemeine Klage der Missionare und Reisenden, daß gerade bei dem Reichthum an speculativer Kraft in den polynesischen Mythen die Moral sehr mangelhaft entwickelt sei (vgl. z. B. Ellis, Polynes. Research. II, 190 oder Morenhout, Voyages aux îles du Grand Océan I, 440, endlich eine allgemeine Skizze in der Schrift des Verfassers: Ueber Mythologie und Cultus von Hawaii, Braunschweig 1895).

Digitized by Google

sie sich ehrbar betragen, verworfene aber alsbald verlassen. Zur gesellschaftlichen Erziehung des Volkes wird aber eine Verehrung der Naturkräfte auf die Dauer nur sehr Weniges leisten. Hat einmal das göttlich Gedachte menschliche Züge in der Vorstellung gewonnen, so setzen sich mit der Mythenbildung fast immer die darstellenden Künste in Bewegung, und es mag dann der Bildhauer oder Maler noch so sehr in der Gottdarstellung die Menschengestalt verklären, das sinnliche Abbild wird vor der verehrungsgierigen Menge alsbald zum Abgott, der seine Wunder verrichtet, der als bewegliche Sache in das Eigenthum einer Gemeinde übergeht und schließlich durch die Thorheit der Mehrzahl zum Fetisch herabsinkt. Eine andere Richtung schlägt die religiöse Verehrung ein, wenn sie sich mit dem Gedanken an eine Fortdauer nach dem Tode verknüpft. Dieser Glaube ist bei den amerikanischen Urbewohnern fast ausnahmslos, dann auch bei den Polynesiern, Papuanen und Australiern, bei der Mehrzahl der Asiaten, bei den Bewohnern Europa's im Alterthum, bei allen Hamiten Nord-Afrika's vom Nil bis zu den Canariern angetroffen worden. Wo unmittelbare Zeugnisse fehlen, kann aus der Bestattungsweise der Todten auf den Unsterblichkeitsglauben geschlossen werden (S. 269). Das gilt ganz besonders von den so wie so häufig sehr unterschätzten Negern. Dazu tritt dann noch als Verstärkung der Ahnendienst, dessen unverwüstliche animistische Kraft ja noch bis auf den heutigen Tag ein im Uebrigen so nüchternes und rationalistisch veranlagtes Volk, wie die Chinesen, bewährt (vgl. Lamairesse, L'empire chinois, Paris 1895, S. 173 ff.).

4. G. Gerland.

Schon um der gründlichen Bearbeitung und Fortsetzung der großen Waitz'schen Encyclopädie willen müßte G. Gerland hier genannt werden, wollten wir auch von allen selbständigen Arbeiten dieses Forschers absehen. Nun haben wir ihm aber auch sehr ausführliche Untersuchungen zu verdanken, welche der neuen Wissenschaft der Anthropologie im Reiche der Wissenschaften eine festgegründete Stellung verschaffen und sie gegen alle ungerechtfertigten Angriffe, wie sie einer frisch aufblühenden und in ihren Zielen vielleicht noch etwas unsicheren Disciplin ja wohl begegnen, in Schutz nehmen sollen. Gerade die beiden Gebiete, als deren organische Verbindung die Völkerkunde zu gelten hat, Naturwissenschaft und Philosophie, beherrscht Gerland vollkommen, so daß er überall mit unentwegter Consequenz die Folgerungen aus den gewonnenen Ergebnissen zu ziehen im Stande ist. Wir erhalten deshalb jeder Zeit den Eindruck, daß wir es mit rein persönlicher Arbeit und Erkenntniß zu thun haben, nicht bloß mit zurechtgestutzten Uebertragungen und Entlehnungen fremder Gedanken. Seinen Standpunkt kennzeichnet er mit folgenden Worten: „Man wird in der vorliegenden Arbeit, welche völlig auf dem Boden der Entwicklungslehre fußt, eine atomistisch-mechanische Naturauffassung streng durchgeführt

Digitized by Google

sehen. Ja ich bin der Meinung, daß auch das Seelenleben, selbst in seinen höchsten geistigen Aeußerungen, auf Vorgängen beruhe, welche sich, wie eben Alles in der Welt, streng mathematisch auffassen und, wenn das Material hinlänglich faßbar gemacht werden könnte, sogar in's Einzelne berechnen lassen. Fechner [1]) hat dies auf's Neue und höchst glänzend in seiner Psychophysik bewiesen. Namentlich ist die Lehre vom unendlich Kleinen von unendlich großer Bedeutung wie für die physischen so auch für die psychischen Vorgänge. Zugleich aber wird man die Ansicht überall herrschend finden, daß die atomistisch-mechanische Betrachtungsweise einer idealen, einer religiösen und einer ästhetischen Auffassung des Lebens und der Weltentwicklung nicht nur nicht feindlich sei, vielmehr auf sie hinleite, durch sie erst vollendet, erst lebendig, ja erst lebenskräftig werde — und umgekehrt, daß diese zweite Lebensauffassung Nichts sei ohne die erste. Die Nothwendigkeit einer Versöhnung, die Einheit beider Anschauungen nachzuweisen, war eine Hauptaufgabe dieses Buches. Aber gerade deshalb, so fürchte ich, wird es von beiden Seiten auf vielen Widerspruch stoßen, um so mehr, als es nicht verschmäht, den rein wissenschaftlichen Garben hier und da eine bunte Kornblume einzumischen. Auch widerspreche man immerhin: wenn nur der Widerspruch, auf den ich gefaßt bin, eine wirkliche Belehrung, eine wirkliche Widerlegung enthält. Denn das wenigstens kann ich als Vorzug meiner Arbeit rühmen: sie ist ganz ohne Voreingenommenheit geschrieben, ganz objectiv, sie würde jedes Resultat — und keines ist ohne die sorgfältigste, mißtrauischste Prüfung aufgenommen —, auch das entgegengesetzteste, mit gleicher Ruhe und Freudigkeit ausgesprochen haben, sobald die Methode der Forschung, welche das Motto aus Schiller [2]) angiebt und welche ich für die allein richtige halte, es verlangt hätte. Von der Evolutionstheorie ausgehend habe ich mich bemüht, mit derselben nicht, wie nur allzu oft geschieht, zu blenden, sondern vollen Ernst zu machen und ihre nothwendigen Consequenzen so streng, aber auch so weit zu ziehen, als sie gezogen werden können" (Anthropolog. Beiträge, 1. Band, Halle 1875, Vorr. S. 4).

Diesen ganz allgemeinen Grundlinien, die natürlich einer eingehenden

---

[1]) Gerland hat vielfach auch für die Biologie auf Fechner sich bezogen, besonders auf die geistvolle Schrift: Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte der Organismen 1873. Daß er sich auch oft auf Lotze stützt (Mikrokosmus und Medicinische Psychologie), wird wohl kaum befremden: Das allgemeine Programm berührt sich ja bei den beiden Landsleuten bei aller Verschiedenheit im Einzelnen sehr auffällig.

[2]) Seinen Betrachtungen über die Entwicklungs- und Urgeschichte der Menschheit schickt Gerland nämlich folgendes Citat aus Schiller voraus: „Denn mir däucht, es ist bisher auf zwei entgegengesetzte Arten in der Naturwissenschaft gefehlt, einmal hat man die Natur durch die Theorie verengt und ein andermal die Denkkräfte durch das Object zu sehr einschränken wollen. Beiden muß Gerechtigkeit geschehen, wenn eine rationale Empirie möglich sein soll." Es ist die alte Klage über das Mißverhältniß des Denkens zur Wirklichkeit, das wohl ein verhängnißvolles Erbgut der philosophischen Entwicklung ist.

Digitized by Google

Erörterung im Einzelnen bedürfen, folgt dann die Bestimmung der Aufgabe, welche der Anthropologie als „der Lehre von der menschlichen Gattung" wartet; diese Erklärung erfordert eine gründliche Zergliederung der darin enthaltenen Momente und zwar in der Hauptsache nach der naturwissenschaftlich-physiologischen und anderseits nach der psychologischen Seite hin. Es heißt deshalb weiter: „Was die Entwicklungstheorie für die gesammten biologischen Naturwissenschaften, das ist die Anthropologie für die gesammten Wissenschaften, welche den Menschen oder seine Interessen behandeln, sie erst zeigt, was die Menschheit und also auch der Mensch war und ist und wie er, was er ist, ward; sie ist zugleich erschöpfende Naturgeschichte der menschlichen Gattung, zugleich reale Grundlage der Philosophie, und gerade in dieser Vereinigung des Naturwissenschaftlichen und Philosophischen, welches letztere ihr aus dem ersteren sich ergiebt, gerade darin beruht das ganz Eigenthümliche ihres Wesens. Naturwissenschaftlich dehnt sie zuvörderst, was die Anatomie, die Physiologie und zum Theil auch die Pathologie am Individuum betrachtet, aus auf die Menschheit im Ganzen; sie ist also eine Anatomie, Physiologie u. s. w. der Gattung ... Aber auch die Psychologie ist Naturwissenschaft und wie die neuere Zoologie mit Recht auf die Betrachtung des geistigen Lebens der Thiere großen Werth legt und Darwin gerade von hier aus zu höchst wichtigen Ergebnissen gekommen ist, so muß auch die Anthropologie in erster Reihe das geistige Leben der Menschheit betrachten, seine frühesten Anfänge schildern, seiner Entwicklung folgen, ja geradezu untersuchen, was es ist, ob es sich bei verschiedenen Völkern als ein generell verschiedenes oder nur durch andere Schicksale anders entwickeltes zeigt und in welchem Zusammenhange es mit dem leiblichen Leben der Völker steht, ob es sich bei der vergrößerten Betrachtung ganzer Völker nicht etwa nur als Resultat des leiblichen Lebens zeigt, ob, wenn letzteres nicht der Fall ist, die Verbindung von Leib und Seele, das Wesen der Nerven, des Hirnes bei verschiedenen Völkern verschieden ist" (S. 2). Von dieser umfassenden Warte einer weltumspannenden Betrachtung gleitet dann der Blick zu den einzelnen Völkern, welche letzten Endes die Menschheit constituiren, und damit kommen wir zur Ethnologie. „Sie schildert" (so fährt Gerland fort) „die einzelnen Völker möglichst genau und unbefangen in allen ihren physischen und geistigen Eigenthümlichkeiten ... Mit der Ethnologie, der Lehre vom Wesen der Völker, steht im nächsten, untrennbaren Zusammenhange die Ethnographie [1]), die Lehre von der jetzigen Verbreitung des Menschen auf Erden, von der Art und Zeit ihrer Verbreitung, ihrer muthmaaßlichen Kopfzahl u. s. w. Sie ist also, wenn man will, die Statistik der Ethnologie, die geographische Seite der Völker-

[1]) Diese Eintheilung ist jetzt die allgemein übliche, und es handelt sich höchstens um eine Nüancirung des Ausdrucks, so wenn Schurtz die Ethnologie vergleichende, die Ethnographie beschreibende Völkerkunde nennt (Katechismus der Völkerk., S. 3).

Digitized by Google

kunde, von selbständig wissenschaftlichem Werth durch die Vollständigkeit der Uebersicht über Völker und Völkerwanderungen, welche sie giebt oder wenigstens sich zu geben bestrebt." Daß damit die Anthropologie zugleich nothgedrungen auf die Mitarbeiterschaft einer ganzen Reihe anderer Wissenschaften mit angewiesen ist (Anatomie, Physiologie, Zoologie, Botanik, Geographie u. s. w.), leuchtet von selbst ein, und dieser Zusammenhang wird durch die Entwicklung einzelner hervorragender Probleme, die auf den Grenzgebieten verschiedener Forschungen liegen, natürlich immer inniger.

Dieser naturwissenschaftlichen Seite der Anthropologie entspricht nun, wie unser Gewährsmann auseinandersetzt, eine zweite, die ihr vorzugsweise ihre universelle Bedeutung verleiht. Herbart sagt sehr richtig, daß „Philosophie Bearbeitung der Begriffe, Philosophiren also weiter Nichts ist, als die Begriffe läutern und sie in nothwendigen Zusammenhang bringen. Es ist ferner so gut wie allgemein zugestanden, daß es heutzutage keine Philosophie ohne streng reale Grundlage giebt und geben kann. Diese reale Grundlage nun, diesen soliden Unterbau schafft und baut einzig und allein die Anthropologie zwar nicht für alle, aber doch für sehr viele philosophische Disciplinen [1]). Wir sagen, schafft und baut: es ist unmöglich, daß sie bloß das Reale, bloß den Stoff giebt, sie muß die einzelnen Erscheinungen begreifen und in ihrem Zusammenhang darstellen. Hieraus folgt Mehreres: Erstlich, daß Anthropologie und Philosophie sehr nahe verwandte, jedoch keineswegs identische Wissenschaften sind; wo die eine aufhört, setzt die andere ein; die Philosophie wird erst da selbständig, wo das anthropologische Material völlig eingeordnet und in Begriffe umgesetzt ist. Zweitens, keine Philosophie kann ohne Anthropologie bestehen und umgekehrt jede richtige Anthropologie führt an oder in das Gebiet der Philosophie. Drittens, einige Disciplinen, die man jetzt allgemein zu den philosophischen zählt, sind gemischter Art und ebenso nahe zur Anthropologie als Philosophie gehörig, weil die ihnen zugehörigen Begriffe ganz und gar nur aus dem Realen und unter steter Controle am Realen gewonnen und verbunden werden können. Auch wenn man gesagt hat, die Philosophie sei der einigende Grund aller Wissenschaften, so ist dies keineswegs richtig. Denn freilich zieht sie zwar alle Wissenschaften in ihren Bereich, aber sie tritt erst an letzter Stelle ein, indem sie dieselben, weit entfernt sie zu einen, nur für ihre Zwecke benutzt. Der wahre einheitliche und einigende Grund für alle Wissenschaften ist die Anthropologie, welche als Wissenschaft von der menschlichen Gattung in ideal gedachter Vollkommenheit Alles, was zum menschlichen Denken gehört, umfaßt." Das gilt z. B. auch von der Geschichte und im Besonderen von der sogenannten, früher lediglich speculativ

[1]) Dies entspricht so sehr der Ueberzeugung des Verfassers, daß die späteren Excurse gerade für diese Behauptung den inductiven Beweis erbringen werden, und im gewissen Sinne diese ganze Untersuchung nur die Probe auf jenen Satz ist.

Digitized by Google

gehandhabten Philosophie der Geschichte; vor Allem ist es dringend nothwendig, sich darüber klar zu werden, daß die Weltgeschichte nicht auf Europa sich beschränkt, „die Frage nach einem Entwicklungsgang der Menschheit und seinen muthmaaßlichen Zielen läßt sich nur von allgemein menschlicher Basis beantworten. Und so gehen denn die beiden Begründer der Geschichtsphilosophie, Kant und Herder, beide von diesen Grundlagen aus, beide freilich gehemmt durch die damals sehr viel mangelhafteren anthropologischen Kenntnisse und der Letztere noch dazu durch viele phantastisch ungenaue Vorstellungen auf Abwege gebracht."

Diese Forderung einer umfassenden genetischen Perspective läßt sich nun auch auf alle weiteren Gebiete des menschlichen Wissens anwenden, die überhaupt irgend wie vergleichend verfahren; so die Rechtswissenschaft, die sich erst durch die Ethnologie ihr reales Material für ihre Schlußfolgerungen beschaffen lassen kann, falls dieselben nicht völlig in der Luft schweben sollen, ebenso die Mythologie und Religionswissenschaft, welche beide nicht lediglich nach linguistischen Principien behandelt werden dürfen, die Moral, Aesthetik u. s. w. In dieser Weise faßt die Anthropologie die Ergebnisse aller Fachdisciplinen zusammen und schließt sich, wie Gerland ausführt, unmittelbar an den Kriticismus Kant's an, nur daß sie denselben weiter ausdehnt und nicht mehr individuell, vielmehr generell anwendet, nicht auf ein Volk, sondern auf die Menschheit, zugleich ihn ergänzend und weiter begründend. Kant fragt: Woher stammt und was ist die Erkenntniß des Individuums? woher die Ideenmasse, welche die ganze Menschheit belebt, stamme und was sie sei, fragt und lehrt die Anthropologie. Dadurch aber schafft sie die realen Grundlagen einer wirklichen Metaphysik, d. h. der Wissenschaft, welche lehrt, wie die Menschheit nach den Gesetzen ihrer Natur die Welt um sie her und ihre Stellung in der Welt auffassen muß. Gerade die Anthropologie nimmt alle Dinge, welche erkannt werden können, ganz unbefangen, da sie nur interessirt, zu sehen, wie der Mensch und was der Mensch auffaßt, ihr also nur das Subject, nicht das Object Hauptsache ist, während die Philosophie und die Fachwissenschaften umgekehrt vom Object ausgehend durch Interesse an demselben sehr häufig den Blick sich trüben lassen. So muß die Anthropologie den Menschen ihrer ganzen Aufgabe nach in seiner ganzen Wesenheit nehmen, alle Züge seiner Natur gleich liebevoll beachten und behandeln, und daher wird sie auch in allen ihren einzelnen Disciplinen den Menschen als Ganzes, die Wirkungen der allseitig aufgefaßten Menschennatur erkennen und anerkennen (S. 14). Resümirend wird dann die Aufgabe der Anthropologie dahin bestimmt, daß sie naturwissenschaftliches Material sammelt und dieses in philosophisches Wissen umsetzt. Ihr streng abgegrenztes Gebiet ist Anthropognosie, und wahre Anthropologie ist die Wissenschaft, welche es vermag, von Anthropognosie zum höchsten Ziel (wie ein moderner Philosoph sagt) der Philosophie, zur Anthroposophie aufzusteigen.

Digitized by Google

Wenn wir uns nun von diesen glänzenden Fernsichten dem empirischen Aufbau unserer Wissenschaft zuwenden, so fragt es sich in erster Linie um die Einheit des Menschengeschlechtes und was damit unmittelbar zusammenhängt, um die Urheimath desselben. Mit den meisten Naturforschern nimmt auch Gerland an, daß sich die Menschheit aus thierischer Grundlage entwickelt habe, wahrscheinlich aus einer Affenart; „ist der Mensch einer der jüngsten Organismen, so hat er sich auch zu Folge seiner Variabilität aus einer Rasse entwickelt, und es haben nicht, wie man wohl behauptet hat, von Anfang an scharf gesonderte Rassen bestanden“ [1]). Unser Gewährsmann nimmt nun mit den meisten Sprachforschern, mit Quatrefages (Das Menschengeschlecht I, 209) u. A., Asien als die Wiege der Menschheit an, wie der rhetorische Ausdruck lautet, und insbesondere „daß sich die Menschheit etwa vom Südwestrand des Himalaya entwickelt hat, da wo die drei Vegetationsgebiete der Steppe, der Sahara und der Monsune zusammenstoßen, — welchen Ort wir natürlich nur ganz im Allgemeinen bestimmen.“ Da Gerland in dieser ganzen Beweisführung den Gang der Cultur, man könnte fast sagen, botanisch begründet und den Anbau der einzelnen Getreidearten entscheidend sein läßt, so hält er entgegen der landläufigen Meinung den Ackerbau für die älteste Stufe der Gesittung, während die Jäger- und Hirtenvölker nur Rückfallsstadien einer durch örtliche Beschaffenheit erzwungenen Degenerirung repräsentiren. So z. B. in Australien, dem typischen Lande für die Stufe der Jägervölker, oder Centralasien, dem Tummelplatz ungezählter Nomadenschaaren, wo häufig wüste Steppe und fruchtbares Culturland nahe an einander grenzt, überall ist es der harte Zwang der Existenzbedingungen, der die dorthin verschlagenen Völkerschaften zu diesem Nahrungserwerb, wie Gerland meint, herabwürdigt.

Wie läßt sich nun diese Einheit der Menschheit nach einem untrüglichen Kriterium in ihre Componenten zerlegen, wie läßt sie sich als Vielheit begreifen? Gerland verwirft die von Huxley, Häckel und Fr. Müller befolgte Eintheilung nach dem Schnitt, dem Bau und der Structur des Haars (so auch Ratzel, Anthropogeogr. I, 469), ebenso nach dem Schädel (mit Peschel, Völkerk. S. 102), endlich nach der Sprache (mit Waitz, Anthrop. I, 283 und Quatrefages, Menschengeschlecht II, 179), „weil alle diese Schemata keinen sicheren Maaßstab ermöglichen und keine Rassencharaktere abgeben. Wir müssen etwas als Eintheilungsgrund finden (erklärt er), wobei sein ganzes Wesen, Leib und Seele und Sprache und Leistungen und Sein und Werden berücksichtigt wird — etwas, was zugleich für die gesammte Menschheit von der Kenedystraße bis zum Feuerland und von Mexico ostwärts bis zu den Galapagos Geltung hat — kurz das Eine, auf welches uns jede bis jetzt von uns versuchte Eintheilung als eigentlich Wirksames hingewiesen hat, die Einflüsse der äußeren Um-

[1]) Damit wäre zu vergleichen Peschel, Völkerkunde, S. 333.

Digitized by Google

gebung; nur auf sie können wir eine ethnologisch richtige Eintheilung bauen. Denn der Mensch ist von nichts abhängiger als von der Erde; von dieser aber auch so vollständig, daß Alles, was er ist und war, durch die Natur und Einflüsse der Erde gebildet ist. Ja, seinen Ursprung verdankt er der glücklichen Combination bestimmter irdischer Einwirkungen; und er selber (es ist nicht nur bildlich gesagt, daß er von Erde genommen ist) verdankt er doch durch die Nahrung, welche ihm einzig und allein die Erde spendet, seinen ganzen Leib, ja den größeren Reichthum seines psychischen Lebens dieser seiner Allmutter ... Nun also haben wir, wonach wir die Menschheit eintheilen können: wir wollten etwas finden, was den ganzen Menschen, sein leibliches wie sein geistiges Sein umfaßte, was zugleich sein ganzes jetziges Dasein sammt allen seinen Specialitäten und ebenso sein ganzes Werden erschöpfend umfaßte, was also zeitlich und räumlich nach allen Dimensionen hin brauchbar wäre. Die Aufgabe schien fast unlösbar: sie ist gelöst, wenn wir die Menschheit nach ihrem Verhältniß zur Erde eintheilen, nach ihrer geographischen Verbreitung und den Aenderungen, welche sie dadurch erfuhr. Und zu gleicher Zeit ist diese Eintheilung eine hinlänglich feste; denn der Einfluß der verschiedenen Länder ist zwar nur so lange allmächtig, als er andauert, er kann durch andere Wanderungen aufgehoben werden; der Naturmensch aber wandert heute nicht mehr, dazu fehlt ihm, der in Banden Jahrtausende langer Gewöhnung liegt, die geistige und leibliche Freiheit, und der wandernde Culturmensch ist durch seine Cultur so vielfach jenen Einwirkungen der Natur entzogen, daß der Einfluß fremder Länder auf ihn, wenn auch nicht ganz aufgehoben, wie das Beispiel der Europäer in Amerika, den Negerländern und Indien beweist, aber doch jedenfalls nicht wirksam genug ist, um die klare Zusammengehörigkeit der Einwanderer zu verdunkeln. Denn er wirkt weder auf ihre Sprache, noch auf ihre ganze Art zu sein mit hinlänglich einflußreicher, zwingender Stärke" (S. 385)[1]). So entwirft unser Forscher folgenden Stammbaum für die Menschheit: 1. Der oceanische Stamm, Malaisier, Mikronesier, Polynesier, Melanesier, Australier und Tasmanier umfassend, 2. der amerikanische Stamm einschließlich Eskimo und Namollo, 3. die mongolischen Völker, die ihrerseits in eine Menge Unterabtheilungen zerfallen, 4. die Semiten und Afrikaner, der arabisch-afrikanische Stamm (Neger, Bantuvölker, Hottentotten, Ber-

[1]) Die Gleichförmigkeit des Negers (falls man davon überhaupt sprechen darf), schreibt Gerland, im Gegensatz zu F. Müller, nicht einem aprioriſchen Rassentypus, sondern eben nur der ganz bestimmten Summe jener äußeren in ihrem Bestande völlig unveränderlichen Factoren zu, von denen er Alles ableitet; deshalb zeige sich auch in Amerika eine wenn auch langsame, durch die stetige Zufuhr der Sclaven wieder fast compensirte Variirung. Die Thatsache ist unzweifelhaft richtig, sagt u. A. Ratzel, Völkerkunde I, 169, aber es ist mindestens eine ebenso probable Annahme, hier auch an ethnographische Momente (Kreuzung verschiedener Rassen ꝛc.) zu denken und damit das Problem auf das psychische Gebiet zu übertragen.

Digitized by Google

bern, Gallas u. s. w., Aegypter, Semiten), 5. der indisch-europäische Stamm (Indogermanen und Basken), und 6. die isolirten Dravidavölker. Daß hierbei noch Manches hypothetisch ist, leuchtet von selbst ein und bedarf deshalb auch keiner besonderen Ausführung.

Das wesentlichste Zeugniß aber für die Einheit des Menschengeschlechts, das in den fernsten Urzeiten eine gemeinschaftliche Periode der Entwicklung durchlebte, und sei diese auch noch so mythisch und nebelumsponnen, erblickt unser Forscher in der Sitte und in den damit unmittelbar zusammenhängenden Sagen und religiösen Ueberlieferungen. Diese supranaturale Sanctionirung ist, wie sich denken läßt, ungemein wichtig. „Da wir Sage und Sitte theoretisch wie thatsächlich so unverwüstlich finden, so verdienen beide natürlich auch die größte anthropologische Beachtung[1]). Völker, welche mit einander verwandt sind, werden auch gemeinschaftliche Sitten und Mythen haben. Auch hier zeigt sich die Sitte viel conservativer als die Sprache, und beständiger als der phantastische, leicht bewegliche und alles Erlebte in sein schillerndes Licht ziehende Mythus. Aber nun finden wir auch eine Menge gleicher Sitten über die ganze Welt, bei ganz getrennten Völkern verbreitet: und was sollen wir zu diesen sagen? Die Untersuchung gerade der Sitten ist schwierig, nirgends ist nüchternere Ueberlegung, strengere Kritik nöthig als gerade auf diesem schlüpfrigen Gebiet, auf welchem man anderseits freilich auch ohne eine gewisse Weitherzigkeit des Zusammenfassens nicht zum Ziele gelangen kann. Es giebt verschiedene Arten von Sitten. Der Mensch hat sich aus thierischer Grundlage entwickelt, und so ist es begreiflich, daß er dieser Naturgrundlage manche seiner Sitten verdankt. Hierher gehört die über die ganze Welt verbreitete Phthirographie und Anderes, was ähnlich ekelhaft ist, hierher das Beschnüffeln der Speisen, was bei vielen Naturvölkern Sitte ist, hierher die Art des Grußes, welche in Beschnüffelung auch jetzt noch bei einigen Stämmen besteht, und erst später theils zum Nasenreiben, theils zum Kuß ward. Die Uebereinstimmung dieser Sitten beweist nichts für das längere Beisammensein der ursprünglichen Menschheit. Zweitens nun gehört gar Vieles, was sich bei allen Völkern der Erde wiederfindet, so sehr zum nothwendigen Bedürfniß des Menschen, wie Haus- und Schiffbau, Kleidung, Waffen, oder so sehr zum Wesen des Menschen, wie Familienleben und Staatsgemeinschaft, Beides natürlich in der allerrohesten Form, daß wir aus allgemeinen Uebereinstimmungen noch keinen Schluß ziehen dürfen. Allein hier finden wir schon Wichtigeres. Auch diese nothwendigsten Dinge sind vielfach durchaus eigenthümlich mit religiösen Anschauungen verknüpft, und wo wir die gleiche, an und für sich rein zu-

[1]) Hier hatte die specielle Bearbeitung der Völkerpsychologie schon vorgearbeitet, besonders Lazarus (vgl. u. A. den zweiten Band der Zeitschrift für allg. Sprachwissenschaft u. Völkerpsych.: Ueber den Ursprung der Sitten).

Digitized by Google

fällige Verknüpfung an den verschiedenen Orten der Welt sehen, da wird die Erscheinung für unsere Zwecke bedeutsam, sowie es drittens eine ganze Reihe von Sitten giebt, welche bei den verschiedensten Völkern übereinstimmen und dennoch so seltsam, so complicirt, so losgelöst von allem Allgemeingültigen erscheinen, daß ihre Uebereinstimmung unmöglich zufällig sein kann. Diese letzteren nun sind von größter Beweiskraft. Ihre Verbreitung läßt auf ihr höchstes Alter schließen, ebenso ihre Eigenart, welche oft ganz seltsam von den übrigen Sitten der betreffenden Völker sich abheben. Gerade aber weil sie so wichtig sind, gerade deshalb muß sorgfältig untersucht werden, ob sie bei den verschiedenen Völkern wirklich ächt, nicht später erst ihnen zugeführt sind, ob sie nicht hier oder dort aus der Landesart und allgemein menschlichem Wesen sich erklären lassen, ob sie über alle Völker verbreitet sind, wobei es natürlich immer nur auf Hauptvölker und ganze Stämme der Menschheit, nicht auf jeden einzelnen Zweig derselben ankommen kann. Sitten, welche ganz sporadisch nur an zwei Gegenden etwa auftreten, sind bedenklich; denn immerhin muß zugegeben werden, daß durch Zufall, der gerade auf diesem Gebiete sein Spiel treibt, an zwei ganz verschiedenen Orten das Gleiche, und sei es noch so seltsam, sich entwickeln konnte. Allein was nach sorgfältiger Prüfung als gemeinsames Besitzthum aller großen Völkerstämme an auffallenden Sitten übrig bleibt, das haben wir das Recht, als ursprüngliches Ureigenthum der gesammten Menschheit zuzuschreiben und aus ihm auf die Bildungsstufe zu schließen, nach deren Erreichung die Menschheit sich trennte. Diese Stufe ist freilich tief genug, aber dennoch höher, als man gewöhnlich denkt, und auch die Sitten, welche uns häufig als äußerst roh anwidern, stehen ihrem Wesen und Bedeuten nach meist höher, da sie, wie ja fast Alles bei der ältesten Menschheit, auf religiösen Grundlagen beruhen (S. 401)[1]).

Gerland nimmt mithin an, daß alle Völker mit diesem gemeinsamen Erbe ausgestattet gewesen seien, bevor sie auf den verschiedensten Irrwegen und Wanderungen in ihre jetzigen oder wenigstens in die geschichtlich fixirten Sitze gelangten. Hier tritt nun das geographische Moment in Kraft, denn entweder mußte nun ein Aufschwung erfolgen, eine glückliche Weiterbildung auf Grund der gegebenen Grundlage oder umgekehrt ein Rückschritt, wo die Natur mit den günstigen Bedingungen allzu sehr kargte[2]).

[1]) Als ein solches Inventar uralter Bräuche zählt Gerland auf u. A. die Beschneidung, Tätowirung (resp. Verstümmelung des Körpers), gleiche ursprüngliche Nahrung, Levirat, Couvade, Errichtung der Häuser über Leichen, Pubertätsweihen, Geheimbünde, Anthropophagie, Aufbewahrung von Schädeln und Knochen, Behandlung der Kranken (namentlich könnte man dies auf die Geisteskranken und Epileptischen beziehen), Ansichten von der Seele und ihrer (meist schädlich gedachten) Wirksamkeit, Uebereinstimmung kosmogonischer Mythen, der Sintfluth, des Ahnencults, der Tabugesetze, die ja freilich in Polynesien sich besonders üppig entwickelten, des speciellen Aberglaubens u. s. w.

[2]) Ratzel hat den Begriff der Oekumene, d. h. der bewohnbaren Länder, consequent auf den ganzen Erdball angewendet und damit, wie er sich ausdrückt, den „Boden

Digitized by Google

Will man sich vor schlimmen Mißgriffen hüten, so kann hier nur eine gründliche Untersuchung eines jeden Volkes helfen, das in dieser Beziehung schon den Boden einer, wenn auch vielleicht chronologisch noch recht ungenauen, geschichtlichen Entwicklung betreten hat. So rechnet unser Autor die Australier zu den gesunkenen Völkern, ebenso die Arktiker, die Patagonier, die Hottentotten, ja (was auf den ersten Blick überrascht und immerhin überhaupt wohl strittig bleibt) die meisten Polynesier. Isolirung der Wohnsitze, öfter auch Unfruchtbarkeit des Bodens, Geringschätzung des Lebens (sowohl in den fortdauernden Kriegen hervortretend, wie im Kindermord mit Menschenfresserei, Sclaverei u. s. w.) erklären diese traurige Selbstzerstörung der Naturstämme nur zur Genüge, die streng von der Zersetzung zu trennen ist, welche beim Zusammentreffen niederer und höherer Culturstufen ja einzutreten pflegt, und wogegen philanthropische Maaßregeln, die aussterbende Rasse zu erhalten, sich meist als recht unwirksam erwiesen. Es ist die düstere Kehrseite, die Pathologie der Weltgeschichte, der wir in unserer ruhmredigen Begeisterung über den ungemessenen Fortschritt der Menschheit nur allzu gern den Rücken kehren. Deshalb ist es auch von äußerster Wichtigkeit, daß in der socialen Entwicklung kein Stillstand eintritt (abgesehen von der gewaltsamen Bedrohung und Zerstörung), sonst erfolgt unausweichlich Rückbildung, die dann wieder durch Vererbung eine habituelle Degenerirung hervorruft (was Gerland im Besonderen für die psychische Unfähigkeit der Neger in Anschlag bringt). Aber trotzdem weicht dieser düstere Schatten einer verklärenden Perspective in weiter Zukunft: „Die Eintheilung der Menschheit war nur geographisch-historisch möglich. Denn der Mensch steht in fester Abhängigkeit, in engstem Verbande zu der Natur, aus und an welcher er sich entwickelt hat, zur Natur der Erde, welcher letzteren kleiner, aber integrirender Theil er ist. Auch seine Entwicklung ist noch im Steigen, aber nur im Bereiche seines inneren, geistigen Lebens: Die besten Menschen der heutigen Welt sind entschieden eine Höherentwicklung im Verhältniß zu der eben entstehenden Menschheit, und in tausend und tausend Jahren werden die besten Menschen, obwohl leiblich uns gewiß sehr nahe stehend, eine höhere Stufe erreicht haben, als wir. Aber, je höher der Mensch steigt, um so mehr macht er sich von dem zwingenden Einfluß der Erde frei; und wenn er demselben auch nie ganz entgehen wird, da er Nahrung braucht, von der Schwere sich nicht loslösen kann, so ist dennoch diese immer wachsende Freiheit und Selbständigkeit eine stärkende und erhebende Aussicht für die Zukunft, welcher wir uns entgegenbilden" (S. 423).

---

abgesteckt und ausgemessen, auf welchem die Menschheitsgeschichte sich abspielt und zugleich die geographische Form des belebten, über alle Lücken zusammenhängenden Ganzen gezeichnet, welches wir Menschheit nennen (Anthropologie II, 5 und Völkerkunde I, 5 ff.).

Digitized by Google

5. Fr. Müller.

Eine eigenthümliche Stellung innerhalb der Ethnologen nimmt der Wiener Linguist Fr. Müller ein (Allgemeine Ethnographie, Wien 1873, 2. Aufl. 1879; ferner das Colossalwerk: Grundriß der Sprachwissenschaft — auf ca. 10 Bände berechnet — Wien 1876 ff.). Müller sucht Sprachwissenschaft und Naturforschung in eine organische Vereinigung zu bringen, um Beides der Völkerkunde zu Gute kommen zu lassen. Obschon für ihn der Urmensch sprachlos ist und die sprachliche Bildung nicht schon mit der Existenz der Rassen, sondern erst der Völker beginnt, und obwohl er auch dem Thiere mit den meisten Darwinisten eine gewisse Sprache zuschreibt, d. h. die Aeußerung einfacher, rein individueller Laute, so ist die organische Sprache doch ein Privilegium des Homo sapiens. Anstatt nun einer rein psychologischen Betrachtung (wie sie z. B. Steinthal anstellt, vgl. Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues S. 327) oder der morphologischen Eintheilung zu folgen, welche die Form der Sprache ausschließlich berücksichtigt (wie sie zuerst von Fr. Schlegel entworfen und mit geringeren oder größeren Veränderungen von Pott, W. Humboldt u. A. weiter ausgeführt wurde), legt unser Denker lediglich, wie er sagt, ein Stoffprincip zu Grunde und versucht unter Berücksichtigung des naturwissenschaftlichen Rassetypus eine genealogische Classification nach dem durch E. Häckel besonders betonten Moment der Behaarung [1]) zu entwerfen. „Nach der Beschaffenheit des Haares nämlich zerfallen die Menschen zunächst in zwei große Abtheilungen, erstens in Wollhaarige (Ulotriches) und zweitens in Schlichthaarige (Lissotriches). Während bei den ersteren das Haar bandartig abgeplattet ist und der Querschnitt desselben länglich-rund erscheint, ist jedes Haar bei den letzteren cylindrisch und zeigt sich der Querschnitt desselben kreisrund. Sämmtliche wollhaarige Menschenrassen sind langköpfig (dolichocephal) und schiefzähnig (prognath), zeigen also relativ die größte Verwandtschaft mit dem Affentypus. Sie wohnen alle auf der südlichen Erdhälfte bis zum Aequator und einige Grade über diesen hinaus" (Sprachwissenschaft I, 72). Diese Betrachtung wird dann auf den Bartwuchs ausgedehnt und nach diesem Schema eine Tafel von zwölf Rassen mit ihren zugehörigen Idiomen entworfen, von denen für unsere abendländische Cultur natürlich die Mittelländer mit ihren verschiedenen Sprachgruppen (hamito-semitische, indogermanische Sprachen u. s. w.) die wichtigsten sind. „Die zwölf Rassen — den ganzen Entwurf hier mitzutheilen, verbietet die Rücksicht auf den Raum — theilen sich

[1]) Die Schädelform ist nach Müller kein so constantes Merkmal, als Sprache und Behaarung; das zeigt sich auch an dem immer noch von vielen Seiten anerkannten System des Schweden Retzius, der aber bezeichnender Weise nicht weniger wie viermal dasselbe überarbeitete. Dazu kommen andere Bedenken (S. 12, Allg. Ethnographie).

Digitized by Google

wieder ihrerseits je nach der Sprache und der auf dieser basirten geistigen Cultur in mehrere Volksstämme. Die Zahl dieser ist innerhalb der einzelnen Rassen verschieden, seltener kommt es vor, daß Sprache oder Volk und Rasse sich gegenseitig decken. Einen Volks- und Sprachursprung setzen nur die Kaffern und Malayen unzweifelhaft voraus, und diese beiden Menschenrassen kann man in Bezug auf die in sie fallenden Völker als monoglottisch bezeichnen. Zweifelhaft ist dies bei den Papuas und den Australiern, da das Material, aus dem der Forscher seine Schlüsse ziehen könnte, nicht derart vollständig ist, um dies mit Sicherheit thun zu können. Dagegen sind die übrigen acht Rassen, nämlich die Hottentotten, die afrikanischen Neger, die Hyperboreer, die Amerikaner, die Mongolen, die Dravidas, die Nubas und die Mittelländer polyglottisch, d. h. sie setzen mehrere mit einander in gar keinem Verwandtschaftsverhältnisse stehende Sprachstämme voraus, sie zerfallen daher in eine Reihe von Völkern, welche von einander vollkommen unabhängig sind" (Allg. Ethnographie S. 14).

Wenden wir uns nun im Besonderen der Völkerkunde zu, so bedarf es in erster Linie der Abgrenzung zwischen Anthropologie und Ethnologie; jene als Wissenschaft vom Menschen betrachtet ihn „als einheitliches, sinnlich-vernünftiges Natur-Individuum, diese als Volks-Individuum. Der Unterschied beider Wissenschaften liegt nicht in der Verschiedenheit des Objectes, denn bei diesen ist im Grunde genommen das Object eines und dasselbe, sondern in der Verschiedenheit der Auffassung dieses Objectes. Während die Anthropologie den Menschen als Exemplar der zoologischen Species Homo nach seinen physischen und psychischen natürlichen Anlagen betrachtet, faßt die Ethnographie den Menschen als ein zu einer bestimmten, auf Sitte und Herkommen beruhenden, durch gemeinsame Sprache geeinten Gesellschaft gehörendes Individuum" (S. 1). Verhängnißvoll wurde für die Forschung der durch die semitische Sage veranlaßte Irrthum, Adam (den rothen Menschen)[1]) als Stammvater der Menschheit überhaupt anzusehen, während er doch höchstens Ahnherr der drei vornehmsten Culturvölker der mittelländischen Rasse, nämlich der Indogermanen, der Semiten und Hamiten ist. Auch das Alterthum vermochte aus den verschiedenartigsten Gründen die einzelnen Beobachtungen und Berichte der Reisenden nicht ausreichend zu verwerthen, erst durch das Christenthum einer- und durch die Entdeckung des neuen Erdtheils anderseits wurde die Basis für die neue Wissenschaft gelegt. „Nachdem das Christenthum mit seiner Lehre von der Gleichheit der Menschen die Schranken durchbrochen hatte, welche das Heidenthum gezogen, und vermöge seiner Universalität den

[1]) Dieser Mythus kehrt übrigens auch sonst wieder, so bei den Polynesiern, wo der erste Mensch aus rothem Thon und aus dem mittleren Schößling der Typha angustifolia gemacht wurde (vgl. J. White, The ancient history of the Maori, 6 Bände, Wellington 1887, I, 155).

Digitized by Google

einzelnen Völkern und Sprachen eine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, machte die Entdeckung Amerika's die Alte Welt mit ganz neuen Völkern und Sprachen bekannt. Es bildete sich durch Einfluß der gleichzeitig eingeleiteten Reformation in den Geistern eine mehr nüchterne, auf die Beobachtung der Dinge drängende Weltanschauung. Man fing an, neben den anderen Objecten der sinnlichen Wahrnehmung auch dem Menschen eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die durch drei Jahrhunderte in dieser Richtung beschäftigte Forschung brachte es jedoch lange nicht zu einer Wissenschaft, da den einschlägigen Erfahrungen und Kenntnissen das System fehlte. Dieses System wurde durch die Wissenschaft vom Menschen, die Anthropologie, zu Ende vorigen Jahrhunderts durch Blumenbach gefunden und später durch andere Forscher vervollkommnet. In Betreff der Wissenschaft vom Volke, der Ethnographie oder Ethnologie, hat man sich über das Princip noch nicht allgemein geeinigt, da die Einen den Volksbegriff in physischen Merkmalen suchen, während ihn Andere mit größerem Recht in die Sphäre der geistigen Thätigkeiten verlegen." Das Verhältniß zwischen Rasse und Volk wird nun im Anschluß hieran so genauer bestimmt: „Der Mensch bietet der denkenden Betrachtung eine doppelte Seite dar, eine physische und eine psychische. In ersterer Beziehung als physisches Individuum ist der Mensch denselben Gesetzen wie das Thier unterworfen. Gleich dem Thiere zerfällt der Mensch in mehrere Varietäten; gleichwie jeder thierischen Varietät ist auch der menschlichen ein eigener Verbreitungsbezirk, innerhalb dessen sie gedeiht, angewiesen; gleich dem Thiere, das gezähmt in mehrere Spielarten zerfällt, bietet der Mensch, ein sociales Wesen κατ' ἐξοχήν, eine große Menge verschiedener Typen dar. Obwohl nun gerade in dieser Beziehung allmählige Uebergänge von dem einen Typus zum anderen sich nachweisen lassen, so ist es doch möglich, mit Festhaltung des Allgemeinen und Absehen von dem Besonderen gewisse Grundtypen innerhalb des Menschen festzustellen und dadurch eine Classification desselben zu erstreben. Man nennt diese Grundtypen mit einem herkömmlichen Ausdruck Rassen. Die Feststellung und Beschreibung der Rasse ist Sache des Naturforschers, der sich mit dem physischen Menschen beschäftigt, speciell des Anthropologen. Während der Mensch als physisches Wesen streng genommen nur den Naturgesetzen unterworfen ist, untersteht er als vernünftig-sociales Wesen jenen Gesetzen, welche die Gesellschaft ihm auferlegt. Wir wollen zwar damit keinen stricten Gegensatz ausgesprochen haben, als ob die Gesetze der Gesellschaft nicht auch von den Naturgesetzen abhängig wären, aber während die Naturgesetze in dem ersteren Fall unmittelbar wirken, wirken sie in dem letzteren mittelbar, durch den Menschen selbst. Als gesellschaftlich-vernünftiges Wesen zerfällt der Mensch in eine Reihe von Völkern, deren Individuen durch gleiche Sprache und gleiche Sitten zu einer das Volksthum begründenden Einheit zusammengehalten werden. Wie innerhalb der Rasse, ist es auch hier möglich, mit Festhalten des Allgemeinen und Ab-

Digitized by Google

sehen vom Besonderen mehrere Völker zu einer höheren Einheit zusammenzufassen, mehrere Sprachen auf eine ihnen zu Grunde liegende Ursprache zurückzuführen. Mehrere auf diese Weise mit einander zusammenhängende Völker bilden dann einen Volksstamm, mehrere Sprachen, welche in derselben Weise mit einander zusammenhängen, einen Sprachstamm. Die Abgrenzung des Menschen nach Völkern und die Beschreibung der letzteren beschäftigen den Ethnographen oder Ethnologen; die betreffende Wissenschaft, die Ethnographie oder Ethnologie, hat die darauf bezüglichen Thatsachen zu verzeichnen und aus natürlichen Gesetzen zu erklären. Obwohl nun der Mensch ein einheitliches, sinnlich-vernünftiges Wesen ist, so ist er doch in dieser Hinsicht das Object zweier Wissenschaften, nämlich der Anthropologie oder allgemeinen Menschenkunde und der Ethnographie oder speciellen Volkskunde. Während die erstere ihn in Rassen zerlegt und classificirt, vertheilt und classificirt ihn die letztere nach Völkern. Obwohl nun Rasse und Volk auf ein und dasselbe Object sich beziehen, nämlich den Menschen, gehören sie doch zwei verschiedenen Wissenschaftssphären an. Rasse ist ein streng anthropologischer, Volk dagegen ein streng ethnographischer Begriff. Gleichwie beim Thiere die ihm von Natur aus zukommenden Merkmale und Eigenschaften die ursprünglichen sind, gegen welche die durch Zähmung entstandenen Qualitäten als erst später hinzugekommen betrachtet werden müssen, ebenso ist auch beim Menschen der Rassencharakter das Ursprüngliche, der ethnologische Charakter dagegen als etwas später nach und nach Gewordenes anzunehmen. Wenn wir auch gegenwärtig keinen Menschen außerhalb einer bestimmten, mit Sprache und Sitte versehenen Gesellschaft — eines Volkes — antreffen, da es im wilden Naturzustand lebende Menschen nirgends giebt, so müssen wir dennoch annehmen, daß es einmal eine Zeit gegeben hat, in welcher zwar Rassen, aber keine Völker existirten. Es gab also damals noch kein Volksthum, mithin auch noch nicht die dasselbe begründenden Factoren — Sprache und Sitten. Dem Menschen als Mitglied einer bestimmten Rasse kommt also keine Sprache zu, der Mensch war damals, als es nur Rassen und keine Völker gab, ein sprachloses, der geistigen, auf der Sprachthätigkeit beruhenden Entwicklung noch völlig ermangelndes Wesen" (S. 4 ff.).

Das Verhältniß der Rassen zu den Völkern läßt bei aller Uebereinstimmung scharf ausgeprägte Abweichungen erkennen; zu jener gehören zunächst die physischen Merkmale, durch welche sich der Mensch vor den Thieren auszeichnet (aufrechter Gang, Beweglichkeit des Kopfes u. s. w.), sodann die psychischen, namentlich der Besitz der Vernunft und Sprache, Empfänglichkeit für moralische Gefühle, ästhetische Anlagen, technische Fertigkeiten u. s. w. Die Verschiedenheit anderseits wird bedingt durch Hautfarbe und Haar, Gehirn, Acclimatisationsvermögen und sodann in psychischer Hinsicht durch die verschiedenen Fähigkeiten und Culturformen, religiöse Ideen, Staatsleben, endlich durch die Sprache in ihrem verschiedenen Bau. Ein-

Digitized by Google

zelne Rassen und Völker sind ungemein beständig (so die Juden, wo sie völlig unvermischt geblieben sind, die Zigeuner, die Neger), über den Wechsel der Zeiten und des Ortes völlig erhaben und ihrem ursprünglichen Typus getreu, andere wieder sind weniger widerstandsfähig und einer wechselseitigen Vermischung sehr zugänglich. Die Gegensätze der Hautfarbe scheinen sich abzustoßen, die mittelländische und mongolische Rasse vernichten die dunkelfarbige (so in Amerika, Australien und Polynesien) und die drei numerisch mächtigsten Rassen, die mongolische, mittelländische und die Negerrasse haben am meisten Aussicht im Kampf um's Dasein. Land und Klima üben auf den Civilisationsproceß einen hervorragenden Einfluß, auch hier sind die Extreme vom Uebel, wie zahlreiche Beispiele erweisen; auf der untersten Culturstufe scheinen die dem Aussterben zueilenden Australier zu stehen (natürlich aber weit über den Thieren), die höchsten Gesittungsstufen, wo äußere günstige Bedingungen mit maaßgebenden ideellen Factoren zusammentreffen, die eigentlichen Culturherde der Menschheit finden sich nur an etwa fünf Stellen, in China, Indien, in Stromland des Euphrat und Tigris, des Nil und endlich in Vorderasien (wozu Müller noch Griechenland und Italien hinzurechnet); für Amerika kommen nur die Culturen von Mexico und Peru in Betracht. Für diesen Culturproceß sind sodann die vielfachen Wanderungen und die damit unmittelbar zusammenhängenden Mischungen der einzelnen Völker noch sehr erheblich mit in Anschlag zu bringen. Die mittelländische Rasse z. B. scheint ihren Ursitz auf dem armenischen Hochlande gehabt zu haben. „Hiervon sonderte sich zuerst der baskische Stamm ab, nach Westen — Europa — sich wendend; ihm folgte der kaukasische, dessen nach Norden ziehende Schaaren in den Gebirgen des Kaukasus ein Hinderniß fanden, das sie nur langsam sich verbreiten ließ. Die beiden übrig gebliebenen Stämme, nämlich die Hamito-Semiten und Indogermanen, blieben geraume Zeit Nachbarn, was durch eine innige Verwandtschaft ihrer religiösen und Stammessagen bestätigt wird, und selbst nachdem eine Trennung derselben eingetreten war, bildeten noch Hamiten und Semiten eine ungetrennte Einheit. Letztere dauerte selbst während der Periode der Sprachentwicklung lange fort und löste sich erst, nachdem durch das Andrängen der hochasiatischen Horden die Hamiten von den Semiten abgedrängt und einerseits in die Tigris- und Euphratländer, anderseits nach Afrika vorgeschoben waren . . . Was die Indogermanen betrifft, so hat man Anfangs deren Ursitz im Quellengebiet der beiden Flüsse Oxus Jaxartes, auf der Hochebene Pamir gesucht, vermuthlich deswegen, weil dieser Punkt den Sitzen der beiden am weitesten nach Osten gezogenen Abzweigungen dieses Stammes, nämlich den Iraniern und den Indern, am nächsten gelegen ist und diese beiden Völker erwiesenermaaßen von Nordwest und Nordost in ihre Sitze eingewandert sind. Man hat aber in der neuesten Zeit, wohl nicht mit Unrecht, gegen diese Ansicht geltend gemacht, daß der gemeinsame Sprachschatz der Indogermanen keine Spuren irgend

Digitized by Google

welcher Bekanntschaft mit der Fauna und Flora Asiens verräth, dagegen die Beziehungen mehrerer allen indogermanischen Völkern bekannten Bäume wie der Eiche, Buche, Esche, eher nach Osteuropa als nach Asien hinwiesen. Es haben daher mehrere Gelehrte den Ursitz der Indogermanen, d. h. denjenigen Punkt, auf welchem sie noch zuletzt als ungetrübte Einheit saßen, in der lithauisch-russischen Ebene, ja sogar noch weiter westlich gesucht[1]). Wenn wir nun auch conform dieser Ansicht, welche eine große Wahrscheinlichkeit für sich hat, annehmen, der Ursitz der Indogermanen sei im Südosten Europa's zu suchen, so sind die Indogermanen auf diesem Punkte nichts weniger denn als Autochthonen zu betrachten, sondern sind dort vom armenischen Hochlande in unvordenklicher Zeit eingewandert. Zu dieser Annahme werden wir nothwendig durch die Rasseneinheit der Indogermanen mit den Hamito-Semiten und den Kaukasiern gezwungen, welche beiden Volksstämme unmöglich von Westen her in das über Mesopotamien gelegene Hochland eingewandert sein können" (S. 68).

Um nach diesen allgemeinen Erörterungen[2]) auch etwas concretes Material aus der Völkerkunde beizubringen, möchten wir Einiges aus der Charakteristik hierher setzen, die unser Schriftsteller den Australiern zu Theil werden läßt; zugleich läßt sich an diesem heiklen Thema die Schwierigkeit einer zutreffenden objectiven Ethnographie sehr gut veranschaulichen.

„Die geistigen Anlagen des Australiers sind (so lautet Müller's Charakteristik), falls man sie mit jenen der höchst organisirten Thiere vergleicht, als bedeutend entwickelt zu betrachten, dagegen zeigen sie sich mit den Anlagen höherer Rassen in Parallele gestellt als sehr beschränkt. Der Australier zeigt in allen Verrichtungen, welche sich auf das tägliche Leben beziehen, eine ungemeine Geschicklichkeit. Seine Geräthe und Waffen sind, obschon höchst primitiv, dennoch sehr zweckmäßig; er weiß dieselben gegen das Wild mit großem Scharfsinn zu verwenden. In der Aufspürung und Verfolgung des Wildes sucht der Australier seines Gleichen; besonders merkwürdig und staunenerregend ist das Verfahren, womit er dem Opossum

---

[1]) Bekanntlich noch bis auf den heutigen Tag ein controverser Punkt zwischen Sprachwissenschaft und Naturwissenschaft, obwohl manche berühmte Linguisten (wie u. A. Benfey und O. Schrader) die frühere philologische Ansicht vom asiatischen Ursprung der Arier aufgegeben haben. Der erste Zweifel wurde durch Latham angeregt, dann bemächtigten sich exacte Sprachforscher des Problems, und jetzt ist mindestens das vordem unantastbare Dogma sehr bedenklich erschüttert (vgl. Penka, Origines ariacae 1883 und Die Herkunft der Arier 1886, O. Schrader, Vergleichende Sprachforschung und Urgeschichte, Jena 1886, Krause, Tuisko-Land, Glogau 1891, und Die Trojaburgen Nordeuropas, Glogau 1893).

[2]) Müller verfährt in der eigentlichen Ethnographie so, daß nach den allgemeinen physiologischen und psychologischen Schilderungen der betreffenden Völker eine zusammenfassende Charakteristik folgt; den Beschluß macht jedesmal ein Excurs über die sprachlichen Verhältnisse; auf diese Weise kommen beide Wissenschaften, Ethnographie und Linguistik, zu ihrem Recht.

Digitized by Google

bis auf die höchsten Bäume ohne andere Werkzeuge als eine Schlingpflanze und eine Steinaxt nachspürt. Daher ist der Australier nach übereinstimmenden Nachrichten für jede Art mechanischer Fertigkeiten gut zu verwenden. Er ist ein vortrefflicher Jäger und Viehwärter und ein guter Arbeiter, falls ihm die Arbeit genau vorgezeichnet ist. Bei dem bedeutenden Nachahmungstalent, welches er besitzt, lernt er leicht fremde Sprachen, wie er auch für Malerei und Musik ein leidliches Talent zeigt. Dagegen sind die auf Spontaneität beruhenden Fähigkeiten des Australiers unbedeutend. Ein Beweis dafür ist der Umstand, daß der Antrieb zu jeglicher Bethätigung seines Verstandes vom Hunger und Geschlechtstrieb ausgeht. Das Leben des Australiers verläuft zwischen Essen und Schlafen, Hungern und Jagen. Die Sorge für den folgenden Tag ist ihm vollkommen unbekannt. Diese Züge theilt er zwar mit anderen Rassen, und er wäre vielleicht gegenüber ihnen nicht auf einer so niederen Stufe menschlicher Entwicklung stehen geblieben, wenn ihm ein Land mit einigen Nutzpflanzen und Jagd- oder zähmbaren Thieren zu Theil geworden wäre [1]). Man hat viel gestritten über die Stellung, welche der Aboriginer Australiens in der Reihe der menschlichen Rassentypen einnimmt. Während die Einen im Australier das auf der tiefsten Stufe menschlicher Culturentwicklung stehende Geschöpf erblicken (so Meinicke und wir), halten die Anderen (Darwin) denselben um einige Stufen höher als den Feuerländer, Andere (Gerland) sogar für noch bedeutend höher begabt. Wir müssen gestehen, daß die letztere Ansicht nur dadurch, daß sie eine Summe einzelner Züge zusammenstellt, die nicht auf Rechnung der einheimischen Rasse, sondern fremder Einflüsse zu setzen sind, scheinbar begründet werden kann, während der Vergleich mit dem Feuerländer über die Höhe der Rassenbegabung Nichts entscheidet. Denn der Feuerländer, welcher wahrscheinlich zu derselben Rasse wie der Azteke und der Quichua gehört, ist ein nur durch die ungünstige Lage seines Landes verkommenes Individuum, während der Australier sich ohne fremde Einflüsse nie über jenen Zustand erhoben hat, in welchem wir ihn im Süden des australischen Continents antreffen. Wir stehen daher nicht an, geleitet von diesen Erwägungen, die australische Rasse, was natürliche Geistesbegabung und Culturentwicklung anlangt, auf die unterste Stufe der Menschheit zu versetzen" (S. 174).

Daß wir es jedenfalls mit einem Menschenstamm zu thun haben, der, sei es aus welchen Gründen auch, es zu keiner nennenswerthen höheren Gesittung gebracht hat, scheint nach allen Zeugnissen der Reisenden, so sehr sie auch im Einzelnen von einander abweichen, unbestreitbar. Nehmen wir z. B. die religiösen und socialen Zustände. Die Australier kennen keinen Götzendienst, geschweige denn einen Gott als Schöpfer der Menschen, wie

[1]) Dazu kommen noch die übrigen ungünstigen Existenzbedingungen, die Ratzel richtig hervorhebt (Völkerkunde I, 320).

Digitized by Google

selbst Curr, The Australian Race, Melbourne 1888 — so auch Lubbock, Entstehung der Civilisation S. 269 —, der sonst sehr optimistisch urtheilt, zugiebt [1]). Auch ist noch kein Götzenbild aufgefunden, und es ist deshalb auch nicht zu verwundern, daß kein eigentlicher Priesterstand existirt, sondern nur mächtige Zauberer. Außerdem hat man sich gegenüber manchen übertriebenen Berichten insofern zu hüten, als vielfach durch den Einfluß der christlichen Missionare fremde Ideen eingeführt sind. Nicht minder locker sind die ehelichen Verhältnisse, so daß man öfters von einer factischen Promiscuität gesprochen hat [2]), was von anderer Seite (z. B. von Curr) sehr heftig bestritten wird. Jedenfalls steht die sittliche Entwicklung aber auf einer sehr niedrigen Stufe, wie auch u. A. die höchst obscönen Tänze und anderweitigen Ausschweifungen genugsam bezeugen (vgl. Hellwald, Naturgeschichte der Menschen I, 45 ff.). Ebensowenig fest gefügt sind die socialen Verhältnisse, nirgends findet sich ein kräftiger Ansatz zu einer Staatenbildung, ja kaum die Institution der Häuptlingschaft. Da dieser häufig nur äußerst geringe Rechte zustehen, so erklärt es sich, wenn sie anscheinend bei manchen Stämmen völlig fehlt. Im Uebrigen hat, wie Ratzel bemerkt, jeder Familienstamm seinen Wahlhäuptling (Rupulle), der in allen Streitigkeiten als Sprecher die Versammlungen leitet, der ursprünglich auf dessen Jagdgrunde wohnen und auch die Jagdbeute zerlegen mußte. Gewöhnlich sollte es der Aelteste, Stärkste oder Geschickteste sein; man wählte aber auch Raufbolde dazu. Ihm steht ein Rath der Aeltesten zur Seite; der Sitz darin heißt Richtersitz, die Aburtheilung jeder Art von Verbrechen ist seine Hauptaufgabe. Treten die Rathsversammlungen von zwei Stämmen zusammen, so wird die Corona oft von Hunderten der beiden Stämme gebildet; Europäer mußten mitten in wichtigen Arbeiten ihre eingeborenen Diener gehen lassen, damit sie als Richter, Zeugen oder Zuschauer einer solchen Sitzung anwohnen konnten (Völkerkunde I, 347). Ganz besonders bei der Ausübung der so wichtigen Blutrache, bei den Geheimbünden und Weihen kommen solche Privilegien wohl zur Geltung.

6. J. Lubbock.

Die gewöhnliche Ansicht über die Entwicklung der socialen Organisation knüpft an die patriarchalische Familie an, deren Structur uns aus

[1]) Anders Schurtz, der behauptet: Der Glaube an eine Art Gottesvater fehlt so wenig, wie allerlei Schöpfungssagen (Völkerkunde S. 138).

[2]) So Kohler: Sicher sind die Australneger von promiscuen Eheverhältnissen ausgegangen, d. h. von Eheverhältnissen, bei welchen nicht ein Mann mehrere Frauen und nicht eine Frau mehrere Männer, sondern eine Mehrheit von Männern promiscue eine Mehrheit von Frauen hat, so daß alle Männer eines Familienganzen mit den Frauen eines anderen Familienganzen Umgang haben, und dies nicht etwa de facto, sondern de jure, nicht als mißbräuchlicher factischer Zustand, sondern kraft anerkannten, rechtlich gebildeten Verhältnisses" (bei Post, Studium zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts S. 57).

Digitized by Google

den Urkunden der griechischen und hebräischen Ueberlieferung geläufig ist. Dies idyllische Bild hat aber allmählig sehr an kritischer Echtheit verloren, indem die Ethnologie bei den verschiedenen Völkern der Erde und zwar solchen, die nicht ethnographisch mit einander verwandt sind, Formen des geselligen Lebens entdeckt hat, die unzweifelhaft älter und mit jenem Typus durchaus unvereinbar sind. Ganz besonders sind es die Forschungen über die Entwicklung der Ehe und die verschiedensten Verwandtschaftssysteme, welche diese Revolution in der bisherigen Anschauung hervorgerufen haben. Hierauf hat namentlich John Lubbock sein Augenmerk gerichtet (Vorgeschichtliche Zeit, 2 Bände, Jena 1874 und Entstehung der Civilisation, Jena 1876) und die einschlägigen Fragen im systematischen Zusammenhange verarbeitet. In großen Umrissen bestimmt er sein Programm so: „Obgleich die Rassenunterschiede in Folge der geographischen Lage und der ganzen Umgebung natürlicher Weise eine beträchtliche Abweichung in dem socialen und geistigen Entwicklungsgange der verschiedenen Stämme herbeiführen, so habe ich mich doch zu zeigen bemüht, daß die Entfaltung der höheren und edleren, die Ehe, die Verwandtschaft, das Recht und die Religion betreffenden Begriffe in ihren Anfangsstadien selbst bei den entlegensten Völkern einen sehr gleichartigen Verlauf genommen hat, und finden wir bei fern von einander wohnenden, auf der nämlichen Stufe stehenden Familien scheinbar absurde, widersinnige Sitten [1]), so dürfen wir durchaus mit Sicherheit den Schluß ziehen, daß dieselben trotz ihrer Ungereimtheit keine sinnlosen, unbedeutenden Zufälligkeiten sind, sondern in Charaktereigenthümlichkeiten wurzeln, die dem Menschengeschlecht angeboren wurden. Einige Gelehrte [2]) haben behauptet, daß die Wilden lediglich die verkommenen Nachkommen civilisirter Vorfahren seien, und mir liegt es fern zu bestreiten, daß in einzelnen Fällen ein solcher Rückschritt stattgefunden haben mag. Aber erstens würde ein Stamm, welcher von der Civilisation zum Barbarismus herabsank, natürlich ein anderes Gepräge zeigen, als einer, der sich aus der Wildheit oder der gänzlichen Sittenlosigkeit zum Barbarismus oder dem Zustand roher Sittlichkeit emporgeschwungen hat. Außerdem — und dieser Grund ist besonders hervorzuheben — vermindert sich ein herabgesunkenes Volk an Kopfzahl. Die Weltgeschichte zeigt, daß ein stärkeres, fortschreitendes sich vermehrt und die schwächeren, tiefer stehenden verdrängt. Ich habe unter Anderem darzuthun versucht, daß die unter den weniger ausgebildeten Rassen herrschenden Verwandtschaftsbegriffe

[1]) Man könnte hier an die Couvade denken, die Lubbock in Uebereinstimmung mit Lafitau aus sympathetischen Beziehungen ableitet, die nach der Anschauung der Naturvölker zwischen dem Neugeborenen und dem betreffenden Vater bestehen (Entstehung der Civilisation S. 15).

[2]) So neuerdings W. Schneider, Die Naturvölker. Mißverständnisse, Mißdeutungen und Mißhandlungen, Paderborn 1885, der völlig unter dem Bann theologischer Dogmen steht.

Digitized by Google

naturgemäß bei fortschreitender Entwicklung entstehen mußten, jedoch unvereinbar mit der Theorie der Degradation sind (Entstehung der Civil. S. 2). Einen ganz besonders instructiven Commentar liefert uns in sociologischer Beziehung die Entwicklung der Ehe. „Wohl Nichts gewährt uns einen so belehrenden Einblick in den eigentlichen Zustand der Wilden, als ihre Begriffe über Verwandtschaft und Ehe; auch können wir die bedeutenden Vortheile der Civilisation nicht schlagender beweisen, als durch die Veredlung, welche sie bereits auf das gegenseitige Verhältniß der beiden Geschlechter ausgeübt hat. Die Ehe und die verwandtschaftliche Stellung eines Kindes zu seinem Vater und seiner Mutter scheint uns so natürlich und selbstverständlich, daß wir geneigt sind, diese Einrichtungen für ein ursprüngliches Gemeingut des Menschengeschlechts zu halten. Das ist indessen durchaus nicht der Fall. Die tiefstehenden Rassen kennen keine eheliche Verbindung, wahre Liebe kommt bei ihnen fast nie vor, und die Ehe in ihren niedrigsten Phasen ist keineswegs eine Sache der Neigung oder Kameradschaft" (S. 54).

Lubbock geht nun mit Bachofen (der ja zuerst durch sein Buch, Das Mutterrecht diese ganze Frage angeregt hat), M'Lennan und Morgan von dem chaotischen Zustande einer Promiscuität und Gemeinschaftsehe aus, von der wir (so viel darf man wohl zugestehen) in der That bei manchen recht tiefstehenden Völkerschaften gewisse bedeutsame Rudimente antreffen [1]). Von diesem Urzustand des Hetärismus entwickelte sich dann durch Raub die Einzelehe, d. h. an die Stelle des früheren streng eingehaltenen endogamischen Princips tritt das exogamische, die eheliche Vereinigung mit Angehörigen eines fremden Stammes. Mußte früher ein Sonderverhältniß zu einer Frau als eine Schädigung der Rechte und Ansprüche der übrigen Stammesgenossen erscheinen, so fiel das mit dem Augenblicke fort, wo ein Mädchen eines fremden Stammes als Kriegsbeute, als peculium castrense, wie Bastian sich ausdrückt (Welt in ihren Spiegelungen S. 457) heimgebracht wurde, auf welche sich kein Stammesanrecht mehr erstrecken konnte. „Das Symbol des Raubes veranschaulichte jedoch keineswegs einen unrechtmäßigen, sondern im Gegentheil einen nach den Anschauungen jener Zeit rechtmäßigen Besitz. Es bezog sich nicht auf den Kreis, dem das Mädchen entrissen ward, sondern sollte vielmehr die Rechte des Stammes beschränken, dem es fortan angehören sollte. Die Einzelehe war in der That eine

[1]) Dahin gehören die Anschauungen, daß vor dem Eintreten der Individualehe die ehelichen Rechte von den Stammesfürsten oder Priestern oder auch sämmtlichen Stammesgenossen ausgeübt werden, oder daß bei gewissen Festen, namentlich bei Hochzeiten ein ganz ungebundener Verkehr zwischen allen Gästen stattfindet; solche Bräuche finden sich z. B. bei den Madagassen, Australnegern, Kaffern, und endlich sind dahin die betreffenden Angaben der alten Schriftsteller über die Nasamonen, Auser, Garamanten, Galactophagen ꝛc. zu beziehen, die man nicht ohne Weiteres als völlig werthlos und erfunden bezeichnen kann (vgl. Post, Grundlagen des Rechts S. 188 ff.).

Digitized by Google

Beeinträchtigung der Gesammtrechte; das, was eigentlich dem ganzen Stamme zukam, behielten entweder ein einzelner Mann oder Mann und Frau nach gegenseitiger Vereinbarung für sich zurück ... Auch bin ich der Meinung, daß ursprünglich ein Raub und nur dieser allein einem Manne das Recht gewähren konnte, seinen Stammesgenossen ein Mädchen vorzuenthalten und es allein und ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen, und daß das Symbol des Raubes selbst dann noch bestehen blieb, als die Nothwendigkeit seiner wirklichen Ausführung bereits lange erloschen war. Hatte doch die Macht der langjährigen Gewohnheit die gewaltsame Entführung der Frau zu einer nothwendigen Vorbedingung der Ehe gestempelt" (S. 84). Die Umwandelung jenes anfänglich blutigen Kampfes zu einem bloßen häufig mit Gesängen und Tänzen begleiteten Scheingefecht läßt sich bei den verschiedensten Völkern der Erde beobachten; nicht nur die Zustände gesittungsärmerer Stämme, sondern (um nur ein Beispiel aus dem Kreise des classischen Alterthums anzuführen) z. B. die Sitte der Spartaner, die Braut mit Gewalt fortzutragen, und vielfach ähnliche Bräuche der Germanen und Slaven, die sich, wenn auch manchmal nur rudimentär, bis auf den heutigen Tag erhalten haben, lassen darüber keinen Zweifel aufkommen. Im weiteren Verlauf der Dinge, der die gewohnte Norm des kriegerischen Lebens thunlichst beschränkte und anderseits die väterliche Gewalt immer schärfer und unumschränkter entwickelte, trat dann dafür der Kauf ein, wie es uns das alte Rom in der Coëmtio noch deutlich aufbewahrt hat, wo die Frau als Waare nach einem bestimmten Marktwerth verhandelt wurde[1]).

Durch diese unserem moralischen Gefühl öfter schnurstracks zuwiderlaufenden Anschauungen werden auch die abweichenden Verwandtschaftsbestimmungen[2]) bedingt, die uns nicht minder auf den ersten Blick hin unverständlich erscheinen. Nimmt man jenen Urzustand einer Horden- oder Communal-Ehe in der That als Ausgangspunkt an, so kann selbstverständlich nicht schon von einem individuellen Verhältniß der Kinder zu ihrem Vater die Rede sein. Und die Logik der Urzeit ist auch völlig consequent, wenn sie nur die Beziehung zur Mutter betont, da diese ja die eigentliche gemeinsame biologische und physiologische Basis des Blutes bildet. So sehen wir denn, daß sich damals (d. h. als das Mutterrecht noch galt, dies aller Wahrscheinlichkeit nach älteste Verwandtschaftssystem) die Abstammung nur nach weiblicher Seite regelte, daß die Kinder nur mit der Mutter und mit ihren Verwandten mütterlicherseits einen rechtlichen Zusammenhang besaßen, also z. B.

---

[1]) Vgl. hierüber zur allgemeinen Orientirung eine Schrift des Verfassers: Die Entwicklung der Ehe, Berlin 1894.

[2]) Lubbock hat im Anschluß an Morgan besonders ausführlich das classificatorische System der Hawaiier erläutert, das nur die Individuen in einzelne Classen ordnet, ohne Rücksicht auf die Gradesnähe (vgl. Entstehung der Civilisation S. 134, und Post, Grundriß der ethnolog. Jurisprudenz I, 67 ff.).

Digitized by Google

ihren Namen erhielten oder daß sich die Häuptlingswürde in weiblicher Linie vererbte u. s. w., während sie kein moralisches oder sociales Band an den leiblichen Vater knüpfte. Die so häufig als albernes Märchen verlachte Notiz Herodot's von den Lykiern, die sich angeblich nur nach dem Namen ihrer Mutter benannten, gewinnt in dieser breiten ethnologischen Perspective ihre volle Bestätigung. Diese gynäkokratische Form wurde durch das Beziehen fester Wohnsitze und die dadurch wieder bedingte stärkere Betonung der männlichen Autorität erschüttert und mit der Zeit gänzlich beseitigt, so daß jene Anschauung uns auf den ersten Blick wie eine seltsame Sage vorkommt. In welche verhältnißmäßig junge Zeiten aber diese uralte Vorstellung noch zurückreicht, und wie bedeutsam dieser Wendepunkt für die ganze sittliche Auffassung ist, das hat unser Gewährsmann ganz richtig an der höchst seltsamen Gerichtsscene des Orestes geschildert. Der von seiner Gattin Klytämnestra ermordete Agamemnon ward bekanntlich von seinem Sohn Orestes gerächt, der die Mutter wegen der Ermordung des Vaters erschlug. Um dieser That willen verfolgten ihn die Erinnyen bis vor das Tribunal der Götter. War es doch ihr Amt, die Schuldigen zu strafen, die das Blut von Anverwandten vergossen hatten! Als sie von dem sich vertheidigenden Orest gefragt werden, warum sie Klytämnestra verschonen, und sie ihm erwidern, kein Blutsverwandter war es, den sie tödtete, da beruft auch er sich auf den nämlichen Grund, um ihnen zu beweisen, daß sie ebenso wenig ein Recht haben, ihn zu berühren, weil ein Mensch ebenso wohl mit seinem Vater, doch nicht mit seiner Mutter verwandt sei. Diese uns ganz unnatürlich scheinende Ansicht ward von Apollo und Athene unterstützt und führte, da sie die Beistimmung der meisten Götter erhielt, zur Freisprechung des Orestes" (S. 129) [1]).

Mit der festeren Ausbildung der individuellen Ehe einerseits und der damit in unmittelbarer Wechselwirkung stehenden Isolirung des durch hervorragende sociale und kriegerische Leistungen sich über seine Stammesgenossen erhebenden Mannes anderseits, durch die Entwicklung also der patriarchalischen Organisation erwuchs die patria potestas zu jener Rigorosität, wie sie uns aus der römischen Zeit bekannt ist; hier ist es nicht mehr ausschließlich die Einheit des Blutes, wenigstens nicht des mütterlichen, die den Bestand der Familie begründet, sondern die Zugehörigkeit zu einer selbst über den weiten Complex von Sclaven und Schutzbefohlenen sich erstreckenden Herrschaft, die sich zu einer unbedingten Verfügung über Leben und Tod steigert. „Den Kreis der Familie bildeten nicht die dem Haupte durch die Bande des Blutes angehörenden Glieder, sondern alle diejenigen, welche unter seinem Befehle standen. In Folge dessen hörte ein mündig

[1]) Vgl. Lippert, Geschichte der Familie, Stuttgart 1884, S. 78, der mit Recht Bachofen die Priorität zuerkennt, in diesem tragischen Conflict den Kampf zweier verschiedenen Weltanschauungen, den Aeschylos hier versinnlicht hat, erkannt zu haben.

Digitized by Google

erklärter Sohn auf, ein Familienglied zu sein; auch hatte er keinen Antheil an seines Vaters Hinterlassenschaft, es sei denn, daß es durch ein Testament anders bestimmt ward. Dagegen wurde eine durch die Ehe eingeführte Frau oder ein durch Adoption zum Sohne umgewandelter Fremdling regelmäßig als Familienglied anerkannt, obgleich keine Blutsverwandtschaft bestand" (S. 133).

Der Frage, ob den niederen Rassen auch Religion[1]) zugesprochen werden dürfe, steht Lubbock, wie schon gelegentlich bemerkt, sehr skeptisch gegenüber; doch ist es klar und jetzt auch ziemlich allgemein zugestanden, daß es sich nur um eine akademische Controverse handelt, je durch den eben recht subjectiven Ausgangspunkt der Betrachtung bedingt, was auch Lubbock ganz unumwunden zugiebt. Ohne Weiteres kann man ihm aber darin beistimmen, daß der Einfluß der Erkenntniß auf die Entwicklung des religiösen Bewußtseins ein segensreicher ist, was namentlich im Hinblick auf die entsetzlichen Hexenverfolgungen des Mittelalters betont wird. Ebenso ablehnend verhält sich unser Forscher gegen die Annahme einer ursprünglichen Sittlichkeit; bestimmte sittliche Gefühle, die wir als selbstverständlich voraussetzen, fehlen freilich vielfach bei roheren Völkerschaften, und darin hat Lubbock gegenüber einer einseitig idealistischen Richtung Recht, aber überall zeigen sich doch bei schärferer Beobachtung die für eine Entwicklung unerläßlichen Dispositionen und Keime. Dennoch stimmt er der bekannten utilistischen Begründung eines Mill oder Spencer, aus unendlich vielen praktischen und durch Vererbung späteren Generationen mitgetheilten Erfahrungen die Moral abzuleiten, nicht zu. Die eigentliche Quelle der Sittlichkeit findet Lubbock vielmehr in der Autorität[2]), während die Nützlichkeit nur die Richtschnur der Tugend sei. Aber auch hier ist der Zusammenhang der Religion und Ethik beachtenswerth, die erst für eine reifere Auffassung sich herausbildet. „Die uns selbstverständlich erscheinende Auffassung von der Heiligkeit der Pflicht konnte erst dann erwachen, als die Religion sittlich ward. Und dies geschah nicht eher, als bis man anfing, die Götter als wohlthätige Wesen zu verehren. Sobald dies jedoch der Fall war, kam man naturgemäß zu der Ueberzeugung, daß sie die ihren Anbetern nützlichen Handlungen belohnen, die schädlichen dagegen bestrafen würden. Dieser Schritt war von unberechenbarem Segen für das Menschengeschlecht, da jene Scheu vor unsichtbaren Mächten, welche bis dahin unfruchtbare Ceremonien und Opfer in's Leben gerufen hatte, die sittlichen Gefühle mit einer Heiligkeit und in Folge dessen auch mit einer Kraft be-

[1]) Ebenso anfechtbar ist die Aufstellung Lippert's von der Stufenfolge der religiösen Entwicklung: Fetischismus, Totemismus, Schamanismus, Idolatrie, schon deshalb, weil diese Phasen vielfach in einander übergreifen, z. B. die Idolatrie sich völlig mit dem Fetischismus verträgt und umgekehrt.

[2]) So u. A. v. Kirchmann, der Führer eines neben Herbart sich entwickelnden Realismus (vgl. Aesthetik I, 113 ff.).

Digitized by Google

seelte, die sie bis dahin noch nicht besessen hatte." Aber auch hier erwartet Lubbock von dem intellectuellen Fortschritt, von der geistigen Aufklärung, die trotz aller Hemmungen und Rückfälle doch unaufhaltsam weiter gehe, die eigentliche und dauernde sittliche Vervollkommnung, damit wir, wie er sich ausdrückt, die heilsame und ernste Predigt der Wissenschaft begreifen, daß auf die Sünde ebenso unabwendbar das Leid folgt, wie auf den Tag die Nacht. „Hätte sich diese Lehre unserem Gemüthe vollständig eingeprägt, und glaubten wir ganz fest an die Gewißheit der Strafe und dächten wir immer daran, daß die Sünde nie zum Glück führen kann, dann würde die eigentliche Wurzel alles Uebels, die Versuchung, ausgerodet und die Menschheit in Folge dessen freier von Schuld werden" (Vorgeschichtliche Zeit 2, 296).

Noch einige Bemerkungen über die socialen Verhältnisse bei primitiven Rassen, die ja für die vergleichende Völkerkunde von äußerster Wichtigkeit sind, mögen sich hier anschließen. In erster Linie gilt es, sich des verhängnißvollen Wahnes zu entäußern, daß die sog. Wilden sich der wahren, völlig unbeschränkten Freiheit zu erfreuen hätten, da sie ja in dem eigentlichen Naturzustande lebten. „Es giebt keinen stärkeren Irrthum (entgegnet darauf mit vollem Recht Lubbock). Der Wilde ist nirgends frei. Ueberall auf der ganzen Erde sehen wir ihn im täglichen Leben durch eine Reihe von umständlichen und häufig höchst unbequemen, mit Gesetzeskraft ausgestatteten Sitten, eigenthümlichen Vorrechten und widersinnigen Verboten beeinflußt. Diese letzteren betreffen gewöhnlich die Frauen [1]), die Vorrechte dagegen die Männer; ja jede ihrer Lebensäußerungen wird durch zahllose Regeln beschränkt, die freilich ungeschrieben, aber darum nicht minder bindend sind. Die Sitte, sagt Schweinfurth, quält und peinigt das arme Menschengeschlecht in den fernen Wildnissen von Afrika ebenso sehr, wie in den großen Gefängnissen der Civilisation" [2]) (S. 374). Dem widerspricht es nicht, wenn manche Vorschriften des unmittelbaren praktischen Lebens, z. B. bei den Jägervölkern, sehr sinnreich und zweckentsprechend sind. Der gewöhnlichen Meinung, daß der Ackerbau erst das Eigenthum, den individuellen Besitz hervorgerufen habe, pflichtet unser Forscher nicht bei. „Es ist nicht anzunehmen, daß der Grundbesitz eine Bedingung und nothwendige Folge des Ackerbaues ist; im Gegentheil, er besteht sogar bei Jägervölkern. Doch pflegt auf dieser Stufe das betreffende Land nicht dem Einzelnen, sondern dem ganzen Stamme anzugehören. Die nordamerika-

[1]) Das gilt z. B. von den meisten polynesischen Tabugesetzen (vgl. Rienzi, Océanie, Paris 1863, 3 Bände, 2, 39; Mörenhout, Voyages, 2, 10 und 1, 531; Fornander, The Polynesian Race 1, 113).

[2]) Dahin gehört das weite Gebiet der Mode, vgl. z. B. R. Hartmann, Völker Afrika's S. 114 und dazu vergleiche man die Zusammenstellung der sonderbarsten und abenteuerlichsten Frisuren und Perrücken, welche Lubbock aus Williams (Fiji and the Fijians) giebt S. 57.

Digitized by Google

nischen Indianer hatten wenigstens durchschnittlich keinen privaten Grundbesitz. Es wird uns daher im ersten Augenblick befremden, daß bei den in vieler Beziehung weit tiefer stehenden Australiern jede männliche Person ein eigenes Stück Land hat, dessen Grenze sie genau anzugeben weiß. Dies Besitzthum wird den Söhnen vom Vater schon bei dessen Lebzeiten zugewiesen und erbt sich in fast regelrechter Weise fort. Der Mann darf sein Stück Land nach Belieben verschenken oder vertauschen, eine Frau erbt jedoch nie; auch hat der erstgeborene Sohn keinerlei Rechte und Vortheile vor seinen übrigen Brüdern. Ja noch mehr als das; auf einige Bezirke, die sich durch Reichthum an Gummi u. s. w. auszeichnen, haben zur Zeit der Ernte, aber nur dann, eine Anzahl Familien ein anerkanntes Recht. Sogar das Wasser der Flüsse wird von einigen australischen Stämmen mit Beschlag belegt. Das Betreten eines fremden Eigenthums in der Absicht des Jagens betrachten die Australier als ein Verbrechen, das womöglich mit dem Tode gebüßt werden muß. Diese Verschiedenheit der Verhältnisse beruht in dem Umstande, daß die Indianer fast ganz auf die Jagd angewiesen sind, während ein Australier sich von Beutelratten, Würmern, Insecten, Wurzeln u. s. w. nährt. Die Ersteren würden daher, falls ihr Land in viele Privatgüter zerfiele, trotz des vielleicht in nächster Nähe vorhandenen Wildes, dem Hungertode preisgegeben sein, wogegen der Letztere auf seinem eigenen Grund und Boden hinreichenden Unterhalt findet" (S. 382). Den Uebergang von Communal- zu individuellem Besitz stellt das System der Neuseeländer dar, nach welchem es drei Arten des Grundbesitzes gab, Stamm-, Familien- und Privatgüter. Auch ist es richtig, daß die russischen Mirs die Ländereien als Gemeindegut betrachten, aber trotzdem tritt mit dem freilich noch längere Zeit den Nomadismus nicht völlig überwindenden Ackerbau eine neue Aera der Bewirthschaftung ein. Während Anfangs noch sämmtliche Stammesgenossen den Boden gemeinsam bebauen (wobei die Dörfer, wie die früheren Zelte verlegt werden) — so bei einigen westafrikanischen und indischen Stämmen und in der ältesten germanischen Vorzeit — oder das Land periodisch den einzelnen Hausgenossenschaften zugewiesen wird — so bei manchen Indianern, oceanischen und ostasiatischen Völkern —, erfolgt dann die dauernde Vertheilung des Landes an bestimmte Besitzer, wobei noch außerdem ein gewisser gemeinsamer Besitz nebenher bestehen kann (vgl. Post, Grundriß I, 334 ff.).

Endlich bedarf die primitive Justiz, namentlich wie sie sich in der Blutrache zu erkennen giebt, noch einer kurzen Beleuchtung. Bei den niederen Rassen (bemerkt Lubbock) bekümmern sich die Häuptlinge nur dann um ein verübtes Verbrechen, wenn es ihre eigene Wohlfahrt oder die des ganzen Stammes zu beeinträchtigen droht. Die Gerechtigkeitspflege wird bei den Caraiben nicht vom Häuptling oder einer Behörde ausgeübt; daher verschafft sich der Beleidigte jedesmal selbst von seinem Gegner die Genugthuung, die ihm die Leidenschaft eingiebt oder zu der ihn seine Kraft

Digitized by Google

berechtigt. Die übrigen Stammesgenossen betheiligen sich in keiner Weise an der Bestrafung des Schuldigen, und wenn einer der Eingeborenen eine Beleidigung oder Beschädigung erduldet, ohne sich dafür zu rächen, so sinkt sein Ansehen in der allgemeinen Achtung und er wird verspottet als ein furchtsamer, feiger Mensch ... Wird ein nordamerikanischer Indianer erschlagen, so hat nur die Familie des Ermordeten das Recht, seinen Tod zu ahnden; die einzelnen Mitglieder versammeln sich und berathen sich und treffen dann ihre Bestimmungen. Die Häuptlinge der Stadt oder der Völkerschaft haben kein Wort bei der Gelegenheit zu sprechen. In der That müssen wir annehmen, daß der Zweck der gesetzlichen Verordnungen Anfangs nicht die Bestrafung des Uebelthäters, sondern vielmehr die Zügelung und Beschränkung der von der beschädigten Partei ausgeübten Rache betraf. Die Grenzen der gesetzlichen Rache sind häufig selbst bei solchen Völkern genau bestimmt, wo wir eine derartige Regelung am wenigsten erwarten. In West-Australien z. B. kann ein Uebelthäter sein Unrecht tilgen, indem er sich aus freien Stücken einer Speerstrafe unterwirft. Es ist dann allen beschädigten Personen gestattet, ihm an genau angegebenen Körpertheilen, z. B. der Hüfte, der Lende, dem Beine oder unter dem Arme eine Speerwunde beizubringen. Die mit der Lanze zu durchbohrende Stelle ist für jedes Verbrechen eine verschiedene, und häufig sieht man, wie der Eingeborene, welcher eine Beinwunde verdient zu haben glaubt, dem Gekränkten das betreffende Glied sofort zur Verwundung darbietet" (S. 392). Der Angriff auf Leib und Leben eines der Stammesgenossen bedroht, so viel ergiebt sich von selbst, die Solidarität der ganzen Geschlechtsgenossenschaft; insofern ist es sehr begreiflich, wenn gerade die Blutrache mit einem seltenen Ernst und einer Art religiösen Feierlichkeit geübt wird, so daß erst verhältnißmäßig spät Compositionen, die dann genau fixirt werden, eintreten. Auch darin hat unser Gewährsmann Recht, wenn er in der Blutrache nicht die Bestrafung des Uebelthäters erblickt, aber wenn er meint, daß eine solche Schädigung als eine rein persönliche Angelegenheit aufgefaßt wurde, um die sich die übrigen Stammesgenossen nicht kümmerten, so vermögen wir ihm hierin nicht beizustimmen. Vielmehr enthält die Blutrache so wenig eine individuelle Beziehung, daß es ganz gleichgültig ist, ob gerade der wirkliche Mörder wieder getödtet wird oder irgend einer seiner Stammesgenossen; die Blutrache ist lediglich ein Geschlechterkrieg, bei dem individuelles Verschulden, Fahrlässigkeit und Absicht gar keine Rolle spielen. Personen, schreibt Post, welche blutrechtlich mit einander verbunden sind, sind berechtigt und verpflichtet, für jeden Rechtsbruch, der gegen einen ihrer Blutsfreunde begangen wird, Blutrache zu üben. Anderseits ist jeder Genosse eines blutrechtlichen Verbandes blutsverantwortlich für jeden Rechtsbruch, der von einem seiner Genossen ausgeht. Anderseits ist die Blutrache beschränkt auf geschlechterrechtliche Verbände. Wer einem geschlechterrechtlichen Verbande nicht angehört, wird nicht gerächt. Daher ist nach

Digitized by Google

Geschlechterrecht die Tödtung eines Fremden, der keiner Familie angehört und nicht etwa durch Gastrecht geschützt ist, straflos (Grundriß I, 227).

7. E. Tylor.

Durch mustergültige Klarheit der methodischen Entwicklung, durch eine vorsichtige und objective Beurtheilung des Materials und endlich durch eine äußerst fruchtbare Perspective für die Anfänge des religiösen Bewußtseins zeichnen sich die Arbeiten des Landsmannes von Lubbock, E. Tylor's, aus (Urgeschichte der Menschheit, Leipzig 1870, Anfänge der Cultur, 2 Bände, Leipzig 1873, Einleitung in das Studium der Anthropologie, Braunschweig 1883). Für die Begründung der Culturwissenschaft, wie sie ihm vorschwebt, sind natürlich vor Allem große, durchgreifende Gesetze nothwendig, die den Gang der Ereignisse beherrschen und durch die wir die Fülle der Einzelheiten in organischem Zusammenhang zu gliedern vermögen. „Es verdient Beachtung (so beginnt er seine Auseinandersetzung), daß die Berichte von ähnlichen Culturerscheinungen, welche in verschiedenen Theilen der Erde wiederkehren, in der That nebenher einen Beweis für ihre Glaubwürdigkeit liefern. Vor einigen Jahren legte mir einmal ein bedeutender Geschichtschreiber eine Frage vor, welche diesen Punkt berührt, er sagte: Wie kann man eine Angabe über Sitten, Mythen, Glauben ꝛc. eines wilden Volkes als Beweismittel betrachten, wo sie auf dem Zeugniß irgend eines Reisenden oder Missionars beruht, welcher möglicher Weise ein oberflächlicher Beobachter, der Sprache des Landes mehr oder minder unkundig ist, oder leichtsinnig ungesichtete Erzählungen nachspricht, von Vorurtheilen beeinflußt ist oder vielleicht gar absichtlich betrügt? Diese Frage sollte in der That jeder Ethnograph beständig klar vor Augen haben. Natürlich ist er verpflichtet, seinem besten Urtheil über die Glaubwürdigkeit aller Autoren, welche er anführt, zu folgen nnd womöglich mehrere Berichte zu erhalten, welche jeden Punkt an jeder Oertlichkeit bezeugen. Aber über diesen Vorsichtsmaaßregeln steht der Beweis, daß die Erscheinungen sich wiederholt finden. Wenn zwei unabhängige Besucher verschiedener Länder, z. B. im Mittelalter ein Mohamedaner in der Tartarei und ein moderner Engländer in Dahome oder ein jesuitischer Missionar in Brasilien und ein Wesleyaner auf den Fidschi-Inseln, in der Beschreibung irgend einer Kunst oder eines Religionsgebrauches oder einer Mythe in dem Volke, welches sie besucht haben, übereinstimmen, so wird es schwierig, wenn nicht unmöglich, solche Uebereinstimmungen dem Zufalle oder einem absichtlichen Betruge zuzuschreiben. Gegen eine Erzählung eines Buschkleppers in Australien kann man vielleicht einwenden, daß sie auf Irrthum oder Erfindung beruhe, aber sollte ein Methodisten-Geistlicher in Guinea sich mit ihm verschwören, das Publikum dadurch zu täuschen, daß er dort dieselbe Geschichte erzählt? Die Möglichkeit einer absichtlichen oder unabsichtlichen Mystification wird oft durch solchen Stand der Dinge gewonnen, wo eine ähnliche Behauptung in zwei ge-

Digitized by Google

trennten Gegenden von zwei Zeugen aufgestellt ist, von denen A ein Jahrhundert vor B lebte und B aller Wahrscheinlichkeit nach Nichts von A gehört hat. Wie weit die Länder aus einander liegen, aus wie verschiedenen Zeiten die Berichte stammen, wie verschieden der Glaube und die Charaktere der Beobachter im Catalog der Civilisationserscheinungen sind, bedarf keines weiteren Nachweises für Jeden, der nur einen Blick auf die Noten in diesem Werk wirft (es handelt sich um „die Anfänge der Cultur"). Und je seltsamer die Angaben sind, um so weniger wahrscheinlich wird es, daß mehrere Leute sie an mehreren Orten falsch gemacht haben sollten. Wenn dies richtig ist, so ist man berechtigt anzunehmen, daß die Angaben in der Hauptsache wahr sind, und daß ihr genaues und regelmäßiges Zusammentreffen daher rührt, daß man ähnliche Thatsachen aus verschiedenen Culturgebieten gesammelt hat. Die wichtigsten Thatsachen der Ethnographie sind in dieser Weise bestätigt. Erfahrung läßt den Forscher bald erwarten und finden, daß die Culturerscheinungen als Ergebnisse weit verbreiteter, ähnlicher Ursachen in der Welt wieder und wieder vorkommen. Ja, er mißtraut sogar vereinzelt dastehenden Angaben, zu denen er anderwärts keine Parallelen weiß, und wartet, bis ihre Echtheit durch entsprechende Berichte von der anderen Seite der Erde oder vom anderen Ende der Geschichte nachgewiesen ist. So stark ist in der That dies Mittel, die Glaubwürdigkeit einer Behauptung festzustellen, daß der Ethnograph in seiner Bibliothek bisweilen zu entscheiden wagt, nicht nur ob ein einzelner Forscher ein betrügerischer oder ein ehrlicher Beobachter ist, sondern auch ob das, was er berichtet, mit den allgemeinen Regeln der Civilisation vereinbar ist. Non quis, sed quid" (Anfänge der Cultur I, 9). Die sociale Gestalt der Menschheit bedingt letzten Endes diese universelle Vergleichung ähnlicher und gleichartiger Fälle unter gewissen durchgehenden Gesichtspunkten. „Dieser Stand der Dinge macht es möglich, ungeheure Massen von Einzelheiten durch einige wenige typische Thatsachen darzustellen, während, wenn diese einmal feststehen, neue Fälle, welche von neuen Beobachtern aufgezeichnet werden, einfach an ihre Stelle rücken und die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Classification erweisen. Die Regelmäßigkeit in der Zusammensetzung der menschlichen Gesellschaft ist so groß, daß wir individuelle Abweichungen unberücksichtigt lassen und so allgemeine Schlüsse über die Künste und Anschauungen ganzer Nationen ziehen können, gerade wie wir, wenn wir von einem Hügel herabblicken, den einzelnen Soldaten vergessen, den wir in der That kaum in der Masse unterscheiden können, während wir jedes Regiment als einen organisirten Körper sehen, welcher sich ausbreitet und zusammenzieht, sich vorwärts und rückwärts bewegt."

Von den verschiedenen Documenten, die für das Studium der Entwicklungsgeschichte der Menschheit in Betracht kommen, ist es besonders die Gruppe der Ueberlebsel, welche durch Tylor in den Brennpunkt der ethnologischen Forschung gerückt und für die psychologische Erklärung und

Digitized by Google

Deutung vieler sonst unverständlicher Bräuche und Anschauungen von hervorragendem Werth geworden sind. „Dies sind (so lautet die Definition) allerhand Vorgänge, Sitten, Anschauungen u. s. w., welche durch Gewohnheit in einen neuen Zustand der Gesellschaft hinübergetragen sind, der von demjenigen, in welchem sie ursprünglich ihre Heimath hatten, verschieden ist; und so bleiben sie als Beweise und Beispiele eines älteren Culturzustandes, aus dem sich ein neuerer entwickelt hat. So kenne ich eine alte Frau in Somersetshire, deren Handwebestuhl noch aus der Zeit vor der Einführung des fliegenden Schiffchens stammt und welche niemals dieses neue Werkzeug zu gebrauchen gelernt hat, und ich habe sie in alter classischer Weise ihr Schiffchen von Hand in Hand werfen sehen; diese alte Frau ist noch nicht ein Jahrhundert hinter ihrer Zeit zurückgeblieben, aber sie ist ein Ueberlebsel. Solche Beispiele führen uns oft zu Sitten, welche vor hundert und selbst tausend Jahren galten. Das Gottesurtheil auf Schlüssel und Bibel, welches noch heute in Gebrauch ist, ist ein Ueberlebsel; das Johannisfeuer ist ein Ueberlebsel; das Allerseelen-Abendmahl der bretonischen Bauern für die Seelen der Verstorbenen ist ein Ueberlebsel. Die einfache Erhaltung alter Gebräuche ist nur ein Theil des Ueberganges aus alten zu neuen und veränderten Zeiten. Oft sehen wir die ernsten Beschäftigungen der alten Gesellschaft zum Spiele späterer Generationen herabsinken und ihren alten Glauben in Ammenmärchen sein Leben fristen, während Gebräuche, welche sich aus dem Leben der alten Welt erhalten haben, sich den Formen der neuen Welt angepaßt haben und nun auf Gutes und Böses mächtigen Einfluß üben. Bisweilen brechen alte Gedanken und Gewohnheiten von Neuem hervor zum Erstaunen einer Welt, welche sie für längst gestorben oder sterbend hielt; hier tritt an die Stelle des Ueberlebens Wiederaufleben, wie es noch kürzlich in so merkwürdiger Weise in der Geschichte des modernen Spiritualismus vorgekommen ist, ein Vorfall, welcher vom Standpunkt des Ethnographen höchst lehrreich ist. Das Studium der Gesetze des Ueberlebens hat in der That keine geringe praktische Bedeutung, denn das Meiste von dem, was wir als Aberglauben zu bezeichnen pflegen, gehört in dies Gebiet und liegt so den Angriffen seines tödtlichsten Feindes, einer vernunftmäßigen Erklärung offen ... So sehr die Culturwissenschaft noch in den Anfängen liegt, so werden doch die Anzeichen schon sehr stark, daß selbst diejenigen Erscheinungen, welche uns die allerwillkürlichsten und grundlosesten dünken, sich trotzdem ebenso bestimmt wie die Thatsachen der Mechanik in die Kette bestimmter Ursache und Wirkung werden einreihen lassen. Was wäre wohl nach der gewöhnlichen Vorstellung unbestimmter und ungesetzmäßiger als die Erzeugnisse der Einbildungskraft in Mythen und Fabeln? Und doch wird jede auf Grundlage umfassender Zeugnisse angestellte systematische Prüfung der Mythologie in solchen Anstrengungen der Phantasie zugleich eine Entwicklung von Stufe zu Stufe erkennen lassen und zeigen, wie aus der Gleichförmigkeit der Ursache Gleichförmig-

Digitized by Google

keit der Wirkung entstanden ist. Hier wie überall sonst sehen wir die ursachlose Spontaneität sich immer weiter und weiter in das finstere Gebiet der Unwissenheit flüchten; und ebenso den Zufall, der noch beim niedrigen Volke als wirkliche Ursache sonst unerklärlicher Ereignisse gilt, während der gebildete Mensch schon lange mit Bewußtsein aufgehört hat, irgend etwas Anderes als eben diese Unwissenheit damit zu bezeichnen. Nur wenn Menschen die Verbindungslinie von Ereignissen nicht sehen können, sind sie geneigt, auf derartige Begriffe wie willkürliche Triebe, ursachlose Grillen, Zufall und Unsinn und unbestimmte Unerklärlichkeit zu verfallen" (S. 16).

Auf Grund des umfassenden, kritisch gesichteten Materials, wie es der heutigen Ethnologie zu Gebote steht, wird es möglich sein, eine Entwicklungsgeschichte der Cultur, d. h. des menschlichen Bewußtseins aus den primitiven, in gewissem Sinne freilich hypothetischen Anfängen zu schreiben. Dieser Proceß gewährt nach Tylor das Bild einer durch gelegentliche Rückfälle unterbrochenen, aber im Allgemeinen stetig fortschreitenden Erhebung aus der Nacht der Barbarei in die Höhe der Civilisation bei einer trotz aller topographischen Variirungen doch überraschenden Gleichförmigkeit. Welche ungeahnte Perspektive sich dem Blick eröffnet, selbst in Augenblicken, wo wir voreilig mit einem Ignorabimus abschließen, das zeigt unser Gewährsmann ganz anschaulich an dem Beispiel Comte's, welcher es seiner Zeit bekanntlich für unmöglich hielt, jemals irgend welche sichere Aufschlüsse über den Bau und die Zusammensetzung der Planeten zu erhalten. „Hätte der Forscher die Anwendung der Spectralanalyse auf eben dies Problem erlebt, so hätte er vielleicht seine Verkündigung dieser entmuthigenden Lehre von einer nothwendigen Unwissenheit zu Gunsten einer hoffnungsvolleren Ansicht widerrufen. Und es scheint mit der Naturwissenschaft des menschlichen Lebens ähnlich zu gehen, wie mit dem Studium der Natur der Himmelskörper. Die Vorgänge, welche wir auf den frühesten Stufen unserer geistigen Entwicklung kennen lernen sollen, liegen zeitlich ebenso von uns entfernt, wie die Sterne räumlich, aber die Gesetze des Alls sind nicht mit den direkten Beobachtungen unserer Sinne begrenzt. Das Material für unsere Forschung ist ungeheuer; viele Arbeiter sind beschäftigt, diesem Material Gestalt zu geben, obwohl im Vergleich mit dem, was noch zu thun bleibt, wenig gethan sein mag; und schon scheint es nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß die schwankenden Umrisse einer Philosophie der Urgeschichte vor unseren Augen aufzudämmern beginnen" (S. 24).

Ein ganz besonderes Verdienst hat sich der englische Gelehrte durch seine umfangreichen Untersuchungen über die ersten Regungen des religiösen Gefühls bei den Stämmen niederer Gesittung erworben, ein Gegenstand, den er unter dem Namen Animismus zusammenfaßt. Von hervorragendem Interesse ist es für die psychogenetische Auffassung dieser naiven Weltanschauung, sich die eigentlich treibenden Gründe und Factoren dieses Vorganges zu vergegenwärtigen, die schließlich zu der Schöpfung des Seelen-

Digitized by Google

begriffes geführt haben [1]). „Wie die Vorstellung der Seele, welche wir bei uncultivirten Rassen antreffen und welche die Grundlage ihrer Religion bildet, entstanden ist, erkennen wir leicht, wenn wir uns an ihre Stelle versetzen. Unkundig der allerersten Anfänge des wissenschaftlichen Denkens suchen sie sich aus ihren sinnlichen Wahrnehmungen eine Vorstellung von dem Wesen des Lebens zu machen. Was ist das Leben, das zu gewissen Zeiten, aber keineswegs immer in uns ist? Dies ist die große Frage, welche sich ihnen aufdrängt und die auch wir mit all unserem Wissen nicht erschöpfend zu beantworten vermögen. Ein Mensch, der vor wenigen Minuten bei voller Thätigkeit aller seiner Sinne sich bewegte und redete, fällt in den bewegungs- und bewußtlosen Zustand eines tiefen Schlafes, um nach einiger Zeit wieder mit erneuten Lebenskräften aus demselben zu erwachen. In anderen Fällen hört das Leben noch vollständiger auf, wenn z. B. Einer in Ohnmacht oder Scheintod fällt, wobei der Schlag des Herzens und die Athembewegung unmerkbar wird, der Körper bleich und unempfindlich daliegt und nicht erweckt werden kann. Dieser Zustand kann Minuten und Stunden, selbst Tage anhalten, bevor der Ohnmächtige oder Scheintodte wieder erwacht. Barbaren werden diesen Zustand in der Weise erklären, daß sie sagen, die betreffende Person sei eine Zeitlang wirklich todt gewesen, aber die Seele sei wieder in den Körper zurückgekommen. Sie sind nicht im Stande, einen wirklichen Todten von einem Scheintodten zu unterscheiden. Sie versuchen einen Todten emporzurichten, sprechen zu ihm und suchen ihm selbst Nahrung einzuflößen; erst wenn der Leichnam in Verwesung übergeht und aus der Nähe der Lebenden entfernt werden muß, sind sie überzeugt, daß das Leben für immer entschwunden ist. Wie sollte sich da die Frage nicht aufdrängen: Was ist die Seele oder das Leben, welches so im Schlafe, in der Ohnmacht und im Tode kommt und geht? Derjenige, welcher die Erscheinungen nur oberflächlich betrachtet, findet in dem Zeugniß seiner eigenen Sinne eine Antwort auf diese Frage. Wenn der Schlafende aus dem Traume erwacht, so glaubt er, er sei wirklich an einem anderen Ort gewesen oder es seien Andere zu ihm gekommen [2]). Da aber die Erfahrung lehrt, daß der Körper nicht diese Wanderungen während des Schlafes ausführt, so erklärt sich die Sache am einfachsten durch die Annahme, daß jedes Menschen Ich oder Seele sein Trugbild oder Ebenbild sei, welches während des Schlafes den Körper verlassen und in Träumen sehen oder gesehen werden kann. Selbst wachende Menschen sehen zuweilen am hellen Tage in sogenannten Visionen oder Hallucinationen

[1]) Vgl. den schon früher einmal citirten Aufsatz des Verfassers zur Orientirung in der Vierteljahrsschr. f. wissenschaftl. Philosophie III, 302 ff.: Die Theorie der Seele auf ethnolog. Basis, und Bastian, Vorstellungen von der Seele (Virchow'sche Sammlung von Vorträgen, N. F. 10. Serie, Heft 226).

[2]) Derselben Anschauung begegnete v. d. Steinen (Naturvölker S. 511) bei den Bororo.

Digitized by Google

diese menschlichen Phantome. Die Seele stirbt nicht mit dem Körper, sondern lebt weiter, nachdem sie denselben verlassen hat; denn wenn auch ein Mensch gestorben und begraben ist, so fährt doch sein Scheinbild fort, den Hinterbliebenen in Träumen und Visionen zu erscheinen. Auch aus anderen Erscheinungen gewinnt der Wilde die Ueberzeugung, daß die Menschen solche immaterielle Scheinbilder besitzen. Er sah die Spiegelbilder derselben in ruhigem Wasser oder die Schatten derselben, welche den Menschen begleiten, an einer Stelle verbleichen, um sofort an einer anderen Stelle wieder zum Vorschein zu kommen, oder zuweilen sah er für einen Augenblick den lebenden Athem derselben als eine schwache Wolke, die zwar für das Auge alsbald wieder verschwand, von deren Gegenwart man sich aber durch das Gefühl überzeugen konnte. Dies ist in wenigen Worten die Seelentheorie der Wilden und Barbaren, in welcher das Leben, der Geist, der Athem, der Schatten, die Spiegelung, Träume und Visionen in einen gewissen Zusammenhang gebracht werden, um das Eine durch das Andere in einer das Denkvermögen der Wilden befriedigenden Weise zu erklären. Nach der Meinung der Zulu verläßt der Schatten eines Menschen beim Tode den Körper desselben und wird ein Ahnengeist. Der Wittwe erscheint im Schlafe der Geist ihres verstorbenen Gatten und droht ihr, sie tödten zu wollen, weil sie nicht für seine Kinder besorgt ist, dem Sohne erscheint im Traume der Geist seines Vaters, und beide Seelen gehen zusammen zu einem weit entfernten Kraal ihres Stammes. Die Malayen wecken einen Schlafenden nicht gern [1]), weil sie befürchten, demselben zu schaden für den Fall, daß seine Seele den Körper verlassen hat. Die Odschibwa erzählen, einst sei einer ihrer Häuptlinge gestorben, aber in der dritten Nacht, während sie den Körper bewachten, sei sein Schatten zurückgekehrt und der zum Leben Zurückgekehrte habe erzählt, wie er dem Todtenfluß zugewandert, dort aber angehalten und zu seinem Volk zurückgesandt worden sei. Als die Eingeborenen von Nicaragua von den Spaniern nach ihrer Religion gefragt wurden, erklärten sie, wenn ein Mensch sterbe, entweiche etwas Unsterbliches, was einer Person gleiche, aus ihrem Munde, während der Körper hier bleibe. Es sei nicht das Herz, welches nach oben steige, sondern der Athem, welcher aus dem Munde kommt und Leben genannt wird. Bei manchen Völkern werden der Athem, der Traumgeist und andere Erscheinungen als besondere Seelen betrachtet [2]). So glauben

---

[1]) Genau dasselbe berichtet v. d. Steinen auch von den Bororo, was ihm und seinem Bruder aber für die aufzunehmenden Portraits insofern zu Statten kam, als die Schlafenden nicht in ihrer Ruhe gestört werden durften (vgl. S. 510).

[2]) So unterscheiden die Hawaiier eine umherwandernde, spukende Seele, Uhane ola, von der eigentlichen Todtenseele, Uhane make, die für Lebzeiten an den Körper gebunden ist, wobei aber, wie natürlich, die Thätigkeit des Priesters und Zauberers eine sehr verhängnißvolle ist. Dazu kommen dann noch weitere animistische Vorstellungen über die Absorption der Seele durch die Gottheit oder, wie es drastisch lautet, das Ge-

Digitized by Google

z. B. die Grönländer, der Mensch besitze zwei Seelen, seinen Schatten und den Athem, und die Fidschi-Insulaner sagen, der dunkle Geist oder der Schatten steige in die Unterwelt hinab, der helle Geist dagegen oder das Spiegelbild im Wasser bleibe da, wo der Mensch stirbt. Solche Vorstellungen von der Seele erhielten sich fast unverändert bis in die Zeit des classischen Alterthums. So lesen wir in der Iliade, wie der todte Patroklus zu dem schlafenden Achilles kommt, der vergebens versucht, die wie ein Rauch entschwindende Seele zu ergreifen, oder wie der Seher Hermotimus seinen Körper zu verlassen pflegte, bis er einst zu einem körperlosen Geist wurde, weil sein Weib den Körper während der Abwesenheit des Geistes auf dem Scheiterhaufen verbrannt hatte. Diese Vorstellung von der Seele wurde von den griechischen Philosophen aufgenommen und in eine mehr metaphysische Form gebracht. Leben und Geist wurden durch die Annahme zweier Seelen, der animalischen und der vernünftigen getrennt, und die Vorstellung der Seele als einer feinen ätherischen Substanz führte zu dem Begriff der Immaterialität der Seele. Wer sich über die Discussion dieser transscendentalen Probleme näher unterrichten will, muß auf die Handbücher der Geschichte der Philosophie verwiesen werden. Wie sehr diese Seelentheorie den auf niederer Bildungsstufe stehenden Geist befriedigt, geht daraus hervor, daß dieselbe bis auf den heutigen Tag bei der Mehrheit des Menschengeschlechts verbreitet ist. Selbst in den Sprachen der civilisirtesten Völker finden wir noch die Spuren dieser Seelentheorie, wie in dem Worte Ekstase, in den Worten außer sich sein, zu sich kommen. Ebenso erkennen wir in dem Worte Geist (engl. ghost, d. h. Athem, Hauch), in den Worten spirit und shade (Schatten, abgeschiedene Seele) Ueberbleibsel der älteren Lebenstheorie" (Anthropol. S. 412).

Ist nun die Seele der eigentliche Factor des Lebens, so ergibt sich ganz consequent, daß alle zeitweiligen oder gar dauernden Störungen dieses Gleichgewichts auf eine Schädigung dieser centralen Kraft zurückgeführt werden, also namentlich alle Krankheits- und Todesfälle. Alle Leiden des Organismus, besonders wenn sie mit einer, sei es auch nur vorübergehenden Trübung des Bewußtseins verbunden sind, pflegen die Wilden von einer Abwesenheit der Seele abzuleiten, wo es dann die Aufgabe des klugen Zauberers ist, sie durch allerlei Zauberkünste nach ihrem alten Wohnsitz zurückzubringen. Oder umgekehrt kommt es vor, daß eine fremde, mächtigere Seele in den Körper einfährt und ihn mit Beschlag belegt; die ganze Pathologie der Epileptischen (übrigens sprechen wir ja noch sehr bezeichnend von Besessenen) beruht auf diesem animistischen Grundgedanken einer Beschlagnahme durch einen feindseligen Dämon. Während manche

---

freffenwerden (vgl. Bastian, Zur Kenntniß Hawaiis S. 20, 46 und Oceanien S. 266, und endlich meine Schrift: Ueber Mythologie und Cultus von Hawaii, Braunschweig 1895, S. 44 ff.).

Digitized by Google

Völkerschaften einen außergewöhnlichen Ausgang aus dem Hause für den Leichenzug wählen, umgeben andere (so z. B. die Dayaks) das Grab mit spitzen Dornenhecken oder sie lassen nach bestimmten Vorschriften durch die Priester die Hütte reinigen (so in Rom die Everriatores) oder es wird endlich ein möglichst hoher Tumulus aufgeschichtet, um ein Entweichen der Seele zu verhindern. Wo diese Vorrichtungen noch nicht ausreichen, die Gemüther zu beruhigen, werden — natürlich unter religiösem Nimbus — große Festtage eingesetzt, an denen die Seelen zu Gast geladen und auf das Feierlichste bewirthet werden, um dann unter großem Gepränge wieder zur alten Ruhestatt geleitet zu werden. Besonders rein hat sich dieser Cultus gegenwärtig bei dem fröhlichen Volke der Japaner erhalten, das in fortwährendem Verkehr mit den Seelen der Verstorbenen bleibt [1]). Genau dieselbe Sitte finden wir in der katholischen Kirche. „Im Allerseelenfest, der modernen Form des alten Todtenfestes, hat sich der ursprüngliche Charakter desselben erhalten. Selbst auf dem Père Lachaise kann man an diesem Tage sehen, wie Kuchen und Süßigkeiten auf den Gräbern niedergelegt werden, und in der Bretagne vergessen es die Bauern nicht, für die Seelen der verstorbenen Familienangehörigen das Feuer im Ofen zu erhalten und die Ueberbleibsel des Abendessens auf dem Tische stehen zu lassen. Dieser Glaube an die göttliche Natur der Todten und die sich aus ihm ergebende Ahnenverehrung ist seit den ältesten Zeiten bei der größeren Hälfte der Menschheit verbreitet gewesen. Diese Verehrung entspringt aber nicht allein aus Familienanhänglichkeit, sondern beruht auch zum Theil in dem Glauben, daß die Geister der Abgeschiedenen in Folge ihrer göttlichen Natur sehr einflußreiche Wesen sind. Wenn ein nordamerikanischer Indianer, welcher zu den Geistern seiner Vorfahren betet, damit sie ihm gutes Wetter und Glück für die Jagd verleihen, zufällig in das Feuer fällt, so glaubt er, daß ihn die Geister in dasselbe hineingestoßen haben, um ihn für die Unterlassung eines ihnen gebührenden Opfers zu strafen. In Guinea bringen die Neger den Bildern ihrer verstorbenen Angehörigen regelmäßig Speise und Trank und flehen dieselben um Hülfe in der Noth an. Aus solchen Gebräuchen erkennen wir die wirkliche Bedeutung der Ahnenverehrung, die für einen Chinesen [2]) oder Hindu die wichtigste Obliegenheit des Lebens ist, sie machen es uns verständlich, wie bei den Römern die Verehrung der verstorbenen Vorfahren oder Laren gerade das Band bildete, welches die Familie zusammenhielt. Der modernen Zeit ist das Verständniß für diese Ahnenverehrung ziemlich abhanden gekommen, und man stellt sich die Apotheose eines römischen Kaisers oft nur

[1]) Vgl. die Schilderung bei Lippert, Seelencult S. 23.

[2]) Hier bildet die Ahnenverehrung ein integrirendes Moment der Religion und Ethik zugleich, ja der nüchterne Rationalismus von Confucius erhält hierdurch einen gewissen höheren Schwung (vgl. Lamairesse, L'empire Chinois, Paris 1893, S. 181, wo der kaiserliche Tempel der Ahnen genauer beschrieben ist).

Digitized by Google

als einen Act wahnsinnigen Hochmuthes vor, obwohl demselben eine für jeden Barbaren durchaus verständliche Vorstellung zu Grunde liegt, nämlich die, daß ein großer Herrscher nach dem Tode sich in eine ebenso große Gottheit verwandelt" (Anthropol. S. 424).

Ist der Gedanke einer absoluten Vernichtung, wie wir schon früher sahen, dem Verständniß eines Naturmenschen unzugänglich, so erscheint es auch erklärlich, daß die Fortsetzung dieses Daseins in einer anderen Existenzform dem irdischen Leben mehr oder minder entsprechen muß, und so wird eine Reihe von Thatsachen begreiflich, die auf den ersten Blick nur unseren sittlichen Abscheu zu erregen im Stande ist. Deshalb die bei allen kriegerischen Stämmen hervortretende Neigung, den Tod auf dem Felde der Ehre zu suchen, wie wir uns jetzt ausdrücken würden, die ausgesprochene Verachtung des natürlichen Endes, daher auch die durch keine sittliche Bedenken gehemmte Consequenz, dem allmähligen Zerfall des Organismus mit gewaltsamer Hand zuvorzukommen, wie es noch v. d. Steinen miterleben sollte (vgl. Naturvölker S. 511). Der ganze Prunk eines offiziellen Cultus entfaltete sich aber bei der Leichenfeier eines mächtigen Häuptlings, der eben schon zu einer Stammesgottheit aufstieg. Daher die eminente Wichtigkeit der Todtenopfer, die wir über die ganze Welt verbreitet finden: „In Peru, wo sich bei dem Tode eines Herrschers die Weiber desselben erhängten, um ihm im Jenseits dienstbar zu sein und wo zahlreiche Diener vor ihm begraben wurden, damit er von den Seelen derselben begleitet werde, erzählte man sich, längst Verstorbene nebst ihren geopferten Weibern und geschmückt mit den in das Grab gelegten Gegenständen gesehen zu haben [1]). Noch vor wenigen Jahren wurde in Madagascar erzählt, der Geist des Königs Radama sei gesehen worden, mit der Uniform bekleidet, welche man mit ihm begraben hatte und auf einem der Pferde reitend, die am Grabe getödtet worden waren. Diese modernen Beispiele setzen uns in den Stand, uns eine Vorstellung von den alten Bestattungsgebräuchen zu machen, deren Spuren wir in alten Begräbnißstätten mit ihren Skeletten, Bronzewaffen und goldenen Armringen erkennen. In der classischen Literatur besitzen wir zahlreiche Zeugnisse dafür, daß die modernen barbarischen Gebräuche mit denen der vorhistorischen Zeit vollkommen übereinstimmen, wie die Verbrennung von trojanischen Gefangenen, von Pferden und Hunden auf dem Scheiterhaufen, auf welchem die Leiche des Patroklus verbrannt wurde, Herodot's Schilderung von den scythischen Bestattungsgebräuchen und die Erzählung, wie Melissa's Geist zurückkam, weil man es verabsäumt hatte, Kleider für sie bei ihrer Bestattung zu verbrennen. In manchen Gegenden von Indien wird noch heute die Wittwe auf dem Scheiterhaufen

[1]) Vgl. das treffliche Werk von Nadaillac, Die ersten Menschen und die prähistorischen Zeiten mit besonderer Berücksichtigung der Urbewohner Amerika's, Stuttgart 1884, S. 301 ff.

Digitized by Google

des verstorbenen Gatten verbrannt. Während in Europa in alter Zeit die Pferde an den Grabhügeln von Königen und Edelleuten getödtet wurden, wurden dieselben im Mittelalter nur in der Leichenprocession mitgeführt und dann der Kirche geschenkt" (Anthropol. S. 417).

Es ist hier nicht der Ort, den übrigen Entfaltungen des religiösen Bewußtseins zu folgen, das, ursprünglich an die einfache Manenverehrung anknüpfend, im weiteren Verlauf daraus ein vollständiges System transscendenter Mächte schuf, die bunte Welt des Polytheismus, die gelegentlich wohl mit monotheistischen Empfindungen durchsetzt ist, regelmäßig aber einen dualistischen [1]) Gegensatz von Gut und Böse hervortreten läßt. Dagegen bedarf die besondere Form des Unsterblichkeitsglaubens, wie sie sich in einer doppelten Beziehung auch in den modernen Weltreligionen entwickelt hat, noch einer genaueren Darlegung. Der Glaube an ein zukünftiges Leben (so zerlegt Tylor seine Aufgabe) zerfällt in zwei eng verbundene Lehren, die sogar vielfach in einander übergreifen; beide über die ganze Erde verbreitet, beide bis auf die Zeiten einer längst verschollenen Vorzeit zurückgehend, beide in den untersten Schichten menschlichen Daseins wurzelnd, die unserer Beobachtung offen liegen, haben diese Lehren in der modernen Welt erstaunliche Wandelungen erfahren. Die eine derselben, die Lehre von der Seelenwanderung, hat sich allerdings, von den niedrigsten Stufen ausgehend, über die ungeheuren religiösen Gemeinschaften [2]) Asiens verbreitet, die, großartig in ihrer Geschichte, noch gegenwärtig an Zahl überwiegend, doch zum Stillstand gelangt sind und in ihrer Entwicklung nicht weiter fortzuschreiten scheinen. Weit verschieden davon hat sich die Geschichte der anderen Lehre ausgebildet, der Lehre von der unabhängigen Fortdauer der persönlichen Seele in einem zukünftigen Leben nach dem Tode des Leibes. Vielfach sich umgestaltend im Laufe der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts hat dieser Glaube mannigfaltige Veränderungen und Erneuerungen bei den verschiedenen Völkerschaften durchzumachen gehabt und kann von seinen ersten rohen Anfängen bei den wilden Rassen bis zu seiner Aufnahme unter die Grundlehren des Christenthums verfolgt werden. Hier bildet der Glaube an ein zukünftiges Leben zugleich einen Antrieb zum Guten, eine tröstende Hoffnung in der Todesstunde wie in den Leiden des Lebens, eine Antwort auf die verworrene Frage der Ver-

---

[1]) Vgl. dazu das bekannte gründliche Buch von Roskoff: Geschichte des Teufels I, 117 ff.

[2]) Vgl. außer den bekannten Werken von Köppen, Oldenberg und Hardy (Der Buddhismus nach den älteren Pâliwerken, Münster 1890) noch Bigandet, The Life on Legend of Gaudama, Rangoon 1866, besonders über den controversen Begriff des Nirvana S. 435 ff.; dazu auch Hartmann, Philosophische Fragen, Leipzig 1885, S. 171 ff. Endlich von Bastian noch die Schriften: Der Buddhismus in seiner Psychologie, Berlin 1882, und Religionsphilosophische Probleme auf dem Forschungsfelde buddhistischer Psychologie und der vergleichenden Mythologie, Berlin 1884.

Digitized by Google

theilung von Glück und Elend in diesem irdischen Dasein durch die Erwartung der Verbesserung und Vergeltung in einer anderen Welt . . . Meist sind es die Seelen von Vorfahren oder Verwandten, die nach dem gemeinen Glauben auf Kinder übergehen, und diese Art von Uebertragung erscheint vom wilden Standpunkt aus betrachtet als eine überaus philosophische Lehre, da sie von der allgemeinen Aehnlichkeit zwischen Eltern und Kindern und sogar von den noch merkwürdigeren Erscheinungen des Atavismus so vortreffliche Rechenschaft gibt. Bei den Koloschen in Nordwestamerika erblickt die Mutter im Traum den verstorbenen Verwandten, dessen Seele auf das Kind übergegangen ist und dasselbe ihm ähnlich macht; und auf der Vancouver-Insel wurde im Jahre 1860 ein junger Mensch von den Indianern angestaunt, weil er ein Mal wie die Narbe einer Schußwunde an der Hüfte hatte; man glaubte nämlich, daß ein Häuptling, der vor etwa vier Menschenaltern verstorben war und auch ein solches Mal besessen hatte, wieder zurückgekehrt sei" (Anfänge der Cultur II, 2). Die erst erwähnte Form dieser Vorstellung, die Metempsychose, gestaltete sich unter den Händen einer ehrgeizigen Hierarchie bei den Hindus besonders drückend; bei dem ungemein regen philosophischen Interesse und der ebenso geschäftigen Phantasie der Inder erwuchs aus diesen Elementen im Laufe der Zeit ein geschlossenes theologisches System, welches das Dasein in immer wechselnden Gestalten als ein unendliches Spiel sich stetig erneuernder Wiedergeburten betrachtete, als eine furchtbare Läuterungsanstalt, deren Obhut natürlich den herrschsüchtigen Priestern zukam. War es doch gerade diese entsetzliche Bedrängung der Gemüther, welche dem Buddhismus Millionen Bekenner in die Arme trieb, als er es wagte, diesen lähmenden Bann zu sprengen und in dem Nirvana, dem durch die Ekstase erreichbaren Ideal sittlicher Reinheit und vollkommener Erkenntniß, ein Asyl endlicher Erlösung aus dem furchtbaren Kreislauf des Werdens aufzustellen. Die christliche Anschauung dagegen von einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode, einer körperlichen Auferstehung, wie sie besonders scharf in der pauliniſchen Lehre entwickelt ist, und endlich einer adäquaten Vergeltung guter und böser Thaten in einem zukünftigen Leben findet sich in dieser Prägnanz natürlich nicht bei den niederen Rassen, obwohl überall elementare Grundvorstellungen (entsprechende Fortsetzung des diesseitigen Lebens, Paradies und Hölle u. s. w.) erkennbar sind. Gegenüber dem früheren Mangel klarer sittlicher Anforderungen an das individuelle Verhalten tritt dann im Laufe der Entwicklung immer stärker ein bestimmender ethischer Factor hervor, der freilich wiederum nicht selten von dem Clerus entwerthet wird.

Für das inductive Studium aber und das wirkliche Verständniß der Religion und ihrer Entwicklung auf allen verschiedenen Stufen ihrer Entfaltung, einschließlich der mannigfaltigen mythologischen Schöpfungen, die schlechterdings nicht davon zu trennen sind, sind die Forschungen Tylor's geradezu epochemachend; nur im Lichte des ethnologisch begründeten Ani-

Digitized by Google

mismus läßt sich z. B. der Seelenbegriff erfassen und verstehen. In diesem Brennpunkt entstehen alle Gedanken, welche in ihrer weiteren speculativen Behandlung die verschiedenen Religionssysteme beschäftigen, so daß sie als fertige und abgeschlossene Resultate uns häufig wunderbar erscheinen: Nur dadurch, daß wir uns gewöhnen, derartige Projectionen der mythologischen Phantasie nach ihrer naturgesetzlichen, organischen Bildung zu erfassen, als Wachsthumprodukte in ihrer nothwendigen psychologischen Entstehung, wie Bastian sagen würde, werden wir zum wahren Verständniß religiöser und philosophischer Ideen gelangen. So zu gleicher Zeit auf die Beförderung des Fortschritts und auf die Beseitigung der Hemmnisse gerichtet, ist, wie Tylor bemerkt, die Culturwissenschaft wesentlich eine Wissenschaft der Reformation. Aus diesem Gesichtspunkt kann er sich die Entwicklung der Menschheit nur als einen Fortschritt denken, und es ist ihm unerfindlich, wie man den gewöhnlichen Zustand des Wilden als Degeneration hat auffassen können. So weit sich nach den dürftigen und mangelhaften Zeugnissen urtheilen läßt (so schließt er seine Betrachtung), die bis jetzt vorgebracht sind, wage ich es für die vernünftigste Meinung zu halten, daß der Entwicklungsgang der niedrigen Civilisation im Ganzen ein vorwärtsschreitender gewesen sei, obwohl er gelegentlich und örtlich durch die Resultate degradirender und zerstörender Einflüsse beeinträchtigt worden sein mag (Urgeschichte der Menschheit S. 471).

8. Friedr. Ratzel.

Unter den neuesten Bearbeitungen der Völkerkunde nimmt das große Werk von Fr. Ratzel (Völkerkunde, 3 Bände, Leipzig 1885, 2. Auflage 1894 in 2 Bänden) einen hervorragenden Platz ein; dazu kommt noch die sehr sorgfältige, alle einschlägigen Punkte der Methode umsichtig erwägende und das ethnologische Material geschickt verwerthende Untersuchung: Anthropo-Geographie oder Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte (2 Bände. Stuttgart 1882). Philosophische und geschichtliche Bezüge werden reichlich verwendet, und der Verfasser zeigt sich in den Lehren der modernen Sociologie vollauf bewandert, obwohl er manchen Ausgangspunkt principiell ablehnt und ebenso vielfachen Hypothesen, besonders der Darwinistischen Evolutionisten, recht skeptisch gegenübersteht. Maaßgebend für ihn ist der geographische Gesichtspunkt, der öfter die psychologische Erwägung und Beurtheilung in den Hintergrund drängt; namentlich ist, wie wir noch sehen werden, der Verfasser kein Freund der socialpsychologischen Perspective, des Bastian'schen Völkergedankens. Die Aufgabe der Völkerkunde wird dahin bestimmt, die Menschheit in allen ihren Theilen, wie sie heute ist, kennen zu lehren. „Da man aber lange gewöhnt ist, von der Menschheit nur die fortgeschrittensten Theile, die Völker, welche die höchste Cultur tragen, eingehend zu betrachten, so daß sie uns fast allein die Menschheit darstellen, die Weltgeschichte wirken, erblüht der

Digitized by Google

Völkerkunde die Pflicht, sich um so treuer der vernachlässigten tieferen Schichten der Menschheit anzunehmen. Außerdem muß hierzu auch der Wunsch drängen, diesen Begriff Menschheit nicht bloß oberflächlich zu nehmen, so wie er sich im Schatten der Alles überragenden Culturvölker ausgebildet hat, sondern eben in diesen tieferen Schichten die Durchgangspunkte zu finden, die zu den heutigen höheren Entwicklungen geführt haben. Die Völkerkunde soll uns nicht bloß das Sein, sondern auch das Werden der Menschheit vermitteln, soweit es in ihrer inneren Mannigfaltigkeit Spuren hinterlassen hat. Nur so werden wir die Einheit und Fülle der Menschheit festhalten. Was den Gang dieser Betrachtung anlangt, so müssen wir vor Allem bedenken, daß die Kluft des Culturunterschiedes zweier Gruppen der Menschheit nach Breite und Tiefe vollständig unabhängig sein kann vom Unterschiede der Begabung [1]). An diesen Unterschied werden wir immer in letzter, an Unterschiede der Entwicklung in erster Linie denken. Wir schenken deshalb den äußeren Umständen der Völker eingehende Beachtung und suchen zugleich ihre heutigen Verhältnisse geschichtlich zu entwickeln. Die geographische Auffassung (Betrachtung der äußeren Umstände) und die geschichtliche Erwägung (Betrachtung der Entwicklung) werden also Hand in Hand gehen; aus beider Vereinigung allein kann gerechte Würdigung ersprießen" (Völkerk. I, 3).

Für den modernen Culturmenschen, der stolz von der Höhe einer tausendjährigen Gesittung und Bildung auf die übrigen Glieder der Menschheit zurückblickt, die weit hinter ihm im wesenlosen Scheine ein kümmerliches Dasein fristen, ist es nur allzu leicht, daß sich bei ihm, dem unbestrittenen Sieger im socialen Kampfe, ein gewisses Gefühl der Ueberhebung einstellt, wie herrlich weit wir es doch gebracht, und damit unvermerkt die verhängnißvolle Neigung, jene inferioren Stämme nach dem verfälschenden Maaßstab subjectiver, historisch und geographisch bedingter Stimmungen und Empfindungen zu beurtheilen. „Wir sollten (sagt daher Ratzel) wenigstens streben, gerecht zu sein, und dazu mag uns die Völkerkunde verhelfen, die, indem sie uns von Volk zu Volk, Stufe auf, Stufe ab führt, den wichtigen Grundsatz einprägt, bei allen Handlungen der Menschen und der Völker sei vor jeglicher Beurtheilung zu erwägen, daß Alles, was von ihnen gedacht, gefühlt, gethan werden kann, einen wesentlich abgestuften Charakter hat. Alles kann in verschiedenen Graden geschehen, nicht Klüfte, sondern Gradunterschiede trennen die Theile der Menschheit. Aufgabe der Völkerkunde ist daher nicht zuerst der Nachweis der Unterschiede, sondern der Nachweis der Uebergänge und des innigen Zusammenhanges; denn die Menschheit ist ein Ganzes, wenn auch von mannigfaltiger Bildung.

[1]) Dies Problem wird uns noch später längere Zeit beschäftigen; hier nur so viel, daß Ratzel an und für sich alle Rassen für gleich culturfähig erklärt und die thatsächlichen Abstände aus bestimmten geographischen und geschichtlichen Bedingungen ableiten will; ob das möglich und durchführbar ist, können wir hier noch nicht beantworten.

Digitized by Google

Und wenn man auch nicht genug betonen kann, daß ein Volk aus Individuen besteht, die bei allen seinen Bethätigungen die Grundelemente sind und bleiben, so reicht doch die Uebereinstimmung dieser Individuen in der Anlage so weit, daß die von einem Menschen ausgehenden Gedanken ihres Widerhalls in anderen sicher sind, wenn sie bis zu ihnen ihren Weg finden können, so wie derselbe Same auf gleichem Boden gleiche Früchte trägt. An diesem Wegfinden liegt aber außerordentlich viel. Elementare Ideen haben eine unwiderstehliche Expansionskraft, und es ist gar nicht einzusehen, warum diese Halt machen sollten vor der Hütte eines Kaffern oder dem Herdfeuer eines Botokuden ... Es ist eine allgemeine Culturgeschichte denkbar, die einen erdbeherrschenden Standpunkt einnimmt, weil sie die Geschichte der Verbreitung der Cultur durch die ganze Menschheit hin überschauen will, sie greift tief und weit hinein in das, was man gewöhnlich als Völkerkunde oder Ethnographie bezeichnet. Denn je weiter der forschende Blick in die Tiefen der vorgeschichtlichen und der außergeschichtlichen Völker dringt, um so mehr wird er in allen Culturkreisen und auf allen Culturstufen wesentlich derselben einzigen Cultur begegnen, die sich vor langer Zeit, als die Bedingungen zur Entwicklung zahlreicher besonderer Culturen noch nicht gegeben waren, von Volk zu Volk über die Erde hin mittheilte; er wird sie im engen Zusammenhange erblicken mit der Menschheit von heute, die all ihr Neues und Großes nur aus jener gemeinsamen Grundlage heraus geschaffen hat, von der sich auch noch manches Stück unverändert in ihrem Besitz befindet. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo man keine Weltgeschichte schreiben wird, ohne die Völker zu berühren, die man bisher als ungeschichtlich betrachtete, weil sie keine geschriebenen oder in Stein gemeißelten Nachrichten hinterlassen haben. Geschichte ist Handlung. Wie wenig bedeutet daneben das Schreiben oder Nichtschreiben, wie ganz nebensächlich ist neben der That des Wirkens und Schaffens das Wort ihrer Beschreibung! Die Völkerkunde will auch hier zu gerechterer Auffassung den Weg weisen" (S. 4).

Um diese Ansicht für die Ethnologie nutzbar zu machen und ihr dadurch zugleich erst eine empirische Grundlage zu verschaffen, bedarf es thunlichst einer genauen Fixirung des Begriffes der Naturvölker. Das sind Völker (so lautet die Erklärung unseres Verfassers), die mehr unter dem Zwange der Natur oder in der Abhängigkeit von der Natur stehen als die Culturvölker. Es ist ein Unterschied der Lebensweise, der geistigen Anlage, der geschichtlichen Stellung, der sich in diesem Namen ausspricht; insofern dieser Name also Nichts in diesen Richtungen vorbezeichnet und verurtheilt, finden wir ihn gerade für uns doppelt passend. Denn wir werden vielleicht diesen neutralen Namen mit einem in mehreren Beziehungen anderen Begriff zu füllen haben, als der geneigte Leser gewöhnt ist mit „Wilden" zu verbinden. Wir sagen Naturvölker, nicht weil sie in

Digitized by Google

den denkbar innigsten Beziehungen zur Natur, wohl aber weil sie unter dem Naturzwang leben. Der Unterschied zwischen Natur- und Culturvolk ist nicht in dem Grade, sondern in der Art des Zusammenhanges mit der Natur zu suchen. Die Cultur ist Naturfreiheit nicht in dem Sinne der völligen Loslösung, sondern in der vielfältigeren, breiteren und weiteren Verbindung. Der Bauer, der sein Korn in die Scheune sammelt, ist vom Boden seines Ackers endgültig ebenso abhängig wie der Indianer, der im Sumpfe seinen Wasserreis erndtet, den er nicht gesäet hat; aber Jenem wird diese Abhängigkeit minder schwer, weil sie durch den Vorrath, den er weise genug war zu sammeln, eine lange Fessel ist, die nicht so leicht drückend wird, während diesem jeder Sturmwind, der die Aehren in's Wasser schüttelt, an den Lebensnerv rührt. Wir werden nicht von der Natur im Ganzen freier, wenn wir sie eingehender ausbeuten und studiren, wir machen uns nur von einzelnen Zufällen ihres Wesens oder ihres Ganges unabhängiger, indem wir die Verbindungen vervielfältigen. Gerade wegen unserer Cultur hängen wir heutigestages am innigsten von allen Geschlechtern, die je gewesen, mit ihr zusammen [1]) (S. 13).

Was zunächst die körperliche Anlage der Naturvölker anlangt, so hat man sich auch in dieser Beziehung gegenwärtig davon überzeugt, daß die vielgerühmten Vorzüge derselben im Bau und in den Verrichtungen des Körpers auf Einbildung beruhen (vgl. Ranke, Der Mensch, 2, 102 ff.); nicht einmal konnte man ihre von Lubbock u. A. behauptete größere Immunität gegen Krankheiten in dieser absoluten Fassung, wie früher schon berührt wurde, festhalten. Umgekehrt hat sich gleichfalls nicht jene pessimistische Anschauung vor der Wissenschaft bewährt, nach der die culturarmen Völkerschaften Repräsentanten thierischer Zustände sein sollen. Ratzel sagt: „Man darf die Meinung aussprechen, daß die rassenvergleichenden Studien der letzten Jahre das Gewicht der herkömmlich angenommenen anthropologischen Rassenunterschiede vermindern, und daß sie jedenfalls der Auffassung keine Nahrung geben, die in den sogenannten niederen Rassen der Menschheit einen Uebergang vom Thier zum Mensch erblickt. Die allgemeine Thierähnlichkeit des Menschen in körperlicher Beziehung soll damit nicht bestritten werden, wohl aber die Annahme, daß einzelne Theile der Menschheit so viel thierähnlicher seien als andere. Auf Züge, die thierisch zu nennen sind, stößt man beim Studium der Völker aller Rassen; dies läßt sich nicht anders erwarten. Wenn eine hungrige Familie australischer Eingeborener den Geiern das Aas abjagt, das nach allem Rechte

[1]) Ratzel berührt sich hier sichtlich mit den bekannten Schiller'schen Gedanken in seiner berühmten Abhandlung über naive und sentimentale Poesie, die trotz aller Anfechtung im Einzelnen (vgl. A. Biese, Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit S. 485 ff.) sich in ihren wesentlichen Grundzügen auch vom ethnologischen Standpunkt vollauf vertheidigen läßt (vgl. Archiv f. Anthropologie 1893, S. 276, einen Aufsatz des Verfassers Ueber die Auffassung des Naturzustandes im vorigen Jahrhundert).

Digitized by Google

der Natur diesen längst zugehörte, um sich wie eine Herde neidischer, gieriger Schakale auf die Beute zu werfen und nicht eher vom Fressen abzulassen, als bis der übervolle Magen zum Schlafe zwingt, so zeugt dies für eine Verthierung der Lebensweise, die alle Seelenregungen unterdrückt. Es wundert uns auch nicht, wenn Afrikareisende einen aufgestörten Buschmannschwarm, der in jedem Fremden, sei er weiß oder schwarz, einen Feind sieht, mit nichts Anderem als einer Herde von fliehenden Schimpansen oder Orangs vergleichen. Man sollte aber nicht immer auf diese armen Naturvölker losschlagen, denen im Ganzen von Natur keine größere Neigung zur Thierähnlichkeit innewohnt als uns. Die Cultur aber ist es allein, die eine Grenze zwischen uns und den Naturvölkern zu ziehen im Stande ist. Man muß es mit der größten Entschiedenheit betonen, daß der Begriff Naturvölker nichts Anthropologisches, nichts Anatomisch-Physiologisches in sich hat, sondern ein rein ethnographischer, ein Culturbegriff ist. Naturvölker sind culturarme Völker; es können Völker von jeder Rasse, von jedem Grade natürlicher Ausstattung entweder noch nicht zur Cultur fortgeschritten oder in der Cultur zurückgegangen sein. Die alten Deutschen und Gallier traten der römischen Cultur verhältnißmäßig nicht minder culturarm gegenüber, als uns die Kaffern oder Polynesier; und Manches, was sich heute zum Culturvolk der Russen zählt, war zur Zeit Peter's des Großen noch reines Naturvolk" [1]) (S. 17).

Wenn wir nun trotzdem dringlich unsere Frage erneuern, was wir eigentlich unter den Naturvölkern uns zu denken haben, so darf es uns nicht wundern, wenn die Antwort vielfach nur negativ ausfällt. „Nach Rassenzugehörigkeit so verschieden wie möglich, bilden sie keine Völkerschaft im anatomisch-physiologischen Sinne. Da sie an den höchsten Culturgütern der Menschheit in Sprache und Religion theilnehmen, darf man ihnen auch nicht ihre Stelle an dem Grunde des Stammbaumes der Menschheit anweisen oder ihren Zustand als Urzustand oder Kindheitszustand auffassen. Es ist ein Unterschied zwischen der rasch reifenden Unreife des Kindes und der geringen Gereiftheit des in manchen Beziehungen stecken gebliebenen und stillestehenden Erwachsenen. Was wir Naturvölker nennen, ist diesem letzteren nahe, jenem fern. Wir nennen sie culturarme Völker, weil innere und äußere Verhältnisse sie gehindert haben, solche dauernde Entwicklungen auf dem Gebiete der Cultur zu vollenden, wie sie Kennzeichen der wahren Culturvölker und Bürgen des Culturfortschritts sind. Doch würden wir nicht wagen, sie culturlos zu nennen, da die primitiven Mittel zum Aufschwung auf höhere Stufen: Sprache, Religion, Feuer, Waffen und Geräthe keinem fehlen, und gerade der Besitz dieser Mittel, wie vieler anderer, worunter hier nur Hausthiere und Culturpflanzen genannt sein mögen, zahlreiche und mannigfaltige Berührungen mit echten Culturvölkern bezeugt.

[1]) Aehnlich urtheilt Quatrefages, Das Menschengeschlecht 2, 196.

Digitized by Google

Ursachen, warum sie diese Gaben nicht nützten, giebt es mancherlei: geistige Minderbegabung pflegt in erster Linie genannt zu werden; das ist bequem, aber mindestens nicht billig. Innerhalb der heutigen Naturvölker ist jedenfalls eine große Verschiedenheit der Begabung vorhanden. Doch darf man gelten lassen, daß sich im Laufe der Culturentwicklung auch die um Weniges höher begabten Völker mehr und mehr der Culturmittel bemächtigt und ihrem Fortschritt Stetigkeit und Sicherheit angeeignet haben, während minder begabte zurückblieben. Aber die äußeren Verhältnisse sind hinsichtlich ihrer hemmenden oder fördernden Einwirkung deutlicher zu erkennen und abzuschätzen; sie zuerst zu nennen ist gerechter und logischer [1]). Wir begreifen, warum die Wohnplätze der Naturvölker hauptsächlich an den äußersten Rändern der Oekumene, in den kalten und heißen Gegenden, auf abgelegenen Inseln, in abgeschlossenen Gebirgen, in Wüsten gefunden werden. Wir verstehen ihre Zurückgebliebenheit in Erdtheilen, die für die Entwicklung des Ackerbaues und der Viehzucht so wenig Mittel darboten wie Australien, die Nordpolarländer und die nördlichsten und südlichsten Theile von Amerika. In der Unzuverlässigkeit unvollkommen entwickelter Hülfsquellen sehen wir eine Kette, die ihnen schwer am Fuße hängt und ihre Bewegungen in einen engen Raum bannt. Ihre geringe Anzahl folgt daraus, und daraus wieder ergiebt sich die geringe Gesammtmasse ihrer geistigen und körperlichen Leistungen, die Seltenheit hervorragender Menschen, die Abwesenheit des heilsamen Druckes, der auf Thätigkeit und Vorsicht des Einzelnen von den ihn umgebenden Massen ausgeübt wird und wirksam ist in der Schichtung der Gesellschaft in Stände und der Beförderung heilsamer Arbeitstheilung. Theilweise folgt aus jener Unzuverlässigkeit der Hülfsmittel auch die geringe Stetigkeit der Naturvölker. Ein Zug von Nomadismus durchdringt sie alle, erleichtert ihnen aber auch die ganze Unvollkommenheit ihrer unsteten politischen und wirthschaftlichen Einrichtungen, auch wenn sie emsiger Ackerbau an die Scholle zu fesseln scheint. So entsteht trotz der oft reichlich zugemessenen und wohlgepflegten Culturmittel ein zersplittertes, kräftevergeudendes, unfruchtbares Leben. Ohne inneren Zusammenhang ist dieses Leben auch ohne sicheres Wachsthum, es ist nicht das Leben, worin sich die Culturkeime erst herausbildeten, die wir schon im Beginn dessen, was wir Geschichte nennen, in mehrfacher Zahl herrlich aufgegangen finden, es ist vielmehr voll von Culturabfällen und unklaren Erinnerungen aus Culturkreisen, die theilweise weit hinter dem Anfang unserer Geschichte liegen müssen. Sollen wir zum Schluß kurz zusammenfassend bezeichnen, wie wir die Stellung dieser Völker zu denen auffassen, denen wir angehören, so sagen wir: Culturlich bilden diese Völker eine Schicht unter uns, während sie nach natürlicher Bildung und

[1]) Ratzel hat anderwärts diese verschiedenen Factoren zu einem übersichtlichen Schema zusammengefaßt, auf das hier hingewiesen sein möge (Anthropog. I, 61).

Digitized by Google

Anlage zum Theil, soweit sich erkennen läßt, uns gleich, zum Theil uns nicht fern stehen. Aber diese Schichtung ist nicht so zu verstehen, daß sie die nächst niederen Entwicklungsschichten unter uns bildet, durch die wir selbst hindurchgehen mußten, sondern so, daß sie sich ebensowohl aus stehengebliebenen als zur Seite gedrängten und rückgeschrittenen Elementen ansammelt und aufbaut. Es ist also ein starker Kern positiver Eigenschaften in den Naturvölkern; darin liegt Werth und Vortheil ihres Studiums. Die negative Auffassung, die nur sieht, was ihnen im Vergleich mit uns fehlt, ist eine kurzsichtige Unterschätzung. Mit dem Worte Cultur bezeichnen wir gewöhnlich die Summe aller geistigen Errungenschaften einer Zeit. Indem wir von Culturstufen, von hoher und niederer Cultur, von Halbcultur sprechen und Cultur- und Culturvölker einander gegenüberstellen, legen wir an die verschiedenen Culturen der Erde einen Maaßstab an, den wir von der Culturhöhe her nehmen, die wir selbst erreicht haben. Unsere Cultur ist uns die Cultur. Nehmen wir nun an, daß in der That die höchste und reinste Entfaltung dieses Begriffes bei uns zu finden sei, so muß es uns für das Verständnis der Sache selbst am wichtigsten erscheinen, die Entfaltung dieser Blüthe bis zum Keime zurück zu verfolgen. Wir werden unseren Zweck, einen Einblick in das Wesen der Cultur zu erlangen, nur dann erreichen, wenn wir die treibende Kraft verstehen, die aus den ersten Anfängen alle Cultur entwickelt hat" (S. 21).

Gegenüber dieser Zerfahrenheit und bodenlosen Leichtfertigkeit, welcher die Naturvölker — so verschieden sie auch an Rasse sein mögen, unterschiedslos kennzeichnet (Lippert spricht von einem charakteristischen Mangel an Lebensfürsorge, Culturgeschichte I, 3 ff.), sehen wir umgekehrt die Cultur sich zu einem unendlich complicirten System, einem feingearbeiteten Mechanismus von genau in einander fassenden Rädern zusammenschließen, der auf eine möglichst sorgfältige und gründliche Kraftausbeutung und -Verwerthung hinausläuft. Gerade unsere Zeit hat gegenüber allen schweren sittlichen Gebrechen und Schäden Grund dazu, auf diese überraschende Entfaltung der modernen Technik, welche die Verwendung der Naturkräfte im Dienste der Menschheit und ihrer Ideale bezweckt, stolz zu sein; die Erfindung des einfachsten und dürftigsten Werkzeuges in der Steinzeit ist die erste, unscheinbare Sprosse auf dieser unendlich großen Leiter. Deshalb ist, wie unser Forscher mit vollem Recht betont[1]), auch der organische Zusammenhang, der Generationen an einander kettet, die ungetrübte Continuität der geschichtlichen Entwicklung und die stetige Verarbeitung des überkommenen Gutes die unerläßliche formale Bedingung eines gedeihlichen Fortschrittes. „Die Summe der Culturerrungenschaften jeder Stufe und

[1]) Ratzel sagt geradezu: Ziel und Mittel der geistigen Seite der Menschheitsentwicklung ist Vermenschlichung der Natur, so daß letzten Endes das anthropogeographisch größte Ideal der Geschichte realisirt wird, die Weltbeheimathung (Anthropog. I, 384).

Digitized by Google

jedes Volkes setzt sich aus materiellem und geistigem Besitz zusammen. Es ist wichtig, beide aus einander zu halten, da sie von sehr verschiedener Bedeutung für den inneren Werth der Gesammtcultur und vor Allem für ihre Entwicklungsfähigkeit sind. Sie werden nicht mit den gleichen Mitteln, nicht alle gleich, nicht gleichzeitig erworben. Dem geistigen Culturbesitz liegt der materielle zu Grunde. Geistige Schöpfungen kommen als Luxus nach der Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse. Jede Frage nach der Entstehung der Cultur löst sich daher auf in die Frage: Was begünstigt die Entwicklung der materiellen Grundlagen der Cultur? Hier ist nun in erster Linie zu betonen, daß, nachdem in der Benutzung der Mittel der Natur für die Zwecke der Menschen der Weg zu dieser Entwicklung gegeben ist, nicht der Reichthum der Natur an Stoffen, sondern an Kräften oder besser gesagt, an Kräfteanregungen es ist, der die höchste Schätzung verdient. Diejenigen Gaben der Natur sind für den Menschen am werthvollsten, durch die die ihm innewohnenden Quellen an Kraft zu dauernder Wirksamkeit erschlossen werden. Dies vermag selbstverständlich am wenigsten jener Reichthum oder jene sogenannte Güte der Natur, die ihm gewisse Arbeiten erspart, die unter anderen Umständen nöthig wären, wie die Wärme in den Tropen das Hüttenbauen und das Sichkleiden so viel leichter macht als in der gemäßigten Zone. Vergleichen wir das, was die Natur zu bieten vermag, mit dem, was an Möglichkeiten dem menschlichen Geist innewohnt, so ist der Unterschied gewaltig und liegt vorzüglich in folgenden Richtungen: Die Gaben der Natur sind an sich in Art und Menge auf die Dauer unveränderlich, aber der Ertrag der nothwendigen schwankt von Jahr zu Jahr und ist unberechenbar. Sie sind an gewisse äußere Umstände gebunden, in gewisse Zonen, bestimmte Höhen, an verschiedene Bodenarten gebannt. Der Macht des Menschen darüber sind ursprünglich enge Schranken gesetzt, die die Entwicklung seiner Geist- und Willenskraft zu erweitern, aber nie zu durchbrechen fähig ist. Die Kräfte des Menschen dagegen gehören ganz nur ihm an; er kann nicht bloß über ihre Anwendung verfügen, sondern sie auch vervielfältigen und verstärken, ohne daß darin wenigstens bis heute eine Grenze zu ziehen wäre. Nichts lehrt schlagender die Abhängigkeit der Naturausnutzung vom Willen des Menschen als der über alle Theile der Erde hin, durch alle Klimate, über alle Höhenstufen gleiche Zustand der Naturvölker. Nicht zufällig hat das Wort Cultur auch noch den Sinn des Ackerbaues. Hier liegt seine etymologische Wurzel und auch die Wurzel dessen, was wir im weitesten Sinne unter Cultur verstehen. Das Hineinarbeiten einer Summe von Kraft in eine Erdscholle ist der beste, meistversprechende Anfang jener Unabhängigkeit von der Natur, die in ihrer Beherrschung durch den Geist ihr Ziel findet. Am leichtesten schließt sich hier Glied an Glied der Kette der Entwicklung an; denn in jährlich wiederholter Arbeit auf demselben Boden concentrirt sich Schaffen und festigt sich Tradition, und so werden hier die Grund-

Digitized by Google

bedingungen der Cultur geboren. Die Naturbedingungen[1]), die Ansammlung von Reichthum aus der Fruchtbarkeit des Bodens und der darauf verwandten Arbeit gestatten, sind also zweifellos von der größten Bedeutung für die Entwicklung der Cultur. Für die erste Existenz des Menschen waren warme, feuchte, mit Fruchtreichthum gesegnete Länder ohne Frage am förderlichsten, und der Urmensch ist am leichtesten als Tropenbewohner zu denken. Wenn aber anderseits die Cultur nur als eine Entwicklung der Kräfte des Menschen an der Natur und durch die Natur zu denken ist, so konnte sie nur durch irgend einen Zwang geschehen, der den Menschen in ungünstigere Verhältnisse versetzte, wo er für sich selbst mehr sorgen mußte als in dieser weichen Wiege der Tropenwelt. Dies führt aber zu gemäßigten Ländern, die wir mit derselben Nothwendigkeit als die Wiege der Cultur ansehen, wie die tropischen als die Wiege des Menschen" (S. 24).

Ganz allgemeine Besitzthümer, wenn auch in ihrer ethnographischen Besonderung wie in's Unendliche variirend, sind Religion, Mythologie, Kunst und Recht mit dem entsprechenden socialen Gefüge, als dessen realer Ausdruck es überall erscheint. Es würde uns begreiflicher Weise viel zu weit führen, wollten wir an der Hand unseres Gewährsmannes diese weiten Gebiete auch nur flüchtig durchstreifen: Nur einige Worte gebühren der Entwicklung und Gestaltung der Ehe, weil Ratzel in dieser Hinsicht von vielen neueren Forschern nicht unerheblich abweicht. Indem er (unseres Erachtens mit vollem Recht) die schrankenlose Promiscuität als eine rechtliche Institution verwirft und nur eine Gruppenehe zuläßt, wie wir sie etwa noch in Hawaii zu Anfang dieses Jahrhunderts antrafen (die sog. Punalua) und die Cäsar bei den alten Kelten vorfand, sucht er in der Familie den natürlichen Ausgangspunkt für jede weitere politische Bildung. „Wenn es eine Vereinigung Mehrerer vor der Familie gab, so war es eine Herde, aber kein Staat. Die Stabilität, die jeder politischen Gestaltung von Entwicklungsfähigkeit zukommen muß, ist erst gegeben mit der Familie. Mit ihrer Entwicklung geht die aller höheren Cultur zu Grunde liegende Sicherung der wirthschaftlichen Güter Hand in Hand. Die Basis der Familie ist das Geschlechtsverhältniß im gemeinsamen Hausstand, in dem die Kinder aufgezogen werden. Innerhalb dieser weiten Grenzen ist die Ehe bei allen Völkern zu finden. Wo man den Mangel der Ehe behauptet hat, auch bei den proletarierhaftesten Wald- und Wüstennomaden, hat sie sich später überall herausgestellt. Wiewohl die Vielweiberei außerordentlich verbreitet und bis zur Aufnahme von Tausenden von Weibern ausgedehnt ist und

[1]) Dies gilt selbstverständlich von dem Lande, als dem dauernd Bewohnbaren im Gegensatz zu dem Wasser, als dem dauernd Unbewohnbaren, wie Ratzel sagt (Anthrop. I, 84); aber gerade deshalb ist die Erschließung der bis dahin unwirthlichen Meere eine der eminentesten Culturthaten, die Mor. Hörnes in dem schon angeführten Buch, Urgeschichte des Menschen, sehr schön geschildert hat, S. 148.

Digitized by Google

gelegentlich auch Vielmännerei vorkommt, beginnt doch in der Regel die Gründung der Familie mit der Verbindung eines Weibes mit einem Manne. Ein Weib bleibt auch das im Range erste, und seine Kinder haben in der Regel das Erstgeburtsrecht" (S. 107). Immerhin ist es doch noch fraglich, ob wir an den Anfang der socialen und sittlichen Entwicklung schon die Ehe und nun gar die monogamische stellen dürfen und ob nicht vielmehr diese Sonderung sich aus dem gemeinsamen Urgrund der Horde oder des Stammes vollzogen hat; jedenfalls bedeutet an und für sich die Monogamie noch keinen besonderen hohen Grad sittlicher Entwicklung, da sie sich gelegentlich schon bei sonst sehr tiefstehenden, rohen Völkern findet und im Uebrigen mit ganz außerordentlich leichter Lösung der Ehe nur allzu gut sich verträgt[1]). Schwerlich wird sich aber nach Allem, was wir über das Verhältniß der verschiedenen Verwandtschaftssysteme zu einander und im Besonderen über das Matriarchat wissen (wenn wir auch allen weiteren extravaganten Folgerungen entsagen, die daran wohl geknüpft sind), leugnen lassen, daß wir in den verschiedenen Formen der ehelichen Vereinigung, wie in jeder social-ethischen Erscheinung, eine bestimmte Entwicklung verfolgen können, und zwar, falls nicht alle Zeichen täuschen, vom Ansatzpunkt der Mutterverwandtschaft aus, als der durch die Natur gebotenen und gegebenen Urzelle dieses ganzen Herganges.

Indem wir von einem weiteren Eingehen auf den Inhalt der Völkerkunde Abstand nehmen, müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf die besondere Begründung wenden, welche Ratzel der Völkerkunde hat zu Theil werden lassen; es ist dies methodologisch ein wichtiger Punkt und es wird dadurch die ganze Stellung unserer Wissenschaft gegenüber anderen Forschungen so bestimmt, daß wir schon um deswillen nicht daran vorbeigehen dürfen. Wie bereits aus den bisherigen Ausführungen zu ersehen war, legt unser Gewährsmann der Geographie und im Besonderen der anthropogeographischen Perspective einen ausschlaggebenden Werth bei, obschon vielfach dabei rein praktische, mit der Entwicklung der betreffenden Disciplinen zusammenhängende Gründe mit unterlaufen[2]). Schon durch die langjährige, innige Verbindung zwischen Länder- und Völkerkunde ist der letzteren eine geographische Basis beschieden, während die Anthropologie sich vielfach nur mit dem Körperlichen des Menschen beschäftigte und die Geschichtswissenschaft der Natur der Sache nach die schriftlosen Naturvölker nicht in ihren Bereich zieht. Umgekehrt aber ergiebt sich auch daraus, wie Ratzel auseinandersetzt, das Vorwiegen des „menschlichen Elementes" in der Geographie. „Rein begrifflich ist der Mensch Gegenstand der Erdkunde, insofern er von den räumlichen Verhältnissen der Erde abhängt oder beeinflußt

[1]) Vgl. Post, Studien zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts S. 72 ff.

[2]) Ein besonderes Schema für die Eintheilung der Geographie findet sich Anthropog. I, 17.

Digitized by Google

wird. So wie die Thier- und Pflanzenkunde durch die Lehre von der geographischen Verbreitung der Thiere und Pflanzen zu uns herüberreichen, so thut es die Gesammtwissenschaft vom Menschen durch die Lehre von der geographischen Verbreitung des Menschen. Aber dieser Wissenschaftszweig, welchen wir nach Analogie der Thier- und Pflanzengeographie Anthropogeographie nennen, ist in demselben Maaße tiefer und umfassender, als die Menschheit mehr Seiten, sowie schwierigere und folgenreichere Probleme unserer Forschung darbietet. Zwar begnügen sich auch Thier- und Pflanzengeographie keineswegs mehr damit, nur die Grenzlinien zu ziehen, innerhalb deren gewisse Familien, Gattungen, Arten gefunden werden, sondern sie machen es sich in steigendem Maaße zur Aufgabe, die Geschichte und die natürliche Begründung dieser Grenzen, das Woher? und Warum? derselben zu erforschen; auch ist die Verbreitung nach den Höhen und Tiefen der Erde, die Abhängigkeit vom Klima, Boden und anderen äußeren Bedingungen, der Einfluß künstlicher Factoren im Falle der Hausthiere und Culturpflanzen, endlich die Statistik der Thier- und Pflanzenarten in steigendem Maaße in den Forschungsbereich dieser Wissenschaftszweige gezogen worden. Aber die Menschheit ist einmal zahlreicher und in wechselnderen Formen des Einzel- oder Zusammenlebens auf der Erde zu finden, so daß allein schon ihre Dichtigkeit, ihr mehr oder minder ständiges Wohnen, das Aneinandergrenzen, Verschieben, Durchsetzen der Völker, kurz die ganze Bevölkerungsstatistik, Art, Größe, Zahl und Lage ihrer Wohnstätten eine Fülle neuer Probleme bieten. Sie ist ferner vielseitiger beweglich als alle anderen Organismen, so daß wir auch eine Fülle von Land- und Seewegen zu betrachten haben, die ein dichtes Netz um die Erde schlingen. Dann bietet die Geschichte ihrer Ausbreitung über die Erde und ihrer Heimischmachung auf derselben, sei es durch Völkerwanderungen, Handelszüge oder Forschungsexpeditionen einen wichtigen, wesentlich geographischen Theil der allgemeinen Geschichte. Wie folgenreich ist ferner die Thatsache, daß sie durch dauernde Werke die Erde sammt ihren Gewässern, Klima und Pflanzendecke verändert, bezw. bereichert, die eigene Beweglichkeit gewissen Pflanzen und Thieren mittheilt, die sie bewußt oder unbewußt über die ganze Erde hinführt, kurz in eingreifendster Weise das Antlitz der Erde verändert! Pflanzen und Thiere erfahren vielfältige Beeinflussungen durch die Gesammtheit der geographischen Verhältnisse an der Erdoberfläche, die der Körper des Menschen in demselben oder vielleicht höherem Maaße erleidet; aber beim Menschen kommt das für äußere Eindrücke im höchsten Grade empfindliche Organ des Geistes hinzu, durch welches alle Erscheinungen der Natur in bald derb auffälliger, bald geheimnißvoll feiner Weise auf sein Wesen und seine Handlungen wirken, und zum Theil in demselben sich spiegeln. Ist es nöthig zu sagen, daß Religion, Wissenschaft, Dichtung zu einem großen Theile solche zurückgeworfene Spiegelungen der Natur im Geiste des Menschen sind? Die Erforschung dieser Wirkungen ist eines

Digitized by Google

der größten Probleme der Anthropogeographie, die hier selbst mit der Psychologie sich berührt. Aber endlich bleibt die Untersuchung jener Einflüsse, welche der ganze Complex äußerer Daseinsbedingungen auf den Verlauf der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit übt und stets geübt hat, und deren längst anerkannte Wichtigkeit der Geographie schon früh die Aufgabe zuweisen ließ, erste Hülfswissenschaft der Geschichte zu sein. Ist dies nicht eine fast erschreckende Fülle von Erscheinungen und Problemen? Man kann Angesichts solchen Reichthums der menschlichen Elemente in der Erdkunde kaum über die Versuche erstaunen, aus ihr eine ausschließlich anthropologische oder, wie man zu sagen pflegt, historische Wissenschaft zu machen, wie wenig gerechtfertigt dieselben auch in Wirklichkeit sich immer erweisen mögen" (a. a. O. S. 20).

Damit erhellt von selbst die große Bedeutung der rein geographischen Untersuchung für die Völkerkunde (ganz abgesehen von der fast trivial zu nennenden Thatsache, daß diese erst, wenigstens für ihre Vergleichung, von jener sich das inductive Material beschaffen läßt), so daß sich die Verpflichtung der Geographie leicht erklärt, sich der meisten von der Geschichte auffallend vernachlässigten Halbculturvölker anzunehmen, und zwar um so mehr, als, wie Ratzel bemerkt, sie sich von ihrer Unterlage, der Muttererde, weniger weit entfernt haben, als die Culturvölker, in demselben Maaße, als ihre Culturgebilde weniger selbständig sind und als ihre Rolle in der Geschichte weniger hervorragend ist. Ihre weite und einförmige und von Culturmotiven weniger durchkreuzte geographische Verbreitung macht sie in erster Reihe zum Gegenstande der Anthropogeographie, welche die Gesetze dieser Verbreitung am klarsten aus ihren einfacheren Verhältnissen zu erkennen vermag.

Aber diese Perspective (und darauf kommt es uns hier ganz besonders an) hat noch eine andere, für die Methode der Untersuchung äußerst wichtige Kehrseite. Durch die Fülle des ethnologischen Materials, wie es im Laufe namentlich der letzten drei oder vier Decennien sich überraschend schnell aus den verschiedenen Erdtheilen angesammelt hat, ist für die Forschung, welche diesen unendlichen Thatsachencomplex nach einzelnen sachlichen Gruppen übersichtlich ordnet, die Frage unabweislich geworden: Wie hat man sich gewisse gemeinschaftliche Sitten, Gebräuche und Anschauungen, die selbst bei stammfremden Völkerschaften auftreten, zu erklären? Besondere Aufschlüsse weitreichender Art verdanken wir in dieser Beziehung der vergleichenden Rechtswissenschaft, die uns später noch ausführlich beschäftigen wird; auch die Mythologie läßt es sich neuerdings nicht verdrießen, diesen auffallenden Uebereinstimmungen nachzuspüren, die sich in den Sagen und religiösen Ueberlieferungen, wie gesagt bei völlig stammfremden Völkern, überall vorfinden. Zwei Meinungen, schreibt Ratzel, treten einander bei Aufwerfung dieser Frage schroff gegenüber. Die eine setzt voraus, daß die Dinge in Zweck, Form und Schmuck vollkommen übereinstimmend bei

Digitized by Google

weit entlegenen Völkern entstehen konnten, ja mußten, während die andere für jeden Gegenstand ein Ursprungsgebiet, vergleichbar dem Schöpfungscentrum der Biologen, annimmt, von welchem die Ausbreitung nach allen Seiten sich vollzog. Jene verlegt den Grund des Auftauchens derselben Dinge in weiter Entfernung in die gleichgestimmten Seelen der entlegensten Völker, diese dagegen geht zunächst den Wegen und Mitteln der Verbreitung nach, während die psychologische Frage der Entstehung eines Geräthes, Gebrauches, Gedankens für sie in letzter Linie steht. Jene kann daher ebenso gut als die psychologische Richtung bezeichnet werden, wie diese als die geographische. Eine Parallelisirung und Abschätzung der beiden Methoden ist für uns auf dem geographischen Boden nur insoweit möglich, als wir die geographische Verbreitung ethnographischer Merkmale verfolgen und von diesem Boden aus die übergreifenden Ansprüche der psychologischen Auffassung zurückweisen können. Wir haben hauptsächlich festzustellen, wie weit die Möglichkeit der geographischen Behandlung ethnographischer Probleme sich erstreckt (Anthrop. II, 705). Indem unser Denker nun die Wichtigkeit einer geographischen Verbreitung für die Biologie im Allgemeinen hervorhebt, verlangt er dasselbe für die Ethnographie, um die Ansicht von der geistigen Generatio aequivoca, wie er sich ausdrückt, zu bekämpfen. „Die Lehre von der Entwicklung des geographischen Besitzes wird nicht geschaffen werden, so lange der Völkergedanke die Geister beherrscht. Denn dieser lenkt vom Studium der geographischen Verbreitung ab [1]). Wenn Stäbchenpanzer [2]) im Tschuktschenlande, auf den Aleuten, in Japan und in Polynesien gleichsam durch eine Generatio aequivoca des menschlichen Intellects in's Dasein treten, so genügt die Untersuchung eines einzigen Falles dieser Art, alle anderen zu verstehen. Dann ist es mehr der Geist des Menschen als die Erzeugnisse dieses Geistes, welche die Ethnographie interessiren; dann hat es geringen Werth, die geographische Verbreitung irgend eines ethnographischen Gegenstandes sorgsam zu untersuchen, und die Völkerkunde kann der Hülfe der Erdkunde entbehren. Man sieht, wie äußerlich die Verbindung zwischen Ethnographie und Geographie sein muß, wenn die ungeographische Scheu vor großen Entfernungen dazu führt, eine ganze Anzahl besonderer Schöpfungsmittelpunkte von Waffen, Geräthen, Sitten und Gebräuchen zu schaffen, statt zu fragen: Wie konnte die Entfernung zwischen

---

[1]) Ratzel scheint sogar in dieser Beziehung einer gewissen Degenerirungsansicht zu huldigen, wenn er sagt: „Die Thatsache, daß die nothwendigsten Kenntnisse und Fertigkeiten über die ganze Menschheit verbreitet sind, so daß der Gesammteindruck des Culturbesitzes der Naturvölker der einer fundamentalen Einförmigkeit ist, läßt den Eindruck entstehen, daß dieser ärmliche Besitz nur der Rest einer größeren Summe von Besitzthümern sei, aus welcher alles nicht absolut Nothwendige nach und nach ausgefallen sei" (Völkerkunde I, 75).

[2]) Mit Recht eröffnet Bastian dagegen eine scharfe Opposition (Controversen in der Ethnologie I, 58).

Digitized by Google

zwei Erdstellen, wo ähnliche Varietäten desselben ethnographischen Gegenstandes erscheinen, überbrückt werden?" Dennoch vermag sich selbst Ratzel, besonders wo es sich um mythologische Anschauungen handelt, nicht dem Eindruck zu entziehen, daß hier keine Entlehnung und Uebertragung vorliegt, sondern selbständige Erzeugung. „Wenn wir aber höher steigen, so kommen wir zu jenen mythologischen Entwicklungen der Götter- und Seelenlehren und der Kosmogonien, welche Pflanzen vergleichbar, deren Samen der Wind verträgt, überall wo Menschen sind, gleich in Grundgedanken, aber auch erstaunlich ähnlich in Einzelheiten aufsprießen und oft wuchernd sich entfalten. Gerade wie bei den Pflanzen erstaunt uns diese Aehnlichkeit um so mehr, je schwankender, reicher und dabei aus vielen Einzelheiten sich zusammensetzend ihr Aufbau, je mehr an Größe, Masse, Wuchs sie mit dem Himmelsstrich sich abändern, um nur um so fester die Eigenartigkeit der Form festzuhalten. Die Uebereinstimmungen und Aehnlichkeiten sind auf diesem Gebiete so häufig, daß selbst Beobachtern, welche gar nicht einmal weit um sich sahen, solche Anklänge auffielen. Hartt, der eine Sagensammlung des Amazonasgebietes anlegte, fand sofort die Schwanenjungfrau, den Wehrwolf, das Ueberholen im Wettlauf eines schnellen Thieres (Hirsch) durch ein langsames (Schildkröte) heraus. Und sie sind nicht vereinzelt, sondern treten in ganzen Mythenbauten und Sagenkreisen auf, wie Bleek einen im ‚Reineke Fuchs in Afrika' dargestellt hat. Natürlich liegen auf diesem Felde die Verwandtschaften nicht so offen vor Augen, wie wenn wir Urnen oder Panzer, Verkörperungen von vergleichsweise einfachen Formgedanken vor uns haben. Die Phantasie arbeitet umgestaltend an den Vorstellungen, die ein Geschlecht dem anderen in leicht veränderlichen und selbst dem Mißverständniß nicht ganz entzogenen Worten überliefert. Die Einkleidungen mögen von Ort zu Ort wechseln, wesentlich bleiben zwei Dinge zu beachten: der unverwüstliche Grundgedanke und die zufällig in diesem oder jenem Theil unverändert erhaltenen Einzelheiten der Einkleidung. . . . Ideen scheint der Mensch in unbeschränkter Menge und Mannigfaltigkeit erzeugen zu können, und man mag darum allein an spontane Entstehung gleichartiger Ideen in weit entlegenen Gebieten glauben. Wenn einst eingehende Forschungen nachweisen sollten, daß neben der Armuth an materiellen Gütern der Reichthum an Gedanken in Märchen und Sagen bei den Buschmännern überraschend sei, so würden wir darin nichts Erstaunliches sehen" (a. a. O. S. 718).

Es versteht sich bei näherer Ueberlegung von selbst, daß für jeden Culturkreis, sobald er übersichtlich nach allen Richtungen hin (ethnographisch und geographisch) geordnet uns vorliegt, eine genaue Prüfung einzusetzen hat, wie weit sich die Einflüsse desselben nach genauem Ermessen nachweisbar erstreckt haben. Hier wird die geographische Untersuchung in Verbindung mit sprachlichen Aufschlüssen ein fruchtbares Feld finden, aber es bedarf ebenso wenig einer ausführlichen Begründung, daß dies Mittel nicht

Digitized by Google

selten versagt, wie schon bemerkt, namentlich bei mythologischen und rechtlichen Anschauungen und Institutionen. Was würde nun hier eine bloße, man verzeihe den harten Ausdruck, vage Hypothese über irgend welche an sich freilich nicht undenkbare, aber vor der Hand völlig unbeweisbare ethnographische und topographische Beziehungen und Uebertragungen helfen, wie sie, um nur ein Beispiel anzuführen, A. Fornander zwischen den Polynesiern und im Besonderen zwischen den Hawaiiern und den cushitischen Arabern construirt? Wir können in dieser Hinsicht nur voll und ganz Altmeister Bastian zustimmen, wenn er sagt: „Der Völkergedanke wurzelt in den geographischen Provinzen, unter topischen Wandelungen der psychisch begründeten Elementargedanken, und insofern besteht in der Ethnologie kein Gegensatz zwischen psychologischer und geographischer Richtung. Auf den historisch dem Globus längs geographischen Bahnen eingegrabenen Geschichtswegen mögen die hin und her strömenden Einflüsse auf weiteste Entfernungen hin verfolgbar sein, auf unbestimmt weiteste a priori; aber deshalb desto unverbrüchlicher, strenger wird eben postulirt, daß nur um so genauer (a posteriori) die Behauptung zu präcisiren sei. Je mehr Möglichkeiten möglich sind, desto schärfer wird die Beweisführung verlangt, damit sie beweisend ausfalle [1]). Immanent einwohnend verbleiben dabei die Elementargedanken im ethno-psychischen Wachsthum, dessen Gesetzlichkeiten ebenso unabweislich an sich bereits vorauszusetzen sind, wie die der Zelle als Elemente im pflanzlichen" (Controversen I, 53). Und dazu noch

[1]) Ratzel hat in seiner Polemik gegen die psychologische Auffassung einen formalen Mißbrauch in der Beweisführung scharf gerügt, der in dem Gebrauch von allen möglichen Versicherungen und Betheuerungen bei entsprechendem Mangel an triftigen Argumenten bestehe: „Eben darum wird das weitverbreitete Vorkommen übereinstimmender Gegenstände, Vorstellungen, Gebräuche mit betheuernden Versicherungen, welche den heilsamen Zweifel, den Vater alles Wissens, ausschließen, als unabhängige Entwicklung ‚offenbar', ‚sicherlich', ‚unzweifelhaft' bezeichnet. Wozu diese Verstärkung des Ausdrucks, welche in der Wissenschaft überhaupt zu vermeiden wäre? Wir wissen doch, daß dieses Pochen mit ‚offenbar' und ‚unzweifelhaft' hohl ist" u. s. w. (Anthropog. II, 708). Daß hierin eine ernste Gefahr liegt, sobald in der angedeuteten Richtung die Schwäche der sachlichen Argumentation vertuscht werden soll, wird Niemand bezweifeln; nur sollte man nicht ohne Weiteres die Vertreter der socialpsychologischen Perspective dafür verantwortlich machen, als ob es sich hier von selbst verstünde, während ein solcher Fehltritt für die geographische Auffassung ausgeschlossen erschiene. Wir können es uns nicht versagen, gegenüber den von Ratzel angeführten Belegen auf einige Beispiele hinzuweisen, die wir Ratzel selbst auf gut Glück entnehmen; so heißt es in dem eben berührten Zusammenhange: „Kein Zweifel, daß auch die Religion ꝛc. geprüft werden kann" (Anthrop. II, 708). „Wie einerseits die Fortbildung des Culturbesitzes, so ist anderseits die Rückbildung oder die Stagnation, worein diese von Natur offenbar nicht starke Bewegung leicht geräth, eine lehrreiche Erscheinung" (Völkerkunde I, 74). „Ohne Zweifel hat es vor den Beziehungen zu den Europäern auch andere Völkerbeziehungen gegeben" (l. c. S. 75). „Unzweifelhaft liegt hier eine der Unvollkommenheiten vor" (l. c. S. 86). „Sicher wirkte bei der Entwicklung des Schamgefühls ein anderer Umstand mit" (l. c. S. 88). „Offenbar würde es ungerecht sein" (l. c. S. 89) u. s. w.

Digitized by Google

die Bemerkung: „Dem Völkergedanken liegt Nichts ferner, als monopolistische Habgier, weil er damit zunächst bei seinem armseligen Elementargedanken stecken bleiben würde. Je reichlicher genährt durch Uebertragungen und Entlehnungen (wenn gut creditirt), desto wohlgemuther wird er sich üppigen Wachsthums freuen."

9. Herm. Post.

Der socialpsychologische Charakter der Ethnologie, wie wir ihn vorher kurz berührten, tritt in keinem der vielen Zweige, zu denen sich die moderne Völkerkunde entfaltet hat, klarer, fast möchte man sagen, unabweisbarer hervor, als in der vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis. Dazu kommt auch der naturwissenschaftlich exacte Charakter in der Begründung der Methode, zugleich unter voller Beherrschung der einschlägigen philosophischen Disciplinen (Psychologie, Erkenntnißtheorie und Ethik) gerade bei demjenigen Forscher zur vollen Geltung, den wir hier im Auge haben, und der durch seine umfassenden Schriften bahnbrechend für seine Forschung genannt werden kann, Hermann Post[1]). So wenig Post einer todten mechanischen Auffassung zuneigt, so offen er die Schwächen und Auswüchse des Darwinismus tadelt, so sehr ist es ihm doch darum zu thun, für die Ethnologie im Allgemeinen, und für die darauf zu begründende vergleichende Rechtswissenschaft im Besonderen den unmittelbaren Rückhalt an den Naturwissenschaften zu gewinnen und die ganze Betrachtung einem umfassenden biogenetischen Gesetz zu unterstellen. Das tritt schon unverkennbar in seiner Erstlingsschrift hervor: „Es ist eine der größten und folgenreichsten Entdeckungen der Wissenschaft unserer Tage, daß jedes kosmische Gebilde alle Phasen seiner Entwicklung noch in sich trägt und aus Allem, was ist, die unendliche Geschichte seines Werdens in ihren Grundlagen erschlossen werden kann. Wie sich aus der Structur des gestirnten Himmels dessen weltgeschichtliche Entstehung erschließen läßt, wie die Schichten der Erdoberfläche uns die Geschichte unseres Planeten entrollen, wie die Morphologie uns gelehrt hat, aus der organischen Structur irgend eines Thieres auf die Stufen zurückzuschließen, welche es dereinst durchlaufen hat, bis es zu seiner jetzigen Entwicklungshöhe gelangte, und wie wir in den Phasen des fötalen Lebens die wesentlichsten Phasen des Rassenlebens wiederfinden, wie aus

---

[1]) Von kleineren monographischen Arbeiten ist Post stufenweise zu immer umfassenderen Werken aufgestiegen: 1. Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und der Ursprung der Ehe, 1875; 2. Der Ursprung des Rechts, 1876; 3. Die Anfänge des Staats- und Rechtslebens, 1876; 4. Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis, 2 Bände, 1880 u. 81; 5. Die Grundlagen des Rechts, 1884; 6. Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz, 1886; 7. Afrikanische Jurisprudenz, 2 Theile, 1887; 8. Studien zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts, 1889; 9. Ueber die Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft, 1891; 10. Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz, 2 Bände, 1894 u. 95, sämmtlich erschienen in Oldenburg.

Digitized by Google

der Structur des menschlichen Gehirns die Geschichte seiner Entwicklung durch denjenigen entziffert werden kann, der diese Runen zu lesen versteht, wie der Sprachforscher aus der Sprache eine Geschichte der menschlichen Vernunft zu Tage fördern kann, wie sogar, wenn man Geiger's interessanten sprachwissenschaftlichen Forschungen trauen darf, das Farbenspectrum zugleich die Geschichte des menschlichen Sehens bedeutet, so giebt uns auch das Gesammtbild der menschlichen Rasse und der Zustand jedes einzelnen Organismus, welchen wir im menschlichen Gattungsleben antreffen, ein sicheres Material für Rückschlüsse auf die Geschichte der Organisation der menschlichen Rassen und des einzelnen Organismus. Auf der Basis eines solchen Rechts ist es möglich, die Geschichte jedes einzelnen Gattungsorganismus, von welcher uns die Tradition nur vereinzelte Phasen, vielleicht nur einzelne verflogene Notizen aufbewahrt hat, in den wesentlichsten Grundzügen zu reconstruiren. Es ist auch möglich, mit Sicherheit vorauszusagen, wie sich die innere Entwicklung einer auf einer tiefen Stufe stehenden Völkerschaft im Wesentlichen in Zukunft gestalten muß. Es sind daher Untersuchungen über die primitiven Zustände des Staats- und Rechtslebens bei den niedrigsten Naturvölkern von der höchsten Wichtigkeit für unsere eigenen. Bei der Allgemeinheit der die primitive Entwicklung beherrschenden Gesetze geben sie uns vollständige Aufklärung über die Anfänge des Staates und Rechtes bei den heutigen Culturvölkern und enthüllen uns Zeiten, über welche eine historische Tradition gar nicht mehr existirt, sondern von welcher sich nur vereinzelte Ueberbleibsel in Sagen und Sitten [1]) erhalten haben, die nur durch die Vergleichung mit Zuständen von Völkerschaften, welche die primitivsten Phasen noch nicht überschritten haben, verständlich werden. So liefert jede Nachricht über jede Völkerschaft der Erde zugleich ein Material für die Beurtheilung der Geschichte jeder anderen Völkerschaft der Erde. Alles beginnt sich gegenseitig zu stützen und die sich ergebenden allgemeinen Entwicklungsgesetze gehen in ein solches Detail, daß leichtlich selbst die Richtigkeit einer historischen Tradition durch sie controlirt werden kann. Schon jetzt ist es einem Reisenden nicht mehr möglich, uns beliebige unwahre Dinge von irgend einer Völkerschaft der Erde zu berichten [2]); durch Vergleichung der Berichte über die verschiedensten Völker durch die verschiedensten Forscher ist ein Maaßstab geschaffen, der häufig genug schon jetzt uns befähigt, mit fast absoluter Sicherheit zu behaupten, daß eine

[1]) Wie ersichtlich berührt sich hier Post mit Tylor (Anthropologie S. 424); das Mittel, durch richtige Erklärung der Ueberlebsel den organischen Zusammenhang von Recht und Sitte für einzelne Erscheinungen klar zu legen, ist auch für die vergleichende Jurisprudenz von hervorragender Wichtigkeit.

[2]) Auch diese Methodik fanden wir schon bei Tylor (Anfänge der Cultur I, 10): Für die Rechtswissenschaft gilt das Princip schrankenloser Vergleichung derselben oder ähnlicher Grundsäße und Institutionen selbst über den Bereich ethnographisch verwandter Völkerschaften hinaus vollends.

Digitized by Google

bestimmte Nachricht eines Reisenden auf falscher oder ungenauer Beobachtung beruhen müsse, und ein solches Urtheil wird die Zukunft uns noch in weit höherem Grade ermöglichen, je mehr das zur Vergleichung heranzuziehende Material wächst" (Ursprung des Rechts S. 8).

Das sind die allgemeinen Prolegomena der Forschung, für die es selbstverständlich einer genauen Begründung der einzelnen Principien bedarf. Schon früher haben wir die methodische Sichtung des Materials beleuchtet und betont, daß wir es hier mit einer streng exacten Wissenschaft zu thun haben, die die Verbindung zwischen naturwissenschaftlichen und historischen Disciplinen bildet; wir können uns somit betreffs der Schilderung der kritischen Vorarbeiten wohl auf einige Andeutungen beschränken. Die Sammlung und Sichtung des empirischen Materials (so äußert sich unser Gewährsmann gelegentlich) wird sich als eine Vorbereitungshandlung für die eigentliche Aufgabe der Rechtswissenschaft, die Erforschung der Ursachen des Rechtslebens darstellen, und die philosophische Rechtswissenschaft wird wieder auf die empirische insofern zurückwirken, als sie die maaßgebenden Gesichtspunkte für die Sammlung und Sichtung des empirischen Materials entwickeln und der Verirrung in irrelevante Einzelheiten wehren wird, welche stets eine Folge rein empirischer Forschung ist. Wir vindiciren demnach der Rechtswissenschaft der Zukunft zunächst die Aufgabe, uns eine Kenntniß des gesammten Rechtslebens der menschlichen Rasse zu verschaffen, sowohl des bestehenden, als des vergangenen. Zu einer vollständigen Lösung dieser Aufgabe würde gehören eine systematische und genetische Darstellung aller Rechtsgebräuche aller Völkerschaften, welche wann und wo immer auf der Erde existirt haben. Schon die Lösung dieser lediglich vorbereitenden Aufgabe der Rechtswissenschaft der Zukunft ist mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Der Kenntnißnahme der Rechtsgebräuche der meisten Völkerschaften der Erde stehen die erheblichsten Hindernisse entgegen. Schon das urkundliche Material über die Rechtsentwicklung der abendländischen Culturvölker ist ein vielfach lückenhaftes. Unendlich viel schwieriger ist die Feststellung der Rechtsentwicklung in den großen ostasiatischen Culturgebieten. Bei den allermeisten Völkerschaften der Erde aber ist eine historische Erforschung der Entwicklung ihres Rechtslebens vollständig ausgeschlossen. Hier kann nur noch die vergleichend-ethnologische Methode aushelfen, welche eine große Massenhaftigkeit des zur Vergleichung heranzuziehenden Materials verlangt, wenn sie zu einigermaaßen sicheren Resultaten gelangen soll" (Bausteine I, 2).

Nehmen wir nun an, daß für irgend eine wichtigere Erscheinung des socialen Lebens durch sorgfältiges Studium und die mittelst der Vergleichung bedingte Ausscheidung aller irrthümlichen Nachrichten das Material für die wissenschaftliche Verarbeitung genügend kritisch gesichtet ist, so würde nunmehr das eigentliche Facit zu ziehen sein in der Aufstellung bestimmter Gesetze, welche diese Entwicklung beherrschen. Hierbei treten die für eine

Digitized by Google

einfache ethnographische und historische Darstellung maaßgebenden Kriterien, wie individuelle Leistungen, zeitliche Aufeinanderfolge der Ereignisse, ja, was auf den ersten Blick sehr verwunderlich erscheint, die Rücksicht auf bestimmte culturhistorische und Sprach- resp. ethnographische Zusammenhänge und Verwandtschaften, völlig zurück. Unser Denker schildert diesen Fortgang des ursprünglich auf einen kleinen Bezirk beschränkten rechtsgeschichtlichen Studiums so: „Es ist gar nicht wegzuleugnen, daß eine Menge gleichartiger ethnischer Thatsachen sich bei Völkerschaften finden, bei denen ein historischer Zusammenhang weder nachweisbar noch anzunehmen ist. Hier bleibt also nur die Annahme übrig, daß es gewisse allgemeine, in der menschlichen Natur überhaupt liegende Organisationsformen im ethnischen Leben giebt, welche nicht an bestimmte Völkerschaften gebunden sind. Blutrache, Compositions-Systeme, Frauenraub, Brautkauf, Verwandtschaft lediglich durch die Weiberseite, Gesammtbürgschaft finden sich z. B. bei den verschiedensten stammfremden Völkerschaften. Diese Methode, welche die Thatsachen des ethnischen Lebens ohne Rücksicht auf deren historischen Zusammenhang zum Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung macht, ist vorzugsweise als vergleichend-ethnologische zu bezeichnen. Sie ist jedoch im Grunde genommen Nichts als die möglichst weit ausgedehnte erfahrungswissenschaftliche Methode. Sie ist insofern gefährlich, als sie der Basis des historischen Zusammenhanges entbehrt, die Zurückführung gleichartiger Thatsachen auf gleichartige Ursachen daher mit großer Vorsicht [1]) geschehen muß und nur eine große Masse des zur Vergleichung heranzuziehenden Materials zu sicheren Schlüssen führen kann. Ist solches jedoch vorhanden, so kann auch hier durch Vergleichung jeder Fehler ebenso gut ausgeschieden werden, wie bei streng historischer Forschung. Die vergleichend-ethnologische Methode wird bis jetzt von juristischer Seite noch stark angefochten und für durchaus unwissenschaftlich erklärt; anscheinend haben aber die Gegner derselben gar keinen Begriff von ihrem Wesen. Die vergleichend-ethnologische Methode unterscheidet sich von der historischen dadurch, daß sie das empirische Material nach ganz anderen Gesichtspunkten sammelt. Die historische Forschung sucht die Ursachen der Thatsachen des Völkerlebens zu erkennen, indem sie die Entwicklung dieser Thatsachen aus vorhergehenden Thatsachen in den Lebensgebieten einzelner Geschlechter, Stämme und Völker verfolgt; die vergleichend-ethnologische Forschung will dagegen zu einer Erkenntniß der Ursachen der Thatsachen des Völkerlebens gelangen, indem sie gleichartige oder ähnliche Erscheinungen, sie mögen wo und wann immer auf Erden auftreten, zusammenstellt und aus ihnen auf gleichartige oder ähnliche Ursachen Rückschlüsse macht. Sie ist also durchaus unhistorisch. Sie ordnet die ethnischen Thatsachen nach ganz anderen Gesichtspunkten, wie

[1]) Man erinnere sich derselben Mahnung, die schon Schiller ergehen ließ (vgl. S. 68).

Digitized by Google

man bisher gewohnt war; sie reißt dasjenige, was man bisher als zu einander gehörig betrachtete, aus einander und bringt das so Zerrissene in einen Zusammenhang, welcher von dem bisherigen historischen Standpunkt aus zunächst als ein willkürlicher und fingirter erscheinen muß. In dieser vollständigen Verrückung des Forschungsstandpunktes liegt die große Schwierigkeit, Forschern der historischen Schule klar zu machen, daß die vergleichend-ethnologische Methode überhaupt eine wissenschaftliche Methode ist. Es gehört auch in der That eine Hineingewöhnung in einen vollständig anderen Gedankenkreis dazu, um dies zu begreifen. Da man gewohnt geworden ist, alle ethnischen Thatsachen lediglich im Kreise einzelner Stammes- und Volksbildungen zu betrachten, so geht man davon aus, daß jeder Stamm, jedes Volk sein Eigenleben führe, welches von dem jedes anderen Stammes oder Volkes verschieden sei, so daß Rückschlüsse von Lebensäußerungen eines Stammes oder Volkes auf solche eines anderen Stammes oder Volkes, zumal wenn es sich um blutsfremde Stämme oder Völker handelt, unzulässig seien [1]). Dieser Gesichtspunkt ist vollkommen erklärlich, wenn man sich daran erinnert, aus welchen Anfängen sich die historische Forschungsmethode entwickelt hat; aber er ist offenbar nicht der einzige, unter welchem das Völkerleben betrachtet werden kann. So gewiß jeder Stamm und jedes Volk seine Eigenart hat, so gewiß bestehen auch alle Stämme und Völker aus Individuen menschlicher Rasse, und auf Grund dieser Angehörigkeit an eine gemeinsame Rasse ist es von vorneherein schon höchst wahrscheinlich, daß gewisse ethnische Thatsachen sich bei allen Völkerschaften der Erde wiederholen. Fortpflanzung, Ernährung und Beziehungsverrichtungen sind allen Menschen als Exemplaren der menschlichen Rasse eigen, und diese tellurisch-organischen Functionen bilden die Basis des ganzen ethnischen Lebens. Alle Stämme und Völker setzen sich aus denselben fortpflanzungs- und ernährungsbedürftigen, im Wesentlichen mit demselben Intellect begabten Menschen zusammen; es versteht sich daher eigentlich von selbst, daß eine

[1]) Fälschlicherweise ist auch wohl das Analogon der vergleichenden Sprachwissenschaft zur Bekämpfung der specifisch ethnologischen Methode herangezogen, worauf Post ganz richtig antwortet: „Eine Vergleichung nichtstammverwandter Sprachen ist nicht möglich, da dieselben in der That isolirte Bildungen sind. Möglicherweise ließen sich nur noch aus der Gesammtheit aller Sprachen der Erde gewisse Resultate für den allgemeinen Entwicklungsgang des menschlichen Denkens gewinnen. Im Uebrigen sind die Sprachen in der That Solitärproducte bestimmter Völkergruppen. Bei anderen socialen Gebieten ist dies aber nicht der Fall. In der Entwicklung des religiösen Bewußtseins zeigen sich z. B. vielfach gleichartige Erscheinungen, welche über die Grenzen der durch die Sprachwissenschaft geschiedenen Völkerstämme weit hinausgehen, und so giebt es auch im Rechtsleben der Menschheit eine ganze Reihe von Bildungen, welche nicht eine Specialität bestimmter Völker oder Völkergruppen sind, sondern welche sich in weiten Kreisen stammfremder Völker wiederfinden, ja zum Theil einen so weiten Verbreitungsbezirk haben, daß sie als ein Gemeingut der Menschheit angesehen werden können" (Einleitung in das Studium der ethnolog. Jurisprudenz, S. 26).

Digitized by Google

Menge von Sitten und Anschauungen in gleichmäßiger oder doch ähnlicher Gestalt bei den verschiedensten Völkerschaften auftreten müssen, und es ist im Grunde unbegreiflich, daß man die Ursachen gleichartiger ethnischer Erscheinungen in der gleichartigen Natur des Menschen zu suchen bisher ganz vergessen hat und statt dessen lediglich dem zunächst ganz äußerlichen historischen Zusammenhange derselben nachgegangen ist. Diese seltsame Verirrung, welche in der Entwicklungsgeschichte der historischen Forschung ihre Erklärung findet, bringt es mit sich, daß man jetzt, wo man überall Parallelen in den Sitten und Anschauungen der stammfremdesten Völkerschaften entdeckt, dadurch überrascht wird, während man von unserem Standpunkte aus dieselben überall erwarten mußte" (Bausteine I, 12).

In der That sind rechtliche Anschauungen und Einrichtungen so wenig durch ethnographische Rücksichten bestimmt, daß die stammfremdesten Völkerschaften (natürlich auf den gleichen Entwicklungsstufen) völlig mit einander übereinstimmen, und zwar so sehr, daß man Anfangs auf den bequemen Ausweg der Entlehnung gerieth, etwa wie das römische Recht zugleich mit dem Inventar der gesammten übrigen Cultur von uns recipirt wurde. Dennoch besteht gegenüber diesen Elementargedanken, wie Bastian sagen würde, den normalen Grundformen des Rechts eine unendliche Fülle localer Variationen, so daß zunächst in jedem einzelnen Fall durch eine sorgfältige Prüfung des Materials festzustellen ist, was wir vor uns haben, ein durchgehendes allgemeines Gesetz, das den Charakter des Typischen und Nothwendigen an sich trägt, oder eine specifische topographisch und historisch bedingte Erscheinung [1]). Ein ganz besonderer Stein des Anstoßes ist sodann für den exacten Historiker die ausgesprochene Gleichgültigkeit der Ethnologie gegen die Chronologie [2]), diesen unentbehrlichen Leitfaden für die landläufige geschichtliche Betrachtung. Deshalb bemerkt unser Gewährsmann: „Die Rechtsgeschichte arbeitet an der Hand der chronologischen Aufeinanderfolge der historischen Thatsachen. Die Ethnologie, so weit sie geschichtslose Völker behandelt, kennt einen solchen Zusammenhang nicht, sie hat keine Zeitrechnung. Sie kennt keine Jahrzehnte oder Jahrhunderte, sondern nur Perioden, Schichten etwa wie die Geologie. Die Ethnologie findet in jedem beliebigen Zeitpunkte alle Arten von Rechtssitten, von der unentwickeltsten bis zu der höchst ausgebildeten, neben einander bei den

---

[1]) Vgl. dazu die gründliche Auseinandersetzung: Einleitung in das Studium, S. 49 ff.

[2]) Post speciell wurde wiederholt dieser Vorwurf gemacht, weshalb er sich denn auch öfter, wie schon früher bemerkt wurde, dagegen vertheidigt, vgl. Bausteine I, 17, wo es unter Anderem heißt: „Es liegt mir nur daran, gewisse Erscheinungen zu constatiren, welche auf der Basis der überall gleichmäßig wirkenden menschlichen Natur überall gleichmäßig sich zeigen. Hierfür sind Rasse, Völkerzweig, Volk und Stamm vorläufig ganz gleichgültig. Ich beabsichtige nur das, was im ganzen ethnischen Gebiet gleichmäßig auftritt, in den Grundzügen festzustellen" u. s. w.

Digitized by Google

verschiedenen Völkern der Erde vor. Das Material, auf welches sie allein ihre Schlüsse bauen kann, sind gleichartige Thatsachen, und diese liegen bei den verschiedenen Völkern der Erde nicht bloß Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte und Jahrtausende aus einander. Rechtssitten, welche bei einem Volke noch heutzutage praktisch geübt werden, gehören bei einem anderen der graueſten Vorzeit an. Die Chronologie der ethnologischen Jurisprudenz ist nicht die Jahreszählung von irgend einem willkürlich angenommenen Zeitpunkte an, sondern sie ist die Stufenfolge der Entwicklung irgend einer charakteristischen Rechtsanschauung oder Rechtssitte bei den verschiedenen Völkern der Erde, bei denen sie vorkommt. Die Rechtswissenschaft glaubte bisher in den Rechten der höchstentwickelten Culturvölker das werthvollste Forschungsmaterial vor sich zu haben und des Studiums des Rechtslebens der uncultivirten Völker durchaus entbehren zu können. Die ethnologische Jurisprudenz muß gerade auf das Studium der Rechte der geschichtslosen Völker das erheblichste Gewicht legen, da nur in den Rechten dieser Völker die Keimbildungen des Rechtslebens aufgefunden werden können, und diese für eine allgemeine Entwicklungsgeschichte des Rechtslebens von der höchsten Bedeutung sind. Wie die Physiologie auf der Physiologie der Zelle steht, so wird die Rechtswissenschaft der Zukunft auf dem primitiven Geschlecht stehen, wie wir es als elementare Bildung nur noch bei reinen Naturvölkern vorfinden."

Nur ganz in allgemeinen Zügen können wir einen Entwurf des sich schier unendlich ausdehnenden Rechtsgebietes wagen, wie er sich unter der eben entwickelten Perspektive dem Forscher entschleiert. Lassen wir wieder unseren Denker für sich selbst sprechen: „Die vergleichend-ethnologische Methode hat ihren Ausgangspunkt in der Vergleichung correspondirender Rechtsinstitute und Rechtsnormen bei allen Völkern der Erde. Sie sammelt daher zunächst Parallelen. Parallelerscheinungen im Rechtsleben der Völker können natürlich nicht ohne Weiteres zu der Annahme gleicher Ursachen für dieselben führen; aber sie geben die Punkte an, an denen man nach den Ursachen der Erscheinungen im Rechtsleben zu suchen hat. Die Parallelen der ethnologischen Jurisprudenz ergeben folgende Grundzüge. Es giebt bestimmte Rechtsinstitute, welche sich so sehr bei allen möglichen Völkern der Erde wiederholen, daß man sie als ein Gemeingut der Menschheit betrachten darf. Andere finden sich ebenfalls über die ganze Erde verbreitet, aber nicht bei allen Völkern, sondern nur sporadisch; sporadisch aber wieder bei ganz stammfremden Völkern. Andere sind beschränkt auf bestimmte Völkergruppen, welche sie nicht überschreiten, andere erstrecken sich nur auf ein einzelnes Volk, andere nur auf einzelne Stämme oder noch engere ethnische Gebiete. Die wichtigste Gruppe von Rechtsinstituten sind natürlich diejenigen, welche sich bei allen Völkern der Erde wiederfinden. In ihnen wird man das allgemein Menschliche im Rechte erblicken dürfen. Sie bilden den Stamm, an welchem sich das ganze Blätter- und Blüthenwerk

Digitized by Google

eines concreten Rechtsgebietes entfaltet. Sie sind das Naturnothwendige im Rechtsleben, dasjenige, was in organischen Individuen das Skelett ist. Solche Erscheinungen, welche sich bei stammfremden Völkern der Erde verstreut finden, aber nicht bei allen, werden ebenfalls auf die allgemeine Menschennatur zurückgeführt werden dürfen. Sie sind aber nicht nothwendige Erzeugnisse derselben, sondern sie können sich nur aus derselben unter ähnlichen Existenzbedingungen entwickeln. Es finden sich daher bei anderen Völkern oft auch die gerade conträren Rechtssitten. Erscheinungen des Rechtslebens, welche sich auf einzelne Völkergruppen, Völker, Stämme oder noch engere ethnische Kreise beschränken, wird man auf die Eigenart solcher ethnischer Bildungen zurückführen dürfen" (Aufgabe einer allgemeinen Rechtswissenschaft, S. 18).

Mit dieser Sonderung der rechtlichen Anschauungen in bestimmte Gruppen und der damit unmittelbar zusammenhängenden Ableitung derselben aus dem socialen Leben der Menschen würde sich auch sofort ein sehr bedeutsamer Einblick in den psychogenetischen Ursprung des Rechts überhaupt ergeben. In dieser Perspective erscheint nämlich das Recht durch und durch social bedingt, als ein organisches, schlechthin naturnothwendiges Product des geselligen Lebens und keineswegs, wie eine kurzsichtige, aber sich sehr weise dünkende Speculation immerfort noch behauptet, als Ausdruck individueller Strebungen und Neigungen oder, wie die vornehmere Bezeichnung meist lautete, als Realisirung einer Idee. Hier ist jede Hoffnung, wie Post ausruft, auf ein gutes Einvernehmen ausgeschlossen: „Mit jeder Rechtsphilosophie, welche von einem möglichst abstracten Rechtsbegriffe oder einer Rechtsidee ausgeht und von hier aus, wesentlich deductiv operirend, ein Rechtssystem aufbaut, ist für mich von vorneherein jede Verständigung ausgeschlossen. Mein Ziel ist, auf inductivem Wege eine allgemeine Rechtswissenschaft aufzubauen, und damit wird der ganze Weg meiner wissenschaftlichen Forschung ein anderer. Ich gehe nicht davon aus, daß ein absolut und objectiv Gutes oder Rechtes dem Menschen angeboren sei oder daß mein individuelles sittliches und rechtliches Bewußtsein ein untrüglicher Maaßstab für die Unterscheidung von Gut und Schlecht oder von Recht und Unrecht sei, sondern ich will aus den Erscheinungsformen des ethischen und rechtlichen Bewußtseins der Menschheit in den Sitten aller Völker der Erde erst erkennen, was gut und recht sei, und auf diesem Umwege feststellen, welche Bewandtniß es mit meinem eigenen individuellen sittlichen und rechtlichen Bewußtsein habe. Ich will daher an die Stelle der Individualpsychologie, auf welcher unsere heutige Rechtsphilosophie fast ausschließlich basirt, eine ethnische Psychologie setzen" (Grundlagen, Vorrede S. 10). Dem gegenüber ist immer wieder darauf hinzuweisen, daß dieser isolirte Mensch, der als Urquell dieser ganzen Entwicklung figurirt, lediglich ein todtes Abstractum, eine speculative Erfindung ist, die re vera nicht vorkommt (vgl. Wundt, Ethik, S. 389). So weit auch der kritische

Digitized by Google

Blick unserer Wissenschaft in die nebelumsponnenen Anfänge des prähistorischen Menschenthums vordringt, so viel immer von dem mythologischen Gebilde des sprach- und vernunftlosen, einsam sein Dasein kümmerlich fristenden Urmenschen erzählt werden mag, für eine nüchterne, durch keine Parteilogik beirrte Forschung ergiebt sich immer mehr die Thatsache der socialen Existenz des Menschen vom Urbeginn der Tage an. Das gilt für alle organischen Schöpfungen des Menschengeistes, für Sprache, Religion, Sitte, Recht, Kunst, die deshalb auch ein die Gesellschaft in eine Summe zusammenhangsloser Atome auflösender Individualismus weder in der antiken, noch in der modernen Philosophie, weder durch den Mund des göttlichen Plato, noch in der Darstellung eines heutigen Utilisten, z. B. eines Bentham, zutreffend hat erklären können. Für die Ethik werden wir später noch diese Beziehung zu berühren haben; hier kommt für uns nur die sociale Natur jedes Rechtes und jeder Verpflichtung in Frage, so daß dadurch auch das Individuum als etwaiger Schöpfer desselben sehr in Zweifel gezogen wird. „Bei genauerer Betrachtung (erklärt Post) stellt sich nämlich heraus, daß nicht das individuelle Rechtsbewußtsein der Schöpfer des Rechtslebens ist, sondern daß vielmehr umgekehrt das individuelle Rechtsbewußtsein ein Product des Rechtes als eines socialen Lebensgebietes ist. Nur soweit das Rechtsbewußtsein Bewußtsein ist, stoßen wir auf eine biologische Grundlage; soweit es aber Rechtsbewußtsein ist, finden wir nur eine sociologische. Das menschliche Bewußtsein hat in den Centralorganen eine körperliche Basis, aber man wird vergeblich im menschlichen Körper nach irgend einem Organ suchen, welches der Sitz des sittlichen Bewußtseins oder des Rechtsbewußtseins sein könnte. Ein isolirt aufwachsender Mensch würde denken, weil er ein Gehirn besitzt und er dieses im Kampfe mit der Natur ohne Weiteres anwenden würde. Von einem sittlichen Bewußtsein oder einem Rechtsbewußtsein würde man bei einem isolirt aufgewachsenen Menschen gar Nichts spüren [1]). Beide sind lediglich ein Product des geselligen Zusammenlebens der Menschen. Sie entstehen erst durch die Anpassung an die geselligen Verhältnisse, in denen der Mensch lebt. Erst durch diese füllt sich das menschliche Bewußtsein unter unzählig anderen Anschauungen auch mit sittlichen Anschauungen und Rechtsanschauungen. Daher läßt sich das Rechtsleben überhaupt nicht aus der Natur des menschlichen Individuums erklären, sondern nur aus der Natur der socialen Verbände, in denen es sich entwickelt, und nur von hier aus wird auch das individuelle Rechtsbewußtsein begreiflich [2]). Obgleich das

[1]) Wenigstens würde bei diesem fingirten Fall gar keine Gelegenheit sein, weder dasselbe zu bethätigen, noch zu beobachten, es würde völlig latent als psychische Disposition bleiben, die als solche wohl anzuerkennen wäre, schon der erblichen Uebermittlung halber, die auch bei diesem Unglücksmenschen nicht ausgeblieben sein könnte.

[2]) Vgl. dazu Post, Grundlagen S. 37 ff., wo der Hergang und die Entstehung dieser zunächst rein instinktiv erfolgenden Rechtsanschauungen und Urtheile geschildert

Digitized by Google

Rechtsbewußtsein rein triebartig in uns wirkt, ist es dennoch das Erzeugniß socialer Factoren und nicht individueller. Es ergiebt sich dies auch schon daraus, daß es den individuellen Neigungen entgegen wirkt. Wie will man eine biologische Basis für die zwei Seelen finden, welche mit einander in Conflict kommen, wenn das Individuum eine Missethat zu begehen die Neigung spürt und sein Rechtsbewußtsein sich dagegen stemmt? Und wenn keine biologische Basis da ist, so beruht die psychologische Anschauung, daß der Mensch durch die ihm angeborene Vernunft seinen sinnlichen Neigungen Halt gebieten könne, auf Phantasie. In der That ist das, was Halt gebietet, kein biologischer oder individualpsychologischer Factor, sondern ein sociologischer und socialpsychologischer. Der schärfste Beweis aber dafür, daß das individuelle Rechtsbewußtsein kein biologisches, sondern ein sociologisches Product ist, liegt darin, daß es, abgesehen von den Variationen, die es dadurch erleidet, daß es überhaupt Bewußtsein ist (also durch Alter, Geisteskrankheit u. s. w.), in seinem Inhalte durchaus bestimmt wird durch die Natur des socialen Verbandes, in welchem das Individuum lebt, oder doch, in welchem es groß geworden ist. Wäre dies nicht der Fall, so müßte das Rechtsbewußtsein des auf gleicher intellectueller Bildungsstufe stehenden Franzosen, Deutschen, Russen, Chinesen identisch sein. Dies ist aber keineswegs der Fall. Es deckt sich nur so weit, als die sociale Organisation sich deckt" (Einleitung in das Studium der ethnol. Jurisprudenz, S. 18). Anderseits wäre es freilich denkbar verkehrt, diesen Proceß in einem derartig einseitigen mechanischen Sinne aufzufassen, daß man von jeder individuellen Thätigkeit dabei absähe. Das Rechtsbewußtsein des Einzelnen (ganz ohne Rücksicht zunächst auf seinen Ursprung) ist und bleibt der lebendige Urquell des Rechts, sowohl im praktischen Leben, als auch als gestaltende Kraft zur Neubildung anderer Ideen, und insofern verdient auch dieser individualpsychologische Factor alle Beachtung. Die gesammte Aufgabe würde sich also folgendermaaßen für die Untersuchung darstellen: „Das Rechtsleben der Menschheit kommt zur Erscheinung einerseits in den Aeußerungen des individuellen Rechtsbewußtseins, anderseits in dem socialen Gebiete des Rechts, der Gesammtheit der Rechtsbräuche, welche sich bei den Völkern der Erde ausgebildet haben. Soweit das Rechtsleben der Menschheit in den Aeußerungen des individuellen Rechtsbewußtseins zu Tage tritt, ist dasselbe ein psychologisches Problem. Soweit das Rechtsleben der Menschheit seinen Ausdruck in dem socialen Gebiete des Rechts, in den Rechtsbräuchen der Völker findet, ist dasselbe ein sociologisches Problem. Eine allgemeine Rechtswissenschaft hat beide Seiten der Aeußerung des Rechtslebens der Menschheit zum Gegenstand ihrer Forschung zu machen.

---

wird, Aufgaben der allgemeinen Rechtswissenschaft, S. 23, und Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz, wo der individualistische Standpunkt überhaupt bekämpft wird, sodann P. Rée, Entstehung des Gewissens, Berlin 1885.

Digitized by Google

Sie ist daher einerseits eine psychologische, anderseits eine sociologische Wissenschaft. Die causale Analyse einerseits der psychologischen, anderseits der sociologischen Erscheinungen des Rechtslebens führt schließlich an einem Punkt zusammen, indem die sociologischen Erscheinungen des Rechtslebens am letzten Ende auf Aeußerungen des Rechtsbewußtseins von Individuen zurückgeführt werden können und anderseits das individuelle Rechtsbewußtsein seinem Inhalte nach wieder auf sociale Ursachen zurückgeht. So erscheint denn als letztes Problem einer allgemeinen Rechtswissenschaft das individuelle Rechtsbewußtsein. Eine vollständige Analyse desselben nach psychologischer und sociologischer Seite hin würde die Aufgabe einer allgemeinen Rechtswissenschaft lösen. Es würde damit das Wesen des Rechts klargestellt sein, soweit uns überhaupt unser menschliches Erkenntnißvermögen eine solche Klarstellung gestattet. Hiernach fällt die Aufgabe einer allgemeinen Rechtswissenschaft in ihrer höchsten Vollendung nach vielen Seiten hin mit der Aufgabe zusammen, an welcher bisher die Rechtsphilosophie gearbeitet hat. Soweit die Rechtsphilosophie über den eben bezeichneten Rahmen hinausgeht, hat eine allgemeine Rechtswissenschaft mit ihr Nichts zu thun. Dies gilt namentlich insofern, als die Rechtsphilosophie sich bemüht, ein dem Wesen und der Bestimmung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft entsprechendes Idealrecht zu construiren, an welchem alle wirklich bestehenden Rechte auf ihre ideale Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit gemessen werden können" (Aufgaben, S. 1 ff.).

Diese Doppelbetrachtung von einem psychologischen und sociologischen Gesichtspunkte aus, die sich übrigens, wie bemerkt, durchaus nicht ausschließen, sondern umgekehrt geradezu bedingen, zeigt sich auch in der Behandlung des Verhältnisses von Recht und Moral. Wer nach dem herkömmlichen speculativen Schema diese Beziehung beurtheilt, der wird einer Blüthenlese gegenüber, wie sie unser Gewährsmann von der völligen Diversität des sittlichen Empfindens aufstellt [1]), völlig rathlos sein. Deshalb ist „Recht in einem bestimmten ethnographischen Gebiet zu einer bestimmten Zeit das, was der Individualität der ethnisch-morphologischen Bildungen und ihrem Verhältnisse zu den Einzelnen und zu einander, sowie den Existenzbedingungen, unter welchen diese ethnisch-morphologischen Bildungen leben, entspricht. Da die morphologische Gliederung eines bestimmten ethnographischen Gebietes oft eine höchst complicirte ist, und der Einzelne oft mehr von diesem, bald mehr von jenem Centrum angezogen wird, so wird eine Menge des bestehenden Rechts von einzelnen Kreisen immer als Unrecht empfunden, und da sein Gewissen dem Einzelnen mit großer Präcision sagt, was nach seiner Stellung Recht sei, so verurtheilt der naturwüchsige Mensch regelmäßig alle anders empfindenden Menschen. Es ist auch Nichts gewöhnlicher, als daß die Genossen einer bestimmten

[1]) Vgl. Bausteine I, 60.

Digitized by Google

Strömung alle in dieser Strömung nicht befangenen Menschen für unehrlich halten. Zu einer ethischen und rechtlichen Toleranz gehört ein Einblick in das Getriebe des Völkerlebens, welcher auch in den Classen der Gebildeten nur höchst selten gefunden wird. Der Durchschnittsmensch ist immer mehr oder weniger fanatischer Parteimensch, da er nicht im stande ist, über den engen Kreis hinauszublicken, in welchen er zunächst verschlungen ist, und ihm das feinere Gefühl, welches gestattet, auch entlegenere Strömungen noch mitzuempfinden, abgeht" [1]).

Während erst eine complicirtere Entwicklung die verhängnißvollen Gegensätze zwischen Recht und Moral schafft, ist für die Stufen der primitiven Organisation sogar Recht und Sitte meist identisch, beide Gebiete decken sich vollkommen, Alles verläuft in den altgewohnten Gleisen uralten und deshalb meist mit religiösem Nimbus umkleideten Herkommens [2]). „Sitte und Recht können bis zu einem gewissen Grade zusammenfallen, sie brauchen dies aber durchaus nicht; unter ungünstigen Bedingungen kann eine Völkerschaft gezwungen sein, nach einem Rechte zu leben, welches ihrer Sitte durchaus nicht entspricht. Das Recht beruht auf zwei verschiedenen Ursachen: Es fällt zum Theil mit der Volkssitte zusammen und ist als solche der Ausdruck des thätigen Gesammtlebens eines Geschlechts, Stammes oder Volkes, zum andern Theil ist es Product der Existenzbedingungen, unter welchen ein Geschlecht, ein Stamm oder ein Volk zu leben gezwungen ist. Es ist hier eine Ausgleichungsrichtung für conträre Strömungen in einem bestimmten ethnographischen Gebiete und correspondirt den staatlichen, kirchlichen und wirthschaftlichen Bildungen, welche den Rahmen der auf Blutsverwandtschaft gestützten ethnischen Organisationen überschreiten. Es ist Staatssitte, religiöse Sitte, Verkehrssitte im Gegensatz zur Stammes- und Volkssitte. Man könnte das Stammes- und Volksrecht gewachsenes Recht, das sonstige gewillkürtes nennen, weil jenes durch Uebung im Stamme und Volke allmählig entsteht, während dieses meist auf Ueberlegung durch Vertrag oder Gesetz festgestellt wird; aber auch das Volksrecht wird vielfach mit Ueberlegung modificirt, und das gewillkürte Recht ist wieder ein nothwendiges Resultat gegebener Bedingungen" (Bausteine I, 49).

Hier kommt, in gewissen Grenzen, auch die individual-psychologische Auffassung zur Geltung, indem das allerdings erheblichen Schwankungen unterworfene sittliche Gefühl oder Gewissen, je nach Lage der Sache, das subjektive Handeln beeinflußt und beherrscht. Man thut sich in Darwinistischen Kreisen nicht selten viel darauf zu Gute, die gänzliche Unvereinbar-

[1]) Deshalb ist es ja auch charakteristisch, daß diese Regungen mit elementarer, vernichtender Gewalt auftreten, besonders die Affecte nach Rache, die sich schließlich ja auch noch unter uns, wenn auch in verfeinerter Form, in großen nationalen Krisen, die einen kriegerischen Ausgleich fordern, erhalten haben (vgl. Post, Grundlagen, S. 30).

[2]) Vgl. dazu Bausteine I, 39.

Digitized by Google

keit der verschiedenen sittlichen Normen, die wir schon erst berührten, thunlichst grell auszumalen und daraus den Schluß zu ziehen, daß lediglich die äußeren Verhältnisse nicht nur den Inhalt der moralischen Anschauungen hervorbrächten, sondern letzten Endes auch jenes Gefühl der subjectiven Verpflichtung, das Sollen, wodurch erst das individuelle Handeln mit seiner Verantwortlichkeit entsteht. Wir halten das mit unserem Gewährsmann für einen Irrthum, um nicht zu sagen, für eine Erschleichung, weil hierbei der psychologische Factor des individuellen Bewußtseins, durch welches erst jene Normen der socialen Umgebung für den Einzelnen bindende Kraft erlangen, völlig übersehen ist. Bei aller Anerkennung der Relativität des Inhaltes muß man doch an der Forderung eines ursprünglichen Triebes oder Gefühles, wie Post sagt, Recht von Unrecht unterscheiden zu können, festhalten. „Erscheinen die individuellen Rechtsanschauungen nicht als etwas Angeborenes, sondern als etwas Angelerntes, auf äußerer Erfahrung Beruhendes, so ist doch anderseits darauf hinzuweisen, daß das Rechtsbewußtsein des Einzelnen nicht als ein Etwas angesehen werden kann, welches erst allmählig durch äußere Erfahrungen entsteht. Denn die Rechtsanschauungen, welche für das individuelle Rechtsurtheil als Obersätze dienen, muß das Individuum sich erst selbst zu eigen machen, und dies kann nur dadurch geschehen, daß es aus einer Mehrzahl von Rechtsanschauungen, die ihm im socialen Leben entgegen treten, eine einzelne auslieſt, welche seiner Natur zusagt. Es wirkt bei dieser Auslese offenbar wieder ein innerer und zwar socialpsychologischer Factor" (Grundlagen S. 24). Es kann, wie gesagt, nie zum Ziele führen, die tabula rasa Locke's auch auf die Ethik auszudehnen und anzunehmen, daß das entscheidende Gefühl der Verpflichtung sich im Laufe der socialen Organisation ganz von selbst einstelle; meist wird dann die Hülfe der allmächtigen Gewohnheit angerufen, als ob damit irgend eine erkenntnißtheoretische Lücke ausgefüllt wäre.

Von der ganzen überströmenden Fülle der verschiedenen Organisationsformen der menschlichen Rasse an dieser Stelle eine annähernd zutreffende Schilderung zu geben (obwohl gerade in dieser Beziehung bei aller Menge der Variationen doch durchgehende große Principien und Normen sich herausgestellt haben), würde eitel Mühe sein; wir ziehen es deshalb vor, mit einigen Strichen das Bild derjenigen primitiven Association zu zeichnen, auf die Post durch seine Schrift: Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und der Ursprung der Ehe, Oldenburg 1875, zuerst die Aufmerksamkeit der betheiligten Kreise gelenkt hat. Die Geschlechtsgenossenschaft weicht in ihrer ganzen Structur derart von allen anderen uns sonst etwa bekannten Gebilden ab, daß es einigermaaßen Mühe kostet, sich vorurtheilsfrei nach dem objectiven ethnologischen Material deren Grundzüge zu vergegenwärtigen; anderseits ist Nichts lehrreicher, weil wir uns gerade dadurch mit einem Schlage den ungeheuren Abstand der socialen Entwicklung, der uns von dieser prähistorischen Organisation trennt, vor die Augen gerückt

Digitized by Google

sehen. Diese primitivste ethnische Vereinigung wird getragen durch die natürliche Grundlage einer gemeinsamen Blutsabstammung, repräsentirt durch die Stammesmutter, die deshalb auch nicht selten eine hohe Verehrung genießt [1]). Je inniger der Zusammenschluß nach innen sich gestaltet und durch die durchweg communistische Anschauung und Behandlung des ganzen socialen Lebens nur noch mehr gesteigert wird, desto schroffer ist der Abschluß nach außen. „In den primitivsten, auf Blutsverwandtschaft gestützten ethnisch-morphologischen Verbänden giebt es überall kein individuelles Recht und keine individuelle Pflicht. Man findet hier weder ein individuelles Verbrechen, noch eine individuelle Schuld, weder ein individuelles Eigenthum, noch eine individuelle Ehe oder Vaterschaft. Vielmehr ist der Verband selbst, das Geschlecht oder der Stamm als Ganzes hier alleiniges Rechtssubject; er allein hat Rechte und Pflichten, und zwar nach Analogie der heutigen völkerrechtlichen Rechte und Pflichten. Alles, was gegen einen einzelnen Blutsfreund gerichtet ist, gilt als gegen die ganze Blutsfreundschaft gerichtet. Alles, was ein Blutsfreund gegen den Genossen eines anderen Stammes thut, gilt als von der ganzen Blutsfreundschaft des Thäters gethan. Alles Eigenthum ist lediglich Stammeseigenthum, alle Schuld Stammesschuld. Die Weiber und Kinder gelten ebenfalls als Gemeingut des Stammes. Die Geschichte der Entwicklung der heutigen individuellen Persönlichkeit aus dem Communismus der primitiven Blutsfreundschaften ist die Geschichte der natürlichen Person. Sie scheidet sich erst ganz allmählig in Folge der Entwicklungsgeschichte der ethnisch-morphologischen Bildungen aus den auf Blutsverwandtschaft gestützten organischen Verbänden ab, und erst in hochentwickelten staatlichen Bildungen kommt sie zu vollem Ausdruck" (Bausteine I, 74).

Begeht in einer solchen blutsverwandten Friedensgenossenschaft ein Glied gegen einen Stammesgenossen einen Todtschlag, so verliert er durch diese frivole Schädigung jeden Anspruch auf Schutz, er wird friedlos und vogelfrei, Jeder kann ihn straflos erschlagen. Richtet sich aber jener Angriff gegen einen Fremden, so wird dies durch das Medium der provocirten Blutrache die Folge eines Krieges zwischen beiden Geschlechtern nach sich ziehen. Da ja alle Stammesgenossen solidarisch für einander haften, so kann auch nicht von einer individuellen Verschuldung die Rede sein; es wird ja durch diesen Eingriff nicht der Einzelne verletzt, sondern die Gesammtheit. Deshalb trifft die Rache für jene That auch sämmtliche Stammesgenossen,

[1]) Das ist freilich, wie jetzt allgemein zugestanden wird, von Bachofen, der ja zuerst die Gynäkokratie entdeckt hat, ungebührlich ausgebeutet (vgl. Das Mutterrecht, Vorrede S. 14 u. S. 17 ff.); aber wenn man auch die schrankenlose Promiscuität oder Sumpfzeugung, wie Bachofen sie nennt, einerseits und die politische Vorherrschaft des Weibes anderseits als mangelhaft begründet aufgiebt, so ist doch damit die Mutterverwandtschaft, die freilich häufig genug damit vermengt ist, gar nicht betroffen. Wir kommen später auf diese Verhältnisse zurück.

Digitized by Google

und es ist demnach völlig gleichgültig, ob der eigentliche Mörder der Rache zum Opfer fällt oder irgend ein beliebiger Genosse des fremden Stammes. „Individuelle Verschuldung, individuelle Zurechnungsfähigkeit, Absicht, Fahrlässigkeit, kurz alle mit dem individuellen Willen zusammenhängende Begriffe sind der Urzeit durchaus fremd. Sie kennt nur Störungen des socialen Gleichgewichts zwischen zwei Geschlechtern und Ausgleiche solcher Störungen. Gerathen zwei Geschlechter dadurch, daß ein Genosse des einen gegen den Genossen des anderen einen Rechtsbruch begeht, in eine Blutfehde, so wird dabei nach individueller Verschuldung so wenig gefragt, wie heutzutage im Kriege zwischen zwei Staaten. So wenig heutzutage ein einzelner Mensch von den Folgen eines Krieges verschont bleibt, weil er den Krieg persönlich nicht mit verschuldet hat, und so wenig ein Krieg sich nur gegen diejenigen richtet, welche ihn verursacht haben, so wenig kann sich ein Geschlechtsgenosse den Bluträchern gegenüber auf seine persönliche Unschuld berufen, und so wenig richtet sich die Blutrache nur gegen denjenigen, der die Blutthat begangen hat. Der Geschlechtsgenosse ist nicht bloß verantwortlich für jeden Rechtsbruch, den er selbst begeht, sondern auch für jeden Rechtsbruch, den irgend einer seiner Geschlechtsgenossen begeht, und zwar gleichviel, ob dieser Rechtsbruch ein verschuldeter oder ein unverschuldeter war, und jeder Geschlechtsgenosse macht für einen Rechtsbruch, der gegen ihn oder einen seiner Geschlechtsgenossen begangen wird, nicht bloß den Thäter verantwortlich, sondern jeden Geschlechtsgenossen desselben, ohne Rücksicht darauf, ob den Thäter oder irgend einen seiner Geschlechtsgenossen dabei ein Verschulden traf oder nicht. Die Urzeit kennt daher weder einen individuellen Verbrecher, noch eine individuelle Buße oder Strafe" (Grundlagen S. 58).

Wie die primitive Geschlechtsgenossenschaft nach Außen als ein solidarischer Schutz- und Trutzverband aller Glieder zu gemeinsamer Garantie des Lebens und Gutes erscheint, so schwindet auch für die innere Organisation der Anschein des Wüsten und Zerfahrenen, der ihr auf den ersten Blick noch etwa anhaftet. Freilich darf man nicht mit specifischen Culturnormen und Anforderungen höherer Cultur kommen, allein gewisse Anfänge der Gliederung, einer Subordination und Rechtspflege fehlen auch hier nicht. „Nach Innen wird das Leben einer Geschlechtsgenossenschaft regelmäßig durch die Autorität eines Häuptlings einigermaaßen geregelt. Diese Autorität ist aber oft mehr eine berathende als eine befehlende. Der Theorie nach steht allerdings oft nach den Anschauungen geschlechtsgenossenschaftlich organisirter Völkerschaften den primitiven Häuptlingen ein Recht über Leben und Gut der Ihrigen zu. Aber dies Recht ist kein Recht in unserem Sinne. Er kann so verfügen, weil oberhalb der Geschlechtsgenossenschaft Nichts mehr existirt, was seine Autorität beschränkt; seine Macht geht aber nur so weit, wie seine Autorität reicht, weil Nichts außer der Geschlechtsgenossenschaft sie stützt. Der Häuptling hat so wenig, wie

Digitized by Google

die Blutsfreunde unter einander, bestimmte Rechte und Pflichten. Es existirt nur eine gewisse Sitte, nach der Alle handeln, und welche ihre Basis in dem durch das gemeinsame Blut zusammen gehaltenen ethnisch-morphologischen Gebilde der Geschlechtsgenossenschaft hat, deren Integrität mit Hintansetzung der eigenen Individualität aufrecht zu erhalten sein durch den Blutsverband geleitetes Gewissen jeden Blutsfreund treibt" (Bausteine I, 47). Der so geschilderte Zustand beruht sonach durchaus noch nicht auf einer festen juristischen Basis, sondern entspricht dem einfachen Herkommen und besonderen, durch außergewöhnliche Verhältnisse bedingten Erscheinungen. Und wie diese Autorität durch Kraft und Intelligenz errungen ist, so zerfällt sie auch bei entsprechender Rivalität eines anderen glücklicheren Nebenbuhlers von selbst. Anders gestaltet sich freilich die Sache, wenn an die Stelle dieser ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaft die schon etwas straffere Organisation der Gaugenossenschaften mit patriarchalischem Typus tritt, wo die Stellung der Häuptlinge zu einer festen, mit bestimmten (meist sehr weitreichenden) Rechten und Pflichten ausgestatteten politischen Institution sich entwickelt.

Eine solche vergleichend ethnologische Verarbeitung des ethnologischen Materials und ihre rückläufige Untersuchung bis zu den primitiven Geschlechtsgenossenschaften hin wird freilich der vielfach noch herrschenden Rechtsphilosophie wenig zusagen [1]). Man wird sich vor Allem, wie schon bemerkt, daran gewöhnen müssen, viele Erscheinungen, die bislang rein deductiv aus der individuellen Natur des Menschen oder aus einem imaginären Rechtsbewußtsein des Menschen apriorisch entnommen wurden, nach den erprobten Principien der Naturwissenschaft genetisch zu erklären und auf ihre letzt erreichbaren Anfänge hin zu verfolgen. Dadurch würde auch für die methodische Anordnung des Rohstoffes, wie begreiflich, eine ganz andere Reihenfolge sich ergeben. Während die bisherige Ansicht noch meist von unseren subjectiven Anschauungen und Vorstellungen ausging, als den allein gültigen und normalen, und darnach alle etwaigen Abweichungen kurzer Hand als Mißbildungen auffaßt, oder wohl gar den engen Kreis des römischen Rechts als den maaßgebenden betrachtet, würde umgekehrt eine auf dem umfassenden Material der Völkerkunde basirende Darstellung von den einfachsten und dürftigsten Associationsformen der menschlichen Rasse beginnen und nun die weiteren, durch die verschiedenartigsten Gründe bedingten Entwicklungsphasen feststellen. Sie müßte also, wie Post fordert, mit dem Collectivrecht in seiner ganzen Ausdehnung anheben und aus diesem das Individualrecht deduciren. Erst durch diese genetische Zergliederung würde sie den Charaker des Wunderbaren und Seltsamen, der trotz aller ernsten Wissenschaft sich in der Entwicklungs-

[1]) Zum Schluß mag hier noch auf eine kurze Orientirung über die Entwicklung der Rechtswissenschaft, wie Post sie schildert, verwiesen werden, Grundriß I, 14.

Digitized by Google

geschichte unseres Geschlechts ab und zu nicht verkennen läßt, endgültig beseitigen, indem sie alle Rechtsanschauungen als die naturgesetzlichen Ergebnisse eines großen socialen, meist bis in vorhistorische Perioden zurückgreifenden Processes nachweist.

10. Jul. Lippert.

Zu den Culturhistorikern, die es mit Erfolg versucht haben, die Ergebnisse der vergleichenden Ethnologie für den weiten Rahmen der Culturgeschichte nutzbar zu machen, gehört in erster Linie Jul. Lippert. Von kleinen Anfängen ausgehend (Der Seelencult in seinen Beziehungen zur althebräischen Religion, Berlin 1881), hat er die Perspective immer mehr erweitert (Religionen der europäischen Culturvölker; Christenthum und Volksglaube, 2 Theile; Geschichte des Priesterthums, 2 Bände; vgl. auch Geschichte der Familie, Stuttgart 1884), bis er endlich Alles in einer orientirenden Darstellung zusammenfaßte (Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau, 2 Bände, Stuttgart 1887). Mögen auch manche Voraussetzungen und Folgerungen vielleicht Bedenken erregen (vgl. Wundt, Ethik S. 52 in Betreff des Begriffes Fetisch), so ist doch anderseits der vielfache Beifall, der ihm geworden ist, in Anbetracht jener Popularisirung ethnologischer Anschauungen wohlverdient. Wir müssen uns hier auf einige ungefähre Andeutungen und Grundzüge beschränken. Lippert vertritt mit den meisten modernen Ethnologen die Ansicht, daß sich die Entwicklung der Menschheit als ein allmähliger, wenn auch durch Rückfälle unterbrochener Fortschritt fassen lasse, und er ist somit Gegner der früheren Degenerationstheorie, die überall (in Mythe, Sage, Kunst u. s. w.) nur Entartung und Zersetzung sehen will. Anderseits verkennt er nicht die Gefahr in der willkürlichen Festsetzung einer festen, unverrückbaren Grenze zwischen der Cultur und jener fragwürdigen Urzeit, die am Anfange aller Dinge steht. „Alles aber, wodurch der Mensch sich auch nur im geringsten Grade über seine natürliche Beschränktheit erhebt, ist ein Theilchen der Cultur, und wir Erben vergangener Geschlechter sind wenig berechtigt, die ersten und schwierigsten Schritte von der Ehre dieses Namens auszuschließen. Dieser Einheit des nur stufenweise in die Erscheinung Tretenden entspricht auch die Einheit des Grundantriebes aller Cultur. Dieser eine, überall herrschende Grundantrieb in der Culturgeschichte ist die Lebensfürsorge. In ihr vereinigt und sondert sich Menschliches und Thierisches; in ihr bekundet sich je nach ihrer Erstreckung thierischer Instinct und das Siegel und Zeichen des Menschenthums, sie verknüpft und trennt je nach ihrer Art die beiden Bereiche des Lebenden auf Erden" (Culturgeschichte I, 3). So die allgemeine Erklärung dieser Erscheinung, die ja vollauf durch die verschiedenartigsten Berichte der Reisenden constatirt und bezeugt wird; die genauere Anwendung dieses Princips wird dann so veranschaulicht: „Die Lebensfürsorge unterster Stufe kennzeichnet sich durch

Digitized by Google

das größte Maaß von Beschränkung nach der Richtung des Räumlichen und Zeitlichen. Sie greift zeitlich nicht über den Augenblick des empfundenen Bedarfes hinaus, umschließt räumlich, vom mütterlichen Instinct abgesehen, nur die eigene Persönlichkeit. Mit Befriedigung des natürlichen Antriebes hört sie auf wirksam zu sein. Die außerordentliche Anspannung, deren der Mensch auf dieser Stufe unter dem Drucke der Noth fähig ist, verweigert den Dienst einem vorsorgenden Gedanken; Zukunftssorgen werden unerträglich; der Befriedigung folgt ein Zustand träger Ruhe. Unter der Zucht dieser zeitweilig ebenso intensiven wie immer wieder intermittirenden Sorge stehen die Sinne und Fähigkeiten des primitiven Menschen. Eine Prüfung aller Berichte über das Wesen von Naturvölkern zeigt eine Uebereinstimmung, wie von Ursache und Wirkung. Als Charakterzug dieser Menschen müßte ein unheimlicher Egoismus hervorstechen, wenn nicht Sorglosigkeit ihn milderte; kalte Selbstsucht und gutmüthiges Gewährenlassen scheinen sich so in sein Wesen zu theilen." Die Bedeutung dieses organisatorischen Moments wird dann weiter besprochen, zunächst für die unmittelbare praktische Thätigkeit (Bereitung der Lebensmittel, Anbau des Bodens, Zähmung der Thiere — ganz besonders Erzeugung und Verwahrung des Feuers u. s. w.), dann für die höheren Sphären geistigen Schaffens, namentlich für Recht und Religion, diese vornehmlich socialen Erscheinungen. „Es ist das Bereich religiöser Vorstellungen, welche dem Menschen auf dem Wege der sittlichen Erziehung von außerordentlichem Nutzen waren, von einem Nutzen, dessen Kern und Wesenheit dennoch vielfach verkannt wurden. Sie schufen nicht die Sittlichkeitsideen, wohl aber des Menschen sittlichen Instinct, das sittliche Gewissen, ohne welche das Sittlichkeitsgesetz nicht tiefer in die Herzen gedrungen wäre, als die lästige Verordnung einer Behörde. Indem man diese zwei Dinge vermengt, unterschätzt und überschätzt man abwechselnd die Bedeutung der Religion, auch der rohesten Form derselben, für die Culturgeschichte. Die Religion — in ihrer historischen Erscheinung — ist nicht das reine, ideale, aber das praktische Sittlichkeitsprincip im Menschen. Sie hat nicht den Kanon des Sittlichkeitsgesetzes geschaffen; diesen hat vielmehr die fortschreitende sociale Lebensfürsorge mit Geboten und Verboten angefüllt; aber die Religion hat ihm jene überaus bedeutsame Straffanction verliehen, ohne welche die Erziehung des Menschen zur Sittlichkeit auf den unteren und mittleren Stufen, und da diese nicht übersprungen werden konnten, überhaupt nicht zur Schaffung eines sittlichen Instinctes, wenn auch schon zur Uebung der Sittlichkeit im Sinne beschränkter Organisationen, gelangt wäre. Dieser Ruhm des religiösen Princips scheint sofort eine Schmälerung zu erfahren, wenn wir der geschichtlichen Wahrheit getreu der Thatsache gedenken, daß die Religion mit ihrer Straffanction den Schöpfungen der socialen Fürsorge unterschiedslos auf allen ihren Wegen und Irrwegen gefolgt ist. Da im Fortschreiten der socialen Lebensfürsorge immer wieder eine jüngere Form

Digitized by Google

derselben einer älteren entgegen treten mußte, die Religion aber auf jeder Stufe dem Gesetze ihre machtvolle Sanction verlieh, so hat sie mit dieser auch zeitweilig dasjenige decken müssen, was einer jüngeren Zeit nicht mehr als das Sittliche, oft als das Gegentheil desselben erschien. Während aber die Gesetze schaffende Lebensfürsorge stetig fortschreitet, liegt ein beharrendes Princip im Wesen jener Strafsanction, und die Wohlthat des sittlichen Instincts selber kann zum Fluche werden. Je fester die religiösen Institutionen durch äußere Organisationsformen begründet werden, desto sicherer haben sie sich einmal dem Rade des socialen Fortschritts als Hemmschuh anhängen müssen. Dann entbrannte ein Revolutionskampf um die Sanction neuer Formen und neue Religionsstiftungen führten den relativen Fortschritt zum Siege." Wie das ganze Leben und Treiben des Urmenschen durch diesen allmächtigen Factor beherrscht wird und er auch die Basis der Weltanschauung bei den Völkern niederer Gesittung bildet, wird durch folgende Schilderung veranschaulicht: „An die Lebensfürsorge knüpft die Urreligion des Cultus in doppelter Weise an. Die aus der Todeserscheinung erschlossene primitive Seelenvorstellung" (Lippert berührt sich hier mit Bastian und Tylor) „führt die Vorstellung eines Fortlebens der Seele außer dem Leibe herbei. An die Vorstellung dieses Fortlebens schließt sich der Wunsch einer für jenes Leben verlängerten Fürsorge in dem Grade, in welchem die primäre Lebensfürsorge entwickelt ist. Von welch' außerordentlichem, das ganze Wirthschaftsleben bestimmendem Einfluß, von welchem Aufwand auf einer unteren Stufe der religiösen Vorstellungen diese über den Tod hinaus erstreckte Lebensfürsorge sein konnte, das lehrt die egyptische Geschichte, aber auch die unseres eigenen Mittelalters. Nur die Formen sind verschieden. Die himmelhohen Dome mit ihren Chorkapellen, Tausende von Altären mit reichen Meßstiftungen, die überreichen Klöster mit ihren Schätzen, ihren Liegenschaften und Unterthanen, unermeßliche Reichthümer der todten Hand neben Hütten der Armuth sind nicht minder wie in Egypten die Riesenpyramiden neben winzigen Wohnungen, die Säulentempel neben Lehmgemäuer ebenso viel Zeugnisse, wie sich die Fürsorge vom Diesseits nach dem Jenseits ablenkte, wie das Leben kargte für den Reichthum des Todes" (a. a. O. S. 30). Was sodann den Urgrund der menschlichen Organisationen angeht, so findet Lippert denselben in der Familie, aber er unterscheidet mit Recht scharf zwischen dem einfachen Geschlechtsverkehr und der Ehe als geregelter socialer Institution (im Gegensatz zu Bachofen, Morgan, Lubbock u. A.), so daß dies auch für die Geschichte und Entwicklung des Begriffs Familie bedeutsam wird. „Die Familie spielt ihre culturgeschichtlich bedeutsame Rolle lange vor dem Ehebunde, und obgleich jene secundäre Vergesellschaftung auf einem ganz anderen Princip beruht (es sind hier eben die losen sexuellen Verhältnisse gemeint, wie sie — fast könnte man sagen, überall — neben und vor der Ehe vorkommen), so ist es doch der That-

Digitized by Google

sache nach vorzugsweise die Familie, welche jene Gesellschaften gleichsam dem Materiale nach schafft. Der Bienenstaat ist der Regel nach selbst nur eine einzige große Familie [1]); alle Mitglieder, welche eine und dieselbe gesellschaftliche Fürsorge verbindet, sind außerdem der Regel nach Kinder ein und derselben Mutter. In diesem Sinne kann man auch beim Menschen die Familie als die Grundlage aller gesellschaftlichen Organisation, als Ausgangspunkt aller gesellschaftlichen Fürsorge betrachten. Ueber eine einzig mögliche Urform hinaus sind auch ihre Urformen sehr verschieden gewesen. Jene Urform aber erscheint immer wieder durch alle jüngeren hindurch, bis sie erst auf einer relativ hohen Stufe der Cultur einer jüngeren sich völlig unterordnet, um bald wieder einen Theil ihrer alten Bedeutung zurückzuerobern. Diese große Lebenskraft und Lebenszähigkeit verdankt sie der Natur selbst, deren Schöpfung sie ist. Ihr einfachstes Schema ist Mutter und Kind. Es bedurfte gar keiner Reflexion, um diesen Verband herzustellen, keiner Art Uebereinkommen oder Vertrag, um die Mutter für ihr Kind zu verpflichten, wie beiderlei für die darum auch erst viel später erfolgte Einbeziehung des Vaters Voraussetzung wurde. Das Kind lehrt die Natur selbst als einen Theil der Mutter erkennen, auch wenn es sich dem Mutterschooß entwunden hat. Es bleibt im Urzustande in die Jahre hinein der Mutter zugehörig, wie ein Glied ihres Leibes, durch den allein es lebt. Mutterliebe [2]) ist der erste gesellschaftliche Instinct, ein Mutterrecht die erste gesellschaftliche Ordnung. Denn da das Kind ein Theil der Mutter selbst ist, so hat diese an ihm ein Recht, so unzweifelhaft wie es noch kein zweites Rechtsverhältniß der Urzeit bietet ... Mutter und Säugling bilden von Natur aus eine winzige Gesellschaftsgruppe, die Keimblättchen aller Organisationen familienhafter Form, und je tiefer wir uns in die Urzeit versetzen, desto unmöglicher wird die Existenz des Säuglings ohne diesen Bund, diese Urorganisation, welche die Natur vorbereitet, das Opfer der Mutterliebe begründet hat. Aber die Urzeit selbst sorgt auch dafür, daß dieser Bund nicht mit dem unmittelbaren Zwange der Natur erlischt. Wir erinnern uns, wie in jener Zeit, ein südliches Klima vorausgesetzt, die Gränzen des Säuglingsalters und der Mündigkeit merkwürdig nahe an einander rücken mußten. Dieser Umstand mußte wieder zur Folge haben, daß das schon reifende Kind selbst Zeuge seiner unbedingten Abhängigkeit von der Mutter wurde und das Bewußtsein dieser Thatsache in die so schnell herantretende Zeit seiner persönlichen Selbständigkeit mit herüber nahm. Dieses dem Menschen allein unter allen Lebewesen dauernd verbleibende Bewußtsein wurde unter Menschen zu einer Art der Mutter-

[1]) Vgl. Essays, Wundt, Leipzig 1885, S. 182 ff., der mit Nachdruck das verhängnißvolle Analogon der Thierstaaten einer scharfen Kritik unterzieht.

[2]) Ueber die Liebe der Eltern zu den Kindern vgl. noch v. d. Steinen, Naturvölker, S. 503 ff.

Digitized by Google

schätzung, zum Kitt eines Bundes, den auch bei den höchstbegabten Thieren die Natur wieder löst. Keines der edleren Gefühle gesellschaftlicher Art erscheint als Erbe jener Zeit ausnahmslos dem Menschen unter allen Himmelsstrichen so sehr wie angeboren, wie die Hochschätzung der Mutter, die Liebe des Kindes zu ihr. Den Lippen gefühlloser Wilder hörten Forschungsreisende wie Livingstone in Augenblicken plötzlichen Schreckens den Namen der fern weilenden Mutter wie ein Gebet entfliehen, und in jenen weiten Volksbereichen, in denen ein besonderer Gang der Cultur das Weib als solches zur elenden Sklavin erniedrigt hat, steht in einem grellen Gegensatze hierzu die unbedingte Achtung, die das Weib als Mutter genießt. Tief im Inneren Afrika's, in seinen ‚Heidenstaaten', wie in seinen Regionen des rauhesten Mohamedanismus, steht heute noch im Widerspruch zu allen anderen Volkssitten das Bild der Königsmutter da wie ein Heiligenbild, der Grabkammer einer längst verschwundenen Zeit entnommen. Und dasselbe mütterliche Bild ist es, das die urältesten Culte aller Völker auf den Altar erhoben haben" (a. a. O. S. 76). Und auf diesem natürlichsten aller Fundamente baut sich dann in organischer Folge die ganze weitere sociale Schichtung der ältesten Geschlechtsgenossenschaft auf. „Dem Urmenschen stellt sich nach dem Stande seiner Beobachtungsgabe heraus und steht fortan fest, daß es die Gleichheit oder vielmehr die Einheit des Blutes im ganz wörtlichen Sinne ist, welche dasjenige begründet, was wir Verwandtschaft oder genauer, von der alten Auffassung selbst immer noch Zeugniß gebend, die Blutsverwandtschaft nennen, und daß diese Gleichheit des wesentlichsten Stoffes in der Mutter und nur in dieser ihre Quelle habe . . . Alle sonach, welche in welcher Generation immer von derselben Urmutter stammten, natürlich immer nur in mütterlicher Linie gerechnet, waren im Besitz ein und desselben Blutes; sie waren alle Blutsgenossen, im wirklichen Sinne ‚Blutsverwandte'. In dieser Verwandtschaft war eigentlich ihrem Grundprincipe nach keine weitere Abstufung denkbar; jedes erste wie letzte Glied besaß in welcher Ableitung immer dasselbe Blut, den ganzen Stamm umschloß ein und dasselbe Verwandtschaftsband, und nur die Unterschiede der Altersstufen konnten sich geltend machen; nur durch ihre Unterscheidung wurde der Weg zu Verwandtschaftsverhältnissen in unserem Sinne angebahnt."

Diese Anschauungen sind aber auch von einem tiefen religiösen Gefühl getragen, wie denn ja überhaupt Recht, Sitte und Religion in manchen Beziehungen ein einheitliches Ganze ausmachen. Gerade von dem Blute pflegt der so unendlich weit verzweigte und in seinen Fasern bis auf die Gegenwart reichende Seelencult auszugehen, wie wir ihn in seinen Grundzügen identisch, oder wenigstens übereinstimmend bei allen Naturvölkern antreffen. Hier liegt auch der letzte psychologische Grund der so viel mißdeuteten Anthropophagie, die nur zum allerwenigsten auf einfach physiologische Motive zurückzuführen ist, Lippert hat diese Beziehungen in seiner

Digitized by Google

Erstlingsschrift (Der Seelencult) einer eindringenden Untersuchung unterzogen, aus der wir wenigstens einige Sätze entnehmen wollen. „Es gab eine Zeit, da unser Wort Blutdurst kein Tropus war. Der uns angeborene Abscheu vor dem Genusse rohen Blutes überhaupt ist darum noch nicht der Menschheit angeboren. Zur Zeit, da man das rohe Mark der Knochen hochschätzte, muß auch das Blut, als der am leichtesten zugängliche Theil der Fleischnahrung, geschätzt worden sein. Nach solcher alten Sitte entschädigen sich auch jetzt noch die Priester an der Westküste Afrika's für die zahlreichen Speisebeschränkungen, die ihnen in Analogie mit dem Totemwesen die Quixille auferlegen, durch den Genuß rohen Blutes, das gewiß als besonders nährkräftig gelten muß. Unsere Blutscheu wird also unsere Vorfahren nicht beirrt haben, wenn sie etwa gerade auf diesem Wege einen ihnen groß dünkenden Zweck erreichen konnten. Aber einen Feind ganz zu vernichten, d. h. sammt seiner Seele zu vernichten, und nicht bloß ihn ganz zu vernichten, sondern auch sammt der Kraft seiner Seele sich selbst dienstbar zu machen, eine fremde Seele seiner Seele einzuverleiben, das könnte Wilden wohl etwas Großes dünken" (Seelencult S. 58). Der Beispiele hierfür, zum Theil freilich nur in Gestalt bedeutsamer Rudimente, giebt es eine fast unerschöpfliche Fülle; dahin gehört, um nur Etwas anzuführen, die Darbietung eines Auges an den König in Hawaii oder des Herzens an den Herrscher von Bonny. Auch das genügend bezeugte Verspeisen der australischen Kinder durch ihre Mütter ruht auf derselben animistischen Basis, die eine Stärkung des eigenen Ich durch jenen grauenvollen Cannibalismus bezweckt. Daß die so außerordentlich verbreiteten Menschenopfer ebenfalls derselben Grundanschauung entspringen, liegt auf der Hand; neu hinzu kam dann, um dem Ganzen einen großartigen Anstrich und Pomp zu verleihen, die ausschweifende Verehrung der Häuptlinge und Fürsten, die Fortsetzung des uralten Ahnencultes. „Die großartigste Gestaltung nahm die Verehrung ‚Gottes' durch Menschenopfer unter cannibalistischen Formen bei dem Eroberungsvolke der Azteken in Mexico an. Hier trafen alle sonst vereinzelt stehenden Elemente zusammen, um dem alle Völker des weiten Reiches in Furcht und Beten erhaltenden Gotte des fremden, herrschenden Stammes einen Dienst grauenhafter Consequenz und Großartigkeit zu organisiren. Daß die sonst so hoch und auch ethisch fein gebildeten Altmexicaner in Cultushandlungen auch Menschenblut genossen, ist sichergestellt. Abgesehen von dem mit zahlreichsten Menschenopfern verbundenen Cannibalismus war es Sitte, zeitweilig einen Teig zu genießen, dessen Hauptbestandtheil Menschenblut war. Der eigentliche Opfervorgang [1]) läßt den Sinn der Handlung unverhüllt und deutlich er-

[1]) Vgl. Nadaillac, Die ersten Menschen und die prähistorischen Zeiten, Stuttgart 1884, S. 240 ff.; bis zu welchem grauenvollen Flor sich dieser Wahn entwickelte, mag daraus entnommen werden, daß nach competenten Abschätzungen die Zahl der Opfer auf 50-, ja bis auf 80,000 angesetzt wird, die jährlich auf den Altären bluteten.

Digitized by Google

scheinen." Auch die Couvade bringt unser Gewährsmann mit diesen Vorstellungen in Zusammenhang und zwar so: „Der Gedanke des Männerkindbettes beruht darauf, daß man mit den Versuchen zur Lösung der physiologischen Frage der Zeugung bereits über den nahe liegenden sichtbaren Zusammenhang von Kind und Mutter zur Ahnung einer Verbindung zwischen Kind und Vater zu gelangen begann. In diese Verbindung schaltete er eine Gedankenreihe von der Art ein, wie wir sie bereits als Grundlage der Sympathiebeziehungen kennen lernten. Diese Beziehungen sollten gerade in den ersten Zeiten der Kindheit von großer Wirksamkeit sein und sich in der Weise äußern, daß körperliche Schmerzen des Vaters auch dem Kinde zufielen und Excesse jenes bei diesem die üblichen Katarrhe hervorbrachten" (a. a. O. S. 65) [1]).

Einen sehr kräftigen Ausdruck hat endlich jene Sympathie auf ursprünglich grob sinnlicher Basis in dem bekannten Institut der Blutsbrüderschaft oder des Blutbundes erlangt, wie er sich besonders mächtig auf afrikanischem [2]) Boden entwickelt hat. „In der Form, die wir für die grundlegende halten müssen, sind es zwei Männer, welche sich für das ganze Leben zu brüderlichem Beistand und darüber hinaus zu den heiligen Pflichten der Blutrache und, wie man vermuthen muß, zu den weiteren der Seelenpflege überhaupt verbinden, indem sie unter Vertauschung ihrer Namen eine Ceremonie vollziehen, deren wesentliches Moment darin besteht, daß sie sich durch Hauteinschnitte Blut ausfließen machen und dieses dann gegenseitig sei es trinken oder irgendwie mit dem eigenen Blute verbinden. Damit sind die Personen brüderlich verwandt, in gewissem Sinne Eines geworden, indem sich — das ist der alte Sinn — durch die Blutmischung ihre Seelen gemischt haben. Der Zweck solcher Bündnisse ist der des gegenseitigen Schutzes. In Ostafrika bis heute selbst zwischen Einheimischen und Fremden gebräuchlich, tritt dieser Blut- und Seelenbund unter dem einheimischen Namen Sare auf, und so verschieden auch die Ceremonien in den verschiedenen Gegenden sind, aus denen Beobachtungen vorliegen, so bleibt doch das Wesentliche immer die Blutmischung. Da aber diese Völker auf der Höhe symbolischer Handlungen nicht stehen, so

[1]) Auch hier ist der animistische Gedanke maßgebend, und die ganze uns so äußerst sonderbar anmuthende Procedur läßt sich an dieser sympathetischen Fiction, die für den Uebergang des ursprünglichen Mutterrechts zum späteren Vaterrecht doppelt wirksam sein mußte, wohl verstehen; Bastian sagt: Im Männerkindbett läßt sich der Vater, indem er statt der Mutter das Wochenbett abhält, das Kind, das bisher dieser allein gehört hat, an sich cediren, durch eine legale Fiction gewissermaßen (Naturw. Behandlungsweise der Psychologie, S. 154). Die äußerst fleißige Untersuchung dagegen von Friedrichs im Ausland 1890, Nr. 41 ff., S. 801 ff., betont viel zu sehr äußere Momente und wird jenen religiös-socialen Motiven nicht gerecht.

[2]) Vgl. das Detail bei Post, Afrikanische Jurisprudenz I, 38 ff., wo dies Institut der künstlichen Verwandtschaft genauer erläutert wird, sodann Hellwald, Die menschliche Familie, S. 158 ff.

Digitized by Google

läßt sich die Erklärung dieses immer gleich bleibenden Momentes nur in der genannten Seelenauffassung finden, und selbst wenn die Handlungen anfangen symbolisch zu werden, wozu die Sitte der Araber führt, den Bund durch Stellvertretung schließen zu lassen, weil sie das Bluttrinken scheuen, so kann seine Deutung immer nur von einer früheren Realität ausgehen" (a. a. O. S. 61). Auch die Culturstufe der classischen und und germanischen Völker hat noch mannigfache Spuren dieser uralten Anschauung bewahrt; bei den Scythen wurde sogar, wie die bekannte Erzählung von Herodot (4, 70) beweist, das Blut bei feierlichen Gelegenheiten noch getrunken.

11. Fr. v. Hellwald.

Zu den Forschern, welche ähnlich wie Lippert Culturgeschichte und Völkerkunde in unmittelbarem, organischem Zusammenhang behandeln, gehört endlich der vor einigen Jahren verstorbene Friedrich von Hellwald, der eine Zeit lang ja auch das „Ausland" leitete. Seine Arbeiten zeichnen sich ebenfalls durch eine allgemein verständliche, ansprechende Darstellung aus, so daß sie nicht unerheblich das Interesse und Verständniß an ethnologischen Problemen in weiten Kreisen der Gebildeten gefördert haben [1]). Maaßgebend ist für ihn die Darwinistische Weltanschauung, die er mit Nachdruck und Wärme vertritt, selbst bis in ihre mitunter wenig verläßlichen Consequenzen hinein; doch ist er meist so behutsam, die Hypothesen von den streng objectiv erhärteten Thatsachen zu scheiden und als solche zu charakterisiren. In folgenden Worten kennzeichnet er sein Programm: „Wie die Anfänge aller Gesittung überhaupt, so deckt nächtliches Dunkel auch den Ursprung der mannigfaltigen Elemente, aus welchen sich uns der Begriff der Cultur zusammensetzt. Dieser Begriff selbst ist wiederum ein durchaus schwankender, in keine festen, unverrückbaren Gränzen gebannter, vielmehr je nach Zeit und Volk ein bald engerer und weiterer. Es giebt daher nicht leicht einen Begriff, welcher sich schwerer in wenigen Worten erschöpfend definiren ließe, als jenen der Gesittung oder, was uns als gleichbedeutend gilt, der Cultur. Im Allgemeinen wird man indeß wohl glauben dürfen, daß, wer das Wort gebraucht, an ein Ineinandergreifen gewisser geistiger und materieller Momente denkt, deren Gesammtsumme eben das jeweilige Culturbild ausmacht. Einig ist man darin, daß mit der Vermehrung dieser einzelnen geistigen und materiellen Factoren die Gesittung sich desto reichhaltiger gestaltet und wächst oder, um im Sinne bildlicher Ausdrucksweise zu reden, daß sie eine desto höhere Stufe erreicht.

[1]) Hervorzuheben sind: Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung, 2 Bände, 2. Auflage, Augsburg 1876; Naturgeschichte des Menschen, 2 Bände, Stuttgart 1882; Haus und Hof in ihrer Entwicklung mit Bezug auf die Wohnsitten der Völker, Leipzig 1888; Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwicklung, Leipzig 1889.

Digitized by Google

So weit wir die in der Gegenwart den Erdball bevölkernden zahlreichen und verschiedenartigen Menschenrassen und Stämme zu überblicken, an der Hand geschichtlicher Kunde die Zeiten rückwärts zu überschauen vermögen, können wir uns in der That der sich unwillkürlich aufdrängenden Vorstellung einer unendlichen Stufenleiter nicht erwehren, deren tiefste und oberste Staffeln durch eine ungezählte Reihe von Zwischenstufen jeweiliger Gesittungsformen mit einander verknüpft scheinen. Auch wer nicht auf dem festen Boden der im Bereiche der Naturgeschichte nicht mehr zu entwurzelnden Entwicklungslehre steht, vermag, falls er nicht anders sein Auge absichtlich verschließt, diese augenfällige Thatsache nicht in Abrede zu stellen, und die sporadisch auftauchenden Erklärungsversuche dogmatisch befangener Anhänger [1]) der biblischen Entartungstheorie, der Sündenfallapostel lassen insgesammt unbefriedigt, weil sie eben im Grunde nichts erklären, vielmehr dem Geiste bloß einen ganz unlogischen, mit allen bisher beobachteten Thatsachen im Widerspruch stehenden Gedankensprung zumuthen. Dagegen wird und muß jeder Unbefangene willig einräumen, daß auch die dermalig unterste Staffel der gedachten Stufenfolge kein Bild des Urzustandes unseres Geschlechtes zu geben vermag, zumal es sich gar nicht mit Bestimmtheit aussprechen läßt, welches Volk überhaupt diese tiefste Stufe der Cultur behauptet. In völligem Naturzustand, in völliger Wildheit lebt kein Volk auf Erden mehr, und die übliche Gegenstellung von Cultur- und Naturvölkern entbehrt allerdings der wissenschaftlichen Berechtigung. Wir wissen eigentlich nur von Menschenstämmen mit geringerer oder größerer Gesittung. Ueberall finden sich mehr oder minder entwickelte gesellschaftliche Gliederungen, irgend welche, wenn auch noch so rohe Vorstellungen einer Gottheit, gewisse Künste, ja selbst Luxusgewerbe, oft sogar ein Schatz von Dichtungen" (Haus und Hof S. 1 ff.).

Von diesem Gesichtspunkt aus hat es sich Hellwald angelegen sein lassen, die Entwicklung der Menschheit nach dem jetzigen Standpunkt der Völkerkunde in seiner Naturgeschichte des Menschen unter dem Hinweis jedesmal auf das zuständige Material zu schildern; es ist vollkommen in der Ordnung, wenn er ein bestimmtes System der Ethnologie bei dem schwankenden und im Werden begriffenen Charakter unserer Wissenschaft ablehnt. Immerhin dürfen wir wohl einige Proben aus jenem Werk hier anführen; für Hellwald, wie für manche andere Ethnologen repräsentirt der Australier den niedrigsten Typus der gegenwärtigen Menschheit, aber doch erkennt er bei ihm die Spuren religiöser und socialer Vorstellungen und Einrichtungen. „Die Annahme einer aufsteigenden Entwicklung schließt die Berechtigung ein, die Richtung auch nach unten zu

[1]) Das gilt vornehmlich von dem schon früher einmal angeführten Buch von Dr. W. Schneider, Die Naturvölker, 2 Bände, 1885 u. 86, dazu Hellwald, Die menschl. Familie, S. 46 ff.

Digitized by Google

verfolgen, wo der Mensch im rohesten Zustande gedacht werden muß, wo das Physische in ihm so vorwiegt, daß er mit dem Thier auf gleicher Stufe zu stehen scheint. Zu jener Zeit wäre also der Mensch ein Geschöpf ohne Bewußtsein und Selbstbewußtsein, ohne Sprache, ohne Ahnung von Religion gewesen. Jenes entfernte Stadium haben aber die Wilden der Gegenwart ohne alle Ausnahme längst überschritten; ebenso wenig als ein sprachloses giebt es ein religionsloses Volk. Haben wir doch bei den sonst auf so tiefer, dem Thier so naher Stufe stehenden Australiern unzweifelhaft religiöse Neigungen zu verzeichnen gehabt. Freilich muß man sich dabei klar machen, daß, was uns als Aberglauben erscheint, dem urzuständlichen Volk, dem Wilden Religion ist, eine Religion, die seinen Bedürfnissen ganz ebenso entspricht, wie uns die unsrige. Wo ist überhaupt die Grenze zu ziehen zwischen Glauben und Aberglauben? Wurzeln doch beide in dem nämlichen Boden, beide haben ja als gemeinsames Grundmerkmal die Beziehung auf ein Uebersinnliches. Die Religiosität, sagt Roskoff, der scharfsinnige Wiener Gottesgelehrte (gemeint ist das tüchtige Werk: Das Religionswesen der rohesten Naturvölker, Leipzig 1880), für welchen die Entwicklungstheorie nichts Verletzendes, Empörendes besitzt, ist dem Menschen weder angeboren, noch ist ihm die Religion durch äußere Offenbarung mitgetheilt; ihr Erscheinungsgrund ist vielmehr in den Gesetzen und Entwicklungsbedingungen der menschlichen Natur zu suchen und zu finden" (Naturgeschichte I, 95).

Ein sehr wichtiges Moment, das wir in unserer Darstellung wohl hin und wieder gestreift haben, und zu dem wir späterhin noch persönlich Stellung nehmen müssen, ist die Frage der etwaigen verschiedenen geistigen Begabung der einzelnen Menschenrassen. Namentlich stehen die Neger in dieser Beziehung als Discussionsobject in erster Reihe. Nimmt man mit R. Hartmann, wie wir schon früher sagten, an, daß sämmtliche Bewohner des dunklen Erdtheiles zu einer einzigen Rasse gehören, so sind, wie Hellwald richtig folgert, „die Unterschiede zwischen den Menschen im Norden und Süden, im Osten und Westen, wie im Centrum des schwarzen Erdtheils keine Rassendifferenzen, sondern lediglich durch die äußeren, natürlichen Momente, wie Klima, Bodenplastik, Höhenlage, Pflanzenwuchs u. s. w. bedingte Erscheinungen. Diese Momente und nicht die Rassenanlage haben es dann verschuldet, wenn der eine Bruchtheil der Afrikaner intellectuell verkümmerte, noch in fast rohem Zustand dahin vegetirt, der andere hingegen zu einer gewissen Gesittung sich emporgeschwungen oder gar, wie die alten Egypter, ein reiches Culturleben entfaltet hat. Dann ist auch gar nicht abzusehen, warum unter günstigen Umständen die Zurückgebliebensten unter den Afrikanern es nicht eben soweit bringen sollten, wie ihre fortgeschrittensten Rassenbrüder" [1]) (Naturgesch. II, 7). Diese Ansicht, die mehr

[1]) Vgl. die Ausführung bei Ratzel, Völkerkunde I, 16.

Digitized by Google

wie billig äußere Factoren für den Verlauf der socialen Entwicklung verantwortlich macht, sucht unser Gewährsmann mit richtiger psychologischer Einsicht zu widerlegen: „Nicht nur die einzelnen Völker, sondern auch die einzelnen Individuen sind bekanntlich in ihren Anschauungen, Begriffen, Geistesrichtungen, Neigungen und Handlungen verschieden, was wir jeden Tag wahrzunehmen Gelegenheit haben. Die frühere Ansicht, daß der Mensch als tabula rasa zur Welt komme und daß man aus ihm durch Erziehung machen könne, was man wolle, ist längst als völlig unhaltbar aufgegeben. Die Hauptsache ist der angeborene Charakter des Menschen, der zwar bis zu einem gewissen Grade gemildert oder modificirt werden, aber durch Nichts geschaffen und durch Nichts vernichtet werden kann. Ein Volk besteht nun aus einzelnen Individuen, und wer wird es leugnen wollen, daß jedes Volk seinen eigenthümlichen, mehr oder minder scharf ausgeprägten Charakter hat? Ist doch jedes Volk nur eine collective große Individualität! Jede Rasse aber besteht aus verschiedenen Völkerindividualitäten, und Niemand kann bestreiten, daß es gewisse Charakterzüge giebt, welche ganzen Völkergruppen und ganzen Rassen eigenthümlich sind." Ohne im Uebrigen die theoretische Möglichkeit zu leugnen, daß die Gesittung der Neger auf ein höheres Niveau gehoben werden kann, schließt sich unser Forscher dem bekannten Urtheil Peschel's in dieser Frage an: „Den Neger einer Erhebung auf höhere Zustände für unfähig zu erklären, wäre bare Willkür; aber für die niedrigen Stufen der bis jetzt vorhandenen Gesittung allein nur die Natur des Festlandes anzuschuldigen, hieße gänzlich die Verschiedenheit in der Begabung der Menschenrassen verkennen" (Völkerkunde S. 490).

Um aus dem reichen Inhalt des Werkes: Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwicklung auch wenigstens einen Punkt herauszugreifen, [so sei mit einigen Worten auf das Matriarchat eingegangen, wie es sich nach der Ueberzeugung Hellwald's entwickelt hat. Hier entscheidet, wie wir früher sahen, lediglich die Blutsverwandtschaft mit der Mutter, und schon um deswillen ist von vorne herein dies System der Verwandtschaft, noch von allen weiteren Gründen abgesehen, das älteste. Bei den Malayen hat sich diese Structur, wie das aus den sorgfältigen Untersuchungen der Holländer, vor Allem des leider vor einigen Jahren verstorbenen Wilken (Over de verwantschap en het Huwelijks — en Erfrecht bij de volken van het maleische Ras, Amsterdam 1883 u. A.), unwiderleglich erhellt, am reinsten und anschaulichsten erhalten, besonders bei den Bewohnern der Padang'schen Oberlande in Menangkabau auf Sumatra. „Hier [1]) umfaßt der Stamm oder Suku nur Glieder mütterlicher Abstammung. Der Stammesbezirk, Negari, enthält mehrere Dörfer, Kotu und Negari wie Kotu sind nicht von einem einzelnen, sondern stets

[1]) Vgl. dazu Post, Studien zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts, S. 43 ff.

Digitized by Google

von mehreren Suku besetzt. Aber die Mitglieder dieser verschiedenen Suku wohnen nicht durch einander; es schließen sich vielmehr in jedem Kotu die zusammengehörenden Sukugenossen stets an einander und bewohnen ein eigenes Viertel, ein Kumpulan Rumah; von diesem aber sagen die Malayen: Die Bewohner eines Kumpulan Rumah seien Familiengenossen; sie haben einen Scheitel und eine Wurzel; Schuld und Schuldforderung haben sie gemeinschaftlich, Schande und Ehre theilen sie mit einander. Damit ist deutlich ausgedrückt, daß die Insassen eines Kumpulan Rumah nichts Anderes als eine große Familie, richtiger einen Clan, bilden. Jeder im Kotu anwesende Clan ist ein für sich abgeschlossenes Ganzes, räumlich geschieden von den aus anderen Suku gebildeten Clans. Der Clan setzt sich immer nur in der weiblichen Linie fort, und die nothwendige Folge davon ist, daß das Mädchen, wenn es in die Ehe tritt, in ihrem Suku, in ihrem Kumpulan Rumah bleibt. Thatsächlich verläßt sie auch nicht das Haus, worin sie zur Welt kam und aufwuchs. Aber auch der Gatte verbleibt in seinem Kumpulan Rumah, in seinem Geburtshaus. Obwohl in dem nämlichen Kotu wohnend, hat also die Ehe doch kein Zusammenleben der Gatten zur Folge. Das Geschlechtsbündniß offenbart sich lediglich in der Form von Besuchen, die der Gatte der Gattin abstattet. Tagsüber kommt nämlich der Mann zu der Frau, hilft ihr bei der Arbeit und nimmt mit ihr das Mittagsmahl ein. Später werden die Tagesbesuche seltener, der Mann kommt des Abends in die Wohnung des Weibes und verweilt bei ihr, wenn er anders ein treuer Gatte ist, bis zum folgenden Morgen. Dieses Bündniß, welches unseren Ehebegriffen wenig entspricht, heißt Sumandô. Mann und Frau bilden dabei noch keine Familie. Der Mann bleibt bei seinem Clan, die Frau mit ihren Kindern bei dem ihrigen. Die Familie umfaßt demnach noch nicht Mann, Frau und Kind, sondern immer nur Mutter und Kind. Samandei, d. h. jene die eine Mutter haben, so nennt sich deshalb im Malayischen die Familie. An ihrer Spitze steht in der Regel der älteste Mutterbruder, und er, der mütterliche Oheim, der Mamaq, ist seinen Rechten und Pflichten nach der eigentliche Vater seiner Schwesterkinder, seiner Kamanakan. Der wahre Vater hat, als gar nicht zur Familie gehörig, über seine Kinder nicht die leiseste Gewalt. Er darf sie nicht schelten, viel weniger züchtigen, weil der Mamaq dies gewöhnlich übel vermerkt. Dagegen nimmt er, falls er der älteste Bruder seiner Schwester ist, in deren Hause die nämliche hervorragende Stellung ein, welche ihm in jenem seiner Gattin versagt bleibt. Unter solchen Umständen und weil die Frau ihr Geburtshaus nicht verläßt, kann es nicht befremden, in einem malayischen Haushalt stets eine sehr große Anzahl von Hausgenossen zu finden. Man trifft da unter einem Dache beisammen Mütter mit ihren Kindern, Oheimen, Muhmen, Großmütter, Großoheime und Großmuhmen, natürlich alle mütterlicherseits. Diese Gruppe von Verwandten bezeichnet der Malaye sehr treffend als Sabuah Paruï, wörtlich: jene, die

Digitized by Google

von einem Bauche sind. Das Oberhaupt der Sabuah Paruï ist gemeiniglich der Aelteste unter den Häuptern der Samandei, also der älteste Mamaq. Er trägt den Namen: Tungganei, Panghulu Rumah oder Tuwo Rumah. Mit jeder Heirath eines weiblichen Gliedes der Sabuah Paruï vermehrt sich natürlich die Anzahl der Hausgenossen, und der gemeinschaftlichen Wohnung wird dann ein neuer Anbau hinzugefügt. Wird die Familie zu kopfreich, so spaltet sie sich, zumeist derart, daß die unter einander am nächsten Verwandten zusammen bleiben, in zwei Gruppen und zwei Wohnhäuser. Diese bilden dann einen Kampong, dessen Häuptling oder Panghulu Kampueng der älteste Tungganei des ursprünglichen Hauses ist" (S. 233).

Daß auch die Arier in vorhistorischen Zeiten das Matriarchat gekannt haben, ist entgegen der Ansicht der meisten Sprachforscher durch die gründlichen Forschungen Dargun's (zuletzt: Studien zum ältesten Familienrecht, Leipzig 1892) erwiesen, wie beiläufig bemerkt sein mag. Der normale Verlauf aber der Dinge brachte es mit sich, daß das ursprüngliche Mutterrecht durch das Vaterrecht abgelöst wurde, die patria potestas bildete sich mit all der Schärfe aus, die wir ja noch aus dem classischen Alterthum genugsam kennen, und allgemach verdrängte der Weiberkauf den blutigen, mit ewigen Fehden verknüpften Frauenraub, so daß Hellwald seinen Rückblick so abschließt: „Innerhalb der Horde herrschte noch lange große geschlechtliche Freiheit unter den Jünglingen und Mädchen, aber das gekaufte Weib gehörte dem Manne als sein wohlerworbener Besitz, als seine „Sache", und mußte als solche geachtet werden. Zuvor unbekannt, wird Ehebruch jetzt Verletzung des Eigenthums, Verbrechen. Aengstlich hütet der Herr seine weiblichen Schätze in abgesonderten Räumen, bewahrt sie vor jeglicher fremden Berührung, schaltet und waltet aber damit nach Gutdünken und überläßt sie dem Gastfreunde oder Jemandem, von dem er sich Nutzen verspricht. Obgleich unter diesen Verhältnissen das Weib längst den Erzeuger ihrer Kinder kannte, lebten diese noch lange in der Mutterfolge fort, bis endlich auch sie dem Eigenthum ihres Vaters anheimfielen, nach dem Grundsatz: Wer das Feld besitzt, dem gehört auch die Frucht. Noch kannte diese Zeit nur Vaterrechte, keine Vaterpflichten, so wenig als Vaterliebe. In diesen Anschauungen erstarkte die väterliche Gewalt, es erstand die Patriarchatfamilie, richtiger die Sippe, welche den großen Kreis aller in der Gewalt des Patriarchen befindlichen, männlichen und weiblichen Mitglieder umfaßte und eine gründliche Umwälzung der Verwandtschaftsbegriffe zur Folge hatte. Die natürliche mütterliche Blutsverwandtschaft ward ersetzt durch die künstliche Vorstellung der Abstammung von einem gemeinsamen Ahnherren, und diese neue Verwandtschaft pflanzte sich bloß in der männlichen Linie fort. Dies geschah indeß nur bei solchen Völkern, die schon eine vergleichsweise hohe Gesittungsstufe erklommen und denen die Beweibung zu einer ernsten Ehe geworden, geeignet, als Boden scharf um-

Digitized by Google

schriebener Rechtsverhältnisse zu dienen. Diese Ehe war nicht mehr die freie natürliche Handlung der mutterrechtlichen Zeit, sondern hatte den gesellschaftlichen Zweck, rechtmäßige Erben zu schaffen und wurde damit Gegenstand wirthschaftlicher Berechnung. Wesentlich solchen wirthschaftlichen Gründen entsprang die Einehe, und mit ihr war der erste große Act der seit dem Aufkommen des Patriarchates sich vollziehenden Knechtung des Weibes vollendet; es sank von seiner Höhe herab, und es gab von nun an nur mehr herrschende und beherrschte Classen" (a. a. O. S. 568).

Digitized by Google

Zweiter Abschnitt.

Begriff und Aufgabe der Völkerkunde.

Die bisherige Uebersicht über die verschiedenen Vorstellungen und Anschauungen, welche für die Entstehung der modernen Völkerkunde in Betracht kommen, enthält zugleich die Elemente, aus welchen eine allseitig, alle einzelnen Momente berücksichtigende Erklärung und Definition der Aufgabe bestehen muß, welche dieser Wissenschaft zufällt. Insofern bedingt die geschichtliche Darstellung zugleich die richtige kritische Bestimmung des Begriffs, wie das auch der Natur der Sache nach nicht anders sein kann. Freilich würde es uns zu weit führen, alle jene Richtungen, die sich bei der Lösung der gestellten Aufgabe betheiligten, hier noch einmal nach ihrem letzten Ergebniß prüfen zu wollen, aber trotz aller Unterschiede der Auffassung, ob mehr das geographisch-ethnographische, geschichtliche oder endlich das sociologische Moment betont wird, werden wir hoffentlich keinem schwerwiegenden Widerspruch begegnen, wenn wir unser Thema so formuliren: Die Völkerkunde lehrt uns die Entwicklung der Menschheit in ihren einzelnen Gliedern und auf ihren verschiedenen Stufen kennen und giebt uns damit trotz aller Lücken im Einzelnen das (freilich nur ideelle) Bild einer umschließenden Einheit. Jenes ist die geographisch-ethnographische Seite, wo es sich um das concrete Material der Wissenschaft handelt; es sind die werthvollen Bausteine, aus denen der Tempel der Menschheit, wie man es häufig genannt hat, erst entstehen kann, dies ist die vergleichend-ethnologische Perspective, welche die verschiedenen Stufen der Entwicklung als die constituirenden Momente eines zusammenhängenden geistigen Processes betrachtet und somit diesen gesammten Verlauf als eine Entfaltung des menschlichen Bewußtseins auffaßt; hier mündet, wie wir das später ausführlich begründen werden, die Ethnologie (die wir als völlig identisch mit der Völkerkunde fassen) in die Philosophie, die auf diese Weise einen inductiven, verläßlichen und meist noch viel zu wenig gewürdigten Unterbau

Digitized by Google

erhält. Während die eigentlich geschichtliche Betrachtung, namentlich soweit sie sich an den fortlaufenden Faden der Chronologie hält, ganz besonders also das weite Gebiet der Culturvölker für die Völkerkunde wegfällt, ist sie umgekehrt auf eine möglichst sorgfältige Reconstruction jener Vorstufen und Uebergänge angewiesen, welche für eine psychogenetische Anschauung erst das Werden höherer Gesittung und Bildung erklären; deshalb wendet sie sich zu den Naturvölkern, um von hier aus (wo freilich trotzdem der erste Ansatzpunkt nur ganz allgemein psychologisch zu fixiren ist) den organischen Zusammenhang mit unserer und der Cultur überhaupt zu suchen. Wenn wir sonach die Menschheit als ein einheitliches Ganze fassen (ein Gedanke, der aus nahe liegenden Gründen durch den Darwinismus noch eine besonders nachhaltige Bestätigung erfahren hat), so zerlegt sich doch diese Einheit in die verschiedenen Rassen, welche die Erde bevölkern, resp. bevölkert haben. Dadurch ist die Völkerkunde auf die Beihülfe der Anthropologie hingewiesen, die wir hier lediglich als eine anatomisch-physiologische Disciplin fassen, mit strengem Ausschluß des psychischen Theiles, der ihr gelegentlich noch zugedacht wird. Fundamental unterscheidet sie sich aber dadurch, daß in ihr der Homo sapiens nur als singuläres Naturwesen behandelt wird, während es die Ethnologie umgekehrt nur mit den Menschen als geselliges Geschöpf, mit den Völkern zu thun hat.

Mit diesen kurzen Bemerkungen glauben wir uns zunächst begnügen zu können; das Verhältniß und die Stellung der Völkerkunde zu den übrigen Wissenschaften werden wir später in einem systematischen Zusammenhange besprechen, indem wir freilich gelegentlich dabei uns auf frühere Ausführungen beziehen. Und auch darüber können wir nach dem Voraufgegangenen uns wohl nur eine Andeutung gestatten, daß die Ethnologie ihrem ganzen Charakter nach eine empirische Wissenschaft ist, daß sie sich streng an die Thatsachen der ethnographisch-geographischen Forschung zu halten hat und jeden speculativen Ausblick über diesen festen Bereich des concreten Materials hinaus als Hypothese zu kennzeichnen die Verpflichtung besitzt; daß freilich hier, wie überall in dem Reiche der Wissenschaft, die bloße Thatsache allein noch nicht die Forschung ausmacht, daß erst unser combinirendes und zergliederndes Denken uns auf Grund jenes Rohstoffes Erkenntniß, d. h. ein causales Verständniß des Geschehens, ermöglicht, — dies kritische Axiom setzen wir methodologisch als selbstverständlich voraus und gedenken davon noch später ausgiebigen Gebrauch zu machen.

Hat die Völkerkunde die Aufgabe, die Entwicklung der Menschheit möglichst im organischen Zusammenhange zu verfolgen, so umschließt sie damit das körperliche und geistige Sein des Menschen zu einer untrennbaren Einheit; diese psychologische Perspective, wie sie uns in der neueren, durch die gemeinsame Arbeit der Naturwissenschaft und Philosophie begründeten Forschung ja geläufig ist (das Vorgehen Fechner's, um nur den führenden Geist zu nennen, ist bedeutungsvoll gewesen), ist auch kennzeich-

Digitized by Google

nend für die Ethnologie, die sich höchstens zu ihrem eigenen großen Schaden der Verpflichtung entschlagen könnte, beiden Seiten gerecht zu werden. So treten den physischen Grundzügen die psychischen gegenüber, beide, wie im Individuum, sich gegenseitig bedingend und begründend, und doch nicht aus einander abzuleiten oder auf einander zurückzuführen.

Erstes Kapitel.

Physische (äußere) Grundzüge.

I. Begriff der Oekumene.

Die Völkerkunde würde in der Luft schweben und zu einer anmuthigen Phantasie verblassen, wenn sie nicht an der Erde ihren Rückhalt hätte; für ihre Entwicklung ist das Bild, das wir uns von der Erde entwerfen, als dem Schauplatz des ganzen vielbewegten Dramas, das sich vor unseren Blicken abspielt, von allergrößter Bedeutung. Schon aus diesem Gesichtspunkte heraus ist die Einschränkung der Terra incognita auf einen immer mehr sich verkleinernden Raum, wie sie die Reisen und Forschungen der Gegenwart erzielen, eine wissenschaftliche Großthat. Die Culturgeschichte hat daran, das lehrt eine flüchtige Ueberlegung, einen sehr bedeutsamen Antheil, von dem mittelbaren Gewinn, der für andere Wissenschaften dabei abfällt, ganz zu schweigen. Ja, man kann mit Ratzel, dem wir uns hier wesentlich anschließen, sagen: „Von der Auffassung des Begriffes Menschheit ist diejenige des Begriffes der Oekumene[1]) unmittelbar abhängig. Jener Begriff aber war wissenschaftlich erst klar zu stellen. Wem die Menschheit in eine gewisse Anzahl von Rassen oder Völkergruppen auseinanderfällt, die er sich vielleicht als von Anfang an getrennt denkt, der bedeckt die Erdtheile und Inseln mit den Farben, die er jeder Kategorie zugedacht hat, und betrachtet die Klüfte, die zwischen diesen Wohnsitzen gähnen, als einerlei Gattung und Werth, ob sie nun Volk von Volk oder die Menschheit von der Natur scheiden. Für ihn giebt es so wenig eine Karte der Menschheit, wie für Hegel, der vom Schauplatz der Weltgeschichte Afrika, Amerika und Australien ausschloß, es eine Geschichte der Menschheit gab. Wem aber die Menschheit als eine durch Lebensfäden alter oder neuer, kriegerischer oder friedlicher, geistiger oder stofflicher Beziehungen verbundene Gemeinschaft erscheint, der sieht in dem Raume, den diese Menschheit bewohnt, wie ungleich und lückenhaft sie über denselben hin

[1]) Freilich gilt auch, was wir hier gerade im Auge haben, die umgekehrte Beziehung.

Digitized by Google

zerstreut sei, den gemeinsamen Schauplatz dessen, was Geschichte im höchsten und umfassendsten Sinne genannt werden kann. Meere, die je von Schiffen durchschnitten, Wüsten, die je von Karawanen durchschritten wurden, faßt er in die Gränzen der Menschheit mit ein, und wenn er die Oekumene als einen Gürtel bestimmt, welcher die heiße Zone und die größere Hälfte der beiden gemäßigten und dazu einen Theil der nördlichen kalten Zone umfaßt, und die Quadratmeilenzahl zu etwa 7500000 angiebt, d. h. gegen fünf Sechstel der Erdoberfläche, so hat er das gethan, was, erstaunlich ist es zu sagen, die historischen Geographen bis heute vermieden haben zu thun. Er hat den Boden abgesteckt und ausgemessen, auf welchem die Menschheitsgeschichte sich abspielt, und hat zugleich die geographische Form des belebten, über alle Lücken zusammenhängenden Ganzen gezeichnet, welches wir Menschheit nennen" (Anthropogeogr. II, 4). Die erste unmittelbar sich uns aufdrängende Thatsache ist somit die höchst ungleiche Vertheilung des Festen und Flüssigen, und da das letztere selbstverständlich nur unter außergewöhnlichen Umständen mit in den Bereich des Bewohnten gezogen wird, für lange Zeiten aber der geschichtlichen Entwicklung das Meer nicht als Verbindung, sondern umgekehrt als mehr oder minder unüberwindliche Schranke des Völkerverkehrs bestand, so schrumpft damit der Umfang der Oekumene, desjenigen Theiles unserer Erde, der überhaupt nach seiner klimatischen Beschaffenheit ansiedelungsfähig ist, nicht unbedeutend zusammen [1]).

Daraus ergiebt sich nun weiter: „Bei der Beschränkung der weitaus größten Zahl der Menschen auf das Land, welche daraus folgt, daß der Mensch ein landbewohnendes Wesen, prägt sich die Anordnung des Festen und Flüssigen auf der Erde, deren Hauptzug die Gruppirung des ersteren zu zwei großen Landmassen — Asien-Europa-Afrika-Australien auf der einen Seite, Amerika auf der anderen — zunächst in der geographischen Vertheilung der Menschenrassen aus. Halten wir für jetzt an den fünf alten Blumenbach'schen Rassen fest, die wir allerdings nur als Hypothese annehmen dürfen, so gehört die rothe oder amerikanische ausschließlich der einen dieser Landmassen, der westlichen oder amerikanischen an, während die vier anderen in die östlichen Landmassen sich theilen und zwar in der Art, daß die Kaukasier hauptsächlich in Europa und Westasien, die Mongolen in Ost- und Innerasien, die Aethiopier in Afrika und die Malayen in Australien wohnen. Das eigentliche Australien ist der einzige Theil der östlichen Landmasse, welcher inselhaft gesondert ist, welcher vor der europäischen Einwanderung nur von einer einzigen Menschenrasse bewohnt ward. Wir dürfen also als einen ersten Schluß aus der Betrachtung der geographischen Verbreitung der Menschenrassen hervorheben, daß die einzigen von den fünf Erdtheilen, welche von Einer Rasse ursprünglich ganz oder fast aus-

[1]) Vgl. die Gliederung der Oekumene in ihre einzelnen Bestandtheile bei Ratzel, Anthropogeogr. I, 90.

Digitized by Google

schließlich bewohnt waren, Amerika [1]) und Australien sind, d. h. diejenigen, welche zugleich als Insel-Erdtheile den drei unter einander zusammenhängenden Europa-Afrika-Asien gegenüberstehen. Eine zweite Hauptthatsache der Vertheilung der Landmassen über die Erde ist ihr Zusammentreten im Norden und ihr Auseinandertreten im Süden. Auch diese prägt sich deutlichst in der Verbreitung der Rassen aus, denn ein und dieselbe Völkergruppe, welche von Einigen als besondere hyperboreische Rasse, von uns indessen nur als Zweig der mongolischen aufgefaßt wird, bewohnt alle nördlichsten Theile der Erde, sowohl in der Neuen als der Alten Welt, soweit dieselben überhaupt bewohnt sind. Sie bildet entsprechend den Verhältnissen in der Pflanzen- und Thierverbreitung eine einzige circumpolare Völkergruppe. Im Gegensatz zu dieser ethnographischen Einheitlichkeit der arktischen steht die ethnographische Zertheilung der antarktischen Region. Dort finden wir die letzten dauernden Bewohner auf den Südspitzen der drei Erdtheile Afrika, Amerika, Australien, und dieselben gehören ebenso viel Rassen an, als diese Erdtheile sind."

Indem wir in Bezug auf das geographische Detail auf Ratzel [2]) verweisen und nur noch bemerken, daß das größte Areal den sprachlich und ethnographisch einheitlichen Polynesiern als Wohnbezirk zufällt, denen im Norden die Eskimo als Seenomaden entsprechen, ziehen wir nur das Facit aus dieser Thatsache für die zunehmende ethnologische Kenntniß von der Erde und ihren Bewohnern. Der bedeutsamste Gewinn ist wohl der, daß uns diese allmählige Erweiterung des ursprünglich auf die engsten Heimathsgrenzen eingeschränkten Horizontes bis zu einem umfassenden Weltbilde zuerst den früher völlig farblosen und unbestimmten Begriff der Menschheit in concreter Deutlichkeit und wissenschaftlicher Genauigkeit erbracht hat. „Je weiter die Gränzen der Oekumene hinausgeschoben wurden, um so größer wurde das Bild der Menschheit; denn die Gränzen der Oekumene sind die Gränzen der Menschheit. Endlich wurden in unserer Zeit die äußersten Gränzen der Oekumene erkannt, nachdem sie im Wesentlichen schon seit einem Jahrhundert festgestellt werden konnten, und damit steht nun die Menschheit in ihrer ganzen räumlichen Ausdehnung vor uns. Und da es jenseits ihrer Gränze keine zweite giebt, so ist sie die einzige auf Erden. Damit ist unsere Vorstellung nun nicht bloß räumlich umgränzt, sondern sie erscheint in allen Eigenschaften uns auch bestimmter, weil überschaubar. Wir erkennen die Uebereinstimmung in allen wesentlichen Eigenschaften, die Geringfügigkeit der Abweichungen, und halten fester, als es jemals möglich war, an der Ueberzeugung von der Einheit des Menschengeschlechtes. Man begrüßt jede Spur von Zusammenhang

[1]) Bekanntlich ist man sich über den Ursprung der sogen. Moundbuilder freilich noch nicht ganz einig (vgl. Nadaillac, Die ersten Menschen, S. 205 ff.).

[2]) Vgl. Anthrop. II, 7 ff. u. 17 ff.

Digitized by Google

der Völker als eine Bekräftigung der Vorstellung von einer aus einem Punkte ausgegangenen Menschheit. Es ist anziehend zu verfolgen, wie die Gewöhnung an die erweiterten Vorstellungen langsam gewachsen ist. Daher auch die über alle anderen Wissenschaftsgeschichten so hoch hervorragende Stellung der Geschichte der geographischen Entdeckungen. Da der Menschheit nur diese eine Erde gegeben ist, damit sie dieselbe zum Boden ihrer Geschichte mache, ist ihre eigene Größe von der Erkenntnis dieses Bodens abhängig. Die Geschichte der geographischen Entdeckungen, weil sie diese Erkenntniß vermittelt, steht eben deswegen der allgemeinen Geschichte der Menschheit so nahe, zeichnet mit den Grundplan derselben. Und so gewinnt selbst ein Zuwachs von ein paar Meilen geographischer Erkenntniß in der öden Antarktis die Bedeutung einer menschheitsgeschichtlichen Thatsache" (a. a. O. II, 55, vgl. Völkerkunde I, 5). Ob sich mit dieser umfassenden Rundsicht, die sich uns auf das gesammte Menschengeschlecht somit eröffnet, auch an und für sich schon die Einheit desselben in körperlicher und geistiger Hinsicht als widerspruchslos herausstellt, ist zwar wohl noch fraglich, da wir zunächst nur das erforderliche empirische Material für die zutreffende Lösung des Problems lückenlos uns beschafft haben; die Gesammtheit aller Völker und Stämme verbürgt und erzwingt noch nicht ihre Einheit, und es würde logisch denkbar sein, sich diesen selben umfassenden Rahmen vorzustellen unter der Annahme nicht eines einfachen und einheitlichen, sondern eines vielfachen, an verschiedene Punkte der Erdoberfläche vertheilten Ursprunges. Damit soll aber natürlich die hohe Wahrscheinlichkeit der ersteren Annahme nicht irgendwie gefährdet und geleugnet werden, aber schwerlich wird man hier (wie denn die mannigfachen Controversen gerade über diesen Punkt unter den Anthropologen es auch nahe legen) über den Bereich einer mehr oder minder gesicherten Hypothese in das Gebiet des strengen Beweises sich erheben können.

Ist mit diesen Strichen das Areal der menschlicher Gesittung nach allem Ermessen zugänglichen Erdstrecken (sowohl in Vergangenheit wie in Zukunft trotz aller Revolutionen, die sich im Einzelnen vollzogen haben mögen) bezeichnet, so ergiebt sich auch zweitens ein bedeutsamer Schluß auf den Charakter gerade derjenigen Stämme, welche diese äußerste Gränze gegen die Angriffe einer brutalen Natur mit Erfolg vertheidigt haben. Da sie nur unter äußerster Aufbietung all ihrer Kräfte bei der ausgesprochenen Armuth der Natur ihr Dasein zu fristen vermögen, so begreift man, daß ihre sociale Entwicklung eine höchst einfache und dürftige ist und sich kaum bei ihnen die Ansätze zu größeren staatlichen Vereinigungen vorfinden. Der Reinheit der Rasse entspricht auf der anderen Seite die Einfachheit der socialen Structur. Dazu kommt, abgesehen noch von der wirthschaftlichen Noth als solcher, der Rückgang der Bevölkerung, wie er ja besonders auffallend in dem polynesischen Randgebiete zu Tage tritt. Mangelnder Verkehr und damit Zufuhr neuen Blutes, Fehlen sonach von Anregungen und

Digitized by Google

Mischungen mit anderen Stämmen mußten diesen Rückgang, um nicht zu sagen diese Zersetzung, nur noch beschleunigen, so daß ja manche fruchtbare Inseln des polynesischen Archipels von den europäischen Entdeckern unbewohnt angetroffen wurden. Läßt sich auch unseres Erachtens ein gewisser Unterschied in der geistigen Begabung bei manchen dieser vorgeschobenen Völker nicht verkennen und spielen hier eben neben äußeren Gründen (Verschiedenheit der Existenzbedingungen) auch psychische Anlagen ihre Rolle (so, um nur ein Beispiel anzuführen, wenn man die Feuerländer oder Buschmänner mit den Polynesiern oder insbesondere mit den Hawaiiern vergleicht), so kann man doch Ratzel beistimmen, wenn er ganz allgemein diese Randvölker so schildert: „Die ethnographische Einförmigkeit, welche zu den Merkmalen der an den Grenzen der Oekumene in dünner Vertheilung wohnenden Völker gehört, hängt eng zusammen mit der Armuth, welche besonders auf dem Gebiet der politischen Entwicklung sich geltend macht, mit den weiten Wanderungen, welche unternommen werden müssen, um das Leben zu fristen, und mit dem einförmig schweren Druck gleichmäßig ärmlicher Lebensverhältnisse. Letzterer läßt ein Nebeneinanderliegen oder Ineinanderschieben verschiedenartiger Völker, wie es in den fruchtbarsten Theilen Afrikas und Amerikas die Regel ist, gar nicht aufkommen, und dadurch verliert das ethnographische Bild außerordentlich an Mannigfaltigkeit. So wie Eskimo, Tungusen, Jakuten, Samojeden und Lappen, Feuerländer und Buschmänner ihre am meisten polwärts gelegenen Gebiete auch in der großen Culturausbreitung der letzten Jahrhunderte festhalten, und sich selbst, wenn auch gemischt, in denselben behaupten konnten, haben auch früher andere Völker an ihren Gränzen Halt gemacht. Es liegt in der menschlichen Natur, daß das Verschiedene sich ausschließen will, weshalb wir die Feindschaft des mongolischen Nomaden gegen den chinesischen Ackerbauer oder den Haß des besitzenden Betschuanen gegen den Buschmann, den räuberischen Proletarier der Wüste, verstehen. Aber in der Blutfehde, welche in der ganzen weiten Breite ihrer Begrenzung die Eskimo und die nördlichsten Indianerstämme aus einander hält, liegt etwas Tieferes. Es ist die Schärfung des Daseinskampfes durch die Noth, welche an dieser Gränze der Menschheit herrscht, wozu hier möglicher Weise auch noch die Erinnerung an die vielleicht nur wenige Jahrhunderte alte Usurpation der Küstenstriche durch die von Westen her gekommenen Fleischfresser (esquimantsik im Algonkin) sich gesellt hat" (Anthrop. II, 77). Kommt nun für diese Randvölker die Begränzung durch das Meer hinzu, das sich zunächst auf unabsehbare Zeiträume hin als unübersteigliche Schranke ihnen entgegenstellt, als gähnende Wasserwüste, so sind alle Vermittelungen und Anregungen auch von dieser Seite abgeschnitten und die Isolirung eine vollendete. Endlich treten noch die von Natur selbst unwirthlichen Strecken des Globus hinzu (höhere Gebirge, Steppen, Wüsten, unfruchtbare Küsten, Wälder 2c.), die freilich im Laufe der Geschichte durch Eingriffe des Menschen etwas ihren Charakter ändern

Digitized by Google

können (vgl. im Uebrigen den Abschnitt über Wüstenbildung bei Neumayr, Erdgeschichte I, 575 ff., 2. Aufl.). Mit der steigenden Cultur und der damit Hand in Hand gehenden Verbesserung des Verkehres, der Ueberwindung der Raumschranken, soweit das menschlicher Intelligenz möglich ist, mit dem unaufhaltsamen Siegeszug vornehmlich, den die europäische Civilisation über den Erdball angetreten hat (freilich die Probe mit der uralten chinesischen Bildung steht noch aus[1]), ist auch, wie nicht anders zu erwarten, eine immer stärkere Rassenmischung eingetreten, und damit sind die so wie so in ihrer Existenz gefährdeten Naturvölker einer immer rapideren Zersetzung verfallen, die schwerlich durch alle noch so gut gemeinten philanthropischen Gegenmaaßregeln auf die Dauer zu hemmen ist. Dieser traurigen Verwüstung des Menschenlebens, wie es ja in dem vielberufenen Aussterben der Naturvölker zu beredt sich zu erkennen giebt, entspricht auf der anderen Seite die Uebervölkerung einzelner Striche, die von immer wiederkehrenden tragischen Katastrophen (Dürre, Mißwachs, Hungersnoth ꝛc.) ereilt werden; Indien und China pflegen als typische Beispiele angeführt zu werden, obwohl sich damit leider das Material keineswegs erschöpft (vgl. Ratzel, Anthropogeogr. II, 243 ff.). Daß die Schätzung endlich einzelner Völker aus den mannigfachsten objectiven und subjectiven Gründen eine recht schwankende und vielfach ungenaue ist, liegt auf der Hand, um näherer Begründung zu bedürfen; die Gesammtzahl der menschlichen Bevölkerung wird aber auf etwa 1500 Millionen angegeben.

Faßt man ganz allgemein dies Bild der menschlichen Entwicklung ins Auge und vergleicht unsere mit allen Mitteln naturwissenschaftlicher Technik arbeitende und diese für den Weltverkehr ausnutzende Gegenwart mit dem geographischen Horizont, den ein einfaches Naturvolk einschließt, ja der vielleicht für den römischen Ackerbauer an der Tiber während der Königszeit bestand, so springt der klaffende Gegensatz in die Augen. Der schärfsten, eifersüchtigsten Isolirung, wie sie hier maaßgebend ist, so daß höchstens hier und da durch einen Weiberraub eine Mischung mit fremdem Blute herbeigeführt wird (charakteristisch sind ja die sich stetig wiederholenden Sagen und Ueberlieferungen der Autochthonie!), entspricht dort die lebendigste, unausgesetzteste Assimilirung, so daß nur bei ganz besonders widerstandsfähigen Rassen (und auch hier meist nicht über viele Generationen hinaus) sich die eigenthümlichen anthropologischen Kennzeichen unverwischt erhalten. In dieser Perspective erscheint das Bild einer internationalen, alle Völker, welcher Abkunft auch immer, umfassenden Cultur für ferne Zeiten nicht mehr als eine hirnverbrannte Utopie (vgl. Ratzel, Anthrop. I, 112, u. Völkerkunde I, 11, wo auf die verschiedenen Mischungen, welche die ursprünglich reinen Rassen verdrängen, Bezug genommen ist, so die Bastards, die Hottentotten,

[1]) Vgl. Metzger, Der Zukunftskampf der weißen und gelben Rasse (Sammlung von Vorträgen von Virchow, Heft 194, N. F., Hamburg 1894).

Digitized by Google

die Mestizen und Mulatten, die reinen Indianer, die pacifischen Neger, die Malayo-Polynesier, die Araber und Berbern, die Neger, mongolisch-chinesische und mongolisch-europäische Kreuzungen in Central-Asien u. A.).

II. Die Arteneinheit des Menschengeschechts.

Wie manchmal im Reiche der Wissenschaft, ist auch in der früher so leidenschaftlich geführten Discussion, ob wir eine körperliche Einheit des Homo sapiens bei allen Varietäten anzunehmen haben oder nicht, in der letzten Zeit erfreulicher Weise eine gewisse Beruhigung und Ernüchterung eingetreten; man besinnt sich, daß hier weder Gefühlsrücksichten, noch sociale und gar politische Motive mitbestimmend sein dürfen, was eine geraume Zeit (wunderbar genug) in der That der Fall war. Das Dogma von den mehreren Species des Menschengeschlechts hat bekanntlich aus recht praktischen Gründen bei den großen Sclavenbaronen der Südstaaten Nordamerikas die begeistertsten Vertheidiger gefunden. Diese kühlere, objectivere Behandlung des Problems wird der Sache selbst nur zu Gute kommen, so hypothetisch augenblicklich noch der ganze Stand der Frage auch vielfach sein mag. Die berufensten Vertreter der Anthropologie und Ethnologie entscheiden sich nach genauester Prüfung aller in Betracht kommenden Instanzen neuerdings für die Arteinheit des Menschengeschlechts, und zwar, wie Tylor ausführt, hauptsächlich aus zwei Gründen: „Erstens zeigen alle Völkerschaften, von den schwärzesten bis zu den weißesten, von den wildesten bis zu den civilisirtesten eine solche Uebereinstimmung in ihrem Körperbau und in ihrer Geistesthätigkeit, daß dieselbe nicht einfacher und besser erklärt werden kann, als durch die Annahme von gemeinsamer Abstammung, wenn auch noch so entfernter Vorfahren. Zweitens sind alle Menschen ungeachtet der Verschiedenheit in Gestalt und Hautfarbe fähig, Wechselehen einzugehen und Mischrassen jeder beliebigen Combination zu erzeugen, wie z. B. die Millionen von Mulatten und Mestizen der Neuen Welt, welche der Vermischung von Europäern, Afrikanern und Eingeborenen Amerikas entsprungen sind. Auch dieser Umstand deutet auf gemeinsame Abstammung aller Menschenrassen. Wir können die Theorie der Einheit des Menschengeschlechts als die mit der gewöhnlichen Erfahrung und der wissenschaftlichen Untersuchung als im besten Einklang stehende betrachten. Bis jetzt besitzen wir indessen nur sehr unvollkommene Mittel, um beurtheilen zu können, wem die Vorfahren des Menschen an Körper und Geist glichen, bevor die Vorfahren der gegenwärtigen Neger, Tataren und Australier sich in verschiedene Stämme gesondert hatten. Ebenso wenig sind bis jetzt die Ursachen aufgeklärt, unter deren Einfluß sich bei diesen Stämmen die verschiedenen Typen des Schädels und der Glieder, der Farbe und der Haare entwickelten. Es kann gegenwärtig nicht ermittelt werden, in welchem Grade die Eigenschaften einzelner Vorfahren von den Nachkommen ererbt und im Laufe der Generationen

Digitized by Google

verstärkt wurden, bis zu welchem Grade stärkere Stämme, wenn schwächere im Kampf um Land und Leben unterlagen, den von ihnen abstammenden Nationen ihr eigenes Gepräge aufdrückten, bis zu welchem Grade wandernde Völkerschaften durch Wechsel des Klimas, der Nahrung und Lebensweise eine körperliche Veränderung erfuhren. Jedenfalls ist anzunehmen, daß zugleich mit der Ausbreitung des Menschengeschlechts über die Erde neue, den verschiedenen Gegenden angepaßte Rassen entstanden. Welchen Antheil auch diese und andere noch weniger aufgeklärte Ursachen an der Veränderung der Menschenrassen gehabt haben, jedenfalls sind die Unterschiede, wie zwischen einem Engländer und einem Neger der Goldküste, nicht als unbedeutende Abänderungen zu betrachten; dieselben sind im Gegentheil von solcher Bedeutung, daß man sie mit den Unterschieden zwischen Thieren verglichen hat, die man als verschiedene Arten betrachtet, wie z. B. zwischen dem braunen Bär mit seiner gerundeten Stirn und dem Eisbär mit seinem weißlichen Pelz und seinem langen, platten Schädel. Wenn wir daher in Gedanken bis in eine Zeit zurückgehen, in welcher die Vorfahren des Afrikaners, des Australiers, des Mongolen und des Skandinaviers noch einen einzigen ungetheilten Stamm bildeten, so muß die Theorie der gemeinsamen Abstammung hinreichend starke Ursachen und hinreichend lange Zeiträume annehmen, um die Veränderungen zu erklären, denen keine einzige derjenigen Veränderungen, die in historischer Zeit stattgefunden haben, auch annähernd gleichkommt. Von diesem Standpunkte aus betrachtet ist jeder schwarze, braune, gelbe und weiße Mensch, der uns am Landungsplatz eines Hafenortes begegnet, ein lebendiger Zeuge für das hohe Alter des Menschengeschlechts" (Einleitung in das Studium der Anthropologie S. 7). Wenn wir diesen Satz von der Einheit unseres Geschlechts als einen durch die verschiedenartigsten Analogien der Erfahrung zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhobenen betrachten, so können wir der Annahme Darwin's und seiner Anhänger, daß die Vorfahren des Menschen sich aus einer Gruppe der Katarrhinen im ersten oder frühesten Abschnitt der Tertiärzeit abzweigten, nur den Rang einer mehr oder minder plausiblen Hypothese beilegen, die eventuell durch irgend welche Funde und Entdeckungen paläontologischer Art wieder umgestoßen oder berichtigt werden kann; jedenfalls ist sie für die Völkerkunde als solche belanglos [1]). Dagegen verdient es wohl beachtet zu werden, worauf Ranke hinweist, daß auch ausgesprochene Gegner der Descendenzlehre, wie zum Beispiel K. E. von Bär, mit Entschiedenheit für die Theorie der gemeinsamen Abstammung des Menschen eingetreten sind. Indem er auf die bunte Mischung aufmerksam macht, die gerade bei den Anglo-Amerikanern durch die mannigfachsten Kreuzungen eingetreten ist, und dabei die höchst befremdliche Thatsache berührt, daß gerade auf jenem

[1]) Vgl. auch Bastian, Das Beständige in den Menschenrassen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit, S. 82 ff.

Digitized by Google

Boden die Behauptung der Polygonisten sich so besonders kräftig entwickelt habe, fährt er fort: Diese Lehre (nämlich daß die Menschenstämme durch unübersteigliche Schranken von einander auch anthropologisch getrennt seien) geht aus von Männern, welche nicht wissen können, ob mehr Blut britischer Urbewohner, keltisches oder germanisches in ihnen fließt. In einigen Ländern Europas hat zu jener Zeit diese Lehre allerdings Anhänger gefunden, aber wohl nur, weil sie auffiel, und weil man glauben mochte, in Amerika müsse man über die Unvermischbarkeit am meisten Erfahrungen machen können. Wir aber haben gehört, daß nur die aus ethischen Gründen nicht gedeihende Nachkommenschaft von Briten und Negerinnen als Erfahrung vorlag und daß man aus dieser allein rasch allgemeine Folgerungen zog, die allen bisherigen und folgenden Erfahrungen widersprechen. Diese Verallgemeinerung hätte man wohl nicht so passend gefunden, wenn sie nicht der Ansicht von den mehrfachen Species oder Arten im Menschengeschlecht die einzige Stütze zu gewähren geschienen hätte. Und diese Ansicht, welche nach naturhistorischen Principien sich so wenig begründen läßt, ist sie nicht ein Gewissensbedürfniß eines Theiles der Anglo-Amerikaner? Mit unmenschlicher Härte hat man die Urbewohner zurückgedrängt, mit Egoismus den afrikanischen Stamm zur Knechtschaft eingeführt. Es war natürlich, daß man sich sagte, gegen diese Menschen könne man keine Verpflichtung anerkennen, denn sie seien von schlechterer Art. Ich berufe mich auf die Erfahrung aller Länder und Zeiten, daß, wenn ein Volk Macht hat und ungerecht gegen ein anderes verfährt, es auch nicht unterläßt, das andere sich sehr schlecht und unfähig zu denken und diese Ueberzeugung oft und nachdrücklich zu wiederholen (Der Mensch II, 235) [1].

Ebenso wenig vermögen wir es, uns ausführlich an dieser Stelle mit einem anderen, hiermit in unmittelbarem Zusammenhang stehenden, bis auf den heutigen Tag noch recht controversen Problem eingehend zu befassen, nämlich mit der fraglichen Eintheilung des Menschen in verschiedene Rassen. Von den altbekannten 4 Rassen Linné's [2] bis herunter zu den 63, die Burke aufgestellt (vgl. die Uebersicht bei Hörnes, Urgeschichte S. 52), kann keiner der verschiedenen anthropologischen Versuche auf genaue wissenschaftliche Beweiskraft Anspruch erheben. Vielfacher Anerkennung erfreut sich trotz aller neueren Versuche noch die alte Blumenbach'sche Rubricirung in fünf Abtheilungen. Auch gegen die große Tafel, welche Fr. Müller von dem Stammbaum der Menschheit auf Grund des Haarwuchses ent-

[1] Als einen sehr triftigen Grund für den Monogenismus führt Peschel mit Recht die Schmiegsamkeit des menschlichen Naturells an, die es ihm verstatte, bei der nöthigen Vorsicht sich überall anzusiedeln (Völkerkunde S. 21), vgl. dazu Lippert, Culturgeschichte I, 9 ff.

[2] Geradezu drastisch wirkt die sociale Charakteristik, die Linné den einzelnen Rassen zu Theil werden läßt; so, wenn er bei den Amerikanern bemerkt, regiert durch Gewohnheiten, oder bei den Asiaten, regiert durch Meinungen (vgl. Ranke II, 236).

Digitized by Google

worfen hat (den wollhaarigen Rassen stehen die schlichthaarigen gegenüber, jene theilen sich wieder in die büschel- und vließhaarigen, diese in die straff- und lockenhaarige, vgl. Allg. Ethnographie S. 19 ff.), sind schwere Bedenken nicht zu unterdrücken (vgl. Ratzel, Anthropogeogr. I, 464, während sie z. B. wieder von Gerland, Anthropol. Beiträge S. 312 ff. eifrig vertheidigt wird). Dagegen kann man es mit Ranke als einen glücklichen Griff bezeichnen, wenn diese Eintheilung überall die zusammengehörigen Culturgruppen zum Ausdruck bringt; besonders gilt das wohl von den Völkern der Mittelländer. Ebenso wenig haben die verschiedenen kraniologischen Messungen klare Abgrenzungen und Stufen, feste Typen ergeben, um die Menschheit darnach zu gliedern; so bahnbrechend auch die ersten Arbeiten von Retzius gewesen sind, so ist doch schon der eine Umstand, daß er selbst immerfort wieder ein neues System aufstellte (im Ganzen sind es ihrer vier), wenig vertrauenerweckend, von allen anderen Gründen abgesehen (vgl. die Tabelle bei Schurtz, Katechismus der Völkerkunde S. 125). Mit Recht sagt Waitz: „Aehnliche Formen kommen bei den entlegensten Völkern vor, unter denen sich ohne völlig abenteuerliche Hypothesen keine Verwandtschaft stiften läßt, während beträchtlich verschiedene sich bei Völkern finden, deren innere Zusammengehörigkeit nicht geleugnet werden kann, wenn man nicht etwa die erst zu beweisende Lehre, daß die Schädelgestalt ein absolut sicheres Kriterium der Rasse sei, unbewiesen schon angenommen hat, endlich — und dies ist das Wichtigste — ist der Variationskreis, der den einzelnen nationalen Typen zukommt, noch so wenig ermittelt, daß sich bis jetz noch kaum irgend eine Behauptung darüber aufstellen läßt, welche Formen innerhalb und welche außerhalb der einzelnen Typen liegen, während es zugleich nicht unwahrscheinlich ist, daß die Variationskreise derselben vielach und in weiter Ausdehnung in einander übergreifen" (Anthropologie I, 265). An diesem Thatbestande werden auch wohl die neuesten Untersuchungen von H. Welcker u. A. nicht viel geändert haben, so daß die Völkrkunde wenigstens zur Zeit sich hier kaum einen namhaften Gewinn versprechen dürfte [1]). Dagegen hat Ratzel neuerdings unter völligem Verzicht auf ein äußerliche, somatische Bestimmung lediglich nach der errungenen Cultustufe ein Schema aufgestellt, das er seiner Völkerkunde zu Grunde gelegt hat, obwohl er freilich ganz im Allgemeinen alle Varietäten auf zwei „Loße in der heutigen Rasse noch lebendige Gegensätze zwischen Nordhalbkugel: weiße und mongoloide Rasse, und Südhalbkugel: Negerrasse" zurückführt (Völkerkunde I, 12). Diese Gliederung ist in ihren allgemeinen Grundzügen folgende: I. der pacifisch-amerikanische Völkerkreis (Oceanier, Australier, Malayen und Madagassen, Amerikaner, Arktiker der Alten Welt), II. die ellen Stämme Süd- und Innerafrikas, III. die Negervölker, IV. die Culturvölker der Alten Welt (die afrikanischen, asiati-

[1]) Vgl. Peschel, Völkerkunde S. 102.

Digitized by Google

schen Culturvölker, die Westasiaten und Europäer). Er hat dann dies Schema später nach anthropologischen und ethnographischen Merkmalen umgestaltet (vgl. Anthrop. II, 778), indem er bedeutungsvoll hinzufügt: „Von einem Stammbaum, wie ihn auch Schleicher für die Menschheit gezeichnet, unterscheidet sich dies geographische Schema durch die Abwesenheit aller Speculation."

Wer an der besprochenen Einheit des Menschengeschlechts trotz aller mißlungenen Versuche festhält, diesen Typus in streng zu fixirende Formen zu zerlegen, wird endlich nicht umhin können, mit einigen Worten auf die nahe liegende Frage einzugehen, wie man sich die Besiedelung der Erde zu denken habe, resp. von welchem Punkte dieselbe eventuell erfolgt sei. Auch hier schießen die Hypothesen wild in's Kraut, wir erwähnen nur die bekannte u. A. von Peschel vertretene von einem längst von den Fluthen bedeckten Continent Lemurien im Indischen Ocean (vgl. Völkerkunde S. 34 ff.). Aber auch hinsichtlich dieses Punktes können wir unsere Zweifel nicht unterdrücken und wir schließen uns der Entgegnung von Hörnes an: „Nur die gründlichste Erforschung der Erdgeschichte und namentlich des Stammbaumes der Landsäugethiere kann zu einer befriedigenden Beantwortung dieser Frage führen. An ungenügenden Hypothesen fehlt es nicht in der Geschichte dieses Problems. Wir erwähnen nur die beliebte Annahme eines untergegangenen Continentes, der heute bis auf einige insulare Reste (Ceylon, Madagascar) vom Indischen Ocean bedeckt sein soll. Hier dachte man sich die Urheimath des Menschen, hauptsächlich deshalb, weil die sog. Halbaffen oder Lemuren nur auf den Inselbruchstücken dieses versunkenen Welttheiles Lemuria [1]) vorkommen sollten. Aber man hat Lemuren seitdem nicht nur im tropischen Afrika, sondern aus frühtertiären Schichten sogar schon in Nordamerika kennen gelernt. Andere suchten den Ausgangspunkt des Menschengeschlechts im biblischen Paradiese, d. h. nach den biblisch-assyriologischen Studien Fr. Delitzsch' in jenem reizenden Theile Mesopotamiens, der sich von der engsten Landstelle zwischen Euphrat und Tigris bis unterhalb Babylons erstreckt. Aber ein durch tausendjährige Cultur geschaffenes Eden, das Entzücken friedlicher und kriegerischer Besucher aus dem classischen Mittelmeergebiet von Xenophon bis auf Kaiser Julian den Apostaten, dieses Meisterstück menschlicher Arbeit, das gläubige Generationen als einen Garten ohnegleichen aus Gottes Hand hervorgehen ließen, zugleich für den ersten Sitz des Menschengeschlechtes zu halten — ist eine heute nicht mehr zulässige Verkehrtheit" (Urgeschichte S. 52). Dann scheint uns noch die Hypothese Gerland's, daß der Südwestrand des Himalaya der Ursitz der Menschheit gewesen sei, viel annehmbarer, zumal er dieselbe durch Bezüge auf Nahrung, Lebensmittel und Pflanzen zu stützen sucht (Anthrop. Beiträge S. 135 ff.). Auch Quatrefages (Menschen-

[1]) Der Ausdruck stammt von dem britischen Zoologen Sclater.

Digitized by Google

geschlecht I, 204 ff.) meint, von allen bisher gesammelten Thatsachen könne keine die Veranlassung dazu geben, die Wiege des Menschengeschlechts anderswo, als in Asien zu suchen, und es liegen keinerlei Thatsachen vor, die etwa darauf führen dürften, das Stammland des Menschen in den heißen Gebieten der gegenwärtigen Continente oder auch nur eines untergegangenen Continents zu suchen. Auch hier wird man allem Ermessen nach über den Bereich mehr oder minder kühner Vermuthungen nicht hinauskommen (daß auch die Urheimath der Indogermanen nicht diese Frage nach irgend einer Richtung hin zu präjudiciren vermag, versteht sich wohl von selbst), und deshalb sehen wir keinen Grund, länger dabei zu verweilen; wie aber auch immer die Entscheidung ausfallen mag, jedenfalls hat man sich die Wanderungen der verschiedenen Stämme von jenem hypothetischen Ursitz aus im allergrößten Maaßstabe vorzustellen. Hörnes schreibt ganz treffend: „Die unüberwindlichen Hindernisse einer solchen Ausbreitung bestehen nur in der Phantasie verwöhnter Culturmenschen. Wir denken an schnelle, planvolle Reisen, kühne Colonisationsversuche, an die Unerläßlichkeit gewisser Existenzbedingungen, an das rasche Aufgeben mißlungener Projecte. Die Natur arbeitet mit anderen Mitteln als der zielbewußte Mensch, sie vollbringt ihre Werke langsamer, zäher, sicherer. Die rohen Urstämme waren nicht nur genügsamer und widerstandsfähiger wie wir, sie folgten auch blindlings dem Gebot ihrer Bestimmung; sie erschraken nicht vor Sterblichkeitsziffern und litten geduldig, bis der Tag der Erlösung, d. h. der vollständigen Acclimatisation gekommen war. Es besteht unter den Ethnographen nur eine Meinung darüber, daß die Eingeborenen Amerika's, höchstens mit Ausnahme der Eskimos, einer einzigen Rasse angehören. Diese Rasse hat es verstanden, im Laufe ungezählter Jahrhunderte allen klimatischen Gegensätzen sich anzupassen, die auf den beiden Hemisphären vom nördlichen Polarkreis bis zum Aequator und wieder bis zum 50. Grad südlicher Breite, wo ein Volk von nackten Fischern neben den bis an's Meer hinabreichenden Gletschern des Feuerlandes haust, zu finden sind" (a. a. O. S. 55). Es ist für diese ja im Einzelnen noch völlig dunkle Geschichte der vorhistorischen Wanderungen der Menschheit bezeichnend, daß gerade derjenige Erdtheil die größte Gleichartigkeit der ganzen Bevölkerung aufweist, der eben am wenigsten durch diese Ströme überfluthet wurde, nämlich Australien, während ja auf der polynesischen Inselwelt ein kühnes und wetterfestes Seevolk zu Hause war. Man darf wohl Ratzel beistimmen, wenn er sagt: „Ohne Frage haben die Völker schon lange vor der geschichtlichen Zeit begonnen, in einander überzufließen, und an dem Ziele der Verschmelzung der Völker zu einer einzigen Menschheit arbeiten Erde und Menschen länger zusammen, als man gewöhnlich glauben will" (Anthropogeogr. I, 177 und II, 29 ff.).

Um mit diesen einleitenden Fragen zu Ende zu kommen, die, wie schon angedeutet, für die Ethnologie nur einen mittelbaren Werth bean-

Digitized by Google

sprechen können, so müssen wir noch kurz das Problem vom Alter des Menschengeschlechtes berühren. Auch hier tobt noch der Kampf der Hypothesen, die nicht immer in der geziemenden Bescheidenheit auftreten, wie man das eigentlich zu erwarten berechtigt wäre. Wenn man von dem durch verschiedenartige Gründe gestützten Axiom des einheitlichen Ursprungs des Menschen ausgeht, so wird man von vornherein für diese allmählige Verbreitung von einem fraglichen Urstz aus eine sehr lange Zeit anzusetzen geneigt sein; genauere Angaben sind aber schlechterdings, wie ein Blick in die anthropologischen Lehrbücher zur Genüge beweist, nicht zu erbringen. Selbst darüber besteht unter den berufenen Forschern keine Uebereinstimmung, ob wir das erste Auftreten des Menschen schon in die Tertiärperiode setzen dürfen, wie z. B. Quatrefages will (vgl. Das Menschengeschlecht I, 174 ff.), oder ob man dies freilich für wahrscheinlich und möglich, aber immerhin noch nicht für bewiesen ansieht, wie z. B. Hörnes, der sich so ausdrückt: „Die Frage nach dem Tertiärmenschen gehört derzeit noch zu den ungelösten Problemen der Wissenschaft. Sie steht heute durchaus anders, als vor einiger Zeit diejenige nach dem Diluvialmenschen. Gegen diesen erhob sich ein principieller Widerspruch, er sollte nicht existirt haben können. Man weigerte sich, in eine Discussion dieses Themas einzutreten. Von alledem ist hier nicht die Rede; Niemand will unsere tertiären Ahnen grundsätzlich von der Forschung ausgeschlossen wissen. Wir sind völlig bereit, die Wahrheit hinzunehmen, sie möge kommen, woher sie wolle. Das System läßt die Stelle offen, aber ehe sie besetzt wird, verlangt man mit Recht gültige Beweise, unanfechtbare Belegstücke [1]), welche die allgemeine Zustimmung der gelehrten Welt nach sich ziehen müssen. Für die Zukunft richten sich die Blicke der wissensdurstigen Forscher theilweise, älteren Erwartungen entsprechend, nach Australien und Indonesien, theilweise (auf die gründlichen Untersuchungen nordamerikanischer Paläontologen gestützt) nach den nördlichen Gebieten der Neuen Welt. Man stützt sich darauf, daß die Säugethierbevölkerung des Festlandes der Erde sich zur Tertiärzeit

[1]) Hörnes macht darauf aufmerksam, daß entweder sich die allgemeinen Kennzeichen der Hand des Tertiärmenschen (zugeschlagene Steine, gekerbte und geschnittene Thierknochen) als theils natürliche, theils von den Zähnen wilder Thiere herrührende Spuren entpuppt, oder die Ablagerungen, in welchen unzweifelhafte Knochenreste vom Menschen gefunden wurden, sich nachträglich als jüngere Bildungen erwiesen haben. In den Vereinigten Staaten Amerikas, in Indien, der Türkei ꝛc. glaubte man solche Zeugnisse des Tertiärmenschen angetroffen zu haben; in Nicaragua und Nevada wollte man im pliocänen Thon sogar Abdrücke seiner Füße entdeckt haben. All' das hat sich als irrige Hoffnung, als optimistische Täuschung herausgestellt und der ernsten Prüfung nicht Stand gehalten. So urtheilt man wenigstens in England und Deutschland! (a. a. O. S. 161); vgl. außerdem Nadaillac, Die ersten Menschen, S. 487 ff., Peschel, Völkerkunde, S. 37 ff. und Ranke, Der Mensch II, 386 ff., der wenigstens in Bezug auf Europa sagt, in die älteren und ältesten Epochen des Diluviums lassen sich bisher die Spuren des Menschen nicht verfolgen.

Digitized by Google

auf einem der nördlichen Hemisphäre angehörenden Continentalgebiet entwickelt habe und fragt, ob jener Stamm, als dessen Schlußglied wir mit der größten Wahrscheinlichkeit den Menschen zu betrachten haben, an einer anderen Stelle der Oberfläche des Planeten seine Entfaltung gefunden haben könne, als eben dort, wo die Wiege der meisten und wichtigsten Säugethierstämme gestanden habe" (Urgeschichte S. 162). Aehnlich äußert sich Tylor: „Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß der Mensch der älteren Steinzeit schon lebte, als die Fluthen eine Höhe über der gegenwärtigen Thalsohle erreichten, welche jetzt von den Gipfeln hoher Bäume erreicht wird, als das Klima, wie jetzt in Lappland, für das Mammuth, das Renthier und andere jetzt zum Theil ausgewanderte, zum Theil ausgestorbene Thiere geeignet war. Wenn wir nun bedenken, wie außerordentlich langsam sich solche Veränderungen in der Beschaffenheit des Landes, des Klimas und der Thierwelt vollziehen, wo sie nur immer stattfinden, so müssen wir für die ungeheuren Veränderungen bis zum Eintritt der jüngeren Steinzeit einen außerordentlich langen Zeitraum annehmen, in dessen Verlauf die Flüsse nahezu auf ihr jetziges Niveau herabsinken, Klima und Thierwelt ziemlich ihren jetzigen Zustand erreichen konnten. Aus den aufgefundenen Ueberresten geht hervor, daß die ältesten bekannten Völker Jäger und Fischer waren, die wir heute als Wilde bezeichnen würden. Sie als Urmenschen zu bezeichnen, ist dagegen unzweckmäßig, da dies leicht so verstanden werden könnte, als ob sie die ersten auf Erden erschienenen Menschen oder wenigstens denselben ähnlich gewesen seien. Die Lebensweise der Menschen, welche während der Mammuthperiode die Gegenden von Abbeville oder Torquay bewohnten, macht nicht den Eindruck, als ob sie die ursprüngliche Lebensweise des Menschen gewesen sei. Die Menschen der alten Steinzeit waren wahrscheinlich Stämme, deren Vorfahren unter einem milderen Klima gelebt und in den Künsten des Nahrungserwerbes und der Vertheidigung einige Geschicklichkeit erlangt hatten, so daß die Nachkommen später im Stande waren, den harten Kampf gegen das rauhe Klima und die wilden Thiere der Quartärperiode erfolgreich zu bestehen" (Einleitung in das Studium der Anthropologie S. 40). Kann auch die Altersbestimmung des Menschengeschlechts nicht annähernd einen Vergleich mit den großen Zahlen der Geologie aushalten, wie sich von selbst versteht, so führen doch die unzweideutigen Spuren seines urgeschichtlichen Daseins in Perioden zurück, denen gegenüber alle üblichen Bestimmungen und Abgränzungen unserer historischen Betrachtung, ganz besonders der ja sonst häufig als durchschlagend angesehene Unterschied zwischen antik und modern in wesenloses Nichts zusammenschrumpft. Die wenigen Jahrtausende der historischen Zeit führen uns, wie Tylor bemerkt, nur bis an den Ausgang einer vorhistorischen Zeit von unabsehbarer Länge zurück, während welcher die erste Ausbreitung des Menschengeschlechts über die Erde und die Entwicklung der großen Menschenrassen stattfand, während der sich die Bildung

Digitized by Google

der großen Sprachfamilien vollzog und während der sich die Cultur bis auf das Niveau der orientalischen Völker, der Vorläufer des modernen civilisirten Lebens entwickelte. Im Uebrigen ist die Völkerkunde, wie schon angeführt, bei der Entscheidung dieser prähistorisch-paläontologischen Controverse nicht sonderlich interessirt: Ueberlassen wir also die Lösung dieses vielumstrittenen Räthsels um so ruhiger den Specialisten, während sich die Ethnologie mit der Kennzeichnung des allgemeinen Standes der Frage, wie wir das soeben in aller Kürze gethan haben, vollauf begnügen darf.

Zweites Kapitel.

Psychische Grundzüge der Völkerkunde.

Einleitung:

Natur- und Culturvölker.

Jede geistige Entwicklung enthält bestimmte, klar von einander zu unterscheidende Stufen, aber trotzdem laufen diese Abgränzungen in manchen Punkten in einander über und heben so die ursprüngliche Schärfe der charakteristischen Merkmale wieder auf. Diese Beobachtung, die für das individuelle Leben zutrifft, wiederholt sich auch in dem umfassenden Rahmen der Menschheit, und das ist für die theoretische Betrachtung um so bedenklicher, als durch diese Schwankungen und Unsicherheiten in der Bestimmung fester, unerschütterlicher Gränzen im Völkerleben auch die Contouren des ganzen Bildes der Menschheit sich verwischen. Wir wollen keinen fruchtlosen akademischen Streit über Begriffe anfangen, der meist mit allem Aufwand an Logik doch nicht zu einem Ergebniß führt, weil die Voraussetzungen und Elemente, die jenen Begriff erst begründen, grundverschieden sind und stillschweigend alle möglichen anderen Momente noch mit hinzu gedacht werden. Man kann noch immerhin sich der Eintheilung Tylor's anschließen, die er für den Entwicklungsgang der Civilisation vorschlägt: „Auf der Stufe der Wildheit befindet sich der Mensch, so lange er von wilden Pflanzen und Thieren lebt, weder den Boden anbaut, noch Thiere für seine Nahrungsbedürfnisse züchtet. In tropischen Wäldern, wo Ueberfluß an Früchten und Wild ist, können Wilde in kleineren Horden stets dieselbe Oertlichkeit bewohnen, da sie hier das ganze Jahr hindurch Nahrung finden, während sie in minder fruchtbaren und kälteren Gegenden auf eine wandernde Lebensweise angewiesen sind, da hier die Nahrung an einer Stelle bald erschöpft ist. Zur Anfertigung ihrer rohen Werkzeuge benutzen sie Materialien, die sie fertig vorfinden, wie Holz, Stein und

Digitized by Google

Knochen, dagegen verstehen sie nicht, die Metalle aus dem Erz darzustellen und gehören daher der Steinzeit an. In den Zustand der Barbarei tritt der Mensch ein, sobald er Ackerbau beginnt. Mit der Anhäufung eines gewissen Vorrathes von Nahrungsmitteln, die bis zur nächsten Ernte aufbewahrt werden können, beginnt das Leben in festen Wohnsitzen, in Dörfern und Städten. Diese ansässige Lebensweise hat aber ungeheure Verbesserungen der Künste, der Wissenschaften, der Sitten und der öffentlichen Einrichtungen zur Folge. Hirtenvölker müssen bei dieser Unterscheidung der barbarischen Stufe zugezählt werden; denn wenn auch ihr Umherziehen von Weideplatz zu Weideplatz die Begründung fester Wohnsitze und die Bebauung des Bodens unmöglich macht, so liefern ihnen doch ihre Heerden fortwährend Milch und Fleisch. Einige barbarische Völker sind nicht über den Gebrauch von Steinwerkzeugen hinausgekommen, während die meisten in die Metallzeit eingetreten sind. Die Stufe der Civilisation endlich lassen wir am zweckmäßigsten mit der Entwicklung der Schreibkunst beginnen, die dadurch, daß sie die Geschichte, die Gesetze, das Wissen und die Religion für die kommenden Geschlechter aufzeichnet, die Vergangenheit und Zukunft zu einer ununterbrochenen Kette intellectuellen und moralischen Fortschrittes verbindet. Diese Unterscheidung von drei großen Culturstufen ist sehr praktisch und hat den Vortheil, daß sie nicht eingebildete, sondern wirklich vorhandene Zustände der Gesellschaft bezeichnet. So weit wir die Sache beurtheilen können, hat sich die Civilisation, wie es scheint, wirklich durch diese drei Stufen hindurch entwickelt. In einem Wilden der brasilischen Wälder, einem Barbaren Neuseelands oder Dahome's und in einem civilisirten Europäer haben wir daher die drei Stufen in der Entwicklung der Civilisation verkörpert; nur darf nicht vergessen werden, daß dieser Vergleich nur als ein Führer, nicht als eine vollständige Erklärung angesehen werden darf" (Anthropologie S. 30). Aber trotzdem laufen diese Phasen schon um deswillen in einander über, weil es eben derselbe geistige Entwicklungsproceß ist, der sich hier an den verschiedenen Gliedern der Menschheit vollzieht. Wir können deshalb uns nicht so besonders dafür interessiren, welche Bezeichnung für die Stufen der primitiven Gesittung gewählt wird, ob man von wilden, culturarmen oder von Naturvölkern spricht; wenn wir dem letzteren Ausdruck den Vorzug geben, so geschieht das lediglich aus praktischen Gründen, weil derselbe sich ziemlich allgemein eingebürgert hat, und weil er zweitens durch die directe Beziehung auf die charakteristische Naturabhängigkeit den Gegensatz zu der die mechanischen Kräfte der Umgebung sich möglichst unterwerfenden Cultur ganz glücklich darstellt, abgesehen von dem Umstande, daß das Wort Wilde nicht selten einen ungehörigen pessimistischen, moralisch discreditirenden Beigeschmack mit sich führt. Die Hauptsache ist aber, daß wir uns zunächst über die ethnologische Auffassung dieser Stämme niederer Gesittung klar werden, weil von dieser principiellen Stellungnahme begreiflicher Weise alles Andere abhängt; ist

Digitized by Google

die Perspective unrichtig gewählt, so wird auch damit das ganze praktische Material oder die eigentliche Beweisaufnahme verfälscht.

Wir überzeugten uns schon bei einer anderen Gelegenheit, daß für die Völkerkunde, soll sie anders ihren Zweck erfüllen und soll sie insbesondere mit inductiver Sicherheit arbeiten, die Abwesenheit jeder beirrenden subjectiven Stimmung und Gefühlsrichtung ein fundamentales Postulat bildet; weder die haltlose, durch und durch unwahre, sentimentale Auffassung und krankhafte Schwärmerei des vorigen Jahrhunderts für die glückseligen Südseeinsulaner, wie wir sie früher geschildert haben, noch die ebenso einseitige entgegengesetzte Meinung, die neuerdings so vielfach hervortritt, daß wir in den Wilden völlig verthierte Exemplare des Genus Homo sapiens sehen müssen, welche eine Mittelstellung zwischen Menschen und Affen einnähmen, kann auf wissenschaftliche Würdigung Anspruch erheben. Das ist leeres Gerede und haltloses Phantasiren, gegen welches besonnene Forscher auch längst entschieden Front gemacht haben, wie wir das bereits gekennzeichnet haben. Man hat bisher noch keine Völkerschaft entdeckt (schreibt Hörnes), welche so culturlos gewesen wäre, daß man ihr Leben mit demjenigen einer Affenschaar hätte vergleichen können. Auf der ganzen weiten Erde existirt kein Stamm, der sich das Feuer nicht nutzbar gemacht hätte, keiner, dem es an einer mehr oder minder wortreichen, von Gesetzen regierten Sprache, an mannigfachen Geräthen und künstlich zugeschärften Waffen und Werkzeugen gebräche. Andere Illustrationen der Urzeit, solche, die uns einen halbthierischen Zustand unseres Geschlechts vor Augen stellen, vermag uns die Völkerkunde nicht zu bieten (Urgeschichte, S. 75). Die eigentliche Urzeit sollte man aber billiger Weise ganz aus der Völkerkunde ausscheiden und der Prähistorie zuweisen, soweit sie überhaupt wissenschaftlich zu ergründen ist; denn sonst wird blinder Speculation und willkürlicher Vermuthung Thor und Thür geöffnet [1]). Endlich ist der in sprachvergleichenden Kreisen öfter hervortretende Idealismus, der die Entwicklung mythologischer und religiöser Ideen nur allzu sehr nach dem Standpunkt unserer vorgeschrittenen intellectuellen Bildung beurtheilt, nicht minder bedenklich. Wir haben schon früher gelegentlich dies Moment gestreift und dabei Veranlassung genommen, auf die Mißgriffe hinzudeuten, die durch die Culturbrille, wie sich v. d. Steinen treffend ausdrückt, in die Erklärung des naiven Weltbildes hineingebracht werden, so daß hier ein zwar recht drastisches Beispiel genügen mag. Es handelt

[1]) Gerade dadurch verliert die ethnographische Beurtheilung der Naturvölker im vorigen Jahrhundert öfter jeden wissenschaftlichen Werth, weil sie von diesem verhängnißvollen Irrthum beherrscht ist, Urzeit und Naturvölker seien schlechthin ein und dasselbe (vgl. einen Aufsatz des Verfassers im Archiv für Anthropologie, auf den schon früher einmal verwiesen wurde [1894, S. 276 ff.]: Ueber die Auffassung des Naturzustandes im vorigen Jahrhundert, und Wundt, Ethik, S. 388 ff. Ueber das Verhältniß des Individualismus zum Universalismus).

Digitized by Google

sich um die (nach unserer Anschauung symbolisirende) Benennung gewisser Thiere durch die brasilianischen Waldindianer als Besitzer von Culturerzeugnissen und Geräthschaften, denen sie der Mensch später abgenommen und sich so zu Eigen gemacht hat. „Herr des medicinischen Tabaks und der Baumwolle war der Wickelbär, Herr des gewöhnlichen Rauchtabaks der Zitteraal, Herr des Schlafes die Eidechse, Herr der Sonne der Königsgeier u. s. w. Wie ist ein solcher Unsinn möglich? fragt Steinen. Das Alles ist natürlich symbolisch gemeint, erklärt der Träger der Culturbrille und hält die Frage für erledigt. Ich kann nur herzlich lachen, wenn ich mir die indianischen, an der Anschauung klebenden Jäger und Fischer mit symbolischen Thieren hantirend denke, wie die Dichter und Maler und, um die niederen Geister nicht zu vergessen, die ihre Trade-mark erfindenden Patentinhaber unserer civilisirten Welt — die allerdings sämmtlich zu den Originalen ihrer Symbolthiere nicht in dem Verhältniß naher persönlicher Bekanntschaft zu stehen pflegen" (Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens, S. 354). Unser Gewährsmann hat sich vielmehr bei dem langen Umgang mit diesen naiven Waldkindern überzeugt, daß wir es hier mit einer ganz ehrlich gemeinten Realität zu thun haben, die sich für die an die unmittelbare sinnliche Wahrnehmung gebundenen und jede Grenze zwischen Mensch und Thier ignorirenden Indianer von selbst versteht; die kleinsten Analogien und Beobachtungen (so daß die Eidechse mehrere Monate verschläft) verhalfen dieser primitiven Mythologie zu einer Wirklichkeit, an die ebenso felsenfest geglaubt wurde, wie bei uns an irgend ein christliches Dogma. Auch ist es nicht rathsam, wie gleichfalls v. d. Steinen warnt (a. a. O. S. 221), in den allgemeinen psychologischen Ableitungen und Deutungen gar zu viel den Schauer des Unendlichen, wie der ästhetische Terminus technicus lautet, als Motiv zu verwerthen; wo nicht direct ein religiöses Moment hinzutritt (wie beim Fetischismus und Animismus überhaupt), ist für diese feineren Stimmungen der Naturmensch noch nicht reif, womit sich natürlich Aberglaube und Furcht, besonders bei plötzlichen Katastrophen (so vulkanischen Eruptionen) sehr wohl verträgt. Wenn somit Ratzel sagt: Wir würden auch ohne zahlreiche Beweise vom Gegentheil die Behauptung als unbegründet zurückweisen, daß das Ohr der Naturvölker der Stimme der Natur taub sei (Anthrop. I, 392), so wird man das nicht auf den regelmäßigen Ablauf der Naturerscheinungen, z. B. Sonnenaufgang und -Untergang u. s. w. beziehen dürfen, gerade da, wo unsere ästhetisirende Naturanschauung nur zu gern poetische Anempfindung voraussetzt.

Nach diesen Vorbemerkungen wird es hoffentlich nicht überraschen, wenn wir in der Erklärung des Begriffes der Naturvölker und der Bestimmung seiner Gültigkeit uns häufig nur mit negativen Definitionen behelfen müssen. Das gilt in erster Linie von dem hoffnungslosen Versuch, mit dem Bilde, das uns frühere oder gegenwärtige Stämme niederer Gesittung bieten, die Anfangsstadien menschlicher Entwicklung überhaupt

Digitized by Google

bezeichnen zu wollen. Das bekannte Wort Peschels: Sicherlich ist der Naturzustand des Menschengeschlechts unserer Beobachtung, ja sogar unserer Ahnung entrückt (Völkerkunde S. 144), besteht noch heute in ungeschwächter Kraft. Wir werden immer von bestimmten, greifbaren Ansatzpunkten ausgehen müssen, die wir schlechterdings als gegeben anerkennen: Ueber sie hinaus, in das Nebelmeer, das dieses Werden undurchdringlich bedeckt, führt höchstens eine durch die sog. intellectuale Anschauung inspirirte Metaphysik. Nehmen wir deshalb die Naturvölker als das, was sie einem vorurtheilsfreien Blick erscheinen, so kann von einem grundsätzlichen, unvergleichbaren Gegensatz bei allen tiefgreifenden Unterschieden zu unseren Entwicklungsstadien keine Rede sein. Einer schärferen Beobachtung vielmehr müssen sich überall, wenn auch noch so verhüllt, die bedeutsamen Beziehungen zu erkennen geben, die beide Sphären zu einem organischen Zusammenhang verknüpfen. Betrachten wir zunächst den physiologischen Theil der Frage.

Die paradoxe Behauptung Lubbock's, die eine Zeit lang imponirte, daß die Wilden selten krank seien, hat heutigentags ihren Reiz eingebüßt, nachdem man sich überzeugt hat, daß sie umgekehrt trotz alles Culturmangels die willenlose Beute der verschiedenartigsten Krankheiten und Seuchen sind, gegen welche die Kunst ihrer Zauberärzte sich nur allzu häufig wirkungslos erweist (vgl. Ratzel, Anthrop. II, 367 ff.). Aber auch die seltsame Schwärmerei ist vorbei, wo man meinte, das eigentliche Modell für einen Apollo und andere griechische Meisterwerke bei den Naturvölkern, z. B. bei südafrikanischen Stämmen, finden zu müssen. In dieser Beziehung sind die Aufschlüsse sehr interessant, die wir den Anthropologen der Gegenwart, Fritsch, Virchow, Ranke u. A. verdanken, aus denen zur Evidenz hervorgeht, daß zwischen dem Culturmenschen und Naturmenschen eine weite Kluft besteht, und zwar nicht zu Ungunsten des ersteren, so daß Ranke geradezu in der gesammten Menschheit zwei typische Formen der allgemeinen Körperbildung unterscheidet: die Culturform und die Naturform (vgl. Der Mensch, II, 89). Es heißt hier: „Der im Kampfe um die Erhaltung seines Lebens hart geschlagene Wilde, welcher der dauernden mechanischen Anstrengung aller seiner Glieder und Organe bedarf, wird sich von dem überall durch die Cultur getragenen und verweichlichten Europäer, als dessen extremster Typus uns das Weib der höheren Stände und, an dieses zunächst sich anschließend, der nicht mechanisch arbeitende Mann sitzender Lebensweise entgegengetreten sind, in hohem Maaße unterscheiden. Je nach dem leichteren oder schwereren Grade des Kampfes um die Existenz werden wir auch bei den Naturvölkern Verschiedenheiten in der Körpergliederung erwarten müssen. Es würde nichts Erstaunliches mehr haben, wenn in dem Reiche des Brotfruchtbaumes, in jenen paradiesischen Gegenden der Erde, in denen der Mensch erntet, ohne zu säen, ißt, ohne zu arbeiten, lebt, ohne sich zu mühen, die Körperproportionen der

Digitized by Google

Eingeborenen sich dem Typus der europäischen extremen Culturform annähern würden, oder wenn dort, wo, wie im Feuerland, der Wilde Tag für Tag in seinem Canoe lauernd seinen kümmerlichen Lebensunterhalt mit der mechanischen Arbeit seiner Hände und Arme zu erringen hat, sich Körperproportionen ausbilden würden, denen bis zu einem gewissen Grade ähnlich, wie wir sie bei jenen Arbeitern unter den Culturvölkern antreffen, bei denen nur der Oberkörper eine höhere mechanische Durchbildung erkennen läßt, während der Unterrumpf mit den Beinen in der Entwicklung relativ zurückbleibt. So mag vielleicht der im Allgemeinen träge und arbeitsscheue nordamerikanische Indianer der Reservationen in manchen Zügen der weißen Culturrasse näher stehen, als der Neger." Dieser rein mechanische Vorgang wird aber noch durch eine weitere Ursache beherrscht, welche in das psychische Gebiet hinübergreift; durch eine höchst sorgfältige Untersuchung und Vergleichung des Skeletts und Körperbaus hat der ausgezeichnete Anatom G. Fritsch (auch bekannt als Ethnograph) die interessante Thatsache begründet, daß der Knochenbau der Kaffern sich ebenso zu dem der Europäer verhält, wie der eines wilden Thieres zu dem eines gezähmten derselben Gattung. Eine eingehende Betrachtung „leitet darauf hin, daß die Kaffern weder als civilisirtes Volk noch als Muster einer kräftigen Entwicklung des Körperbaues zu betrachten sind, wie manche Autoren zu behaupten für gut befunden haben. Ebenso sind die Knochen des Rumpfes, Wirbel, Rippen u. s. w. weniger massig als die entsprechenden eines Germanen. Der Schädel allein verhält sich in dieser Beziehung umgekehrt, d. h. er zeichnet sich durch compacte, aber auch massige Entwicklung der Knochen aus, was zunächst bei dem Gesichtstheile desselben am meisten in die Augen springt. Die Schädelkapsel ist wohl auch dick genug, doch fällt es bei ihr auf den ersten Blick wegen der allgemeinen Form des Schädels nicht auf". Darauf bezieht sich die obige Bezeichnung der Cultur- und Naturform, obschon je nach den rein mechanischen Functionen des Körpers innerhalb dieser Sphäre wieder stärkere Annäherungen an die beiden Extreme vorkommen können [1]). Resumirend begründet Ranke seine Ansicht so: „Was die niedrigsten Wilden: Neger, Kaffern, Hottentotten, Australier, Tasmanier, von den Vertretern der weißen und gelben Culturrassen: Europäern, Amerikanern, Chinesen, Japanern, in Beziehung auf die Körperproportionen auffallender unterscheidet, haben wir zumeist als Excesse typisch-menschlicher Bildungen kennen gelernt. In Beziehung auf die Gesammtausbildung lernten wir innerhalb der Menschheit den Kreis der Culturformen von dem Kreis der Naturformen unterscheiden.

[1]) Wie auch hier gewisse große Grundzüge trotz aller Gegensätze von Cultur und Natur sich behaupten, mag man an den sog. Kümmerformen ersehen, wie sie Ranke genannt hat, d. h. Mißbildungen und mangelhafte Entwicklungen, die sowohl unter den Cultur- wie Naturvölkern auftreten (vgl. Ranke a. a. O. S. 84 u. Ratzel, Völkerk. I, 15 ff.).

Digitized by Google

Die ersteren stehen im Allgemeinen, namentlich deutlich in ihren extremen Bildungen, bezüglich ihrer Proportionen dem Jugendzustande des Individuums näher, als die letzteren, die sich im Allgemeinen, deutlich wieder in ihren extremen Bildungen, am weitesten von dem Jugendzustande entfernen. Das Culturleben wirkt verbessernd, namentlich auf das Volumen und damit auf die Momentleistungsfähigkeit der Organe, das Naturleben dagegen steigert, wie es scheint, in Verbindung mit der geringeren Ausbildung des Volumens der Organe, deren zähe Ausdauer" (a. a. O. S. 101).

Geht man sonach von normalen Verhältnissen der Culturwelt aus, wie sie ja freilich leider durchaus nicht überall bestehen, sieht man von den durch schlechte Ernährung, mangelhafte Wohnung, übermäßige und gesundheitsschädliche Arbeit bedingten Ausnahmen unserer Fabrikbevölkerung ab, so ist die pessimistische Klage über die angebliche Degenerirung, den die höhere Gesittung auf unseren Körper, seinen Bau und physiologische Functionen ausübt, nicht berechtigt; man muß nur bei solchen Fragen zwischen individuellen und typischen Formen unterscheiden, um nicht Mißgriffe zu begehen.

Diese mangelnde Festigkeit des körperlichen Bestandes, während die landläufige Meinung den Naturvölkern meist eine kraftstrotzende Gesundheit unbedenklich beilegt, tritt auch in dem pathologischen Factum der Zersetzung, des rettungslosen Aussterbens hervor, das die Stämme niederer Gesittung überall auf Erden dahinrafft. Es ist dies ein äußerst düsteres Bild, das sich hier unseren Blicken entschleiert, nicht geeignet, uns mit frohen Stimmungen in die Zukunft blicken zu lassen. Man muß hierbei, was nicht immer geschehen ist, wohl zwischen der Selbstzerstörung kulturarmer Völker unterscheiden, wie Ratzel dies Leiden und Sterben genannt hat, und der durch die verhängnißvolle Berührung mit der modernen Civilisation erzeugten Vernichtung, die sehr häufig den schon begonnenen Proceß nur hat beschleunigen helfen. Wir können hier auch nicht uns auf die einzelnen Gründe ausführlich einlassen; Kriege, unaufhörliche Fehden, überhaupt die ausgeprägte Geringschätzung des Menschenlebens (dessen Werth uns erst ein allmähliges und nicht ohne Rückfälle sich vollziehendes Wachsthum der humanen Gesittung richtig würdigen lehrt), Kindermord, Cannibalismus, Menschenopfer, sittliche Ausschweifungen, Abortiren und damit im Zusammenhange Abnahme der Geburten, Epidemien, Seuchen, Hungersnöthe, die öfter periodisch wiederkehren trotz aller schon anderweitig hoch gestiegenen Cultur u. A. bedingen diesen pathogenetischen Proceß, dessen Untersuchung, wie Ratzel sagt, zu den traurig-anziehendsten Gegenständen anthropogeographischer Forschungen gehört (Anthrop. II, 363 ff., vgl. außerdem Quatrefages, Menschengeschlecht II, 165 ff.). Die Schwindsucht hat gerade unter den Naturvölkern längst vor aller europäischen Afficirung überreiche Ernten gehalten; was die Lustseuche anlangt, so ist es ja noch nicht ganz ausgemacht, ob ihre Verheerungen erst den Europäern

Digitized by Google

zu verdanken sind oder nicht. Auch psychische Stimmungen, energische Depressionen des Gemüthes haben eine verhängnißvolle Rolle gespielt, ja Peschel nennt geradezu einen Lebensüberdruß und schwere Melancholie den eigentlichen Todesengel: „Die unglücklichen Bewohner der Antillen tödteten sich auf Verabredung gemeindenweis theils durch Gift, theils durch den Strick. Ein Missionar in Oaxaca vertraute dem spanischen Historiker Zurita, daß sich Horden der Chontalen und Mijes verabredet hätten, jedem Umgang mit ihren Frauen zu entsagen oder die ungeborene Leibesfrucht durch Gift zu entfernen. Darin liegt denn auch die wahre Ursache des Aussterbens so vieler bunter Menschenrassen, daß kein neues Geschlecht mehr unter ihnen keimt" (Völkerk. S. 154). Damit stimmt trefflich ein Beispiel, das Dobrizoffer von seinen Abiponen (bei Ratzel, Anthrop. II, 348) erzählt. Immerhin muß diese Erscheinung schon mit in die Reihe derjenigen Momente gesetzt werden, welche erst durch die Ankunft der Europäer ihre volle verderbliche Kraft entfalten; nur unter dieser Voraussetzung einer mehr oder minder gewaltsamen Störung ihrer ganzen socialen Verhältnisse und der damit verknüpften Schwächung der großen ethnischen Factoren, wie Religion, Sitte und Recht, läßt sich eine andauernde psychische Lähmung und moralische Lethargie verstehen, die schließlich zu stumpfer Verzweiflung führt. Wo aber der ganze Apparat der modernen Civilisation functionirt, da erfolgt begreiflicher Weise dieser Zusammenbruch des originalen Volksthums bei culturarmen Völkern um so rascher; auch hier ist bei der immer gleichen Wirkung die Mannigfaltigkeit der Mittel eine sehr verschiedenartige, von denen es genügen mag, folgende zu nennen: Gewaltsame Zerstörung und blutige Ausrottung in der ununterbrochenen Kette von Kriegen, von denen die Colonialgeschichte aller europäischen Staaten auf allen Seiten erfüllt ist (von den Tagen des Columbus an bis hinunter zu Verwüstungen, welche unter egyptischem Scepter noch bis vor ganz Kurzem in Sudan im Schwange waren, oder bis zu den weniger auffälligen, aber nichts weniger wirksamen Entvölkerungen einiger polynesischer Inseln durch peruanische Menschenfänger), Entziehung und Beschränkung des Bodens, wie sie besonders verhängnißvoll bei den Indianern Nordamerikas hervorgetreten ist, dadurch schwerwiegende Schädigung der bisherigen wirthschaftlichen Grundlagen und unmittelbare Lockerung des socialen Gefüges (auch auf vielen polynesischen Eilanden hervortretend in der Veränderung der Stellung und Beziehung der Häuptlinge u. s. w.), Blutmischung und Aufsaugung durch stärkere, widerstandsfähigere Rassen, womit sich gelegentlich auch Weiberraub verband, so daß der einheimische Typus allmählig verschwindet. Dadurch ist dann das schon öfter berührte psychische Aussterben der Naturvölker unmittelbar bedingt, der beklagenswerthe rettungslose Untergang ihrer geistigen Originalität, wie er sich ja leider überall vollzieht, wohin die intolerante, brutale und unglaublich schematisch-schablonenhafte europäische Civilisation dringt.

Digitized by Google

Um nun die Naturvölker von ihren Antipoden, den Vertretern höherer Cultur, nach allen Seiten hin zu unterscheiden, um zugleich mit der Höhe dieser Differenzen und Gegensätze die gleichartigen Beziehungen des allgemein menschlichen Naturells zu bestimmen, bedürfte es genau genommen einer ebenso umfassenden, wie eingehenden Schilderung ihres Wesens, einer erschöpfenden psychologischen Charakteristik, die inmitten des weiten, auf die verschiedensten ethnischen Repräsentanten sich beziehenden Materials wenigstens bestimmte typische Charakterzüge herausheben müßte, um daraus letzten Endes die Lösung unserer an den Anfang gestellten Frage zu versuchen. Jenes Detail hier auch nur annähernd zu reproduciren, verbietet sich von selbst, und für uns aus einem doppelten Grunde, weil wir überall die Thatsachen als bekannt voraussetzen und höchstens hin und wieder eine oder die andere als Beleg heranziehen. Dagegen können wir uns der anderen Verpflichtung nicht völlig entziehen, doch müssen wir uns auf ein Minimum beschränken, und zwar um so mehr, weil wir im Verlauf unserer Darstellung öfter bereits auf einzelne Züge hingewiesen haben.

So weit auch einzelne Berichterstattungen von einander abweichen mögen, ganz besonders wenn es sich um sog. allgemeine Charakterbilder handelt, die von den Naturvölkern entworfen werden sollen, darin zeigt sich doch eine erfreuliche Uebereinstimmung, daß sie durchweg als Kinder des Augenblicks aufgefaßt werden, der sie gerade beherrschenden Stimmung, die deshalb auch beliebig wechselt und in ihr Gegentheil umschlägt. Diese Sprünge ihres Temperaments sind in der That auch für die oft so überraschenden Contraste ihres sittlichen Verhaltens charakteristisch, für den jähen Umschlag von Gutartigkeit und liebenswürdiger Gelassenheit in wild aufflackernde Hitze, Treulosigkeit und bestiale Grausamkeit; es fehlt eben völlig die Zucht einer ernsten Erziehung und sittlicher Schulung, wie es denn ja auch bemerkenswerth ist, daß bei aller socialen und politischen Ohnmacht, welche die Knaben und Jünglinge im Bann hält, ehe sie durch die Pubertätszeichen in die Zahl der wehrfähigen und vollberechtigten Männer aufgenommen werden, ihnen ein für uns ungewöhnlich großer Spielraum und eine Ungebundenheit zusteht, die in jüngeren Jahren fast zu einer Verzärtelung führt. Damit geht Hand in Hand eine ebenfalls durch keine Schranken eingeengte Sinnlichkeit, die überall, wo sie nicht Rechte hervorragender Häuptlinge berührt, ihr Gelüste unbedenklich stillen darf; gelegentlich steigert sich dieser Trieb (so ganz besonders bei dem so reich begabten polynesischen Inselvolk, aber auch bei den Kamtschadalen, Aleuten u. A.) zu einer Höhe und einem Raffinement der sexuellen Ausschweifungen, welche Alles hinter sich läßt, was wir sonst in der Cloaca maxima einer berüchtigten Großstadt unserer Tage finden. Die Natur verkehrt sich hier in ihr äußerstes Gegenbild, in die schamloseste Unnatur, ein Fingerzeig, wie unzuverlässig der einfache, ohne sittliche Zucht beherrschte sog. natürliche Instinct gerade in dieser verhängnißvollen Beziehung

Digitized by Google

ist. Wie nun ihre ganze wirthschaftliche Existenz ebenfalls ein steter Wechsel von Contrasten ist, von Schwelgen und Prassen im Ueberfluß, bis die Natur selbst der sinnlosen Gier Einhalt gebietet, bis zum bittersten Darben und elenden Verkommen, wie auch hier jede rationelle Berechnung und Voraussicht fehlt (Lippert nennt es nicht ungeschickt, obwohl etwas gesucht, den Mangel an Lebensfürsorge), so bietet das sociale Leben das nämliche Bild springender, klaffender Gegensätze. Auf der einen Seite fast ein wüstes Chaos Aller durch einander, die Häuptlinge öfter kaum durch scharf fixirte Rechte aus diesem Haufen hervorragend, auf der andern wieder eine Härte und Despotie, eine Willkür und Grausamkeit, die mit elementarer Wut, selbst bei den geringfügigsten Anlässen, losbricht und nicht eher aufhört, als bis sie sich mit Strömen von Blut gesättigt hat. Und dasselbe Verhältniß endlich, derselbe charakteristische Grundzug mangelnder ebenmäßiger Stetigkeit, von Consequenz und Beharrlichkeit tritt in ihrer Beziehung zu ihrer äußeren Umgebung, zur Natur hervor. Es wäre in der That sonderbar, wenn sie, die doch schon die Thiere (wenn auch noch nicht überall) zu zähmen verstanden, die vielfach in unmittelbarem, bis in die Mythologie und Dichtung hinein fortgesetztem Verkehr mit der ganzen Thierwelt leben, nicht auch der Natur im Allgemeinen, wenigstens hin und wieder, ihr Interesse zuwenden sollten. Die Kenntniß der wesentlichsten Gifte und anderer (auch eßbarer) Pflanzen, die häufig unter äußerst erschwerenden Umständen ausgeführten Jagden, die gute Orientirung in Wäldern, Steppen und Wüsten, wo jedem Europäer die leitende Spur entschwinden würde, die damit zusammenhängende unglaubliche Sinnesschärfe, die directe Nachahmung der Natur, die sich vielfach bethätigt, u. A. beweist, daß im Großen und Ganzen der Naturmensch mit seiner Welt so vertraut ist, wie es uns heimathslosen, der unmittelbaren Berührung mit der Erde enthobenen Culturmenschen kaum möglich ist [1]). Aber trotz alles unleugbaren Scharfsinnes, der in einzelnen Kunstgriffen und Handhabungen hervortritt, fehlt die Zusammenfassung aller Beobachtungen und Erfindungen zu einem systematischen Ganzen, fehlt die immer wieder den überlieferten Bestand verbessernde und fortbildende Kraft des logischen Denkens, fehlt vor Allem auch die unentwegte sittliche Energie, die doch erst letzten Endes jeden Fortschritt gewährleistet. Selbst wo schon ein primitiver Ackerbau den verhängnißvollen Nomadismus der echten Naturvölker abzulösen beginnt und sich damit eine sehr gefährliche Quelle jener Lazheit und Unzuverlässigkeit allmählig verschließt, die ihr ganzes Dasein unterhöhlt, bleiben meist dieselben mangelhaften Werkzeuge [2]), die seit Generationen in Ge-

[1]) Wir lassen den etwas streitigen Punkt des Naturgefühls hier absichtlich bei Seite.

[2]) Man vergleiche z. B., wie selbst auf verhältnißmäßig höheren Gesittungsstufen erst sehr langsam Verbesserungen Platz greifen: So den Pflug, den uns die egyptischen Gemälde zur Pharaonenzeit zeigen, mit dem, den der heutige Fellah oder der abessynische Ackersmann führt (vgl. Hörnes, Urgeschichte, S. 121 ff.).

Digitized by Google

brauch waren, und es kann von keiner ausgiebigen Nutzung des Bodens die Rede sein. So bleiben sie immer von allen klimatischen und meteorologischen Wechselfällen abhängig und vermögen sich nicht aus dem herrschenden Bann der Natur, wie es uns beschieden ist, zu erheben. Aus diesem durchschlagenden Grunde ist für uns die Bezeichnung des Naturvolkes immer noch unter den verschiedenen anderen ähnlichen Ausdrücken die treffendste; es ist schließlich einerlei, ob man mit Ratzel von einer immer weiteren und breiteren Verbindung mit der Natur als der Aufgabe der Cultur spricht, indem diese einen viel innigeren Anschluß der Völker an ihren Boden mit sich führt (Anthrop. I, 87), oder nach der landläufigen Anschauung diese in einer immer weitergehenden Loslösung von den zufälligen Hülfsquellen der Natur sucht. Wenigstens bleibt für die Stämme niederer Gesittung dieser Zustand der dauernden Sklaverei und Gebundenheit, der ihre reichen geistigen Kräfte nicht zur rechten Entfaltung gelangen läßt[1]); und anderseits versteht es sich von selbst, daß es sich selbst für eine virtuos entwickelte Technik nur um die denkbar beste Ausnutzung und Verwerthung der Naturkräfte handelt: alles Andere gehört in das Gebiet der Träume, obwohl damit der Fortschritt der Naturwissenschaften nicht irgendwie präjudicirt werden soll.

Wenn wir nun nach dieser flüchtigen Umschau zu unserer früheren Frage zurückkehren, welches die Stellung der Naturvölker in dem ganzen Rahmen der Menschheit ist, so werden wir hoffentlich keinem ernsteren Widerspruch begegnen, wenn wir die freilich nur noch ganz gelegentlich auftauchende Ansicht, in diesen „Wilden" die Reste und entarteten Abkömmlinge einer vordem in sich geschlossenen, reichen Gesittung zu erblicken, als haltlos und mit der Wissenschaft unvereinbar zurückweisen. Für diese Anschauung ist in erster Linie das Dogma einer ursprünglichen sittlichen Vollkommenheit maaßgebend, die erst später sich durch den Sündenfall in ihr Gegentheil verkehrt habe; mit solchen religiösen Voraussetzungen und Kriterien kann (das bedarf keiner Begründung) die inductive Forschung nicht rechnen, will sie sich nicht anders um ihren Charakter bringen. Deshalb wollen wir nicht locale Rückbildungen und Degenerationen an und für sich leugnen; schon die erwähnten Verkümmerungen der Naturvölker, noch ehe sie in nachweisliche Berührung mit der überlegenen Civilisation traten, gehören in diese pathologische Rubrik: Aber doch glauben wir, damit nicht ihrem Gesammtcharakter gerecht werden zu können, wenn wir ausschließlich den Nachdruck auf dies Moment legen. Auch Ratzel's Ansicht

[1]) Oft mögen in diese wirthschaftlichen Verhältnisse auch religiöse Verbote als Hemmungen hineingreifen, wie Ratzel z. B. anführt: „Man erinnere sich der abergläubischen Speiseverbote, welche z. B. für fast alle Kaffernvölker Südafrikas den Fischreichthum ihrer Gewässer wie des Meeres brachlegen und damit eine Verbindungsader zur Mutter Natur unterbinden, die Anderen Lebensblut und breitere Fortschrittsmöglichkeiten zuführt" (Anthropogeogr. I, S. 7).

Digitized by Google

scheint uns nicht alle Räthsel zu lösen, wenn er zusammenfassend sagt: „Culturlich bilden diese Völker eine Schicht unter uns, während sie nach natürlicher Anlage und Bildung, soweit sich erkennen läßt, uns gleich, zum Theil uns nicht fern stehen. Aber diese Schichtung ist nicht so zu verstehen, daß sie die nächst niederen Entwicklungsstufen unter uns bildet, durch die wir selbst hindurchgehen mußten, sondern so, daß sie sich ebenso wohl aus stehengebliebenen, als zur Seite gedrängten und rückgeschrittenen Elementen ansammelt und aufbaut. Es ist also ein starker Kern positiver Eigenschaft in den Naturvölkern" (Völkerkunde I, 22). So sehr wir mit dem ersten Theil dieses Urtheils sympathisiren, so wenig läßt sich unseres Erachtens die nothwendige Consequenz vermeiden, welche Ratzel gern abwehren möchte, indem er bestreitet, daß wir in ihnen, kurz gesagt, ein Stück unserer eigenen geistigen Vergangenheit vor uns sehen dürften. Gerade dadurch vollendet sich ja das Bild von der geistigen Einheit des Menschengeschlechts, daß uns jene Stufen als immanente Glieder einer großen, trotz aller kleinen Lücken ideell zusammenhängenden Entwicklung erscheinen, die letzten Endes, philosophisch erfaßt, die Entfaltung des menschlichen Bewußtseins selbst bedeutet. Man verstehe uns nicht falsch; wir behaupten deshalb durchaus nicht, wie eben angedeutet, ein schlechterdings ununterbrochenes Continuum eines psychischen Werdens, das sich unterschiedslos über alle Typen des Homo sapiens verfolgen lassen könne, und wir schwelgen nicht in dem gefährlichen Wahn, hier die dialectische Entfaltung einer absoluten Idee, wie Hegel etwa sich ausdrücken würde, in all' ihren einzelnen Realisirungen schrittweise inductiv erhärten zu können — dazu reicht einerseits das empirische Material nicht aus und anderseits klaffen gewaltige Lücken, und bedauerliche Rückfälle unterbrechen diesen ebenmäßigen Fluß des Geschehens —, aber was wir mit aller Entschiedenheit behaupten und des Näheren in den späteren philosophischen Ausführungen dieser Schrift zu erweisen suchen werden, das ist der organische Zusammenhang der geistigen Entwicklung, wie er sich von den Anfängen menschlicher Gesittung bei den niedrigsten Stämmen bis zu den Spitzen der höchsten Cultur darstellt. Würden wir anders von einer Einheit des Menschengeschlechts reden dürfen, wenn nicht diese innere Structur der einzelnen Glieder und Formen in dem gemeinsamen Stammbaum nachweisbar wäre, dieser systematische Aufbau der Schichten, diese Reihenfolge der Stadien, die in ihrer überall wiederkehrenden Gleichheit, um nicht zu sagen Einförmigkeit, den Eindruck der Naturnothwendigkeit, oder um einen milderen, unanstößigen Ausdruck zu gebrauchen, der Gesetzlichkeit auf jeden Unbefangenen machen? Abstrahirt man von den speciellen topographischen und ethnographischen Besonderungen, faßt man das schlechthin Typische in dem Völkerleben in's Auge — handle es sich nun um Religion, Mythologie, Recht, Sitte, Kunst oder sonst ein Gebiet des geistigen Schaffens —, so ergiebt sich sofort eine Kette genau zusammenhängender, einander sich

Digitized by Google

wechselseitig stützender und bedingender Ideen, deren äußerste Glieder die organischen Producte der Weltanschauung der Naturvölker sind, während wir gleichsam noch heutigentags ihre Enden in den Händen halten. Die ganze vergleichende Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis, die wir früher an der Hand der Post'schen Untersuchungen entwickelt haben, der Animismus, kurz jede sociologische und socialpsychologische Perspective ist bedingt durch diesen Grundsatz einer aufsteigenden naturgesetzlichen Entwicklung, deren Anfang bei den Naturvölkern zu suchen ist. Man kann trotzdem, wie auch wir es thun, mit Ratzel darin übereinstimmen, daß er sagt: „Man muß es mit aller Entschiedenheit betonen, daß der Begriff Naturvölker nichts Anthropologisches, nichts Anatomisch-Physiologisches in sich hat, sondern ein rein ethnographischer, ein Culturbegriff ist" [1]) (Völkerkunde I, 17). Gewiß entscheidet die Rasse als solche nicht über die Möglichkeit höherer Gesittung, Chinesen und Mongolen, Osseten und Deutsche gehören ein und derselben Gruppe an, und doch klafft ein Abgrund zwischen ihnen, was die Cultur anlangt; sicherlich spielen geographische und wirthschaftliche Momente eine nicht zu unterschätzende Rolle und entscheiden, ob einzelne Völker sich zur herrlichsten Blüthe entfalten, während andere, derselben ethnischen Herkunft angehörig, verkümmern und ihre Schwingen nicht regen können. Aber trotzdem wird man an Unterschieden geistiger Begabung festhalten dürfen, und braucht es nicht als ein loses Spiel des Zufalls anzusehen, wenn die Arier oder Mittelmeervölker sich anschicken, das Scepter des Erdballs sich dauernd zu sichern. Und selbst dann, wenn wir annähmen, daß allen Rassen ein gleicher Fond geistiger Anlagen von Haus aus zukäme (eine Ansicht übrigens, über die sich akademisch und in abstracto sehr viel pro und contra beibringen läßt und die doch schwerlich inductiv genau zu lösen ist), so würde doch unsere Ansicht von der *thatsächlichen* (einerlei wie auch immer herbeigeführten) niederen Stufe der Gesittung, wie sie nach Aller Zugeständniß den Naturvölkern der Vergangenheit und Gegenwart zukommt, nicht erschüttert werden; dadurch ergiebt sich ganz von selbst für den zusammenfassenden Blick anderseits eine gewisse Stufenfolge in der Anordnung der einzelnen geistigen Schöpfungen, die Alles in Allem das Weltbild der betreffenden Völkergruppe ausmachen. Es folgt jedoch nicht aus diesem Verfahren, daß wir

[1]) Es bedarf freilich geringen Nachdenkens, um zu erkennen, daß diese Erklärung eine rein negative ist und sofort die weitere Frage nach sich zieht: Was verstehen wir unter Cultur? Zunächst werden wir nur darüber belehrt, daß die Naturvölker — *keine* Culturvölker sind. Gerade aber die Zergliederung dieses Begriffes zeigt, wie wir bald genauer sehen werden, daß, so wie die Naturvölker sich thatsächlich jetzt uns zeigen, sie die Entwicklungsstadien repräsentiren, die wir, d. h. die höher Gebildeten unserer Cultur, schon überschritten haben. Es ist schließlich ein müßiges Spiel der Phantasie, darüber nachzugrübeln, was die Naturvölker unter anderen Umständen, oder wenn sie nicht in ihrem Werden gestört wären, hätten werden *können*.

Digitized by Google

nun hochmüthig auf die Anfangsstadien der Naturvölker herabzublicken berechtigt wären, in dem Gefühl wohlfeiler Ueberhebung, wie herrlich weit wir es doch gebracht. Denn erstlich ist unsere ganze Gesittung schlechterdings nicht, falls man sich wenigstens nicht mit einigen hochtrabenden Phrasen begnügen will, verständlich ohne jenen organischen Untergrund, den nährenden Mutterboden, wie er das Dasein der Naturvölker bildet, und zweitens braucht und soll doch jede Vergleichung höherer und niederer Entwicklungsphasen nicht an und für sich schon eine geringschätzige Beurtheilung des minder Vollkommenen in sich schließen.

Fassen wir auf der anderen Seite die Cultur als die allseitige Ausbildung des menschlichen Geistes, als die Gesammtheit aller intellectuellen Schöpfungen oder welchen anderen Ausdruck man immer finden mag, so bezeichnen uns die Naturvölker die unteren Sprossen dieser Leiter; aber da sie eben organische Glieder desselben Stammbaumes sind, dem auch wir angehören, so treffen wir auch bei ihnen dieselben Keime und Anlagen an, deren Entfaltung wir unsere jetzige Höhe geistiger Bildung zu verdanken haben. So hart uns auf den ersten Anblick die Gegensätze erscheinen mochten, welche die Weltanschauung eines modernen Europäers der gebildeten Gesellschaft von der eines Botokuden oder eines Australnegers trennten, so sehr ist diese umfassende psychogenetische Perspective geeignet, diese schroffen Unterschiede im milderen Lichte erscheinen zu lassen. Gerade für eine entwicklungstheoretische Ansicht, die nicht mit dem unwissenschaftlichen Wunder einer Schöpfung sich zufrieden giebt, liegt in dieser Thatsache der kräftige Anstoß zu einer echt philosophischen Verwerthung des ethnologischen Materials; lassen wir, wie schon früher angedeutet, die sog. Anfänge auf sich beruhen, beschränken wir uns mit Kant auf das Gebiet der möglichen Erfahrung, wie er sich ausdrückte, so haben wir mit dieser nothgedrungenen oder, um eine vornehmere Bezeichnung zu gebrauchen, denknothwendigen Setzung bestimmter Prädispositionen (mit denen übrigens auch die individuelle Psychologie bekanntlich zu rechnen hat) die empirischen Data für die Construction der betreffenden geistigen Entwicklung auf allen Gebieten menschlichen Schaffens gewonnen. Wir dürfen es nun als eine erfreuliche Bestätigung dieses kritischen Postulates ansehen, wenn die praktische Erfahrung diese Voraussetzung überall constatirt; nur dogmatische Beschränktheit nach einer oder der anderen Richtung hin hat, wie schon früher erwähnt, diesen minimalen Bestand der großen geistigen Erbschaft des Homo sapiens bei den „Wilden" bestritten. Schon durch diese Beziehungen, die sich unvermerkt zwischen den nur anscheinend polaren Gegensätzen Natur und Cultur knüpfen, ist es unserer psychologischen Analyse möglich, wie wir später genauer darlegen werden, die schöpferischen Ideen bis auf jene ersten verschwiegenen, vielfach freilich recht dunklen Ansatzpunkte zurückzuverfolgen, die uns schon bei den Naturvölkern entgegen treten. Sprache, Religion, Recht, Kunstfertigkeit (um nur die wichtigsten socialpsychischen Gebilde nam-

Digitized by Google

haft zu machen) sind nicht Schöpfungen etwa höherer Cultur ausschließlich, sondern in ihren unscheinbaren Elementen und Anfängen schon bei den Naturvölkern vorhanden; erst unter dieser Voraussetzung können wir gegenüber und trotz der ungeheuren Mannigfaltigkeit des ethnischen Völkerlebens von einer gesetzmäßigen, in sich geschlossenen Entwicklung dieser verschiedenen geistigen Thätigkeiten sprechen, während uns sonst jeder verläßliche Ausgangspunkt fehlen und jede natürliche Erklärung damit auch abgeschnitten werden würde. Es ist deshalb durchaus kein Zufall, wenn die noch immer wieder auftauchenden Ableitungen von Sprache, Sitte, Religion, Recht u. s. w. aus einer spontanen Entstehung ohne die Voraussetzung gewisser psychischer Voranlagen beim Menschen nie ihren Zweck erfüllen; man beruft sich in der Noth auf die Wunderkraft des Wortes Entwicklung, die aber für jeden Verständigen da versagen muß, wo es sich nicht mehr um die Entfaltung aus bestimmten Elementen handelt, sondern um die Schöpfung aus dem Nichts.

Unsere Untersuchung hat nunmehr den Begriff der Cultur, dessen Definition wir hier nicht fixiren wollen, in seine einzelnen Bestandtheile zu zerlegen, um so auf inductivem Wege seinen unendlich tiefen Gehalt zu erschöpfen; daß das nicht nach dem ganzen concreten Material und Umfang möglich ist, den er umschließt, versteht sich von selbst, und schon um deswillen wird man von uns keine lückenlose Vollständigkeit des Details erwarten: Man möge sich erinnern, daß wir nicht gewillt sind, eine *beschreibende* Völkerkunde zu liefern. Doch werden die Grundzüge dieses Gemäldes hoffentlich so deutlich gezeichnet sein, daß über unsere persönliche Meinung kein Zweifel mehr aufkommen kann. Wir fassen die Cultur einer althergebrachten und praktischen Eintheilung zu Folge als materielle und als geistige und untersuchen nun unter diesen beiden Gesichtspunkten die Entwicklung der Menschheit, ganz besonders, soweit in dieser Beziehung die für die Ethnologie maaßgebenden Naturvölker in Betracht kommen.

I. Materielle Cultur.

Wie Körper und Geist eine untrennbare Einheit bilden sowohl als psychophysisches Concretum wie für die wissenschaftliche Betrachtung, so werden sich auch trotz der eben vorgeschlagenen Trennung beide Sphären des Culturlebens berühren; dennoch haben wir das Recht, nach Lage der Sache mit dem äußeren Gerüst und Bau des socialen Lebens zu beginnen: Es sind dies die Beziehungen des Menschen, welche die Grundlage seiner äußeren Existenz bilden, also Nahrung, Obdach, Kleidung u. s. w.

1. Nahrung (Jagd, Fischfang, Viehzucht, Ackerbau).

Nach dem augenblicklichen Stande der Forschung (und es ist schwer abzusehen, wie sich das binnen absehbarer Zeit ändern sollte) läßt sich nicht mit Sicherheit ausmachen, was in der Urzeit den Hauptbestandtheil der

Digitized by Google

Ernährung unseres Geschlechts ausgemacht hat; es ist vielmehr wahrscheinlich, daß je nach klimatischen Bedingungen dieselbe auf verschiedenen Punkten der Erdoberfläche variirt hat, resp. sich manche Ernährungsmittel an ein und demselben Orte zugleich finden. Nur so viel ist zweifellos, daß für weite Strecken unserer Erde in früheren Zeiten die Pflanzenkost ein sehr wesentliches, häufig anscheinend ausschließliches Element gebildet hat. Dazu gesellt sich aber, wie die urgeschichtlichen Funde darthun, die Ernährung von Fischen und Muscheln verhältnißmäßig schon sehr frühzeitig, vor jedem Dämmern geschichtlicher Perioden; bekannt sind ja vor Allem die ausgedehnten Lager an den nordeuropäischen Küsten, die sog. Kjokkenmöddinger. Außerdem ist es sehr bezeichnend, daß die roheren Völker, wie die Australneger, mit wahrem Heißhunger über alles Fleisch herfallen, selbst wenn es schon in Verwesung übergegangen ist, und sich an Leckerbissen wie Erdskorpionen, Ratten, Termiten, Eingeweidewürmern u. s. w. erlaben, vor denen wir einen sog. instinctiven Widerwillen besitzen [1]). Fische werden öfters (so in Kamtschatka) ohne Angel und Netze gefangen oder, wie bei den Muraindianern, mit Bogen und Pfeilen erlegt; auch das Vergiften der Gewässer ist den Naturvölkern bekannt. Je nach dem Klima werden sodann kohlenstoff- oder stickstoffreiche Nahrungsmittel bevorzugt; aber es ist doch auffällig, daß die Eskimo, die auf einen sehr starken Fettgehalt ihrer Kost hingewiesen sind, die spärlichen Reste der Pflanzendecke ihrer Heimath mit zur Mahlzeit verwenden. Diese biologische Beziehung ist unabweisbar und geradezu eine Existenzbedingung, dagegen übergehen wir das bislang nur durch mehr oder minder geistreiche Hypothesen beleuchtete Problem von dem Einfluß der Ernährung auf den geistigen Zustand des Menschen [2]). Aber wohl kann man mit Hörnes diesem Umstand eine andere Perspective abgewinnen: „Was folgt aus jener schrecklichen Allesfresserei, die wir schon am Beginne aller menschlichen Entwicklung antreffen? Nichts Geringeres

[1]) Peschel bemerkt mit Recht: „Der Ekel vor einer Kost beruht nur auf Uebereinkommen. Auch haben gesittete Europäer wenig Berechtigung zu schaudern, daß Chinesen Schwalbennester und Trepang (Holothurien) zu den besten Leckerbissen rechnen oder in Arabien die Heuschreckenzüge wie ein gottgesegneter Festschmaus begrüßt werden, da sie selbst weder vor den Verdauungsrückständen der Schnepfen noch vor Hummern und Flußkrebsen zurückweichen, welchen letzteren doch zur Reinigung ihrer Wassergebiete das Geschäft obliegt, gleichzeitig als Grab und Todtengräber zu dienen" (Völkerkunde S. 163, vgl. Hörnes, Urgeschichte S. 110, die Schilderung der Nigritier bei Hartmann, Völker Afrikas S. 148, die früher schon angeführt wurde, nnd Letourneau, Sociologie S. 33 ff.).

[2]) Buckle weiß mit spielender Leichtigkeit diesen Zusammenhang zu enträthseln (Geschichte der Civilisation in England I, 48). Da ist Letourneau, Sociologie S. 30 ff., doch vorsichtiger, der nur ganz im Allgemeinen die sinnlose Gier und Gefräßigkeit des Naturmenschen hervorhebt, denn es kommt ihm nur darauf an: „Etwas zu essen zu finden und das süße Behagen der Verdauung zu empfinden, das ist ihm die Quintessenz seines psychischen Lebens." Vgl. dann noch Waitz, Anthropol. I, 65 ff. In der That sind hier die betreffenden Instanzen so widersprechend, daß man über gewisse physiologische Allgemeinheiten nicht herauskommt.

Digitized by Google

als die Möglichkeit, sich — verschieden vom Thier, das an die Verbreitungsgebiete gewisser Nahrungsmittel gebunden ist — überall behaupten zu können. Die Poesie fragt bei der Betrachtung des Menschen, was seiner physischen Natur gemäß sei, und schafft ihm einen idealen Wohnort in einer idealen Urzeit. Der Mensch konnte nicht so fragen; er nahm, was sich ihm bot, und aß auch Erde, wenn er fand, daß er sie verdauen könne. Durch diese scheinbare Erniedrigung hat er sich den Weg in alle Länderräume des Planeten zugänglich gemacht" (Urgeschichte S. 110; vgl. zu diesem Erdessen Schurtz, Völkerkunde S. 21, und Letourneau, Sociol. S. 37, der diesen auffälligen Gebrauch von den Neu-Caledoniern berichtet, die, um ihren hungernden Magen zum Schweigen zu bringen, mit organischen Zersetzungen vermischte Erde äßen, ebenso die Otomaken an den Ufern des Orinoco).

Doch einer greuelvollen Entartung müssen wir in diesem Zusammenhange gedenken, der Anthropophagie, die in der Menschheit, wie anthropologische und ethnologische Forschungen in gleicher Weise gezeigt haben, einst einen ungemein großen Umfang eingenommen hat, ja, wie einige Autoren behaupten (so R. Andree in der schon früher erwähnten Arbeit: Die Anthropophagie, Leipzig 1887) eine allgemeine Durchgangsstufe der Gesittung darstellt. Daß sie in prähistorischen Zeiten jedenfalls bestanden hat, ist nach allen Funden sehr schwer abzuleugnen (vgl. Hörnes, Urgeschichte S. 97), aber selbst wenn auch hier noch öfter eine andere Deutung möglich wäre, ja selbst wenn wir dieser Sitte — denn als solche muß sie gefaßt werden — keine Universalität zuerkennen wollen, so kann man nach all den Thatsachen, welche die neuere Völkerkunde zu Tage gefördert hat, doch schwerlich an der Behauptung Peschel's festhalten: „Mit Ausnahme der Papuanen und Polynesier ist die Anthropophagie nicht über ganze Völkergruppen verbreitet, sondern tritt nur sehr vereinzelt in Afrika und Amerika auf, fehlt in Asien beinahe gänzlich und gehört in Europa einer unsicheren Vorzeit an. Wir dürfen beruhigt annehmen, daß nur hin und wieder nicht bloß rohe, sondern selbst hochgestiegene Menschenstämme der entsetzlichen Versuchung unterlagen und die Anthropophagie gewiß nicht zu den unerläßlichen Entwicklungskrankheiten unseres Geschlechts gehört habe" (Völkerkunde S. 168). Für die ursprüngliche Verbreitung dieses Brauches ist Nichts bedeutsamer als die mannigfachen Rudimente, welche sich noch fast bei allen Völkern und zwar öfter bis weit in die historischen oder wenigstens sporadischer Aufzeichnung zugänglichen Zeiten hinein erhalten haben (vgl. Lippert, Culturgeschichte II, 281 ff.). Man hat ebenso über die Motive des Cannibalismus viel hin und her gestritten und auch dabei den verhängnißvollen Fehler begangen, immer nur tendenziös einen Beweggrund zu betonen und dagegen allen anderen a priori jede Existenzberechtigung abgesprochen. Letourneau hat folgende Classificirung versucht: Der Cannibalismus aus Noth, aus Lüsternheit, aus Rache und Wuth, aus religiösen Gründen, aus

Digitized by Google

kindlicher Liebe, endlich der Cannibalismus als juristische Strafe (Sociologie S. 201); daß er die immer noch gelegentlich durch die furchtbarste Noth herbeigeführte Anthropophagie nicht zu den organischen Stufen rechnen will, wird hoffentlich Beifall finden. So viel ist für eine unbefangene Prüfung des Materials aber gewiß, daß ein sehr wichtiges, für das Denken des Naturmenschen ausschlaggebendes Motiv das animistische der Seelenvertilgung und -Aneignung ist, während die rein physiologischen dabei nur eine geringere Bedeutung beanspruchen können. Das warme Blut, das Herz, die Nieren, die Augen — Alles nach der naiven Volkspsychologie die Sitze der Seele, waren deshalb immer, bis spät hinein in Perioden milderer Auffassung, bei diesem Greuel von symptomatischer Bedeutung, und sollte selbst der ursprüngliche Ernst zum harmlosen Symbol verblaßt sein. Daß alle weiteren Ablösungsmythen (Kinderopfer, Blutlassen, Quixilles und vor Allem die Menschenopfer, wie sie am großartigsten wohl, wenigstens auf einer verhältnißmäßig höheren Culturstufe, in Mexico sich entfaltet haben) sämmtlich auf diese uralte animistische Idee zurückführen, halten wir für ausgemacht.

Während wir die einzelnen Nahrungsmittel und auch die Gewürze und Zusätze zu den Speisen hier übergehen müssen, möchten wir wenigstens im Vorbeigehen der verschiedenen alkoholischen und narkotischen Genußmittel gedenken, von denen die Völkerkunde eine recht stattliche Anzahl kennt. Man muß in der That den Kreis noch erheblich über den Bestand erweitern, den Peschel mit Wein, Thee und Kaffee fixiren wollte. „Das Vermögen, gegohrene Getränke zu bereiten und sich narkotische Genüsse zu verschaffen (sagt Hörnes), ist viel älter, als die Erfindung und Einführung der heute herrschenden Reizmittel. Der Durst unserer vorgeschichtlichen Ahnen ließ sich keineswegs an Wasser und Milch genügen. Wie wir die rohesten Naturvölker in der Kunst, aus Wurzeln, Kräutern, Blumen u. dergl. berauschende Getränke herzustellen, geschickt finden, so waren auch die ältesten Indogermanen vertraut mit der Poesie des Rausches, der sie vorübergehend allen irdischen Mühsalen entrückte. Tacitus hat schon Trunksucht den Germanen als einen Erbfehler vorgeworfen, den sie vielleicht schon aus den Ursitzen ihres Geschlechts mitgebracht hatten. Das berauschende Getränk der Urzeit war der Meth [1]), zu welchem die wilde Biene den Honig hergeben mußte; er reicht noch in die griechische Vorgeschichte hinein, ward aber bei den europäischen Ariern mit der Zeit durch vollkommenere Getränke, wie Bier und Wein, ersetzt. Der Wein ist im Mittelmeergebiet, das Bier in den nördlicheren Ländern Europa's dem

[1]) Das älteste, freilich in seiner Zubereitung nicht mehr festzustellende Getränk, auch mit religiösem Nimbus umkleidet, ist das Soma (oder Homa), das in den alten Epen bekanntlich eine große Rolle spielt, vgl. überhaupt das interessante Buch von V. Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergange aus Asien nach Griechenland und Italien, 4. Aufl. Berlin 1883.

Digitized by Google

Methtrank gefolgt; schon die päonischen Pfahlbauern am Strymon brauten nach Hekatäus zweierlei Sorten Bier" (a. a. O. S. 111). Dazu treten nun noch gar manche andere der eigentlichen Reizmittel, z. B. außer dem fashionabel gewordenen Taback Coca, Betel, Opium, Haschisch, das Durrhabier und Pombe der Neger, die gegohrene Stutenmilch — Kumys — der centralasiatischen Nomaden, der schwerberauschende Kawatrank (aus Piper methisticum Forst. bereitet) der Polynesier u. s. w. Bezeichnend ist, worauf Lippert aufmerksam macht, daß in dem Maaße, als die Cultur von der römischen Grenze aus die Nomadenvölker zur Seßhaftigkeit zwang und der Ackerbau an die Stelle der Wanderviehzucht trat, der Meth seine Stelle dem aus Getreidekörnern hergestellten gährenden Tranke, dem Biere, einräumte (Culturgeschichte I, 628).

Noch wichtiger als die Auswahl der Kost ist in gewissem Sinne die Zubereitung der Speisen. Es darf wohl nicht als Zufall betrachtet werden, wenn nur noch verhältnißmäßig rohe Völkerschaften den Genuß des ungekochten Fleisches bevorzugen; auch das warme Blut spielt dabei eine wichtige Rolle, die auf das dunkle Gebiet der uralten Cultusideen zurückdeutet. Der Methoden des Backens, Röstens und Bratens giebt es mancherlei, eine der originellsten ist die polynesische, wo, in Ermangelung von Thongeschirren, die Nahrung in Gruben vergraben wurde, die, mit Blättern ausstaffirt, glühende Steine in sich aufnahmen; schließlich wurde alles dann mit Erde überdeckt (vgl. Letourneau, Sociologie S. 29). Die Erfindung und Erhaltung des Feuers, dies in allen uns bekannten Mythologien so mit besonderer Vorliebe behandelte Problem, bildet in dieser Technik selbstverständlich die wichtigste Etappe, und wir können bei der Wichtigkeit der Frage nicht umhin, mit einigen Worten darauf einzugehen. Ueber die frühere, namentlich durch die vergleichende Sprachforschung (Adalbert Kuhn u. A.) aufgestellte Hypothese, daß der Urmensch zufällig gesehen habe, wie Schlingpflanzen, durch die Gewalt des Sturmes hin und her gepeitscht, schließlich sich in dem Astloch eines Baumes entzündet hätten (Die Herabkunft des Feuers), dürfen wir hoffentlich unbedenklich zur Tagesordnung übergehen, nicht minder wie über die bekannte (schon früher angeführte) Vermuthung Peschel's — die v. d. Steinen [1]) neuerdings einer nicht unverdienten beißenden Kritik unterzogen hat —, daß der Urmensch aus einer scharfsinnigen Beobachtung, wie aus Bewegung Wärme entstehe, planmäßig und absichtlich die große Erfindung gezeitigt hätte. Schurtz sagt: „Verhältnißmäßig erträglich ist noch die Theorie, daß man in der Nähe thätiger Vulcane und heißer Quellen der wohlthätigen

[1]) Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens, S. 227; die ausführlichste Zusammenstellung über die verschiedenen Arten der Feuererzeugung bietet wohl immer noch Tylor, Urgeschichte, S. 292 ff., dazu Schwartz, Prähistorisch-anthropologische Studien, Berlin 1884, S. 209 ff., der auf den Wirbelwind im Gewitter die verschiedenen mythischen Erzählungen zurückführt.

Digitized by Google

Kraft des Feuers zuerst inne geworden sei" (Völkerkunde S. 35). Steinen, der die ganze Frage unmittelbar mit der Technik der Erhaltung des Feuers in Zusammenhang bringt und dabei insbesondere an den vorzüglichen Zunder des Holzmehles denkt, urtheilt so: „Wer sind die großen Genies der Urzeit gewesen, die die willkürliche Erzeugung des Feuers ‚erfunden' haben? Irgend ein paar arme Teufel im nassen Walde sind es gewesen, denen der mitgenommene glimmende Zunder zu erlöschen drohte, und denen Muschel, Zahn oder Steinsplitter im Augenblick unerreichbar waren. Sie suchten sich einen Stock oder zerbrachen einen Rohrschaft; je dürrer das Holz war, desto leichter ließ es sich abbrechen und desto leichter würde es brennen. Eifrig bohrten sie Holz in Holz, um ein reichliches Quantum Mehl zu gewinnen, oder, wenn es sich um das Verfahren der Polynesier handeln soll, rieben sie Holz an Holz — ob sie das Eine oder das Andere thaten, wird nur von ihren gewohnten Arbeitsmethoden abgehangen haben; sie wurden durch die Entdeckung erfreut, daß ihr mit dem Holzstock mühsamer, aber auch feiner losgeriebenes Pulver von selber glimmte und rauchte. Es ist richtig, wie Im Thurn von der Warrau sagt (ein brasilianischer Ethnograph), ‚das Holz liefert von selbst den Zunder', aber der Zunder lieferte auch in sich selbst die Flamme: eine Entdeckung, die jeder prähistorische Vagabund zu machen im Stande war, der Nichts besaß, als vom letzten Lagerfeuer her einen Rest Glimmstoff" (a. a. O. S. 227). Bei den Eskimos und Feuerländern wird anstatt des sonst so verbreiteten Reibens und Drehens von Hölzern von verschiedener Härte das Feuerschlagen aus dem Stein geübt, und somit erscheint die Vermuthung von Schurtz nicht ungerechtfertigt, wenn er sagt: „Erwägen wir, daß die Bearbeitung von Holz und Stein als früheste Culturthätigkeit der Menschen nachgewiesen ist, dann bleibt uns kein Zweifel an der Art, wie das Feuer mit Nothwendigkeit entdeckt werden mußte: beim Glätten und Bohren hölzerner Geräthe, beim Zurechtschlagen steinerner Waffen wurde es zuerst und immer wieder erzeugt, bis man seinen Nutzen begriff" [1]) (Völkerkunde S. 36), wobei ja die Erfindung natürlich an verschiedenen Orten der Welt (eventuell selbst gleichzeitig) geschehen sein kann und auch auf verschiedene Art und Weise. Weiter wird unseres Erachtens die Wissenschaft nicht kommen können, darüber hinaus den Proceß zu localisiren und mit einer schönen, farbenprächtigen psychologischen Atrappe versehen, ist selbst ein Stück moderner Mythologie, aber keine kritisch haltbare Lösung des Problems.

Die Ernährung, die Möglichkeit und Gewohnheit, sich bestimmte Nahrungsmittel zu verschaffen, bedingt und beherrscht die wirthschaftlichen Verhältnisse und damit die ganze Culturstufe der Völker, wie leicht begreiflich; nur darf man nicht in den alten Fehler verfallen, diese betreffenden Schemata in rerum natura jedesmal so abgegrenzt, so reinlich getrennt

[1]) So auch Hörnes, Urgeschichte S. 123.

Digitized by Google

sich zu denken, wie wir das in abstracto thun. Ganz besonders häufig findet sich diese Vereinigung, wie wir gleich sehen werden, zwischen Jagd und Feldbau. Den vorgeschichtlichen Diluvialmenschen Europa's können wir uns nach allen Funden als einen Jäger und Fischer vorstellen, der freilich gelegentlich auch nicht die Schätze der Flora verschmähte. Die Jagd blieb bis lange in die eigentlich historischen Zeiten hinein ein Vorrecht der Männer, während die Frauen sich schon dem Feldbau zuwendeten, und so entfalteten sich die ersten Keime einer seßhaften Lebensweise [1]). Steinen hat das an seinen Bakaïrí am Schingú gründlich studirt (Naturvölker S. 208 und 217). Diese Anfänge eines seßhaften Lebens dürfen wir uns aber nicht nach unseren modernen Culturbegriffen vorstellen. Mit Recht schreibt Ratzel: „Bei der Betrachtung der Zustände ackerbauender Naturvölker wird man sogar oft geringeres Gewicht auf die sonst ethnographisch so wichtig gehaltene Unterscheidung nomadischer und seßhafter Völker legen; denn was will sedentäre Lebensweise bedeuten, wenn ihr großer Culturvortheil, die Stetigkeit, die Sicherheit des Lebens und womöglich des Fortschrittes ausfällt? Thatsächlich sind ja selbst die besten Ackerbauer unter den afrikanischen Völkern von erstaunlicher Beweglichkeit, und die meisten Dörfer wie auch kleinere Völker dürften selten einige Menschenalter an derselben Stelle bleiben. Da wird der Unterschied zwischen Hirten- und Ackerbauerleben viel kleiner. Der afrikanische Neger ist der vortrefflichste Ackerbauer unter allen Naturvölkern, vielleicht mit Ausnahme malayischer Stämme, wie etwa der Batta. Er kämpft gegen eine überwuchernde Natur, fällt Bäume und verbrennt das Dickicht, um Raum für Ackerland zu gewinnen. Man findet um eine Hütte eines Bongo oder Musgu mehr verschiedene Culturgewächse als auf den Feldern und in den Gärten eines deutschen Dorfes; er baut mehr als er braucht und bewahrt den Rest in eigenen Kornkammern über oder unter der Erde. Aber die volle Kraft des Bodens und der Menschen wird doch nicht ausgenutzt. Dieser Ackerbau behält etwas Kleines, Gartenartiges. Abgesehen davon, daß sich der Mann in vielen Fällen überhaupt nicht dem Ackerbau widmet, so halten schon die unvollkommenen Werkzeuge die niedere Stufe fest. Die Weiber und Kinder mit ihren unpraktischen Hacken ritzen den Boden nur oberflächlich auf; der Pflug ist nirgends bei den Naturvölkern üblich gewesen, geschweige denn die Egge, ebensowenig die Düngung, mit Ausnahme der mit der Asche des verbrannten Gestrüpps. Viel häufiger begegnet man dem Terrassenbau und der künstlichen Bewässerung" (Völkerkunde I, 85). Zu diesen Hemmnissen einer stetigen Entwicklung treten dann noch die elementaren Ereignisse Dürre, Ueberschwemmung, oder die ewigen Fehden, Raubzüge und Kriege, wie sie für die Naturvölker ja leider

[1]) Vgl. Quatrefages, Das Menschengeschlecht II, 189, der bei allen Rassen diese verschiedenen Typen der Entwicklung constatirt.

Digitized by Google

an der Tagesordnung sind: Für Afrika insbesondere wirkt der Fluch der Sclavenjagden, wie ja noch Wißmann constatirt hat, verhängnißvoll.

Vorbereitet werden die Segnungen der Civilisation, welche durch den Ackerbau mit der zunehmenden stärkeren Durchbildung einer socialen Ordnung und politischen Gliederung der Stände eintreten, durch die Viehzucht und das Hirtenleben, obwohl gerade nicht selten — besonders bei unmittelbarer Nachbarschaft — Nomaden und Ackerbauer die grimmigsten Feinde sind. Wesentlich — und das allein ist eine hervorragende Culturthat — ist die Züchtung und Ausnutzung der Thiere, die mit der materiellen Erleichterung der Arbeit zugleich unvermerkt eine gewisse Sittigung des Gemüthes herbeiführt. Der Hund ist [1]), soweit wir sehen können, das älteste Hausthier und der unentbehrlichste Genosse gar manches Naturvolkes noch jetzt, erst viel später ist das Pferd an seine Stelle getreten, und damit ist der ganze Charakter des Nomaden ungleich kräftiger, glänzender und kriegerischer geworden, wenn auch unfraglich nicht weniger gewaltsam und vernichtend. Der Gegensatz zwischen Hirten und Ackerbauern ist ein wirthschaftlich tief begründeter, daher überall trotz aller wechselnden Formen derselbe unversöhnliche Haß, ob wir auf China, Mesopotamien oder Centralafrika blicken, und manche Ruinen im Steppen- oder Wüstenland zeugen von diesen verheerenden Zügen der angrenzenden wilden Reiterhorden (vgl. Ratzel, Anthropogeogr. I, 221). Die civilisatorischen Einflüsse eines geregelten Ackerbaues aber (wo er nicht nur nebenher betrieben, sondern die ausschließliche Grundlage der socialen Existenz bildet und sich auf eine längere Entwicklung stützt) sind schon so oft in allgemeinen Darstellungen gepriesen worden, daß wir uns hier wohl mit einigen Andeutungen begnügen dürfen. Es wurde eben schon hervorgehoben, daß mit der immer tiefer wurzelnden Seßhaftigkeit, welche eine emsige Bodenbearbeitung von selbst mit sich bringt, eine dem entsprechende sociale Differenzirung Platz greift und zufolge der damit wieder bedingten Arbeitstheilung die Scheidung der rein mechanischen von der geistigen Thätigkeit zu Gunsten der letzteren immer weiter fortschreitet. Gerade die Staatenbildung mit immer schärferer Durchbildung nationaler Eigenthümlichkeiten (Alles selbstredend thunlichst auf friedlichem Wege ohne gewaltsame Erschütterungen und völkervernichtende Kriege, wie sie früher an der Tagesordnung waren) findet hier ihren stärksten und nachhaltigsten Antrieb; für unseren culturhistorischen Horizont ist das imperium romanum, ausschließlich auf dieser Basis des römischen Bauernstandes erwachsen, noch immer das Musterbild einer solchen Entwicklung. Wir schließen diese Skizze mit der Schilderung von Waitz, der allerdings sich mehr der Betrachtung bestimmter Charaktereigenthümlichkeiten zuwendet,

[1]) Vgl. Lippert, Culturgeschichte I, 490 ff., wo auch die religiösen Beziehungen (die ja z. B. noch für den Zendavesta so eminent wichtig sind) erörtert werden; dann Tylor, Anthropologie S. 246.

Digitized by Google

die den Ackerbauer generell auszeichnen sollen: „Der Ackerbauer lebt ein gesichertes, von den Wechselfällen des Glückes weniger abhängiges Leben als der Jäger, seine Arbeit ist weit weniger aufregend und aufreibend; still und friedlich in seinen Lebensgewohnheiten beherrscht er die Natur mit großer Ruhe; zur Thier- und Pflanzenwelt in ein Verhältniß mehr freundlichen Verkehrs getreten, weiß er nichts von der bangen Sorge und Spannung des Jägers, dessen Aberglaube bei ihm daher mehr und mehr schwindet oder wenigstens andere Formen annimmt. Regelmäßige Arbeit macht nüchtern und mäßig, und ist das Wandern und mit ihm ein regelloses, kriegerisches Leben überhaupt einmal aufgegeben, so stellen sich bei dem festsässigen Bewohner des Landes Sitten und Gewohnheiten ein, die mit einem ungebundenen, ruhelosen Leben unverträglich sind; innerer und äußerer Friede wird ihm zum Bedürfniß, denn er wünscht die langsam reifenden Früchte seines Fleißes zu genießen: er greift nicht an aus Eroberungslust, er vertheidigt nur, was er besitzt, und fühlt das Bedürfniß eines gezügelten und maaßvoll geordneten gesellschaftlichen Lebens, denn er hat sich bessere Häuser gebaut, sich bequemer eingerichtet und die friedlichen Genüsse haben sich unvermerkt vervielfältigt. Noch stärker (nämlich wie bei den Hirtenvölkern) macht sich das Bedürfniß allgemeiner Sicherheit des Eigenthums mit dessen wachsender Ausdehnung bei einem Ackerbauvolk bemerkbar. Jetzt genügt eine Regierung nicht mehr, die nur auf die freie Willkür und die rein persönliche Autorität eines Einzelnen gegründet ist, es regt sich das Verlangen nach einer festen Ordnung der socialen Verhältnisse, die vor jeder willkürlichen Störung sicher sei. Der seßhafte Ackerbauer gewinnt mit mäßiger Anstrengung gesunde und reichliche Nahrung, die Bevölkerung verdichtet sich meist daher leicht in kurzer Zeit. Aber das Volk bleibt trotzdem so lange als möglich beisammen wohnen, es spaltet sich nicht ohne Noth und trennt sich nicht in kleine Zweige; denn das Wandern, zu dem es deshalb immer erst durch äußere oder innere Kriege genöthigt werden muß, ist seinen Lebensgewohnheiten zuwider und es findet sich durch alte Anhänglichkeit an das Land seiner Väter gefesselt“ (Anthropologie der Naturvölker I, 436).

2. Obdach.

Man hat wohl als den Anfang der Wohnung hohle Bäume und Felsspalten bezeichnet (so Hörnes, Urgeschichte S. 127), aber wie so Vieles in prähistorischen Zeiten, entzieht sich das der genauen Bestimmung; mindestens trifft diese Ansicht doch nur für die Striche zu, in denen es Gebirge und Wälder gab. Schutz gegen die Unbilden der Witterung, einerlei auf welchem Wege erreicht, hat überall zu irgend welchen, sei es dauernden, sei es provisorischen Vorkehrungen dieser Art geführt, die allerprimitivste finden wir vielleicht beim Buschmann, der sich und seine Familie in den Sand einscharrt und mit Blättern, resp. Gezweig überdeckt. Ob die

Digitized by Google

Baumwohnungen, die wir hin und wieder antreffen (so in Südindien, bei den Battas auf Sumatra, den Kimre im südlichen Baghirmi, bei den Melanesiern und manchen nordamerikanischen Indianern), als ein dauernder Aufenthalt aufgefaßt werden dürfen, oder ob sie nur in Zeiten der Gefahr und Noth aufgesucht werden, ist noch nicht ausgemacht; auf jeden Fall kann man hier nichts Affenartiges finden, was dem Orang-Utang nahe stünde; die Bäume dienen nämlich, wie Ratzel bemerkt, als Pfähle, und die Hütten, die sich auf ihnen erheben, gehören zu den besseren ihrer Art (Völkerkunde I, 105). Im Uebrigen entscheiden klimatische und meteorologische Verhältnisse in der Hauptsache die Wahl des Baumaterials und die Entwicklung der künstlichen Behausungen, wie das richtig Hellwald in seiner umfassenden Monographie über Haus und Hof in ihrer Entwicklung mit Bezug auf die Wohnsitten der Völker (Leipzig 1888, S. 61) hervorhebt. Jedenfalls, so viel steht fest, existirt gegenwärtig kein Volk ohne ein künstliches Obdach.

In Europa finden wir aus prähistorischen Zeiten gleichfalls Höhlenwohnungen, überhängende Felsen oder tiefe Felsspalten; doch läßt sich bei einigen auf eine nicht allzu nebelgraue Vergangenheit aus gewissen Spuren schließen. Ebenso wie hohe Bäume und Höhlen, so boten auch Inseln, die wohl gar erst künstlich angelegt oder wenigstens erheblich erweitert wurden, und besonders die so unendlich weit verstreuten Pfahlbauten dem Menschen einen willkommenen Schutz gegen Feinde und Raubthiere. „Durch verschiedene, sehr mächtige Triebe und Rücksichten (schreibt Hörnes) wurde der Mensch veranlaßt, auf dem Wasser statt auf dem Lande zu wohnen. Das Schutzbedürfniß ist einer der erfindungsreichsten Triebe der Menschheit und hat stets die tiefste Wirkung auf Lage und Beschaffenheit des Wohnplatzes ausgeübt. In wasserreichen Ländern mußte der Mensch leicht darauf verfallen, sich und seine Vorräthe durch Wohnen im See, im Sumpf, im Moore oder in sanft hinströmenden Flüssen zu isoliren, vor Raubthieren und räuberischen Menschen zu schirmen und zu bewahren. Auch der Mangel an Raum zur Anlage trockener Siedelstätten mag dabei mitgewirkt haben. Man schlug die Pfähle sicherer und bequemer in seichten Seegrund als an den versumpften, felsigen, steilen und dichtbewaldeten Ufern. Jedenfalls war der See für Kahnfahrer wegsamer, als die Wildniß für Fußgänger. Raummangel aus anderen Gründen hat in Südchina und Hinterindien (Bangkok) zahlreiche Flußwohnungen auf Flößen und Kähnen, die von Menschen wimmeln, hervorgerufen. Aber auch Pfahlbauten älteren Stils giebt es noch übergenug auf der heutigen Erde, im indischen Archipel, in Melanesien, in Nordwestafrika sind die meisten, in Afrika, Mittel- und Südamerika einzelne Stämme Pfahlbaubewohner" (Urgeschichte S. 130). Auch die häufigen trockenen Pfahlbauten gehören in diesen Zusammenhang. Hellwald berechnet die Gesammtzahl der Menschen, die in Pfahlwerken wohnen, auf mehr als zehn Millionen, wohl nur eine

Digitized by Google

recht unsichere Schätzung. Von hervorragender Wichtigkeit für die weitere Gestaltung des Obdaches war — abgesehen von dem verwendeten Material, Stroh, Holz oder Stein — die Trennung von Dach und Wand und die Zerlegung des einen, Alles umschließenden Raumes in mehrere Abtheilungen, den Vorstufen der Zimmer; im Uebrigen können wir dies Detail nicht im Einzelnen verfolgen (der Rundbau, das Langhaus, das egyptische, babylonische, assyrische, römische, griechische, arabische Haus 2c.), sondern müssen in dieser Beziehung auf die Specialwerke verweisen, um so mehr als hier die eigentliche Völkerkunde mehr durch die Culturgeschichte abgelöst wird. Das gilt ganz besonders von jener systematischen, Arbeit und Technik zugleich erzeugenden und wieder thunlichst auf einfache Normen beschränkenden Concentrirung der Völker in einzelnen großen Städten, dem lebendigen Mittelpunkt und individuellen Ausdruck nationaler Eigenthümlichkeiten, sofern sie nicht etwa reine Kunstprodukte sind[1]). Nur zusammenfassend möge hier die Uebersicht Platz finden, unter welcher Ratzel das Material ordnet: „In einer Classification der Völker nach ihrer Bauweise würden an der untersten Stufe die nomadischen Jäger- und Fischervölker vom Typus der Feuerländer, Buschmänner, Tasmanier und vieler Australier stehen, die keine Hütten nach bestimmtem Plan und in regelmäßiger Zusammenstellung zu Dörfern bewohnen, sondern sich zeitweilig Schutzstätten aus Reisig oder Röhricht bauen. Die zeltbewohnenden Nomaden, seien ihre Zelte die Lederzelte der Araber oder die Filzjurten der Mongolen, Sifan u. s. w., erheben sich im Bauplan wenig über sie, aber allen prägt der Schutz der Heerden die Nothwendigkeit auf, sich im Kreise zu schließen; und so entstehen regelmäßige Anlagen mit Kreiszaun oder -Wall und Thoren. Ihnen würden sich jene theils nomadischen, theils ackerbauenden Neger anschließen, die Hütten von Bienenkorb- oder Kegelform in den verschiedensten Stadien der Vollendung bauen. Jene Neger Centralafrika's, die von den Wagogo bis hinüber zu den Fan und Dualla rechteckige Häuser mit mehreren Gemächern und mit ornamentirten Thüren bauen, bilden den Uebergang zu den Malayen Madagaskars und des Indischen Archipels und den Völkern des Stillen Oceans, deren reich ornamentirte, mannigfaltige, oft auch große Häuser das Vollkommenste leisten, was im Holzbau bei Naturvölkern vorkommt, bei denen sich aber gleichzeitig (auf der Osterinsel u. A.) Anfänge von Steinbau im Zusammenhang mit monumentalen Werken der Bildhauerkunst finden. In Steinbauten oder in Hütten, wo Schnee an die Stelle des Steines tritt, wohnen die Polarvölker. Eine Zone mehrstöckiger Steinbauten zieht sich durch Indien, Arabien und das berberische Afrika.

[1]) Ueber diese Physiognomie der Städte, ihre Lage und Abhängigkeit vom Verkehr, ihr Wachsthum, den geschichtlichen Zug, der mannigfach culturbildend hervortritt, ja selbst noch in den Trümmerhaufen zerfallener oder völlig zerstörter Städte sich nicht verleugnet, vgl. die interessanten Ausführungen von Ratzel, Anthropogeographie II, 401—525.

Digitized by Google

Zusammenhängende Steinbauten für Hunderte von Familien kommen bei den Indianern Neumexico's und Arizona's vor [1]). Und an diese schließen sich dann die Errichter der großen Monumentalbauten der außerhalb der altweltlichen Culturkreise stehenden Völker an, die Mexicaner, Mittelamerikaner und Bewohner der südamerikanischen Hochebenen" (Völkerkunde I, 104).

3. Kleidung und Schmuck.

Wie verhängnißvoll es ist, mit allgemeinen deductiven Urtheilen und engen culturhistorischen Verhältnissen entlehnten Speculationen die Entwicklung der Menschheit meistern und die allgemein menschlichen Normen der Sitte insbesondere bestimmen zu wollen, das hat so recht augenscheinlich der Mißerfolg aller jener Versuche für jeden Einsichtigen gezeigt, die von der Höhe einer weltbeherrschenden Philosophie aus das Schamgefühl psychologisch ergründeten. Schon die allerdürftigste ethnographische Uebersicht erwies zur Genüge, daß weder über den zu verhüllenden Gegenstand Einstimmigkeit zwischen den verschiedenen Gliedern unserer Species herrschte noch auch über die etwaige Ausdehnung der Bekleidung [2]). Wir wollen auch zunächst darauf kein besonderes Gewicht legen, wenn wir trotz aller gegentheiligen Versicherungen hin und wieder auf völlig unbekleidete Stämme treffen — Livingstone, Baker und Schweinfurth, von Anderen abgesehen, sind zu gute Zeugen, um ohne Weiteres über dies Material mit der üblichen Motivirung, wie Ratzel z. B. will (Völkerkunde I, 87) zur Tagesordnung überzugehen oder, wofern sich noch einige Fetzen finden, dieselben als Reste einer ursprünglich vollständigeren Bekleidung zu fassen [3]). Wichtiger ist die Beobachtung, daß dies meist nur bei wenig entwickelten Stämmen der Fall ist: Aber gerade dieser Umstand ist geeignet, eher ein Argument für das ursprüngliche Fehlen eines allgemeinen Schamgefühls abzugeben, als dagegen; so viel läßt sich nicht leugnen, daß die Zartheit desselben im Laufe der Gesittung (trotz aller Perversitäten) zugenommen hat. Ebenso wenig ist aber ein unmittelbarer Zusammenhang, wie das gelegentlich hervortritt, zwischen Tracht und Schamgefühl in dem Sinne anzunehmen, daß bei den Naturvölkern die Vollständigkeit der Kleidung

---

[1]) Vgl. über diese großen, mehrere Stockwerke umfassenden, oft zu förmlichen Festungen erweiterten Bauten, Pueblos genannt (eines derselben bedeckt einen Flächenraum von 480 000 Quadratfuß und wird auf 1 500 000 Cubikfuß Mauerwerk geschätzt), und über die Cliff-Dwellers überhaupt Nadaillac, Die ersten Menschen, S. 209 ff., und über die Moundbuilders ebenda S. 174 ff.

[2]) Vgl. noch Letourneau, Sociologie S. 50 ff., der auch bei manchen Völkern niedriger Gesittung, wie Australiern, Feuerländern, Tasmaniern den völligen Mangel eines geschlechtlichen Schamgefühls constatirt, ferner Peschel, Völkerkunde S. 176 ff. und Hörnes, Urgeschichte S. 134.

[3]) Vgl. auch R. Hartmann, Die Nilländer S. 127 u. Lippert, Culturgesch. I, 66.

Digitized by Google

den Grad eben jener sittlichen Empfindung etwa beherrsche; dem Klima fällt begreiflicher Weise eine entscheidende Rolle zu, obwohl auch hier bei gleichen äußeren Verhältnissen nicht immer dieselben Sitten herrschen [1]). Im Uebrigen geben z. B. die völlig dicht bekleideten Aleuten oder Kamtschadalen an sittlichen Ausschweifungen Nichts den Bewohnern irgend welcher tropischen oder subtropischen Gebiete nach. Sodann kann man auch nicht wohl ohne Weiteres, wie Schurtz es thut, alle Abweichungen dieses Instinctes als Perversitäten brandmarken (Grundzüge einer Philosophie der Tracht, Stuttgart 1891 S. 50 ff.), weil dadurch schon a priori ein anderer Maaßstab für die Beurtheilung des echten Schamgefühls vorausgesetzt ist. Wohl mag man Ratzel beistimmen, wenn er sagt: „Das Schamgefühl ist in der heutigen Menschheit allgemein," aber damit ist weder das Motiv dieser Regung noch ihr Object irgendwie als solches schon fixirt. Will man sich nicht an die Theorie des Idealismus klammern, die überall mit angeborenen Ideen trotz alles psychologischen Kriticismus, wie ihn Kant großgezogen hat, unbedenklich operirt, so bleibt, wie in allen diesen Beziehungen, Nichts weiter übrig, als das ehrliche Zugeständniß, daß sich das Schamgefühl höchst verschiedenartig in der Menschheit entwickelt und durchaus nicht von Anbeginn der Dinge (sit venia verbo!) bestanden hat; es handelt sich für uns jetzt darum, diese Entfaltung mit Benutzung einzelner ethnographischer Thatsachen psychologisch begreiflich zu machen. Wir verbauen uns dazu aber den Weg, wenn wir mit unseren civilisirten Anschauungen und den speciellen Anforderungen und Normen unserer Cultur dies Problem lösen wollen.

Der Umstand, daß in den meisten Fällen, wo überhaupt eine Verhüllung und Kleidung zu bemerken ist, diese sich auf die Sexualia bezieht, ist sehr bedeutungsvoll, und mit Recht hat Schurtz ihn zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung gemacht. Geht man von einem Zustand sittlicher Laxheit aus, in welchem die Frauen einer Horde vielfach als Gemeingut betrachtet wurden, in welchem es jedenfalls noch keine streng geregelten individuellen Ehen gab, so sehen wir hier einen sehr weitgreifenden Ansatzpunkt höherer Gesittung., daß die Frau den Ansprüchen der übrigen Stammesgenossen möglichst entzogen werden sollte. Schurtz argumentirt folgendermaaßen: „Erst nachdem der geschlechtliche Besitzstand fest geregelt war, konnte sich aus der Heerde die Familie entwickeln, konnte ein Zusammenbleiben der Familien, ein Anwachsen dieser Familien zu Stämmen, der Stämme zu Völkern erfolgen; erst wenn die Heiligkeit der Ehe garantirt und von der Gesellschaft geschützt wurde, konnten die Kämpfe vermieden

[1]) So weist Ratzel darauf hin, daß die den Patagoniern benachbarten Bewohner der Wollaston-Insel kaum ein taschentuchgroßes Otternfell mit Schnüren als Schutz gegen die Witterungsunbilden umbinden, während eben ihre Nachbarn sich sehr wohl mit dichter Kleidung versehen, Völkerkunde I, 91.

Digitized by Google

werden, die unausbleiblich das Zusammenschließen der Thierwelt zu großen Verbänden hindern und das der Menschen noch mehr hindern müßten, da sie hier fortwährend neue Nahrung fänden. Eben darum aber ist der Geschlechtstrieb etwas der Gesellschaft Feindseliges, das von ihr mit Mißtrauen betrachtet, ja einfach ignorirt wird; und so erklärt sich die sonst unbegreifliche Thatsache, auf die Schopenhauer bereits hinwies, daß eine so wichtige, alle Verhältnisse durchdringende und verwirrende Leidenschaft doch äußerlich nicht zu existiren scheint. Bezeichnend ist, daß gerade der Geschlechtstrieb selbst, als das eigentlich Gefährliche, verfehmt ist, während seine Folgen weit weniger das Schamgefühl herausfordern. Die Kleidung, die mit dem Verhüllen der Geschlechtstheile beginnt, ist nun nichts Anderes als der äußerliche Ausdruck dieser specifischen Moralität, die das Thier gar nicht kennt. Und hier ist vor Allem bemerkenswerth, daß die verheirathete Frau am ersten und am stärksten bekleidet erscheint. Die Unverheiratheten sind der Bewerbung freigegeben; die Frau steht in fest geregeltem Verhältniß zu einem einzigen Manne. Sie existirt für andere Männer nur noch als menschliches Wesen überhaupt, nicht als Weib; sie darf Andere nicht anlocken, ist für sie geschlechtlich nicht vorhanden: Und diese Thatsache ist es, die durch die Kleidung, auch die der primitivsten Art, symbolisch angedeutet und ausgesprochen wird. Die erste Ursache der Verhüllung ist demnach die Eifersucht der Männer und der Zwang, den er auf das ihm angehörende Weib ausübt" (S. 16; genau ebenso Ratzel, Völkerkunde I, 87)[1]. Darnach würde man ursprünglich einen Zustand völliger oder mindestens nahezu vollständiger Nacktheit als die Norm anzunehmen haben, natürlich soweit das durch das Klima gestattet ist; erst durch die Entwicklung einer individuellen Ehe, mit der Aussonderung einer selbständigen Hausgenossenschaft aus dem großen Communalbestand der primitiven Horde, mit der Begründung somit einer beschränkten wirthschaftlichen Gruppe, die lediglich und allein der Sorge von Mann und Frau zufällt, könnte sich auch der Wunsch geregt haben, die Gattin

[1]) Auch v. d. Steinen, dessen Ausführungen und Erlebnisse mit reinen brasilianischen Waldkindern wir schon früher berührten, äußert sich ähnlich: „Ganz gewiß geht unser Schamgefühl im Verkehr der beiden Geschlechter auf eine Zeit zurück, als Jeder noch dafür sorgen mußte, daß er seine Frau für sich allein hatte, sie vor den begehrlichen Blicken der Stammesgenossen zu schützen suchte und dazu die, sei es nun aus Freude am Schmuck, sei es aus Nützlichkeitsgründen hervorgegangene Kleidung benutzte. Da wurde dann die Kleidung selbst heilig" (Unter den Naturvölkern S. 68). Im Uebrigen ist er ein abgesagter Feind eines primären Schamgefühls, das sich bei allen Menschen auf dieselbe Weise bethätigt haben soll. Geschlechtliche Zurückhaltung und Kälte ist gar wohl mit völliger Nacktheit vereinbar, wie mannigfache Beispiele bezeugen, so z. B. die Beobachtungen Marliers, des Generaldirectors der brasilianischen Indianer, über die Puris, die sich gegen alle Zudringlichkeiten der Europäer sehr spröde verhielten (vgl. Lippert, Culturgeschichte I, 432, dasselbe erzählt Appun von den Indianern in Guyana, Unter den Tropen. Jena 1871).

Digitized by Google

jeder äußeren Versuchung und Verführung zu entziehen: Die Verletzung ehelicher Treue wurde dann consequenter Weise als ein grober Eingriff in die Rechtssphäre des Mannes empfunden, den dieser fernzuhalten allen Grund hatte. Diese psychologische Construction hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, allein ob sie einen thatsächlichen Hergang dieses immerhin ziemlich complicirten Processes wiedergiebt, läßt sich nicht mit aller Bestimmtheit entscheiden. Erstlich ist zu bedenken, daß z. B. bei den Frauen der Bakaïrí, die einen schmalen Baststreifen (Uluri) zwischen den Beinen hindurch zogen, von einer irgendwie nennenswerthen Verhüllung kaum die Rede sein kann, außerdem bleibt der Busen eigentlich stets unbedeckt und auch das ist ein bedeutsames Anzeichen, wie ungemein mächtig in diesen Dingen die Gewohnheit ist. Sodann ist gegenüber diesem fraglichen engen Zusammenhang zwischen Kleidung und Sittlichkeit darauf hinzuweisen, daß der Zweck der Verhüllung auch nach anderen Richtungen gesucht werden muß, der Schutz gegen die Unbilden der Witterung muß (darüber kann eigentlich gar kein Zweifel aufkommen) *ursprünglich*, d. h. wo es sich in manchen Strichen lediglich und allein um die Fristung des eigenen Lebens unter dem furchtbaren Druck der Existenzbedingungen handelte, das allein wirksame Motiv gewesen sein. Sittliche Erwägungen, die wir vorbedachtermaaßen als den treibenden Grund irgend einer uralten Sitte und Institution vermuthen, sind in den meisten Fällen, wie alle Entwicklungsproducte, nicht schon am Anfang vollständig fertig und klar bewußt vorhanden, sondern gelangen erst allmählig, wenn die äußere Existenz wenigstens nothdürftig gesichert ist, zur Wirksamkeit. Wir begehen mit der Verkehrung dieses Verhältnisses einen der verhängnißvollsten Mißgriffe der Methodik, in dem wir *unsere*, gegenwärtig mit voller Klarheit erkannten und social gültigen Empfindungen und Kriterien unbesehens in die Urzeit oder, um einen weniger anstößigen Ausdruck zu gebrauchen, in die primitivsten Verhältnisse eben erst keimender Gesittung versetzen. Schurtz hat darin wieder unseres Erachtens völlig Recht, wenn er auf die Relativität der Moral hinweist: „Selbst wenn wir der eigentlich geschlechtlichen Moral einen Einfluß auf die Tracht zugestehen wollen, müssen wir zuvor den Grundgedanken dieser Moral feststellen und uns vor Allem hüten, von unserem ererbten Standpunkt aus vorschnell über Menschen abzuurtheilen, die in einer abweichenden Richtung, unter fremdartigen Einflüssen und Bedürfnissen erzogen worden sind. Es wird sich dann ergeben, daß die Moral ebenso wenig beständig ist, wie die Tracht, daß sie aber von ganz anderen Einflüssen abhängt, wie diese“ (S. 132). So glaube ich denn, daß v. d. Steinen, auf dessen Beobachtung des in den Augen der Indianer schamlosen Essens vor und in Gemeinschaft mit anderen Menschen schon früher hingewiesen war, mit seiner Folgerung Recht hat, wenn er sagt: „Eins haben der feine Brasilianer (der sich schon mit importirten Waaren versehen hat) und der Europäer in diesem Fall gemeinsam (es handelt sich um die Fußbekleidung),

Digitized by Google

sie schämen sich schon beinahe mehr oder minder, barfuß zu erscheinen. Vielleicht kommt auch einmal die Zeit, wo vollkommene Menschen glauben, die Schuhe seien erfunden, weil es ein Erbgut unseres Geschlechts gewesen sei, sich der nackten Füße zu schämen. Nicht einmal die wirklichen Anzüge, die unsere Indianer haben — sie sind aus Palmstroh geflochten, mit Aermeln und Hosen ausgestattet und dienen zur Vermummung bei Tanzfesten —, lassen sich zu Gunsten des Ursprungs aus dem Schamgefühl verwerthen: an ihnen werden die Geschlechtstheile groß und deutlich außen angebracht. Ich vermag nicht zu glauben, daß ein Schamgefühl, das den unbekleideten Indianern entschieden fehlt, bei anderen Menschen ein primäres Gefühl sein könne, sondern nehme an, daß es sich erst entwickelte, als man die Theile schon verhüllte, und daß man die Blöße der Frauen den Blicken erst entzog, als unter vielleicht nur sehr wenig complicirten wirthschaftlichen und socialen Verhältnissen mit regerem Verkehrsleben der Werth des in die Ehe ausgelieferten Mädchens höher gestiegen war, als er noch bei den großen Familien am Schingú galt" (Naturvölker S. 199) [1]).

Ein drittes und zwar ungemein wichtiges Motiv der Bekleidung (dies Wort im weitesten Sinne genommen) entspringt einer der ältesten Regungen des menschlichen Geistes [2]), dem Wunsche, vor anderen Seinesgleichen durch Putz irgend welcher Art hervorzuragen, also der Eitelkeit oder, wenn man lieber einen wohlklingenderen Ausdruck hört, dem Schönheitsbedürfniß. Dieser innere Zusammenhang zwischen Kleidung und Schmuck ist natürlich nicht so zu verstehen, daß beide in unmittelbarer Wechselwirkung auch in Bezug auf den Umfang der Verhüllung stehen; umgekehrt kann man, besonders was das Bemalen des menschlichen Körpers anlangt, beobachten, daß dies abnimmt, je mehr jene zunimmt, eine Thatsache, die keiner Erklärung bedarf. Aber eben diese Tättowirung kann als die älteste menschliche Kleidung betrachtet werden, denn sie bietet ja bei dem Fehlen anderer Stoffe das einzige Versuchsfeld für den erwachenden ästhetischen Sinn (vgl. Letourneau, Sociologie S. 72). Bemerkenswert dabei ist, um das gleich vorweg zu nehmen, daß durchweg (freilich nicht überall, vgl. Letourneau, ib. S. 80) die grelle, in die Augen stechende rothe Farbe bevorzugt wird; auch die Indianer wählten am Schingú niemals, wie

---

[1]) Dagegen giebt Steinen ein gewisses physiologisches Schamgefühl zu, das sich in der Verlegenheit einer Frau zeigte, die der Reisende um Ueberlassung der Uluri, jener Binde zwischen den Schenkeln, anging; dieses Gefühl verlor sich aber sofort, als ihr klar wurde, daß es sich um eine Sammlung ethnologischer Curiositäten handele, und völlig „anstandslos" wurde ihm nun von mehreren Seiten gewillfahrt.

[2]) Und zwar nicht dieses allein, sondern dies Motiv erstreckt sich auch, wie ja schon von Schopenhauer hervorgehoben wurde (Das Kapitel über Metaphysik der Geschlechtsliebe in „Welt als Wille und Vorstellung") auf die Thierwelt (vgl. Letourneau, Sociologie S. 73, der weitere Beispiele beibringt, und endlich G. H. Schneider, Der thierische Wille, Leipzig 1880, S. 171 ff.).

Digitized by Google

v. d. Steinen berichtet, das matte Weiß (Naturvölker S. 185). Auch hier mag es freilich nicht so unzweifelhaft sein, wenn ohne jedes weitere Bedenken für den Ursprung des Schmuckes die Putzsucht hingestellt wird (vgl. z. B. Schurtz, Völkerkunde S. 55). Die Opposition, welche v. d. Steinen zu Gunsten einer nüchterneren Ansicht geltend macht, ist mindestens der Erwägung werth. „Es steht fest, daß es heute bei den Naturvölkern zahlreiche Arten von Schmuck giebt, für die kein wirklicher oder eingebildeter Nutzen sichtbar ist und die gegenwärtig ganz und gar nur Zierden sind. Dennoch ist es wohl unmöglich, daß die feineren Empfindungen sich eher geregt haben, als die gröberen. Der Jäger hat sich erst mit den Federn der erbeuteten Vögel geschmückt, ehe er sich Blumen pflückte. Ehe er sich aber Vögel schoß, um sich mit den Federn zu schmücken, hat er Vögel geschossen, um sie zu essen. Er hat sich von Alters her den nackten Leib mit bunten Lehmen angestrichen. Es ist wahr, die schönen Farben liegen in der Natur am Ufer, und man ist tagtäglich hineingetreten. Aber sollte es dem Menschen nicht eher aufgefallen sein, daß der nasse Lehm die Haut kühlte oder daß die Moskitos nicht mehr stachen, als daß er bemerkte, wie sein Fuß an Schönheit gewonnen hatte? Ich glaube, daß er sich zweckbewußt auch nur beschmierte, weil er Utilitarier genug war, solche Vortheile auszunutzen. Manche wollen aber von solchem Anfang nichts hören. Sie scheinen der Ansicht zu sein, daß dem Nützlichen etwas Geringzuschätzendes anhaftet. Warum, mögen die Götter wissen. Auch ich glaube, daß der Schmuck aus dem Vergnügen, daß er wie Spiel und Tanz aus einem Uebermaaß von Spannkräften hervorgeht, aber die Dinge, die man braucht, um sich zu schmücken, hat man vorher durch ihren Nutzen kennen gelernt. Wir können, sobald man sich zu schmücken beginnt, auch schon zwei Hauptrichtungen beobachten. Es giebt eine Eitelkeit, die sich auf Heldenthaten bezieht, die Eitelkeit der Jedermann zur Ansicht vorgetragenen Bravouratteste, nennen wir sie die der Trophäe und des Schmisses, und es giebt eine zahmere Eitelkeit, die sich mit dem Eindrucke durch schöne oder auch schreckliche Farben genügen läßt, nennen wir sie die Schminke. Ueberall können wir bei unseren Indianern Methoden, die dem Nutzen, und solche, die der Verschönerung dienen, einträchtiglich neben einander im Gebrauch sehen, und wir haben allen Grund, anzunehmen, daß jene die älteren sind" (l. c. S. 173). Man wird mindestens gut thun, gegenüber allen feinsinnigeren Regungen nicht die unmittelbar durch die Natur erzwungenen Vorkehrungen rein praktischer Art zu vergessen, und man könnte so den Unterschied sich zu eigen machen, den Steinen zwischen dem einfachen Anstreichen und dem Bemalen des Körpers statuirt, obschon die Gränze, wie unser Reisender gesteht, nicht immer scharf gezogen werden kann (a. a. O. S. 186).

Zum Nützlichen und Schönen gesellt sich aber sehr frühzeitig (die Reihenfolge dieser Motive ist unseres Erachtens überhaupt sehr unsicher und

Digitized by Google

verschwimmt vielfach in einander) die gegenseitige Rücksichtnahme, die ja bei einem so enggeschlossenen geselligen Leben, wie wir es uns bei primitiven Horden zu denken haben, ganz von selbst entsteht; es ist das sociale Moment der Mode, die bald mit unerträglicher Tyrannei ihr Scepter schwingt, nicht nur, wie man sich häufig noch einbildet, bloß in unserer verfeinerten Cultur, sondern ebenso rücksichtslos bei den armen Culturvölkern. Man könnte Seiten damit füllen, um den unbegrenzten Spielraum dieses culturgeschichtlich eminenten Factoren in all seinen anscheinenden Sprüngen und launenhaften Einfällen, die aber doch eine gesetzmäßige Entwicklung nicht ausschließen, zu veranschaulichen (vgl. Ratzel, Völkerkunde I, 97 ff., Lippert, Culturgeschichte I, 369 ff., Schurtz, Philosophie der Tracht, S. 92 ff., Tylor, Antropologie, S. 287 ff., Peschel, Volkskunde, S. 179 ff. u. s. w.). Wir geben hier statt aller weiteren Beispiele eine Ausführung von R. Hartmann wieder: „Kann man unseren civilisirtesten Nationen nicht den Vorwurf ersparen, häufig genug bizarren und zum Theil recht geschmacklosen Putz an ihre allertheuerste Persönlichkeit zu verschwenden, so wird man hierzu noch häufiger gegenüber den afrikanischen Wilden und Halbwilden genöthigt sein. Einen scheußlichen Eindruck machen die Zierrathe, die von den Weibern der Berta, Bongo, Nuer 2c. in Form von Glasperlen, Eisen- und Steinkeilen, Holzklötzen u. s. w. in die Ober- und Unterlippe gesteckt werden. Hierzu gesellen sich die spitzgeschlagenen (nicht gefeilten) Schneidezähne. Ein altes Mangandjaweib mit dem mächtigen Lippenring, der durch seine Schwere eine continuirliche Mundsperre erzeugt und zugleich die raubthierartig gespitzten Vorderzähne entblößt, muß (nach Livingstones Darstellung) einen wahrhaft bestialischen Eindruck hervorrufen. Viele nigritische Stämme, wie die Zulu, schlitzen sich auch die Ohrläppchen auf und erweitern die Löcher durch hineingesteckte Blattrollen, Klötze 2c. auf unförmliche Weise. Kein Zierrath findet nun durch Afrika eine solche Verbreitung, wie die Glasperle, nirgends zeigt sich die Mode tyrannischer, als in der Vorliebe für Glasperlen. Ein einfacher Nigritierstamm hängt oft durch Generationen an einer einzelnen Sorte Perlen von bestimmter Größe, Form und Farbe beharrlich fest und verwirft jede andere Sorte. In sonstigen Fällen wechselt die Vorliebe für diese oder jene Perlensorte mehrmals im Jahre. Mit großer Willkür, ja mit kindischem Eigensinn fixirt man die Preise für die genannten Artikel; der Handel in dieser Branche erfordert daher sehr viel Umsicht und Routine“ (Völker Afrikas, S. 109). Ganz besonders seltsam muthen uns die Haartrachten an [1]). „Unter vielen Abessyniern, den Berabra und Bedja, sind abenteuerliche und im Belieben des Stammes wie des Individuums variierende Arten der Haarfrisuren üblich, allerhand Flechten, Raupen, Wülste 2c. Dergleichen

[1]) Vgl. die betreffenden Abbildungen auch bei Ratzel, Völkerkunde I, 97, Schurtz, Völkerkunde S. 56, Lubbock, Entstehung der Civilisation S. 57.

Digitized by Google

war auch bei den wirklichen Haaren und den Perrücken der alten Egypter zu sehen. Das geht aus den Bildwerken, Wandgemälden und Gräberfunden der Retu-Zeit hervor. In ähnlicher Weise ordnen sich die Funje, Niam-Niam, Balonda 2c. ihre chignonartigen Touren und mädchenhaft angelegte Flechten mit federngeschmückten Korbhüten. Ueberaus abenteuerliche Haartrachten in einer kaum übersichtlich zu beschreibenden Menge von Abänderungen sind übrigens bei vielen der Nigritier Central- und Südafrikas im Gebrauch. Was soll man wunderlicher finden, den Strahlenkranz der Balonda und Niam-Niam, das hohe, an die Damenköpfe der Roué-Zeit erinnernde Toupet der Galloa und anderer westafrikanischer Stämme, die Locken und papillotenähnlichen Anhängsel der Mayema oder die Staffelgeflechte der Maschoana?" (l. c. S. 114). Genug, die Mode herrscht bei den angeblich völlig Freiheit genießenden Naturvölkern nicht minder, wie bei uns, und zwar schon um deswillen, weil sie den stetig sich nüancirenden Versuch der höheren Schichten enthält, sich von den niederen Classen der Bevölkerung auch äußerlich und sichtbar abzuheben. Deshalb auch das Sprungartige und Wechselvolle der Mode, deshalb auch der ewige Kreislauf, dem sie unterliegt; denn da sie zu stetigen Veränderungen verurtheilt ist, so erschöpft sich begreiflicherweise gelegentlich das Material, und deshalb endlich ist sie nicht aus der Welt zu verbannen, worauf Schurtz mit Recht hinweist[1]), weil mit dem etwaigen Allgemeinwerden einer Mode die beabsichtigte sociale Trennung wegfällt und aus diesem Grunde es einer neuen Schranke bedarf. Nur eine streng nach allen Richtungen hin demokratische Gesellschaft der Zukunft könnte somit der Launen dieser Göttin entrathen.

Dieses sociale Moment, das dem ästhetischen den Rang abläuft, hat in der That an der bekannten Erscheinung einen vollberechtigten Antheil, daß bei den Naturvölkern kein Mensch ungeschmückt geht, am allerwenigsten (und das ist unseres Erachtens sehr bezeichnend) die Männer. Das gilt sowohl vom Tätowiren, wie von den mannigfaltigen körperlichen Verstümmelungen und Verunzierungen[2]), die wir auch schon beiläufig berührt haben, also dem Ausschlagen und Feilen der Vorderzähne, Abhacken von Fingergliedern, Durchbohren von Lippen, Nasen, Ohrlappen (unsere Cultur hat nur dies letzte Rudiment noch bewahrt) u. s. w. „Schmuck ist," schreibt Hörnes, „Auszeichnung; er erhebt den geputzten über den ungeputzten Menschen, und wenn sich Alle schmücken, kann Einer allein ohne die größte Schädigung seines Ansehens nicht ungeschmückt erscheinen. Schmuck ist

[1]) Philosophie der Tracht S. 99. Nicht minder treffend beleuchtet Wundt den Gegensatz von Sitte und Mode, Ethik S. 114.

[2]) Dahin gehört auch das Pressen des Schädels (bei den Indianern u. A.) oder einzelner Theile des Gesichts, wie der Nase, die bei den Hottentotten möglichst platt gedrückt wird, während bei den Persern die kühne Adlernase als Ideal erstrebt wurde. Andere Deformationen bei Tylor, Anthropologie S. 28.

Digitized by Google

aber bei wilden und ungebildeten Menschen nicht nur Distinction, er ist auch Reichthum oder Anzeichen desselben. Schmuck und Geld ist lange Zeit identisch. Die Objecte, welche man als Werthmesser benutzt, werden auch als Schmuck getragen. Dies gilt nicht nur von den Schnüren aus Kauri- und anderen Muscheln oder aus Pottwalzähnen, von den Metallringen u. dergl., welche wir ebenso beim prähistorischen Menschen, wie bei den heutigen Wilden antreffen, sondern auch von den Münzenketten und Münzenpanzern, welche in manchen Gegenden einen wesentlichen Bestandtheil der Tracht südslavischer Frauen und Mädchen bilden. Aus Gründen der Sicherheit, wie aus dem urmenschlichen Triebe der Ostentation hat lange Zeit Jedermann seine ganze fahrende Habe in Form von Schmuck auf dem Leibe getragen. Der angehängte Zierrath ist die Geldkatze oder auch die Brieftasche des Wilden. Außer dem angehängten Zierrath giebt es einen nicht minder werthvollen, nicht minder beredten, den sich der Wilde auf dem Körper selbst eingräbt oder aufmalt. Man unterzieht sich der schweren Operation des Tätowirens keineswegs für Nichts und wieder Nichts oder bloß um die Nacktheit durch eine gefällige Musterung der Haut erträglicher zu machen. Uns erscheint der reich und bunt tätowirte Wilde allerdings wie in ein eng anliegendes Tricot gekleidet, und über der Betrachtung der Ornamente vergessen wir beinahe den Stoff, in welchem sie eingegraben sind. Es sind aber durchaus keine bloßen Ornamente, die der Naturmensch so häufig auf Stirn und Antlitz, auf der Brust oder am ganzen Körper trägt. Die Tätowirung bezeichnet den Stamm und die Familie, die siegreichen Schlachten, die der Gekerbte mitgemacht, den Verlust naher Angehöriger und viele andere rein persönliche Verhältnisse des Trägers" (Urgeschichte, S. 138). Namentlich die letzten Bemerkungen sind sehr beachtenswerth; innerhalb des Stammes [1]) bezeichnet die Tätowirung zunächst ganz allgemein die Zugehörigkeit zu der ethnischen Gruppe, es ist eine Haut- und Schutzmarke, die auch leicht durch einen religiösen Nimbus zu einem Totemzeichen wird. Deshalb hängt sie auch unmittelbar mit dem wichtigen Act der Pubertätsweihe zusammen, wodurch der Jüngling unter die Zahl der wehrfähigen und vollberechtigten Männer aufgenommen wird. Sie ist also, wie Schurtz mit Recht hervorhebt, ein Act des geschlechtlichen Lebens (Philosophie der Tracht, S. 77), was sich auch auf die Frauen bezieht, die überhaupt erst dieser Ehre gewürdigt werden, falls sie sich verheirathen oder nach der ersten Niederkunft. Daß endlich das Bemalen des Körpers, und dann meist mit besonders grellen Farben, bei kriegerischen Stämmen geübt wird, um den Feinden Schrecken einzuflößen (anderseits freilich auch um der Trauer [2]) einen möglichst frappanten Ausdruck zu

[1]) Vgl. v. d. Steinen l. c. S. 190 und Lippert, Culturgeschichte I, 397, der von Loskiel über die Indianer dahingehendes Material beibringt.

[2]) Vgl. Ratzel, Völkerkunde I, 96. Bezüglich der den verschiedensten Zwecken

Digitized by Google

verleihen) ist bekannt genug, um weiterer Erklärung zu bedürfen. Die Erzählung Cäsars von den alten Briten, die sich mit Waid blau färbten, ist oft genug in diesem Sinne angeführt und könnte durch eine weitere Blüthenlese aus dem Kreise heutiger Naturvölker beliebig gestützt werden.

4. Technik.

Wenn man von der Höhe unserer heutigen Technik, die ihrerseits wieder eine nahezu vollständige Naturerkenntniß voraussetzt, auf das herabblickt, was uns die Naturvölker als Zeugniß ihres erfinderischen Geistes überliefert haben, so schrumpft dies Material wohl für einen psychologisch nicht tief eindringenden Blick auf ein dürftiges Minimum zusammen; wir sehen nur Anfänge, mißglückte Versuche zur Fortbildung, meist eigensinniges Beharren auf dem einmal gewonnenen Standpunkt, gelegentlich auch Verkümmern und Verfall (von dem eigentlichen Fehlen mancher technischen Fertigkeiten noch ganz abgesehen), und brüsten uns in dem bekannten behaglichen Gefühle unnahbarer Ueberlegenheit. Dieser Stimmung entspricht das Extrem einer Bewunderung und stillen Staunens vor der Originalität und geistigen Schärfe prähistorischer Entdecker, deren Name, wie der Dichter singt, ewige Nacht deckt. Schon Peschel, wie wir sahen, lieh diesem Gefühl einen fast überschwänglichen Ausdruck, aber wir finden ähnliche Anklänge in Ratzel wieder, der sich z. B. zu dem Ausdruck versteigt: „Man bekommt den Eindruck, daß sich aller Schweiß, den unser Zeitalter der Erfindungen im Ringen nach neuen Verbesserungen vergießt, nur wie ein Tropfen zu dem Meer von Mühen verhält, worin die Erfinder der Urzeit untergingen“ (Völkerkunde I, 71). Wir sind weit davon entfernt, unsererseits das Verdienst dieser Erfindungen irgendwie schmälern zu wollen, nur geben wir zu bedenken, daß wir mit diesen rein subjectiven psychologischen Combinationen, denen meist jeder reale, objective Anhalt fehlt, uns leicht in willkürliche Phantasien verlieren, welche unsere Erkenntniß des wirklichen Sachverhaltes nicht im Geringsten zu fördern im Stande sind; sodann ist, wie bei allen Entdeckungen, neben dem planmäßigen Suchen, die verhängnißvolle Rolle des Zufalls sehr erheblich mit in Anschlag zu bringen. Dagegen ist es vollauf berechtigt, wenn Ratzel auf die Wichtigkeit der Erhaltung einer Erfindung hinweist, wodurch dieselbe erst zum gesicherten Bestande menschlicher Culturgüter erwächst: „Die Erfindung, die der Einzelne für sich behält, stirbt mit ihm, nur in der Tradition ist Fortleben möglich. Das Maaß der Lebenskraft der Erfindungen hängt also von der Traditionskraft ab und diese wiederum von dem inneren organischen Zusammenhang der Generationen. Da dieser Zusammenhang

---

dienenden Masken (Tanz-, Kriegs-, Schauspielmasken ꝛc.) vgl. vorläufig die Zusammenstellung von Ratzel, Anthropogeographie II, 749. Wir kommen später, wo wir die Anfänge der Kunst bei den Naturvölkern betrachten, darauf zurück.

Digitized by Google

am stärksten in den Schichten eines Volkes ist, denen die Muße gegeben oder die Aufgabe gestellt ist, Geistiges, wenn auch in primitivster Gestalt zu pflegen, so ist die Kraft der Erhaltung geistigen Erwerbes auch von der inneren Gliederung abhängig. Und da endlich eine Ansammlung geistigen Besitzes wieder anregend auf schöpferische Geister wirkt, die sonst verdammt wären, immer wieder von vorne zu beginnen, so wird Alles, was die Traditionskraft eines Volkes verstärkt, günstig auf die Fortentwicklung seines Besitzes an Ideen, Entdeckungen, Erfindungen einwirken. Es dürften demnach als mittelbare begünstigende Naturbedingungen der geistigen Entwicklung hauptsächlich solche betrachtet werden, die auf Dichtigkeit der Gesammtbevölkerungen, auf fruchtbringende Thätigkeit der Einzelnen und damit auf Bereicherung der Gesammtheit hinwirken. Aber auch weite Ausbreitung eines Volkes und reichliche Möglichkeiten des Austausches sind in dieser Richtung wirksam. Wenn man beachtet, daß zum Erfinden nicht nur das Finden gehört, sondern auch das Festhalten des Gefundenen durch Ausbreitung in weite Kreise und Einreihung in den bleibenden Culturbesitz, so begreift sich, daß nicht auf allen Culturstufen diese für den Fortschritt so wichtige Function des Erfindens zu gleich wirksamer Ausprägung gelangen wird." Daß gerade diesen Bedingungen gegenüber die lockeren, zerfahrenen Verhältnisse, wie sie wenigstens häufig bei den Naturvölkern bestehen, keinen sehr günstigen Erfolg versprechen können, liegt auf der Hand, und deshalb mag unser Forscher auch gelegentlich Recht haben (nämlich wo sich das empirisch nachweisen läßt), von einer Verkümmerung und Zersetzung zu sprechen. Wir übergehen aber dies schlüpfrige Gebiet mit Stillschweigen und beschränken uns darauf, einige für die culturhistorische Entwicklung der Menschheit besonders wichtige Fertigkeiten in knappen Umrissen zu schildern. Auf frühere Beziehungen zum Thema, wie Feuererzeugung, Bereitung von Nahrungsmitteln, Errichten von Wohnungen ꝛc. können wir jetzt nicht mehr zurückkommen.

Zu den ältesten Werkzeugen (und das ist unseres Erachtens sehr bedeutsam) gehört die Waffe, die ja ihrerseits wieder aus dem menschlichen Körper herausgewachsen ist und sich als ein selbständiges Glied emancipirt hat [1]). Damit gelangen wir, wie das Lippert richtig erkannt hat, zu dem ältesten Eigenthumsbegriff der Menschheit, der sich gerade in dieser Besonderung noch lange gehalten hat. „Den ungeformten Stein, den der Urmensch einem Thiere nachwarf, um es zu tödten, oder mit dem er die Schalen einer Frucht löste, konnte er jeden Augenblick durch einen anderen, ähnlichen ersetzen. Er wurde nicht gewahr, daß dieser Stein seinem Gebrauche

[1]) Die meisten Werkzeuge sind insofern Projectionen menschlicher Organe, zunächst der schabenden, kratzenden und bohrenden Fingernägel in Bezug auf die Messer, Schwerter u. s. w., der Arme in Betreff der Speere ꝛc. (vgl. Kapp, Grundlinien einer Philosophie der Technik, der diesen Gedanken im Einzelnen begründet hat).

Digitized by Google

nach in einer eigenthümlichen Beziehung zu seiner Hand sei; er, dieser Stein, war keine Individualität mit einer bleibenden Beziehung zum Menschen. In dieses Verhältniß trat aber der zum Werkzeug oder zur Waffe geformte Stein oder Stab. Der Mensch trennte sich nicht mehr von ihm, er erkannte ihn als eine individuelle Ergänzung seiner selbst; ein Stück vom Menschen hätte man mit ihm fortgerissen. Hier stehen wir vor der Quelle des Eigenthumsbegriffes. Unser Wort Leibwaffe bezeichnet noch recht natürlich die auserlesen enge Verbindung dieser Gegenstände mit dem Menschen, sie sind ein Theil von ihm" (Culturgesch. I, 281). Der Waffen [1]), die ganz allgemein in Vertheidigungs- und Angriffswaffen zerfallen, giebt es sehr viele Arten: Beile, Aexte (schon in der Steinzeit vorhanden, wenn auch meist erst später die Klinge durchbohrt wurde), ferner ungeglättet oder polirt, Messer, Dolche, Schwerter (ursprünglich aus Holz mit Obsidiansplittern oder Haifischzähnen besetzt), Keulen, oft (so in Australien) mit wunderbarer Geschicklichkeit gehandhabt (der Bumerang) oder auch mit einer Wurfleine versehen, als Bola perdita bei den Patagoniern, Speere, vielfach mit Hülfe eines Wurfbrettes geschleudert (so auf vielen polynesischen Inseln und bei den Hyperboreern), Schleuder, Blasrohre und vor Allem der Bogen, eine der wichtigsten, aber auch, wie schon früher angedeutet, großer Uebung bedürftigen Schußwaffen. Hier versagt die Herleitung aus der Organprojection völlig, wie denn diese Waffe durchaus nicht überall zu finden ist. Dagegen trifft das Modell des menschlichen Körpers wieder völlig zu beim Ruder, wie Hörnes sehr ansprechend ausführt: „Eines der einfachsten Werkzeuge der Welt, welches gar nichts Anderes ist, als die Nachbildung des Armes und der Handfläche, mit deren Hülfe sich der ins Wasser gefallene Mensch zu retten sucht und der Schwimmer fortzubewegen weiß, stellt uns das Ruder dar. Das Vorbild des Schiffes war der schwimmende Baumstamm, der Balken, auf dem australische Inselbewohner noch heute theils ihre Schwimmkünste im Kampfe mit der Brandung zu zeigen, theils bei der Landung fremder Schiffe heranzukommen pflegen. Bei der Umwandelung des Baumstammes in das Boot bediente sich der Urmensch wiederholter, vorsichtig umgrenzter Anbrennung des Holzes, dessen verkohlte Theile mit steinernen Schabern (von den älteren Indianern der Seeregion Nordamerikas mit scharfen Muscheln) so lange ausgekratzt wurde, bis die muldenförmige Vertiefung groß genug war, um darin sitzen zu können. Zur bequemeren Herstellung von Kähnen dienten Australiern und Indianern große Baumrindenstücke, deren Ränder an den Enden mit Bast zusammengenommen wurden, während eingefügte Holzspreizen die Wände aus einander hielten. Eine bessere Bekleidung des Schiffsgerippes fanden die Nordvölker der Neuen Welt im haltbaren Büffel-

[1]) Im Uebrigen ist, wie Schurtz sagt, kein Volk ganz ohne Waffen, aber keine einzelne Waffe ist Allgemeinbesitz der Menschheit (Völkerkunde S. 50).

Digitized by Google

oder Seehundsleder. Andere Fortschritte machten die Neuseeländer, indem sie je zwei Baumkähne durch Querbalken verbanden und dadurch ebensowohl das Umschlagen der Fahrzeuge verhinderten, als auch größeren Raum für Frachten erfanden. Auf diesem Wege wurde von ihnen auch schon das Auslegeboot erfunden, welches behufs größerer Seetüchtigkeit Lattenverbände in's Meer hinausstreckt. Die berühmten Kriegskähne desselben Volkes sind bereits aus einzelnen Brettern zusammengefügt und am Vorderbug mit einer gorgonenartig dräuenden Götzenmaske nicht eben anmuthig geschmückt" (Urgeschichte S. 148; vgl. dazu Ethnol. Notizblatt II, 6 ff.). Daß aber dem Schiff eine culturhistorische Bedeutung sondergleichen zukommt, daß es erst die Erde zu einer geographisch-geschichtlichen Einheit gestaltet — und gerade die trennenden Schranken zu Verbindungswegen zwischen den einzelnen Völkern umgeschaffen hat, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung.

Was sodann die einzelnen Zweige der Industrie anlangt, so können wir selbst bis in prähistorische Zeiten hinein eine große Mannigfaltigkeit des Betriebes beobachten. Dem anfänglichen Schaben und Poliren von Holz und Stein folgte[1]) bald die Bearbeitung der Metalle, Bronce, Kupfer, Eisen u. s. w., worin ja bekanntlich die verschiedensten Negerstämme[2]) eine außerordentliche Geschicklichkeit entfalten, während die Schmelzkunst z. B. bei den intelligenten Polynesiern fehlt. Doch geht im Ganzen der Bergbau der Naturvölker über eine oberflächliche Abteufung des Bodens nicht hinaus; auch war das Eisen vielfach schwierig zu bearbeiten, während die Bronce, vermöge der Leichtigkeit, mit der sie sich schmelzen und in Formen gießen läßt, ein passenderes Material abgab. Gold war durchweg in Amerika bekannt, auch bei den Negern, im südlichen und östlichen Asien, Silber dagegen fehlt in Afrika und auch sonst vielfach.

Die Töpferei ist sehr weit in der Menschheit verbreitet. Tylor vermuthet die Entstehungsgeschichte dieser Fertigkeit in folgender Weise[3]): „Wir wissen, daß manche Völker ihre hölzernen Gefäße äußerlich mit Thon bekleiden, um sie auf dem Feuer erhitzen zu können, ohne daß sie verbrennen. Andere bekleiden die Innenseite geflochtener Körbe mit Thon und setzen dieselben dann dem Feuer aus. Das Holzgeflecht verbrennt und das irdene Gefäß zeigt nachher noch die Spuren desselben, welche eine Art Verzierung bilden. Solche Zwischenstufen waren es vielleicht, welche die ersten Töpfer auf den Gedanken brachten, daß sich der Thon auch allein

[1]) Im Uebrigen ist die Reihenfolge inter viros doctos immer noch strittig (vgl. Schurtz, Völkerkunde S. 61), aber meist wird doch der Bronce (einer Mischung aus Kupfer und dem im Ganzen seltenen Zinn) der Vorrang zugewiesen (vgl. Tylor, Anthropologie S. 332 ff.).

[2]) Vgl. R. Hartmann, Völker Afrikas S. 156 ff., der freilich auch auf die alten Egypter zurückgreift, die er eben in ihrem vollen, ungeschmälerten Bestande zu den Nigritiern rechnet.

[3]) Ebenso Schurtz, Völkerkunde S. 59.

Digitized by Google

formen und im Feuer brennen ließe. Anfangs wurden die Thongefäße ohne Zweifel aus freier Hand geformt. In Amerika und Afrika verfertigen noch heute die Weiber der Eingeborenen große und wohlgeformte Krüge und Kessel mit freier Hand, indem sie dieselben von unten nach oben aus kleinen Portionen Thon zusammenfügen, anstatt dieselben aus einem einzigen Thonklumpen zu formen. So wurden in Europa, wie wir jetzt in jedem Alterthumsmuseum sehen können, in der Steinzeit und der Broncezeit die Todtenurnen und andere irdene Gefäße mit der Hand geformt. Selbst heute noch werden auf den Hebriden irdene Tassen und Schüsseln ohne Anwendung einer Töpferscheibe verfertigt und durch Linien, die mit einem spitzen Stäbchen eingeritzt werden, verziert. Nichtsdestoweniger war die Töpferscheibe bereits den Völkern des Alterthums bekannt" (Anthropologie S. 327). Bedeutsam ist es, daß auf der Osterinsel, die überhaupt manche ethnographische Eigenthümlichkeiten besitzt, die Töpferei bekannt ist, während diese Kunst sonst auf dem weiten Areal Polynesiens und Australiens nicht vorkommt.

Eine ganz allgemein menschliche Industrie ist das Flechten, ursprünglich aus Gras, Binsen und Bast; die Verfertigung von Matten und Herstellung von einfachen Strohhütten gehört dahin. Daran schließt sich dann die Verwendung von Pflanzenfasern, Wolle und Haaren, das Drehen von Fäden, das somit zum Weben führt. Auch hier ist erst allmählig dem freien Drehen aus der Hand der Maschinenbetrieb gefolgt, zuerst in der einfachen Form der Spindel, dann, als aus der Mattenflechterei die Tuchweberei entstand, der Webstuhl, der anfänglich nur aus einem bloßen Rahmen bestand, durch den (meist erst mit der Hand) der Einschlag gemacht wurde, welch mühsames Verfahren sich noch heutzutage beim Wirken der orientalischen Teppiche findet. Doch sieht man schon, wie Tylor sagt, auf alten egyptischen Gemälden die Einrichtung abgebildet, durch welche die Fäden durch einen Querstab abwechselnd gehoben werden, um es zu ermöglichen, den Einschlagefaden vermittelst des Schiffchens auf einen Wurf durch die Kette zu schleudern. Ganz ähnlich waren die Webstühle der Griechen und Römer, und auch während des Mittelalters wurden wenig Verbesserungen eingeführt. In abgelegenen Gegenden, wie z. B. auf den Hebriden, kann der Reisende noch heute Webestühle im Gebrauch finden, die, abgesehen davon, daß sie horizontal sind und daß der Weber sitzt und nicht steht, sicherlich nicht sehr verschieden von dem Webstuhl sind, an dem wir uns Penelope, das bekannte Leichentuch webend, vorstellen müssen (l. c. S. 295)[1].

---

[1]) Schurtz bemerkt dazu: „Fast überall weiß man durch Verwendung verschiedenartiger Streifen allerlei Muster herzustellen. Das Weben darf man als ein verbessertes Flechten bezeichnen, da beide Künste durch unmerkliche Uebergänge verknüpft sind; auf den Marschallinseln webt man z. B. noch ohne jedes künstliche Geräth, nur mit Be-

Digitized by Google

Endlich nennen wir noch die so eminent wichtige Erfindung des Wagens, die schon Herodot bei den Scythen so imponirte, und in Folge deren die Alten diese ganze Wirthschaftsstufe mit dem Ausdruck der Wagenbewohner kennzeichneten (vgl. Lippert, Culturg. I, 468). Die Räder waren ursprünglich fest an der Axe befestigt, so daß beide ein unmittelbar zusammenhängendes Stück bildeten, bis sie sich dann frei um ihre eigene Axe bewegten. Eine ebenfalls sehr alte Maschine ist die für das Zermahlen der Fruchtkörner so wichtige Mühle; als einfach runder Stein, der durch seine Schwere das Zerquetschen bewirkt, reicht sie schon in prähistorische Zeiten zurück, während sie als Handhabe, die beliebig in eine kreisende Bewegung gesetzt werden kann, eine relativ späte Erfindung ist (vgl. Hörnes, Urgeschichte S. 119).

Als ein Wahrzeichen höherer Cultur betrachtet man in socialer Beziehung häufig die Gliederung in einzelne Stände und Berufszweige, die sich gegenseitig streng gegen einander abschließen und bei wachsender Vervollkommnung der Technik sich auf einen stetig sich verengenden Kreis ihrer praktischen Thätigkeit beschränken. Diese Specialisirung scheint uns freilich nothwendig mit der Ausdehnung der Arbeit und der sie bedingenden theoretischen Erforschung der Naturkräfte verknüpft zu sein, und das wunderbar complicirte Gefüge der modernen Civilisation mit seiner überwuchernden Ausbildung des Fabrikwesens liefert dafür ein nur zu beredtes Zeugniß. Daß aber eine gewisse Arbeitstheilung auch schon bei den Naturvölkern bekannt ist, hat Ratzel wahrscheinlich gemacht: „Innerafrika hat seine Dörfer von Eisenschmieden, ja von solchen, die nur Wurfmesser fertigen; Neuguinea seine Töpferdörfer, Nordamerika seine Pfeilspitzenverfertiger. Daraus entstehen die merkwürdigen socialen [1]) und politischen Sondergruppen, die aus Zünften Kasten, und aus Kasten bevorrechtete Schichten in einem Volke werden. Jägervölker, die zu den Ackerbauern in einem altherkömmlichen Wechselverhältniß des Tausches der Erzeugnisse stehen, sind besonders in Afrika weit verbreitet. Neben diesen gesonderten Thätigkeiten giebt es andere, woran sich die betheiligen, die ihre Künste nur gelegentlich ausüben, je nach dem Bedürfniß. Die Art und Weise ihrer Arbeit erscheint daher oft in der Gestalt eines geschäftigen Müßigganges.

---

nutzung der Hände und Füße. Der Webestuhl ist lückenhaft verbreitet" (l. c. S. 58). Daß die Industrie der Naturvölker bei der Berührung mit unserer Civilisation verfällt und verkümmert, ist bekannt (vgl. Schurtz, Völkerkunde S. 63), kann aber kaum etwas Befremdliches haben.

[1]) Das trifft z. B. auf die Schmiede zu, die fast überall eine politische Sonderstellung einnehmen, häufig auch (so bei vielen afrikanischen Stämmen, bei den Nordgermanen u. A.) mit einem gewissen religiösen Nimbus umkleidet; ihre Wissenschaft vererbt sich familienweise, sie sind Zauberer und als solche gefürchtet, nehmen die Eide ab, vermitteln selbst die Schließung von Ehebündnissen u. s. w. (vgl. Lippert, Culturgesch. II, 216 ff. und Bastian, Deutsche Expedition an die Loangoküste II, 179, und Geographisch-ethnologische Bilder S. 53 ff.

Digitized by Google

Ein Mann, der gerade nichts Besseres zu thun hat, schleift sich einen großen Trochus zum Armbande oder feilt sich sonst eine Muschel zum Fingerringe zu, oder er nimmt die Gravirarbeit an einer Keule vor, der er schon Jahre seiner ‚Muße' widmet. Dieses Arbeiten mit freigebigstem Zeitaufwand erklärt viel von der Vollendung der Erzeugnisse. Freilich sind es meist Gegenstände unmittelbaren Gebrauches, nicht des Tausches; und der Handel gewinnt wenig aus dieser geringen, aber andauernden Arbeit, während mit jenen Industrien ein lebhafter Handel eng zusammenhängt" (Völkerkunde I, 81) [1]).

5. Handel und Völkerverkehr.

Einer der wesentlichsten Hebel der äußeren Cultur ist der Verkehr der einzelnen Völker unter einander, entweder in unmittelbarer räumlicher Berührung oder durch Schifffahrt. Gegenüber der früheren einseitigen Isolirung, in welcher wir uns die primitiven Stämme prähistorischer Zeiten mit unwandelbarer Consequenz verharrend denken müssen — die Entwicklung des Rechts, der Vorstellungen über den Fremden, den Gastfreund u. s. w. liefern dafür, wie wir das schon in einem anderen Zusammenhange berührt haben, die triftigsten Belege — schafft erst der Handel die engsten und dauerhaftesten Beziehungen, die Solidarität der wirthschaftlichen Interessen, die letzten Endes die verläßlichste Bürgschaft des Friedens ist, auch noch für unsere Zeiten. Es ist deshalb wahrlich kein Zufall, wenn die verkehrsärmsten Völker, die an den Rand eines unwirthlichen Meeres gedrängt waren, oder sonst unter einem harten Joch der Existenzbedingungen seufzten, resp. in der tropischen Ueberfülle erstickten, ohne in der Lage zu sein, in lebhaften Austausch mit ihren Nachbarn treten zu können, auch in der Gesittung am weitesten zurückgeblieben sind, wie das Ratzel betont hat, wenn er sagt: „Man braucht in diesem Falle nicht weit nach den Ursachen der ethnographischen Armuth zu suchen. Wohl zeigt jeder Blick in die Lebensbedingungen und Lebensweise dieser Völker die Schärfe ihres Kampfes um die Erhaltung des nackten Lebens, aber auch die verarmenden Wirkungen der Abgelegenheit von den großen Strömen des Verkehrs. Die excentrische Lage Australiens, des südlichsten Südamerika, des Innern von Südafrika und des östlichen Polynesien übt auf die dort heimischen Völker überall den gleich verarmenden Einfluß. Wenn man darin auch eine Art von Ansteckung der Armuth erkennen will, die auf eine geringere Menge geistiger Anregungen, namentlich der Phantasie in dieser Natur zurückführt, so muß man sich vor zu raschen Schlüssen

[1]) Ueber die einfache Arbeitstheilung zwischen Mann und Frau, z. B. was Jagd und Bestellung des Landes anlangt, ist früher schon gesprochen. Töpferei wird meist von den Frauen betrieben, Weben bald von diesen (so in Amerika), bald von den Männern (so in Egypten u. s. w., vgl. Schurtz, Völkerkunde S. 62).

Digitized by Google

ängstlich hüten; die kleine, von Natur arme Osterinsel ist ethnographisch reich, und kaum ein Naturvolk steht künstlerisch über den Eskimo" (Völkerkunde I, 77). Und doch ist es für ein Land von hervorragendem Einfluß, ob es, wie Peschel es treffend genannt hat, Lockmittel für den Verkehr aufzuweisen hat, durch die es in jenen gewaltigen Strom geistiger Wechselwirkung hineingezogen wird, welcher den Erdball befruchtet [1]). Ob dieser Magnet für die kühnen Pioniere nun Gold, Silber, Diamanten oder Gewürze oder andere Producte des Pflanzen- und Thierreichs war, ist im Grunde einerlei (vgl. Völkerkunde S. 222). Auf jeden Fall wurde die geographische und ethnographische Zukunft und damit auch das culturhistorische Geschick der so erschlossenen Länder und Welttheile für alle absehbaren Zeiten bestimmt, aus Amerika z. B. wurde ein klimatisch völlig anderes Land, weil es statt der unermeßlichen Wälder, welche vordem seinen Boden bedeckten, einen reichen Culturgarten des besten, ertragfähigsten Bodens eintauschte — von allen anderen, damit mittelbar zusammenhängenden Wirkungen noch abgesehen. Afrika's mangelhafte Gliederung im Gegensatz zu der überaus reichen Küstenentwicklung Europa's ist des Oefteren als Paradigma dieser Anschauung verwendet, und wir möchten zur Illustration auf Peschel's schwungvolle Deduction verweisen (l. c. S. 223). Daß leider die Berührung der Naturvölker mit der überlegenen Cultur, selbst wenn diese — was leider meist nicht der Fall ist — mit der erforderlichen Vorsicht und Zurückhaltung auftritt, ein tödtliches Verhängniß für jene enthält, wurde schon früher besprochen. Erst sehr spät pflegte der anfänglichen Brutalität [2]) und Habsucht, mit der fremde Producte geraubt und gestohlen wurden, ein gesunder, auf wechselseitige Leistungen gegründeter Verkehr zu folgen, der dann zu einer geordneten Ausbeutung der neuerschlossenen Länder führte: Dennoch wird durch diese traurige Thatsache — das versteht sich von selbst — an und für sich die civilisatorische Bedeutung des Handels nicht geschwächt. Daß sodann mit der Intensität dieser Culturfactoren die weitgreifendsten politischen Folgen verknüpft sind, völlige Umgestaltung des bisherigen staatlichen Bestandes, Neubildungen in oft überraschend schneller Zeit, damit wieder Aenderung in der socialen und politischen Structur eines Landes, das lehrt ein

---

[1]) Vgl. die interessante Untersuchung Ratzel's, inwiefern bei der Expansion der Völker ihre Wohnsitze geographisch bedingt sind, Anthropogeographie I, 122 ff.

[2]) Vgl. dazu die Bemerkung Hörnes': „Es ist natürlich nicht einerlei, ob ein Volk etwa wichtige Hausthiere und Culturpflanzen von Außen erhält, oder ob ihm Branntwein und Feuerwaffen zugeführt werden, für welche es vielleicht sogar Sclaven ausführt. Einflußreich ist also der Handel auf jeden Fall, aber sein Werth hängt von dem Gegenstande ab, mit welchem er betrieben wird. Nur allzu oft haben die Naturmenschen aus dem Verkehr mit civilisirten Völkern nichts gelernt als deren Laster" (Urgeschichte S. 150; vgl. endlich Waitz, Anthropologie I, 453 ff., der auch verschiedene verhängnißvolle Beispiele beibringt).

Digitized by Google

flüchtiger Blick auf die Geschichte der europäischen Colonien, verglichen eben mit der entsprechenden Entwicklung der betreffenden Mutterländer. Will man den Horizont aber noch erweitern, so greife man zurück zu den phönizischen und griechischen Ansiedelungen und Handelsbeziehungen, die schon allein für sich genommen einen sehr lehrreichen culturhistorischen Commentar enthalten.

Wenn wir mit diesem Rückblick freilich schon die eigentliche Sphäre der Völkerkunde verlassen haben, so wäre es doch unrichtig, wenn man auch nicht bei den Naturvölkern die Anfänge eines mehr oder minder lebhaften Austausches und Verkehrs finden wollte. Es kann nicht überraschen, daß dieser vielfach noch in primitiver, ja roher Form auftritt und sich häufig geradezu mit Raub deckt, wie es ja noch vielfach bei den alten Wikingern, berüchtigten Andenkens, im frühen Mittelalter ebenso der Fall war [1]). Deshalb war es wichtig, sich durch Verträge vorerst für den zu unternehmenden Zug sicher zu stellen: Alles was außerhalb dieses geschlossenen Uebereinkommens lag, verfiel rechtlos dem Sieger; denn der Fremde, und nun gar außerhalb des schützenden Stammverbandes stehend, ist nach strenger prähistorischer Logik fried- und rechtlos; er kann straffrei erschlagen werden und man kann sein Erbe unbedenklich an sich nehmen. Noch heutigentags erkaufen sich die Karawanen auf ihren weiten Zügen von einer Oase zur andern und einem Herrschergebiet in's andere ihren freien Durchzug, um z. B. auf der Straße von Fezzan über Murzuk nach dem Sudan zu den viel begehrten und ebenso viel umstrittenen Salzplätzen zu gelangen. Oder es bilden sich bestimmte Handelsmonopole für die Stämme heraus, die jeden erwerbslustigen Kaufmann zurückweisen und nur seine Waaren weiter befördern, während anderwärts der Händler gegen Abgaben den obrigkeitlichen Schutz für sein Gewerbe genießt (vgl. Schurtz, Völkerkunde S. 117).

II. Geistige Cultur.

1. Sprache.

Der vielumstrittene Ursprung der menschlichen Sprache gehört, streng genommen, eigentlich nicht vor das Forum der Völkerkunde; er berührt schon völlig das verpönte Gebiet der Metaphysik und enthält somit den von Bastian mit Recht als verhängnißvoll bezeichneten Sprung in's Dunkle. Die Ethnologie kennt lediglich den Menschen als sprachfähiges und sprechen-

[1]) Vgl. Lippert, Culturgeschichte I, 536 ff., und über Afrika im Besonderen Ratzel, Anthropogeogr. I, 346 u. 359 ff. und R. Hartmann, Die Völker Afrikas S. 161, wo sehr eingehend die Verschlagenheit und Gewandtheit des afrikanischen Kaufmannes (und zwar trifft das fast für den ganzen Continent zu) geschildert wird.

Digitized by Google

des Individuum, selbst die niedrigsten Stämme, und seltsamer Weise gerade sie, treffen wir schon im Besitze dieser Fähigkeit an. Das Beispiel der Buschmänner oder Patagonier gegenüber den Chinesen ist oft genug aufgeführt worden, um die relative Unabhängigkeit der geistigen Entwicklung im Allgemeinen von dem schöpferischen Instinct der Sprachbildung zu veranschaulichen. Dennoch ist es nicht befremdlich, daß von den verschiedensten Seiten aus — um gleich die diametralen Gegensätze zu nennen —, von der philosophisch-historischen und von der naturwissenschaftlichen Richtung, die Entstehung der menschlichen Sprache erörtert ist. Man wird von uns hier nicht eine gründliche Orientirung über diese ganze Frage erwarten, das würde uns viel zu weit führen und gehört, wie eben schon gesagt, nicht in diesen Zusammenhang; aber die eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken, wie trotz aller Unterschiede in der principiellen Stellung zu dem behandelten Probleme doch die Hypothesen, die für die Lösung des Räthsels aufgestellt werden, sich merkwürdig gleichen, mehr als die betreffenden Streiter selbst es öfter wissen. Dafür nur ein Beispiel: Max Müller hat im Verein mit dem früher von ihm hart befehdeten Noiré (vgl. dessen Einleitung und Begründung einer monistischen Erkenntnißtheorie, Leipzig 1877 S. 13) die Vermuthung geäußert, daß die Wurzeln, die letzt erreichbaren Elemente der Sprache, ursprünglich Interjectionen, Laute seien, die bei einer gemeinsamen Thätigkeit ausgestoßen seien. Er weist zur Unterstützung darauf hin, „daß besonders, wenn Menschen zusammen arbeiten, wenn Leute graben oder dreschen, wenn Matrosen rudern, wenn Frauen spinnen, wenn Soldaten marschiren, sie immer gern ihre Beschäftigung mit gewissen, mehr oder weniger rhythmischen Lauten begleiten. Diese Aeußerungen, Rufe, Laute, dieses Summen und Singen, sie sind sämmtlich eine Art Reaction gegen die von der Muskelanstrengung hervorgerufene innere Störung. Es sind fast unwillkürliche Vibrationen der Stimme, die den mehr oder weniger regelmäßigen Bewegungen unseres ganzen Körperbaues entsprechen. Sie sind eher eine Erleichterung als eine Anstrengung, eine Mäßigung oder Modulation des beschleunigten Athems, wenn er aus den Lungen durch den Mund entweicht" (M. Müller, Das Denken im Lichte der Sprache, Leipzig 1888 S. 278) [1]. Und doch gesteht der wohlwollende Interpret, daß dieser clamor concomitans, „der als unzertrennlicher Begleiter des Bewußtseins" gefaßt wird, und der anderseits in gewissem Sinne rein physiologisch als Reflexäußerung gilt, nicht völlig ausreicht: „Nur einer Frage stehen wir rathlos gegenüber, warum nämlich die Sprachschreie, welche die verschiedenen menschlichen Thätigkeiten begleiteten und als Ausdruck des Bewußtseins von diesen Thätigkeiten die ersten Begriffe der Menschen bildeten, gerade so und

[1] Noiré's Schriften, die hier in Betracht kommen, sind: Ursprung der Sprache, 1877, Ursprung der Vernunft, 1882, Logos, 1885.

Digitized by Google

nicht anders lauteten. Warum man beim Zermalmen gerade den Laut MAR, beim Fahren KAH, beim Dehnen TAN, beim Streuen StAR ausgestoßen haben sollte [1]), liegt außerhalb unseres Horizontes. Wir können nur sagen, daß die Zahl der möglichen Laute und noch mehr ihre lautliche Fixirung fast durch keine Schranke begrenzt war, und daß wir, wenn wir auch bei einigen von ihnen einen inneren Grund zu erkennen glauben, mit solchen Speculationen sehr bald zu Ende sind" (Natürliche Religion, S. 359). Damit sind wir also am Ende unserer Weisheit angelangt; wo der Zusammenhang zwischen dem rein phonetischen und begrifflichen Element noch zu erkennen ist, da wird unbesehens die früher mit so unendlichem Spott verfolgte Nachahmungs- oder wie es heißt, die Bauwautheorie wieder eingeführt. Schließlich bleibt es also bei der alten Version, die in geistreicher, wenn auch äußerst phantastischer Weise Kleinpaul in seinem gelegentlich schon citirten Buch: Das Stromgebiet der Sprache (Leipzig 1892) erläutert und durch den Roman, so könnte man es in der That nennen: Ein Tag aus dem Leben des Urmenschen, uns gegenständlich gemacht hat, nur daß hier ganz unumwunden die Nachahmung als grundlegendes Princip gefaßt wird. Der Kehlkopf ist, wie es heißt, der Welteroberer, und aus diesen halb unbewußten Ahm- und Mitlauten erkennt man dann erst, was die Idealisten an den Anfang der Entwicklung setzen wollen, die abstracte, begriffliche Sprache (vgl. besonders S. 130 ff. und S. 392 ff.). Gegenüber all diesen mehr oder minder verfehlten Hypothesen kommen wir dadurch erst wieder auf den Boden der verläßlichen Erfahrung, daß wir die Entstehung und Fortbildung der Sprache an den Kindern und Naturvölkern aus den unscheinbarsten Keimen und Anlagen beobachten. Denn wir haben, wie Tylor mit Recht bemerkt, den Ursprung der Sprache nicht in irgend einer verlorenen Fähigkeit des Menschen, sondern in einer Art der Geistesthätigkeit zu suchen, deren wir heute noch fähig sind und die sich nicht über das geistige Niveau der Kinder und der Wilden erhebt. Die Entstehung der Sprache ist nicht ein Ereigniß, welches vor langer Zeit einmal eingetreten ist und dann vollständig aufgehört hat. Im Gegentheil, der Mensch besitzt noch jetzt die Fähigkeit, durch Wahl geeigneter Laute neue Worte zu bilden und macht, wenn er eines neuen Wortes bedarf, von dieser Fähigkeit Gebrauch. Allerdings bietet sich selten Veranlassung zur Bildung neuer Worte, weil eine jede Sprache ihren Wortvorrath besitzt, der in den meisten Fällen zur Bezeichnung neuer Gedanken ausreicht" (Anthropologie S. 154 [2]); so auch Kleinpaul (l. c. 398). Aus bloßer Nachahmung, oder wie Darwin meint, etwa in der Weise,

[1]) Nebenbei bemerkt, gilt das sichtlich außerdem nur für den fingirten Urarier, nicht für irgend welche anderen prähistorischen Typen.

[2]) Ganz ähnlich Steinthal, Ursprung der Sprache S. 351, der auch die Neuerzeugung der Sprache beim Kinde als den wichtigsten Gegenstand der empirischen Forschung bezeichnet.

Digitized by Google

wie schon die Affen durch das Nachmachen des Heulens eines Raubthieres ihre Genossen warnen und zur Flucht auffordern, würde so die Sprache aus ursprünglichen Lauten und abgerissenen Schreien entstanden sein, während selbstverständlich die abstracte Sprachbildung, mit der meist die Linguisten beginnen, erst viel, viel später einsetzt. Ob man den fictiven Urmenschen anfänglich sprachlos sein, wie Kleinpaul und viele Naturforscher wollen [1]), und dann sich die Sprache erobern läßt, kann für die Völkerkunde ziemlich gleichgültig bleiben; sie hat es, wie schon öfter betont, nur mit ethnischen Gebilden zu thun, die sämmtlich schon im Besitze einer Sprache sich befinden. Dagegen müssen wir uns in aller Kürze mit den Vorstufen der eigentlichen Sprache beschäftigen.

Starke Affecte, die unser Inneres bis zu seinen tiefsten Tiefen aufregen, geben sich nicht selten durch plötzliche, fast krampfhafte und kurz abgerissene Worte kund. „Der Schrei der Freude und des Entsetzens (so erläutert Peschel diesen Vorgang) ist noch jetzt Eigenthum selbst der gebildeten Völker. Wir bringen den Schrei bei der Geburt mit auf die Welt, denn das erste Lebenszeichen eines Kindes besteht in einer Thätigkeit seiner Stimmwerkzeuge. Der Schrei ist uns allen verständlich, obwohl nie Unterricht oder Uebung stattfindet, ja das Schreien genügt in den ersten Monaten des Lebens vollständig zur Ankündigung der verschiedenen Bedürfnisse. Ohne daß eine Absicht des Sprechens vorhanden ist, wird doch das Schreien verstanden, und die Kinder bedienen sich noch eine Zeitlang, ja noch lange Zeit, sehr bald mit Bewußtsein und Absichtlichkeit des Schreiens zur Verständigung. Ebenso mag das Schreien der Erwachsenen in den ersten Anfängen der Sprachbildung noch lange Zeit das Sprechen vertreten haben, und Schreilaute haben sich als Ausrufungen noch bis in die Gegenwart erhalten. Bedeutsam ist, daß solche Lautausbrüche noch in keiner Sprache völlig entbehrt werden können. Die Sprache der Thiere ist aus Nichts zusammengesetzt als aus solchen hervorbrechenden Lauten der Stimmwerkzeuge, und daß der Mensch zu allen Zeiten seine inneren Bewegungen, Schmerz, Freude, Schreck, Ueberraschung, Abscheu durch solche Signale ausgedrückt habe, bedarf nur des Nachdenkens, nicht des Beweises" (Völkerkunde S. 110). Dazu kommt dann die Zeichen- und Gebärdensprache, die unter den Naturvölkern einen sehr großen Umfang angenommen hat; Mimik und Gesticulation helfen manche weitere Lücke ausfüllen, und so haben es ja die Taubstummen, deren Zeichen nach Livingstone in Kasembe's Reich dieselben sind wie in Europa (Ratzel, Völkerkunde I, 34) zu einer sehr bewundernswerthen Virtuosität gebracht.

---

[1]) So freilich auch der geniale Lazarus Geiger (Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft, 1868, II, 81), von dem ja der oft angeführte Ausspruch stammt: „Die Sprache hat die Vernunft erschaffen, vor der Sprache war der Mensch vernunftlos" (vgl. Noiré, Der monistische Gedanke, Leipzig 1875 S. 353).

Digitized by Google

Tylor führt folgende Beispiele an: „Die Zeichensprachen, durch welche sich in den nordamerikanischen Prärien Weiße und Indianer oder auch Indianer verschiedener Stämme verständigen, bilden sozusagen verschiedene Dialekte der Gebärdensprache. Wasser wird z. B. durch eine Bewegung der Hand ausgedrückt, welche das Schöpfen und Trinken des Wassers nachahmt, Hirsch dadurch, daß man die Daumen beider Hände auf die Stirn setzt und die Finger ausspreizt. Die einzelnen Völker bedienen sich sehr verschiedenartiger Zeichen, allein diese Art des Gedankenverkehrs ist überall eine so natürliche, daß eine Verständigung leicht erreicht wird. Lappländer, welche in unseren großen Städten zur Schau gestellt wurden, haben sich in ihrer Einsamkeit getröstet, wenn sie mit taubstummen Kindern zusammentrafen, mit denen sie sich zu ihrer großen Freude in der universellen Zeichensprache unterhalten konnten. Zeichen, welche in dieser Weise verständlich sein sollen, müssen natürlich eine selbständige, leicht zu errathende Bedeutung haben. Aber auch unter diesen giebt es solche, die dem Nichteingeweihten als künstliche erscheinen, weil sie aus früheren Zeiten stammen und ihr Ursprung nicht mehr ohne Weiteres erkennbar ist. So besteht das bei nordamerikanischen Indianern gebräuchliche Zeichen für Hund darin, daß man die beiden ersten Finger der Hand fortzieht, als ob zwei Pfähle auf dem Boden fortgeschleift würden. Dies scheinbar sinnlose Zeichen stammt aus einer Zeit, als die Indianer noch wenig Pferde besaßen und ihre Zeltpfähle durch Hunde von einem Ort zu einem anderen ziehen ließen. Obgleich jetzt nicht mehr Hunde zu diesem Zweck benutzt werden, hat sich dennoch das Zeichen für diese Thiere erhalten" (Anthropologie S. 138). Trotzdem an und für sich die Zeichensprache erklärlicher Weise wenig abstracte Begriffe präcis auszudrücken im Stande ist, so lassen sich doch durch zweckmäßige Combinationen verschiedener symbolischer Zeichen ganze Sätze bilden, wozu natürlich Uebung und Geschick gehört [1]). Aber gerade die Naturvölker haben hierin einen Grad der Meisterschaft erlangt, den wir, an Schärfe der sinnlichen Wahrnehmung abgestumpfte Culturmenschen, nur stumm zu bewundern im Stande sind. Im Einzelnen treten hier äußerst viele Abweichungen auf, die durchaus nicht rationell zu erklären sind, z. B. werden bei den Basutos die glücklichen Redner durch Zischen belohnt, die Türken bejahen durch heftiges Kopfschütteln, in Süditalien winkt man Jemanden heran, wenn man die Hand mit dem Rücken an die Brust legt und die Finger nach dem Betreffenden hin spielen u. s. w. (vgl. Peschel, Völkerkunde S. 111). Erst einer verhältnißmäßig sehr viel jüngeren Zeit gehört die Bilder- und Zeichenschrift an, wie sie auch unsere Kinder spielend und halb unbewußt gern üben. „Unsere Knaben," sagt Ratzel, „bedienen sich einer Bilderschrift, indem sie einem mißliebigen Knaben

[1]) Vgl. die Tafel bei Ratzel, Völkerkunde I, 34 und ebenda den Wabinogesang der Odschibwä-Indianer, der uns ein anschauliches Bild von ihrer Piktographie giebt.

Digitized by Google

einen Eselskopf an die Thür seines Hauses zeichnen. Erwachsene aber, denen eine höhere Form der Schrift fremd ist, vermögen mit Bildern, die sie an einander reihen, viel mehr als vereinzelte Begriffe auszudrücken. Indem diesen Versinnlichungen durch Uebereinkunft ein conventioneller Charakter aufgeprägt wird, der sie weiten Kreisen verständlich macht, erwachsen sie zur Bilderschrift. Die Zeichen können dabei nur einem durch Uebereinkunft bestimmten Zweck dienen, wie z. B. die Eigenthumszeichen einfach die Thatsache aussprechen, daß der Gegenstand, dem sie aufgemalt oder eingeschnitten werden, den und den bestimmten Mann zum Eigenthümer hat. Mancherlei Zeichen, die unter dem ornamentalen Charakter, den sie oft annehmen, und der sie der Kunst näher bringt, kaum zu erkennen sind, mögen aus derartigen Eigenthumsmarken hervorgegangen sein oder die Verdeutlichung eines Begriffes zum Zweck haben, wie ein nach einer Richtung gehender Fuß, eine deutende Hand den Weg zeigt. Dann stehen wir aber schon an der Gränze, wo ihre Aneinanderreihung zu einer höheren Entwicklungsstufe führt. Der Wabinogesang der Odschibwä-Indianer giebt eine Vorstellung von der Art, wie mit einfachen, mit bestimmtem Sinne ausgestatteten Mitteln nicht nur ein Begriff, sondern eine ganze Kette von Darstellungen ausgedrückt wird. Alle höheren Schriften sind aus Bilderschriften hervorgegangen; diese Abstammung ist erkennbar vorhanden in der mexicanischen und egyptischen Hieroglyphenschrift, verwischt in der chinesischen. Spuren sind aber noch überall zu erkennen, selbst in der Keilschrift findet man Anklänge an die Bilderschrift, aus der sie entsprungen ist. In der egyptischen Hieroglyphenschrift bezeichnet ein Ochs, ein Stern den Gegenstand, daneben aber auch schon in den ältesten, bis auf 3000 v. Chr. zurückgehenden Inschriften zugleich bestimmte Laute. Aehnlich waren in der mexicanischen Bilderschrift Sachzeichen und Lautzeichen gemischt ... So erwuchs aus offenbar mannigfaltigen Anfängen der Bilderschrift an nur einer Stelle der Erde eines der vorzüglichsten Werkzeuge des menschlichen Denkens, die gelenkigste, allen Sprachen anzupassende, in der Entwicklung zur Telegraphen- und Stenographenschrift die höchsten Möglichkeiten des gedrängten Gedankenausdrucks erreichende Buchstabenschrift. Der Menschheit war dadurch ein für ihre Fortentwicklung außerordentlich bedeutsamer Schritt gelungen; denn indem die Schrift die Tradition befestigte und sicherte, befestigte und sicherte sie die Cultur selbst, in deren Wesen wir den auf Tradition begründeten Zusammenhang der Geschlechter als den lebendigen, sagen wir seelenhaften Kern gefunden haben (Völkerkunde I, 34).

Ziehen wir nunmehr das kurze Facit aus diesen Erörterungen, so ist die Sprache für die ethnologische Auffassung, die hier allein in Betracht kommt, ein organisches Product der geistigen Entwicklung der Menschheit, das wir als gegeben anerkennen und auf allen Stufen der Gesittung vorfinden, dessen Ursprung über den Bereich unserer kritischen Erfahrung und

Digitized by Google

somit auch der Völkerkunde hinausliegt. So wichtig die Sprache als Culturgut ist, so sind doch alle Schlüsse von der etwaigen Höhe gerade dieser Ausbildung auf die geistige Leistungsfähigkeit irgend einer Rasse überhaupt, wie schon öfter betont, voreilig und verfehlt [1]). Dasselbe gilt, wie noch jüngst v. d. Steinen bei den Bakaïrí feststellte (Naturvölker S. 81), auch von der Armuth, resp. dem Reichthum von Bezeichnungen von Farben oder überhaupt generellen Typen, abstracten Classificirungen, mit denen wir schon von Jugend auf an systematisches, die Phantasie ertödtendes Denken gewöhnt, die Fülle der Wirklichkeit zu umspannen pflegen. Die Existenzbedingungen, praktische, wirthschaftliche und gelegentlich auch sociale Gründe und Beziehungen entscheiden über diesen sehr wechselnden Vorrath, so daß es vorkommen kann, wie Ratzel hervorhebt, daß die Hereró Himmel und Wiese mit ein und demselben Ausdruck belegen, während sie es als einen Beweis großer geistiger Stumpfheit betrachten würden, wenn Jemand die verschiedenen Abstufungen des Braun in einen Ausdruck zusammenfaßte (Völkerkunde I, 33). Sodann ist die Sprache, wie auch Quatrefages richtig betont (Das Menschengeschlecht II, 179), kein Artcharakter, also nur ein secundäres Merkmal, das für ethnologische Untersuchungen zwar sehr wichtig ist, aber nicht den Ausschlag giebt. Ja es deckt sich nicht einmal mit dem Rassentypus, wie die vielfachen Verschiebungen und Uebernahmen von verschiedenen Idiomen durch Völker ein und derselben Abkunft zur Genüge beweisen. Nur bei ganz ungestörter Entwicklung, wo durchaus keine fremden Eingriffe die harmonische ethnische Gestaltung und Structur beeinträchtigen — ein fast imaginärer Fall —, wo keine gewaltsamen Rassenkreuzungen vorkommen, deckt sich der ethnographische Rahmen mit dem linguistischen. Es ist wohl kaum zu leugnen, daß dieser Gesichtspunkt bei Fr. Müller verkannt ist, der die Verwandtschaft der Rasse zu ausschließlich nach linguistischen Kriterien beurtheilt. Aber noch weniger ist zu verkennen, daß die Sprachen in ihrer eigentlichen Entstehung und Ausbildung, als Sprachtypen organische Producte des betreffenden ethnischen Kreises sind und daß sie zu Folge dieser localen Isolirung für eine weitere psychologische Erklärung und Deutung kein nennenswerthes Material liefern. Innerhalb z. B. der arischen Rasse könnte man noch mit einem gewissen Anschein von Recht einige allgemeine psychische Grundzüge auf Grund der sprachlichen Structur entwerfen, aber darüber hinaus etwa noch Vergleichungen zwischen dem psychologischen Bau der mongolischen und indogermanischen Sprachen und Völker — eben rein auf linguistischem Material begründet — anzustellen, verlohnt sich nicht der Mühe [2]). Daß wir endlich von einer allgemeinen Ursprache, aus der sich etwa alle anderen wie Dialekte abgezweigt haben sollten, absehen,

[1]) Vgl. die Beispiele bei Ratzel, Völkerkunde I, 32 ff.

[2]) Vgl. die Ausführung von Post, Studium der ethnolog. Jurisprudenz S. 26.

Digitized by Google

bedarf hoffentlich vom streng ethnologischen Gesichtspunkt keiner besonderen Versicherung. Auch die sonst so interessanten Vorgänge der Sprach-erneuerung und des Absterbens, dieser nie rastende Proceß des unendlichen Werdens, der sich auch auf diesem Gebiete vollzieht, gehört nicht hierher, sondern vor das Forum der eigentlichen Sprachforschung. Aber handele es sich nun mehr um diese internen Fragen philologischer Art oder um die Ergründung der ersten Sprachlaute und Versuche, auf jeden Fall kann nur eine Untersuchung zum Ziele führen, die neben der streng linguistischen Betrachtung auch nicht die Fingerzeige mißachtet, welche Psychologie und Völkerkunde ihr hierbei zukommen lassen. In diesem Sinne ist das Wort Steinthal's zu verstehen: „Die Sprache ist von Anfang an geschichtliches Werden, der Ursprung der Sprache kann nur die Geschichte der menschlichen Rede bedeuten" (Ursprung der Sprache im Zusammenhang mit den letzten Fragen alles Wissens S. 373).

2. Religion und Mythologie.

Für den Standpunkt der Völkerkunde, der hier zunächst für uns maaßgebend ist — später werden wir noch auf diesen Gegenstand zurückkommen —, ist die Religion wie alle anderen organischen Schöpfungen des Menschengeistes ein Gemeingut unserer Rasse, unter welcher Form sie auch immer erscheinen mag. Aus diesem Grunde können uns an dieser Stelle auch nicht die verschiedenen, einander oft widersprechenden Definitionen des Begriffes aufhalten (vgl. z. B. Max Müller, Natürl. Religion, S. 41, 61, 182), da diese nur für die Religionsphilosophie ein näheres Interesse besitzen [1]). Wir treten vielmehr gleich in medias res, indem wir uns vielleicht für einen anderen Zusammenhang eine logische Formulirung vorbehalten, nur soll gleich hier bemerkt sein, daß in der That, wie Schurtz ganz richtig betont hat, für die Naturvölker Religion, Mythologie und Cultus ein untrennbares Ganze bilden (Völkerkunde S. 88), so daß man diese Momente nicht ohne schweren sachlichen Schaden selbständig von einander behandeln kann, und daß sodann das eigentlich Sittliche, für uns ein wesentliches Ingrediens für die Religion, in dem Glauben der Naturvölker, wenigstens in den früheren Entwicklungsphasen, kaum recht hervortritt (vgl. Wundt, Ethik S. 39). Endlich bedarf es keiner besonderen Begründung, daß bei der Lückenhaftigkeit [2]) des uns vorliegenden Mate-

[1]) Die Erörterung Wundt's, z. B. Ethik S. 43, die vielleicht moralphilosophisch begründet sein mag, ist ethnologisch unhaltbar.

[2]) Auch die Unzuverlässigkeit des Materials, der subjective Standpunkt und Gesichtspunkt des Reisenden und Forschers, die dogmatische Befangenheit sodann der meisten Missionare (ich erinnere an Ellis, Dibblet u. A. in Polynesien) ist, wie früher schon berührt, hier sehr verhängnißvoll geworden und hat manche Notiz und Ueberlieferung nahezu entwerthet (vgl. Ratzel, Völkerkunde I, 48 und Max Müller, Anthropol. Religion, S. 413 ff.).

Digitized by Google

rials, trotzdem über die Grundzüge kein Zweifel aufkommen kann, nicht überall die Entwicklung in streng organischem Zusammenhang erkennbar bleibt und daß ebenso manchmal die einzelnen Stufen und Schichten des religiösen Bewußtseins, die wir in abstracto reinlich von einander zu trennen lieben, in einander übergreifen.

In dieser universellen Uebersicht ist es uns begreiflicher Weise nicht möglich, auf einzelne Sagenkreise, und seien sie an und für sich auch so anziehend, wie z. B. der polynesische, genauer einzugehen; wir müssen uns mit der Skizze bestimmter Grundnormen, elementarer Gedanken des religiösen Bewußtseins begnügen: Dagegen möchten wir schon gleich hier unserer Ueberzeugung Ausdruck geben, daß, so groß man sich immer die Schnelligkeit vorstellen mag, mit der religiöse Ideen sich über ganze Völkerschaften von einem bestimmten Centrum und Ursitz ausbreiten können, mit dieser im Einzelnen sehr unsicheren geographischen Hypothese sich nicht die seltsamen Uebereinstimmungen gerade in religiöser Beziehung zwischen entlegenen und womöglich auch sprachlich und ethnographisch nicht verwandten Völkern erklären lassen. Daß im Einzelnen Degeneration und Zersetzung eintreten kann und damit zugleich Aufnahme fremder mythologischer Elemente, leugnen wir nicht, nur möchten wir vorläufig die Voraussage Ratzel's: daß in der religiösen Sphäre der entferntesten afrikanischen und australischen Völker Keime oder Reste indischer oder egyptischer Ueberlieferung zu finden sein werden (Völkerkunde I, 38), und im weiteren Sinne die ganze auf dem Boden rückläufiger Bewegung stehende Ansicht von der bloßen Uebertragung der gleichen psychischen Erscheinungen bescheidentlich in Zweifel ziehen.

An die unterste Stufe religiöser Entwicklung darf man wohl den uns zunächst aus Afrika bekannt gewordenen Fetischismus setzen, dem aber allem Anschein nach nicht nur eine erheblich weitere Verbreitung zukommt, sondern der geradezu eine universelle Geltung beanspruchen kann. „Er gilt," sagt Bastian, „als die roheste Auffassung der Religion, aber roher noch dürfte fast die europäische Auffassung solch' afrikanischer Auffassung erscheinen, besonders wenn im eigenen Hause gekehrt werden sollte. Bisher ein zufällig aufgegriffener Spielball, in den Reisebeschreibungen umhergeworfen, hat sich der Fetisch neuerdings ernster Aufmerksamkeit zu erfreuen gehabt, um ihn als psychologisches Beobachtungsobject vorzuführen" (Der Fetisch an der Küste Guinea's S. 76). Ja diese ernste Warnung des Altmeisters vor verhängnißvollem Uebermuth mag ein kurzer Rückblick rechtfertigen, den Bastian auf die grauenvollen Hexenprocesse wirft: „Die Reisenden, die die Verirrungen der Naturvölker beklagen, die ihnen oft die Bruderhand versagen möchten, vergessen gewöhnlich zu erwähnen, daß wir uns kaum der Herrschaft derselben Principien entwunden haben, und daß sie nie zu entsetzlicheren Greueln führten, als im ge-

Digitized by Google

fitteten Europa. Wohl mag ein unheimliches Grauen den Leser beschleichen, wenn er die Geschichte der Hexenprocesse aufschlägt, wenn ihn die mephitischen Dünste jenes Höllenpfuhles der abstrusesten Wirrheiten, der widrigsten Monstrositäten betäuben, wohl mag es ihm grausen in der That, wenn er bedenkt, wie wenige Generationen erst verflossen sind, seit ihre dicke, schwüle Atmosphäre den normalen Horizont der Gesellschaft bildete. Daß noch heute in der Masse des Volkes die bei den Wilden als Fetischismus bezeichneten Ideenverbindungen fortwirken, kann sich Jeder aus Gerichtsverhandlungen katholischer wie protestantischer Länder zur Genüge überzeugen, aber bis zur neueren Zeit war es die Classe der Gebildeten selbst, die von ihnen beherrscht wurde, und gerade beim Anbruch der aufklärenden Morgenröthe tauchte die europäische Civilisation das seit dem Alterthum gehätschelte Kind der Geschichte noch einmal, tiefer wie je, in das wüsteste Chaos des Unsinns unter. Der Neger wird selten anders aus seinem Stumpfsinn aufgerüttelt, als wenn das große Verhängniß seiner eigenen Existenz sich seinen Augen darstellt, wenn er den Tod sein Opfer fordern sieht. Dann springt er auf, blickt verstört umher und hofft Blut mit Blut zu sühnen. Aber soll ich hier jene jammervollen Albernheiten wiederholen, jene Klatschereien der Milchkammer und Spinnstuben, die unseren an dem Verständniß ihrer staubigen Folianten herumklaubenden Richtern genügten, um altersschwache Frauen, kranke Blödsinnige, unmündige Kinder ihren Familien zu entreißen, zu martern und zu foltern, dem grausamsten Tode zu weihen?" (San Salvador S. 92; vgl. auch Deutsche Expedition an die Loangoküste II, 1, 59 ff. und Mensch in der Geschichte II, 99).

Schon de Brosses und Bosman (jener in dem Werk: Du culte des Dieux fétiches, und dieser in Description of Guinea) haben im Allgemeinen den Grundzug des Fetischismus richtig getroffen; so sagt der Letztere: „Das Wort Fetisch, eigentlich Bossum, kommt vom Namen ihres Idols, welches sie ebenfalls Bossum nennen. Wenn sie ihrem falschen Gott opfern oder was von ihm erfahren wollen, so sagen sie zu einander: ‚Wir wollen Fetisch machen', was so viel bedeutet wie: ‚Wir wollen unseren Gott anbeten und sehen oder hören, was er sagt'. Ebenso machen sie Fetisch, um sich zu rächen, wenn sie von Jemand beleidigt wurden, und zwar tragen sie dann Fleisch, ein Getränk oder sonst etwas zu ihrem Fetisch oder Priester, damit dieser es verzaubert. Dann bringen sie es an einen Ort, von dem sie wissen, daß ihr Gegner ihn zu betreten pflegt, und glauben fest, daß er in kurzer Zeit sterben muß, wenn er etwas von den verzauberten Dingen berührt. Diejenigen wiederum, welche solchen Zauber zu fürchten haben, lassen sich forttragen, sobald sie bemerken, daß man sie an diesem Ort verderben will; denn in diesem Fall kann weder ihnen noch ihren Trägern etwas geschehen, da das Zaubermittel nur Kraft über den hat, für den es bereitet wurde, und auch dann nur, wenn er es berührt"

Digitized by Google

(bei Bastian, Der Fetisch S. 77) [1]). Der Sinn ist unzweideutig der, daß es sich um die Verkörperung der Gottheit in irgend einem Gegenstand handelt, deren Gunst man durch irgend welchen Zauber sich zu sichern sucht. Man kann also mit Bastian sagen: „Das Fetischwesen bezeichnet in gewisser Hinsicht jede culturelle Handlung, wodurch man für sich mit der unsichtbaren Welt ein befriedigendes Abkommen herzustellen sucht" (Fetisch S. 79), oder wie es anderwärts heißt: „Die gewöhnlichen Negerfetische sind Verkörperungen subjectiver Gefühlsanschauungen" (San Salvador S. 227). Es ist deshalb unseres Erachtens nur ein Wortstreit, wenn Lubbock einen principiellen Unterschied zwischen Idol und Fetisch begründen und den Fetischismus von der Religion als solcher ausgeschlossen wissen will; denn schon durch das häufig recht verwickelte Ceremoniell der Opfer und Fasten, das damit ganz unvermeidlich verknüpft ist, ist der religiöse Zusammenhang völlig gesichert, abgesehen davon, daß auch in der That Gebete, resp. Verwünschungen bei diesem Cultus mit unterlaufen (vgl. Lubbock, Entstehung der Civilisation S. 276). Object dieser geheimnißvollen Incarnation, die selbstverständlich nur unter sachverständiger Anleitung des Zauberpriesters vor sich gehen kann, vermag Alles zu werden, woran sich für die unberechenbare Phantasie des Naturmenschen jene räthselhafte, mysteriöse Beziehung knüpft, Gegenstände der organischen oder unorganischen Natur, Menschen, Thiere, Steine, Holzklötze bis herunter zu einem bunten Lappen oder einer Glasperle. Und in dieser sympathetischen Beziehung ist noch, wie Tylor bemerkt, selbst auf höheren Culturstufen dieselbe ursprüngliche Anschauung maaßgebend (vgl. Anfänge 2, 145). Das punctum saliens ist jedesmal jene Beziehung zu einem Dämon, der — häufig nur zeitweilig — in irgend einem Object der sinnlichen Welt seinen Sitz aufgeschlagen hat, so daß man wohl berechtigt ist, sogar dem Neger schon eine Trennung der göttlichen Kraft selbst von dem nur zufälligen und vorübergehenden Sitze seiner Wirksamkeit zuzuschreiben. Deßhalb muß nicht selten der Fall eintreten, daß der Fetisch seinen Zauber verliert oder wenigstens zu verlieren scheint, so daß der Mensch ihn entweder definitiv aufgiebt oder durch verdoppelte Fasten oder Gelübde sich die verloren gegangene Gunst desselben wieder zu verschaffen sucht. Happel sagt mit Recht: „Der Fetisch gilt nur so lange etwas, als man ihm Zauberkraft zutraut; die Reliquie würde sofort ihren Wert verlieren, sobald man erführe, daß der betreffende Heilige, mit dem man sie in Zusammenhang bringt, gar Nichts damit zu schaffen hat. Solche eingebildete Werthsachen wird es aber namentlich auf einem solchen Standpunkt geben, wo man

[1]) Bezeichnend ist auch der Ursprung des Wortes, den Tylor angiebt (Anfänge der Cultur II, 143). Durch A. Comte erhielt dann das Wort die allgemeine Bezeichnung jener untersten Stufe religiöser Entwicklung, wie sie seitdem üblich geworden ist (vgl. dazu Letourneau, Sociologie S. 279 ff. und Lippert, Culturgeschichte II, 363 ff.).

Digitized by Google

die wirklich werthvollen Sachen entweder noch nicht kennt, wie der Naturmensch, oder wo man aus einer abstract religiösen Betrachtung der Dinge heraus die sogenannten weltlichen oder nicht religiösen Sachgüter verachtet, wie die einseitig katholische Auffassung des Christenthums dies mit sich gebracht hatte, so daß irgend ein Heiligenknochen weit theurer bezahlt wurde, als ein Haus oder ein Pferd" (Anlage des Menschen zur Religion S. 136 und Ratzel, Völkerkunde I, 41).

Will man den Fetischismus auch nicht als eine besondere Religionsform bezeichnen, so ist es jedenfalls ethnologisch völlig verkehrt, in ihm nur ein Entartungsproduct und eine local begrenzte Erscheinung sehen zu wollen, wie Max Müller u. A. thun (vgl. Anthropol. Religion S. 119 ff.). Umgekehrt bildet er, wie wir gleich sehen werden, den fruchtbaren Nährboden für die weiteren Entwicklungen des religiösen Bewußtseins und ist durchaus nicht, wie das auch allmählig zur Anerkennung zu kommen scheint, ein specifisch afrikanisches Sondergut. Wie einerseits sich wichtige Verpflichtungen für den Gläubigen ergeben,. der des ersehnten Zaubers theilhaftig zu werden wünscht, so wachsen diese Beziehungen im weiteren Verlauf zu festgeregelten religiösen Ceremonien und Cultushandlungen aus, die, wie schon erst angedeutet, jedesmal der Hülfe des klugen Priesters bedürfen, um ihre volle Wirksamkeit zu erlangen [1]). Hieraus ergiebt sich dann auch die bis zum Christenthum fortwirkende Geltung der Sacramente, die für jenen geheimnißvollen Bund ihre bestimmte, mit uraltem Nimbus umgebene Sanction besitzen. Das Fetischessen (bemerkt Bastian) führt auf sacramentale Mahle, wie sie in vollendeteren Religionsformen (bis zur Herbeiziehung der Hostie zu kräftigender Eidesbindung) ebensowohl zur Verwendung gekommen; und als ein Groß-Fetisch (Bamba's) wird in luco reverentia der Semnonen aus dem Schauer des Waldes dasjenige herausgefühlt, was nur in Ahnungen nahbar, allzu erhaben selbst für Gebete und Opfer, secretum illud, quod sola reverentia vident Germani (a. a. O. S. 78). Deshalb eben der für die Naturvölker so überaus wichtige Stand der Priester und Zauberer, die zu Folge ihrer überirdischen Mission (bis auf einige Katastrophen, denen auch sie wohl seitens der Volksjustiz erliegen) sich die größten Willkürlichkeiten und Eingriffe erlauben dürfen. Damit geht Hand in Hand ein peinliches Ceremonialsystem von lästigen und bisweilen übermenschlichen Prüfungen und Fasten, denen sich der Novize zu unterziehen hat, will er der Gnade des Gottes dauernd theilhaftig werden. Wir wollen hier nur an der Hand Bastian's in aller Kürze die Mokissos schildern, die für Afrika insbesondere in Betracht kommen: „Das Kind wird schon in den ersten

[1]) Waffen, Werkzeuge, Bäume, Holzbilder, unter den Thieren besonders Drachen und Schlangen, auch Wölfe bezeichnen die weitere Entwicklung dieser Ideen, die mit der entsprechenden Fortbildung des Priesterstandes unzertrennlich verknüpft ist (vgl. Lippert, Culturgesch. II, 376 ff., das öfter citirte Werk von Bartels, Medizin der Naturvölker S. 171 ff. und Steinen, Naturvölker S. 339 ff.).

Digitized by Google

Tagen nach der Geburt zu dem Ganga gebracht, der ihm ein oder mehrere Gelübde auflegt, und die Mutter wacht sorgfältig darüber, es von klein auf zu ihrer Beobachtung anzuhalten und darin zu unterrichten, damit es in späteren Jahren weniger leicht Fehltritten ausgesetzt sei. Anderswo (es war eben von Congo die Rede) wird dagegen die mystische Verknüpfung mit dem Mokisso bis zu dem eindruckfähigsten Moment des Jugendalters, dem Uebergang zur Pubertät, verschoben, wenn in der träumerischen Zeit der Ideale in Afrika die Knabencolonien in den Wald ziehen oder der Indianer seinen einsamen Baum besteigt [1]). Außerdem geben bedeutungsvolle Lebensereignisse Veranlassung, den Fetisch zu erkennen. Auf welche Weise immer der Mokisso ausgewählt sein mag, mit ihm ist seinem Verehrer sein Lebensziel gegeben, er findet in ihm seine Befriedigung, die Erfüllung jener bangen Fragen, die wie überall die Menschenbrust, so auch die des Negers durchwehen; nur daß sie in der letzteren sich mit einer einfacheren Antwort zufriedenstellen lassen. Das Gelübde, das er über sich genommen, bildet für ihn den ganzen Umfang seiner Religion. So lange er in angenehmen Verhältnissen lebt, fühlt er sich glücklich und zufrieden unter dem Schutze seines Mokissos, er fühlt sich stark unter seinem Beifall, er schreibt seine sonnigen Tage dem Wohlgefallen desselben zu, weil er genau in der Weise handelt und denkt, wie es sein Wunsch und Wille erheischt. Hat er aber absichtlich oder unfreiwillig sein Gelübde gebrochen, seine Vorschriften übertreten, so ist er in einen unheilbaren Zwiespalt mit seiner Bestimmung getreten; natürlich brechen Unglücksfälle über ihn herein, bald häuft sich der schwere Druck der Leiden, und was bleibt ihm übrig, als zu sterben und zu vergessen? Denn ihm strahlt nirgends ein höheres Licht der Hoffnung, nirgends eine Bahn des Heils und der Errettung. Der Unglückliche in Afrika braucht nicht den Tod zu suchen; die Feinde, die ihn rings in der Gestalt seiner Nebenmenschen umgeben, haben bald den Schwachen unter ihre Füße getreten und mit dem letzten Athemzuge des Fetischanbeters ist ein Weltsystem (freilich ein Weltsystem im kleinsten Duodezformat) untergegangen. Der Mensch stirbt und mit ihm stirbt der Gott, den er sich selbst gemacht hatte, sie sinken beide zurück in die Nacht des Nichts" (San Salvador S. 254).

Ist nach uralter animistischer Anschauung die ganze sinnlich wahrnehmbare Welt erfüllt von Geistern und können zweitens auch die menschlichen Seelen beliebig ihren Körper verlassen [2]), so ergiebt sich aus dieser grundlegenden Perspective schon die weitreichende Bedeutung des über das

[1]) Vgl. die ausführliche Beschreibung einer solchen Vision, wie sie Kohl von den Odjibbewäs erzählt, bei Bastian, Naturwissenschaftl. Behandlungsweise der Psychologie S. 139 ff.

[2]) Die Hawaiier unterscheiden sogar eine Uhane ola, die für gewöhnlich frei umherspukende Seele, von der Uhane make, die unter normalen Verhältnissen an den Körper gebunden ist (vgl. Achelis, Mythologie und Cultus von Hawaii, Braunschweig

Digitized by Google

Wohl des Menschen wachenden Priesters. Die Krankheit ist somit häufig durch eine zeitweise Abwesenheit der Seele veranlaßt, und es ist nun Sache des klugen Medicinmannes, sie wieder einzufangen und zur Rückkehr zu bestimmen. Es ist der unversöhnliche Gegensatz der mechanischen Weltanschauung, wie sie uns durch die moderne Naturwissenschaft in Fleisch und Blut übergegangen ist, und dieser Dämonentheorie, welcher auch in der Geschichte der Medicin, wie Tylor andeutet, zum Ausdruck gelangt. „Wie auch jene jetzt die Oberhand gewonnen haben, so sind doch die älteren Vorstellungen noch bei vielen Völkern, mit Ausnahme der allercivilisirtesten verbreitet. Als Professor Bastian, der Anthropologe, in Birma reiste, bekam sein Koch einen Schlaganfall. Die Frau desselben bemühte sich, den beleidigten Dämon, den sie als den Urheber des Schlaganfalls betrachtete, zu besänftigen, indem sie kleine Häufchen von gefärbtem Reis vor ihm auffetzte und ihn bat: Oh plage ihn nicht! Oh laß ihn gehen! Ergreife ihn nicht so hart! Du sollst Reis bekommen, oh wie gut der schmeckt! Wo diese Krankheitstheorie verbreitet ist, findet der Kranke in seinen eigenen Fieberphantasien eine Bestätigung derselben. Da er von der Existenz der Dämonen vollständig überzeugt ist, so erkennt er dieselben in den Gestalten, die er in seinen Träumen oder seinen Phantasien erblickt, ja er verliert in seiner krankhaften Phantasie so sehr das Selbstbewußtsein, daß er seine eigene Stimme für die Stimme des Dämons hält, welcher in seinem Inneren antwortet. In Indien kann man häufig solche Scenen beobachten und die Stimme des Dämons aus dem Munde des Kranken verkündigen hören, wer er sei und weshalb er gekommen sei. Wenn der Dämon seinen Zweck erreicht hat oder durch die Beschwörungen und Drohungen des Zauberers bezwungen ist, willigt er ein, den Kranken zu verlassen. Der Kranke hört auf zu schreien und zu rasen und sinkt erschöpft in Schlaf, aus dem er nicht selten gestärkt und beruhigt erwacht. Man hat übrigens nicht einmal nöthig, nach Indien und China zu gehen, um dieser Krankheitstheorie zu begegnen. Auch in Spanien treiben die Priester aus dem Munde und den Füßen Epileptischer den Teufel aus. Doch kommt diese Behandlung der Kranken vielleicht bald außer Gebrauch, wenn es bekannt wird, mit welchem Erfolg man in neuerer Zeit diese Krankheit mit Bromkalium behandelt" (Anthropologie S. 428) [1]. Solche Reinigungs-

---

1895 S. 44, und v. d. Steinen, Naturvölker S. 513, der gegen das gewöhnliche Schema der Seelenwanderung protestirt).

[1]) Diese Unglücklichen, überhaupt alle mit irgend welchen Anomalien behafteten Personen, wie Idioten, Wahnsinnige u. s. w. genießen deshalb auch die Verehrung des gewöhnlichen Volkes; vgl. übrigens zu diesen Exorcisationen, bei denen sich auf einer späteren Culturstufe auch wohl ein wüthender Kampf zwischen der weißen und schwarzen Magie entfaltet, Bastian's Schilderung von den Wunderkuren im Tempel Alutnuwera auf Ceylon, Beiträge zur vergleich. Psychologie S. 182 und eine Abhandlung von mir: Der Hexenglaube als psychologische Entwicklungsstufe des Animismus, im Globus Bd. 63,

Digitized by Google

feste, die eben nicht nur bei individuellen Anlässen nothwendig werden, erstrecken sich auch auf ganze Ortschaften, um z. B. Seuchen abzuhalten oder den ersehnten Regen herzuzaubern oder aus sonst einem socialen Grunde. Bastian schildert eine solche Ceremonie in Afrika, auf die wir hier verweisen (Fetisch S. 21). Daß anderseits in der Uebernahme gewisser Gelübde und Kasteiungen (es wären noch für Afrika die berühmten Quixilles zu nennen, vgl. Bastian, Deutsche Expedition an die Loangoküste II, 166 ff., die sich aber auch dem Sinne nach anderwärts finden, vgl. Lippert, Culturgeschichte II, 319 ff.) eine gewisse zügelnde Kraft liegt, während ja das eigentlich sittliche Element sonst überhaupt fast wegfällt, ist zuzugeben, obwohl man in dieser Beziehung keine zu großen Ansprüche machen darf. Der ganze in seinen Einzelheiten so umständliche Gottesdienst läuft letzten Endes auf eine wohlbegründete Einforderung bestimmter Gegendienste heraus, und insofern paßt die Schilderung Schultze's vollständig: „Hat der Wilde dem Fetisch Ehrenbezeugungen und Opfer nach Kräften dargebracht, so verlangt er für diese Leistung ganz trotzig auch die entsprechende Gegenleistung von Seiten des Fetisches. Denn wenn auch die Furcht der Wilden vor seinem Fetisch sehr groß ist, so ist doch das Verhältniß zwischen beiden nicht etwa so, als ob der Wilde dem Fetisch in allen Fällen unterwürfig sein müßte, als ob der Fetisch schlechterdings über dem Wilden stünde. Dazu ist der Wilde einmal viel zu zügellos und jähzornig, und zweitens ist seine Vorstellung sozusagen von dem sittlichen Charakter seines Fetisches eine viel zu niedrige. Der Wilde kann auf seinen Fetisch nur genau das Wesen übertragen, welches er selbst hat. Nun lügt und betrügt aber der Wilde, ist mit wenigen Ausnahmen treulos und wankelmüthig, grausam und lieblos, eigensinnig und launisch. Nur so kennt er das menschliche Wesen; als so beschaffen muß er mithin auch seinen Fetisch denken. Der Fetisch ist sittlich betrachtet gar kein höheres Wesen als er selbst, er ist, wie sein Anbeter, ein Wilder, den man deshalb vorkommenden Falls behandeln muß, wie der Wilde den Wilden behandelt. Will er nicht gutmüthig thun, was man von ihm verlangt, trotz Bitten und Gaben, so muß man ihn schlecht [1]) behandeln, um ihn zu dem zu zwingen, was man von ihm verlangt" (Der Fetischismus, Leipzig 1871, S. 129). Der Fetischismus ist ethnologisch genommen der weite Untergrund, auf dem, unter Einfluß der betreffenden Bedingungen, das ganze Wachstum später religiöser Ideen sich entfaltet, und er enthält insofern, wie Bastian unzweifelhaft mit vollem Recht ausspricht, die rohen und unentwickelten Keime unserer höchsten geistigen Errungenschaften (vgl. San Salvador S. 339);

Nr. 17 S. 267 ff. Ueber die Gottesurtheile (Ordale) in Afrika vgl. Post, Afrikanische Jurisprudenz II, 459 ff. und einzelne Schilderungen, u. A. bei R. Hartmann, Die Völker Afrikas S. 217 ff.

[1]) Vgl. dazu die höchst drastische Schilderung einer solchen naiv-brutalen Behandlung eines Fetisches bei Bastian, San Salvador S. 61.

Digitized by Google

kennzeichnend ist für ihn der dämonologische oder animistische Gesichtspunkt der (meist nur zeitweilig gedachten) Verkörperung der Gottheit in einem Gegenstand der sinnlich wahrnehmbaren Welt (und diese ist die einzige für den Naturmenschen), den man mit Hülfe des Zaubers sich unterthan machen kann. Die eigentliche religiöse Anbetung späterer Stufen spielt dem gegenüber nur eine verhältnißmäßig unbedeutende Rolle; aber es wäre unseres Erachtens sehr verkehrt, wie schon bemerkt, wenn man in Anwendung nur dieses speciellen Kriteriums den Fetischismus überhaupt von dem Gebiet der Religion ausschließen wollte. Das wäre culturhistorisch vielleicht zulässig, ethnologisch aber ganz gewiß nicht [1]).

Sehr nahe verwandt und ganz in den Fetischismus in einzelnen Zügen übergreifend ist der Totemismus, ein Name, der zunächst von der Thierverehrung bei den nordamerikanischen [2]) Indianern gebraucht wurde. Lubbock sucht folgende Unterschiede zu begründen: „Der Wilde streift den Glauben an den Fetischismus noch nicht ab, von dem sich in der That bis jetzt noch keine Rasse vollständig losgesagt hatte. Doch baut er auf demselben einen Glauben an Wesen höherer und nicht so materieller Art. In diesem Stadium können alle Dinge angebetet werden — Bäume, Steine, Flüsse, Berge, Himmelskörper und Thiere; aber diese höheren Gottheiten werden nicht mehr als unter dem Einfluß der Zauberei stehend gedacht. Sie gelten allerdings noch nicht als Schöpfer, sie belohnen weder die Tugendhaften, noch bestrafen sie die Uebelthäter. Selbst die Götter wohnen noch auf der Erde; sie sind ein Theil der Natur und nicht überirdisch; in der That dürfen wir sagen, daß die Götter im Fetischismus unter den Menschen, im Totemismus über den Menschen stehen, doch erst auf einer noch höheren Stufe geistiger Entwicklung überirdisch werden. Ferner ist der Totemismus eine Vergötterung von Gattungen; der Fetisch ist ein Individuum. Der Neger z. B., dessen Fetisch aus einer Maisähre besteht, verehrt diese einzelne Aehre je nach den Umständen mehr oder weniger, doch erstreckt sich sein Gefühl nicht auf den Mais als Species. Der Indianer dagegen, welcher den Bären oder Wolf als seinen Totem betrachtet, fühlt, daß er in einem innigen, obgleich geheimnißvollen Verhältniß zu der ganzen Species steht“ (Entstehung der Civilisation S. 281). Diese Gränzen sind, wie schon angedeutet, recht flüssig, aber dadurch ist wenigstens gegenüber dem viel weiteren, um nicht zu sagen schrankenlosen

[1]) Vgl. im Uebrigen zur allgemeinen Orientirung einen Aufsatz des Verfassers im Ausland 1891, Nr. 49 S. 961 ff.

[2]) Das Wort totem lautet eigentlich, wie Max Müller auseinandersetzt, ote und bedeutet Clan-Abzeichen; die possessive Form ist otem und mit dem Personalpronomen nind otem mein Clan-Abzeichen (vgl. Anthropolog. Religion S. 409 und neuerdings Kohler, Ursprung der Melusinensage, Leipzig 1895 S. 37 ff., wo die Totemvorstellungen auch für die Entwicklung des Märchens und der Sagen überhaupt als maaßgebend nachgewiesen werden).

Digitized by Google

Gebiet des Fetischismus ein bestimmter Unterschied fixirt, daß sich hier die Verehrung streng nur auf die Thiere beschränkt. Tylor führt dieselbe auf drei Motive zurück, nämlich directen Cultus des Thieres an sich, indirecte Verehrung desselben als eines Fetisch, durch den eine Gottheit wirksam ist, und Verehrung desselben als eines Totem oder Repräsentanten eines Stammesvorfahren (Anfänge der Civilisation II, 238). Selbst der egyptische Thierdienst, der schließlich völlig speculativ sich gestaltete (vgl. A. Wiedemann, Die Religion der alten Egypter, Münster 1890 S. 90 ff.), entspricht anfänglich, ehe sich eben die Philosophie der einfachen Volksvorstellungen bemächtigte, den indianischen Totemgruppen, insofern auch im Nilthal für die einzelnen Nomen oder Gaue besonders geheiligte Thiere als symbolische Stammesgottheiten angesehen wurden. Lubbock meint: „Der Thierdienst läßt sich durch eine sehr einfache Hypothese erklären, er ist wahrscheinlich aus der Sitte entstanden, daß zuerst einzelne Personen, dann ganze Familien sich Thiernamen beilegten. Eine Familie z. B., welche nach einem Bären hieß, zeigte natürlicher Weise anfänglich ein großes Interesse, dann eine Ehrfurcht und schließlich eine heilige Scheu vor diesem Thier" (ibidem S. 216). Und das bildet dann von selbst eine gewisse Sympathie heraus: „Zwischen einer Familie und ihrem Kobong besteht ein gewisser geheimnißvoller Zusammenhang; ein Familienglied tödtet z. B. niemals ein seinem Kobong angehörendes Thier, falls er dasselbe schlafend antrifft. Unter allen Umständen hütet er sich, dasselbe zu erlegen, und läßt ihm stets die Möglichkeit zu entrinnen. Sie glauben nämlich, daß ein Thier der betreffenden Gattung ihr bester Freund sei; eine zufällige Ermordung desselben wäre ein großes Verbrechen, das sorgfältig vermieden werden muß. In gleicher Weise darf ein Eingeborener, dessen Kobong eine Pflanze ist, diese nur unter gewissen Bedingungen und zu einer bestimmten Zeit im Jahre einsammeln" (S. 219). Auch Schoolcraft spricht sich in diesem Sinne aus, nur fixirt er noch schärfer für die Indianer den mythologischen Ausgangspunkt der Vorstellung, der darin zu suchen ist, daß hier für sie in der That ihr mythischer Ahnherr gegeben ist [1]) (vgl. Indian Tribes II, 49, bei Lubbock S. 219). Wesentlich ist eben dieser sociale Gesichtspunkt einerseits, daß das ganze Geschlecht in seinem Oberhaupt von einem Thier seine Abstammung ableitet, und ander-

[1]) Vgl. Post, Grundriß der ethnolog. Jurisprudenz I, 118: „Der Stammparens wird als eine Gottheit angesehen, welche Thiergestalt angenommen hat. Dieses Thier ist dann Zeichen des Stammes. Das Tragen des Zeichens bedingt die Stammesangehörigkeit. Das Tragen eines fremden Stammzeichens ist ein schwerer Bruch des intergentilen Rechts. Das Totemthier ist stets ein Gegenstand besonderer Verehrung, namentlich darf auch sein Fleisch häufig nicht gegessen werden. Auch wird der Stammvater wohl als ein wirkliches Thier gedacht, welches im Stande ist, menschliche Gestalt anzunehmen." Diese blutsverwandten Verbände erhalten dadurch natürlich eine besondere Signatur, die in vielen Beziehungen weitgreifende rechtliche Consequenzen nach sich zieht.

Digitized by Google

seits der mythische, bei einem Jägervolk so naheliegende Gedanke einer unmittelbaren sympathetischen Verknüpfung zwischen Mensch und Thier. Wir müssen uns, betont v. d. Steinen mit vollem Recht, die Gränzen zwischen Mensch und Thier vollständig weg denken. Ein beliebiges Thier kann klüger oder dümmer, stärker oder schwächer sein als der Indianer, es kann ganz andere Lebensgewohnheiten haben, allein es ist in seinen Augen eine Person genau so wie er selbst, die Thiere sind wie die Menschen zu Familien und Stämmen vereinigt, sie haben verschiedene Sprachen wie die menschlichen Stämme, allein Mensch, Jaguar, Reh, Vogel, Fisch, es sind Alles nur Personen verschiedenen Aussehens und verschiedener Eigenschaften. Man braucht nur ein Medicinmann, der Alles kann, zu sein, so kann man sich von einer Person in die andere verwandeln, so versteht man auch alle Sprachen, die im Walde oder in der Luft oder im Wasser gesprochen werden. Der tiefere Grund für diese Anschauung liegt darin, daß es noch keine ethische Menschlichkeit giebt; es giebt ein Schlechtsein und Gutsein nur in dem groben Sinne, daß man Anderen Unangenehmes oder Angenehmes zufügt, aber die sittliche Erkenntniß und das ideale, weder durch Aussicht auf Lohn, noch durch Furcht vor Strafe geleitete Wollen fehlt ganz und gar. Wie sollte da eine unübersteigliche Kluft zwischen Menschen und Thier angenommen werden? Die äußerliche Betrachtung der Lebensgewohnheiten, auf die sich der Indianer beschränkt, kann dem Menschen höchstens die Stellung des primus inter pares anweisen. Das Thier hat freilich nicht Pfeil und Bogen und Maisstampfer, aber das ist auch der Hauptunterschied in den Augen des Indianers, und deshalb entstehen die Männer aus Pfeilen, die Frauen aus Maisstampfern, doch hat es z. B. auch ebenso wie der Mensch wichtige Werkzeuge, wie Zähne und Klauen, die er ihm ja erst wegnimmt (Naturvölker S. 351, vgl. S. 513). Wir kommen noch später auf diesen mythologischen Realismus und diese für uns sehr schwer zugängliche Naivität des Bewußtseins zurück; nur so viel möchten wir schon jetzt daraus entnehmen, daß für diese Anschauung ursprünglich das Thier ein völlig gleichartiges psychisches Wesen darstellt, zu dem es nicht erst nachträglich durch einen geheimen Kunstgriff unserer Phantasie emporwächst; je weniger mithin der vielberufene Anthropomorphismus sich für die primitiven Stadien der Entwicklung ethnologisch halten läßt, um so einfacher gestaltet sich die religiöse Verehrung des Stammheros, der nach seinem Tode ein Thier wurde und so seine hinfällige körperliche Existenz mit einer anderen homogenen Form vertauschte. Welche Thiere nun für diese mythische Umwandlung (der sonst oft gebrauchte Ausdruck der Seelenwanderung ist nicht unbedenklich und entspringt wieder einer einseitig speculativ-ästhetischen Ansicht) in Frage kommen, ist an sich ganz gleichgültig und wird meist durch gewisse örtliche Verhältnisse bestimmt; zu einer gewissen Universalität rückt nur der Schlangendienst auf. Unter den angebeteten Thieren (so begründet

Digitized by Google

Lubbock seine Meinung) nimmt die Schlange den hervorragendsten Platz ein. Sie ist nicht nur ein boshaftes und geheimnißvolles Geschöpf, sondern sie zwingt auch den Wilden durch ihren äußerlich so unbedeutenden und doch so tödtlichen Biß, der anscheinend ohne entsprechende Werkzeuge in unbeschreiblich kurzer Zeit die schlimmsten Wirkungen hervorbringt, fast unwiderstehlich zu der Annahme, daß er es mit einem nach seinen Begriffen göttlichen Wesen zu thun hat [1]). Es giebt noch einige weniger gewichtige, doch ebenfalls triftige Beweggründe, welche die Entwicklung dieses Cultus in hohem Grade förderten. Eine Schlange ist langlebig und leicht in der Gefangenschaft zu erhalten; daher kann dasselbe Exemplar eine geraume Zeit hindurch aufbewahrt und nach Ablauf bestimmter Zeiträume der Menge immer wieder gezeigt werden. Auch ist die Schlange eine einträgliche Gottheit. So sagt z. B. Bosman: „In Guinea, wo das Meer und die Schlange als oberste Götter gelten, ermahnen die Priester mit besonderem Eifer, der letzteren Opfer darzubringen; denn von den Gaben, die dem Meer gereicht werden, fällt Nichts für sie ab" (l. c. S. 221).

Ebensowenig, wie Fetischismus und Totemismus sich in ihren Grundgedanken von einander unterscheiden und ebensowenig wie man sie als vollständig von einander abgegrenzte Religionsstufen bezeichnen kann, sondern wie sie beide nur Variationen der einen großen animistischen Weltanschauung sind, so wenig ist das der Fall mit dem Schamanismus, den Lubbock als dritte Entwicklungsstufe des religiösen Bewußtseins betrachtet. Der ursprüngliche fetischhafte Gedanke, die Gottheit durch Zauberei sich gefügig zu machen, ist auch hier maaßgebend, und es fragt sich sehr, ob das höhere Kriterium, das der englische Forscher dieser Phase zuspricht, haltbar ist. „Der Schamanismus," so erklärt er, „ist ein bedeutender Fortschritt insofern, als er uns mit einer höheren Religionsanschauung bekannt macht. Obgleich der Name sibirischen Ursprungs [2]) ist, so ist doch diese Art von Vorstellungen weit verbreitet und scheint eine nothwendige Stufe in dem Fortschritt religiöser Entwicklung zu sein. Der Hauptunterschied liegt in der Auffassung der Gottheit. Nach dem Totemismus bewohnen die Gottheiten unsere Erde, nach dem Schamanismus bewohnen sie gewöhnlich eine andere Welt und bekümmern sich wenig um die Vorgänge hienieden. Dem Schamanen wird jedoch gelegentlich die Ehre eines göttlichen Besuches zu Theil oder es wird ihm gestattet, die himmlischen Regionen zu betreten" (l. c. S. 285). Im Uebrigen darf man auch hier nicht schon zu abstracte Begriffe und wohl gar sittliche Vorstellungen erwarten. Ob wir uns mit der Procedur eines sibirischen Schamanen, eines nordamerikanischen Medicin-

[1]) Vgl. Lippert, Culturgeschichte II, 403 ff. und Bastian, Das Thier in seiner mythologischen Bedeutung, Zeitschrift für Ethnologie S. 45 ff. und S. 158 ff.

[2]) Eigentlich freilich, rein sprachlich genommen, indischen Ursprungs, denn das Wort ist entstanden aus der buddhistischen Bezeichnung für Büßer und Einsiedler: Çramana.

Digitized by Google

mannes, eines brasilianischen Piaï, eines südafrikanischen Ganga, eines Endoxe, oder eines australischen und papuanischen Kilo beschäftigen, überall kehrt der gleiche Kern des uralten Zauberns wieder, nur daß es gelegentlich in ein (freilich noch recht ungefüges) System gebracht ist und eine gewisse Tradition sich herausbildet. Was Peschel vom Schamanismus insbesondere sagt, gilt von allen diesen Stufen religiöser Entwicklung: „Der letzte, unter allen seinen verschiedenen Namen und Trachten immer gleiche Grundgedanke des Schamanismus beruht auf dem Irrthum, daß der Mensch mit unsichtbaren Mächten in Verkehr treten und sie zur Folgsamkeit zwingen könne. Beides geschieht durch die Anwendung von sinnbildlichen Gebräuchen und geheimen Kraftsprüchen, die sich gut bewährt haben, insofern nämlich bei der Schwäche des menschlichen Urtheils eine einzige günstige Erfahrung, die sich unverwüstlich dem Gedächtniß einprägt, neun andere widersprechende Erfahrungen, die rasch vergessen werden, vollständig aufwiegt. Dieser Selbstbetrug in seiner höchsten Verfeinerung vermag in die reinsten Gemüther sich einzuschleichen. Er hängt sich an alles Symbolische und Rituelle und ist überall thätig, wo von einer sinnbildlichen Handlung eine bestimmte, nicht streng nothwendige Wirkung erwartet wird. Wenn in protestantischen Ländern fromme Gemüther bei Lebensbedrängnissen eine Offenbarung sich erzwingen wollen, so pflegen sie das Gesangbuch aufzuschlagen und im ersten Liede oder Verse, auf welche ihr Blick fällt, eine Antwort von Oben zu erwarten. Unbewußt haben sie mit dem Gott in ihrem Innern den Vertrag geschlossen, daß er, auf diese gläubige Weise befragt, ihnen Rede zu stehen schuldig sei. Nichts wird leichter schamanistisch mißbraucht als das Gebet; denn es wird in dem Augenblick zur Zauberformel, sobald man seinen Worten irgend eine Wirkung auf den göttlichen Willen zuschreibt. Ob irgendwo eine solche Verirrung um sich gegriffen habe, läßt sich leicht daran erkennen, daß das Gebet möglichst vervielfältigt wird, und in diesem Selbstbetrug sind die Buddhisten so tief gesunken, daß sie ihre Gebetrollen ersannen, drehbare Walzen, über welche ein Papier mit den aufgeschriebenen Gebeten gerollt wird. Mit dieser Vorrichtung gedenkt man die Gottheit zu überlisten, indem man ihr zumuthet, bei jeder Umdrehung der Trommel die Gebete als gesprochen in Empfang zu nehmen. Erfinderische Mongolen haben sogar die Gebetrollen durch Wind- oder Wasserräder in Drehung versetzt und durch solche Mühlwerke sich Frömmigkeitsbelohnungen zu erwerben getrachtet" (Völkerkunde, S. 280)[1]. Betrachten wir somit unbefangen dies ganze Gebiet, so handelt es sich eigentlich mehr um bestimmte Riten und Zauberproceduren, als um besonders charakteristische religiöse Anschauungen; soweit diese in Frage kommen, sind dieselben (mindestens keimartig) schon im Fetischismus gegeben. So viel

[1]) Selbst Kant erkannte hierin schon den alten Gedanken des Fetischismus (vgl. Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft, 4. Stück, 2. Theil § 2 und § 3).

Digitized by Google

freilich kann man unbedenklich zugestehen, daß der Schamanismus meist die Wirksamkeit bestimmter, nicht unmittelbar sinnlich wahrnehmbarer Götter voraussetzt, während beim Fetischismus, wenigstens in seiner ursprünglichen Gestalt, die Gottheit ihren Wohnsitz beliebig wechselt und sie sodann nicht eine allgemeinere, sondern nur eine speciellere, für das betreffende Individuum beschränkte Geltung besitzt.

Durch die zwischen dem Menschen und der Natur im Allgemeinen oder einzelnen Geschöpfen hergestellte Beziehung sind wir nun schon in das bekannte Gebiet des Polytheismus gelangt; ist der Naturmensch durch seine eigene psychische Veranlagung unvermeidlich zu jener animistischen Auffassung genöthigt, nach der er seine ganze Umgebung nach seinem eigenen Bilde beurtheilt und deutet (aber wohl gemerkt, nicht im Sinne einer feinsinnigen ästhetischen Symbolisirung, sondern eines concreten, ungeschminkten Realismus), so kann es anderseits nicht ausbleiben, daß für diese stetig sich erweiternde Schaar von Geistern eine gewisse Rangabstufung Platz greift, die dann mehr oder minder feste Formen in der Tradition annimmt. Die überirdische, übersinnliche Welt kann ja nur ein genaues Abbild der diesseitigen, wohlbekannten Welt sein, der böse Riß, den die skeptische Philosophie zwischen dem Ding an sich und der Erscheinung in unser Bewußtsein hineingebracht hat, existirt ja bis dahin glücklicher Weise noch nicht. Ist nun hier selbst für die dürftige Structur der primitiven Horde doch ein gewisser socialer Unterschied unverkennbar (Alter und körperliche Tüchtigkeit helfen bald diese Differenzirung zu einer dauernden, erblichen zu machen), so muß sich dies Moment auch für die Religion gebührend geltend machen. So sehen wir denn auch überall bei den Naturvölkern in den verschiedenen Schichten und Stufen der mythologisch-religiösen Anschauung wenigstens die Ansätze zu dieser Anordnung nach gewissen Functionen sich bethätigen, häufig freilich nicht ohne daß nicht irgendwo diese Entwicklung aussetzt und damit schwere innere Widersprüche heraufbeschworen werden. Dieses sociale Moment wurde dann durch ein anderes unterstützt, das wir meist schon, etwas voreilig, an den Anfang setzen, durch das religiöse der Verehrung, das dann auch bald Hand in Hand geht mit dem sittlichen, dem letzten Motiv in dem ganzen psychologischen Proceß. Mit vollem Recht sagt Tylor in seinem vorzüglichen, schon öfter citirten Werk über die Anfänge der Cultur: „Auch die höheren Gottheiten des Polytheismus finden in dem allgemeinen polytheistischen System der Menschheit ihren Platz. Bei einer Nation wie bei der anderen ist es nicht schwer zu erkennen, wie der Mensch der Typus der Gottheit war, und wie die menschliche Gesellschaft und Regierung das Vorbild wurde, nach welchem sich die göttliche Gesellschaft und Regierung gestaltete[1]). Was die Häupt-

[1]) In Polynesien wird sogar das aristokratische Reich von Wakaa von dem plebeischen Milu's unterschieden.

Digitized by Google

linge und Könige unter den Menschen sind, das sind die großen Götter unter den geringen Geistern. Sie unterscheiden sich zwar von den Seelen und den niedrigeren geistigen Wesen, aber der Unterschied liegt mehr im Range, als in der inneren Natur. Es sind persönliche Geister, die über persönliche Geister herrschen. Ueber den entkörperten Seelen und Manen, über den Localgenien von Felsen, Quellen und Bäumen, über der Schaar guter und böser Dämonen und den übrigen gemeinen Geistern stehen diese mächtigen Gottheiten, deren Einfluß weniger auf locale und individuelle Interessen beschränkt ist, und die, je nachdem es ihnen beliebt, in dem weiten Bereich ihrer Herrschaft direct wirken, oder niedrigere Wesen ihrer Art, ihre Diener, Agenten oder Mittler herrschen und handeln lassen können. Die großen Götter des Polytheismus, deren Herrschaft über die ganze Welt verbreitet ist, sind aber ebensowenig, wie die niedrigeren Geister Schöpfungen einer civilisirten Theologie. Bereits in den rohesten Religionen der niederen Rassen haben sich ihre Grundtypen ausgebildet, und seitdem war es durch lange Perioden einer fortschreitenden oder zurücksinkenden Cultur das Werk des Dichters und des Priesters, des Legendenmachers und des Geschichtschreibers, des Theologen und des Philosophen, die mächtigen Herrscher des Pantheons weiter zu entwickeln und zu erneuern oder sie abzusetzen und abzuschaffen" (II, 249). Daher können vielfach, wie das ja auch noch zum Theil in den Mythologien der Culturvölker zu beobachten ist, die Functionen der verschiedenen Götter in einander übergreifen, ja es können, Alles nach dem Vorbilde und Muster der irdischen Welt, gewaltsame Entthronungen und Katastrophen vorkommen, die Dynastien lösen einander ab, bis endlich ein gewisser Gleichgewichtszustand eintritt, und ein oberster Gott allseitiger Anerkennung sich zu erfreuen hat, der in den meisten Fällen sehr bezeichnender Weise eine sehr unthätige Rolle spielt und sich um die Vorgänge des wirklichen praktischen Lebens herzlich wenig kümmert [1]). Sehr bedeutsam tritt neben der ursprünglichen und für die ganze Religion überhaupt maaßgebenden Ahnenverehrung der Naturcultus hervor, wie er für die zum Ackerbau übergehenden Völkerschaften ein ganz selbstverständliches Entwicklungsproduct bildet. Man hat (wir kommen später noch darauf zurück) in einzelnen Fällen diesen Factor wohl überschätzt und von dem Schauer des Unendlichen und Erhabenen, der den Wilden durchbebt, in einer durchgeistigten ästhetischen Weise gesprochen, die nur für die höhere Cultur zutrifft; aber anderseits wäre es ebenso einseitig und willkürlich, diese Beziehung ganz leugnen zu wollen, die aller-

[1]) So sagen die Odschi: Niankupong ist zu weit entfernt, als daß Gebete zu ihm hinaufzubringen vermöchten, und ohnedem zu hehr und zu erhaben, um durch den gemeinen Mann belästigt zu werden; sein Angesicht ist im Schleier der Wolken verhüllt, um seine Stirne glänzt der Sternenschmuck des Himmels (vgl. Bastian, Controversen II, 2 ff.). Ebenso ist es bei Ukulunkulu, dem höchsten Gott der Zulus, oder bei dem polynesischen Tangaroa (vgl. Ellis, Polynesian research. II, 193 und Moerenhout, Voyages I, 462).

Digitized by Google

dings sich erst dann voll entfaltet, wenn sie unmittelbar ihre ganze physische und wirthschaftliche Existenz beeinflußt, also für die Stufe des Ackerbaus, wo Sonne und Regen eine ganz andere Bedeutung gewinnen, als z. B. für die noch in der Hauptsache Jagd und Fischfang betreibenden Völkerschaften. Die Verehrung mithin der Gestirne, vor Allem der Sonnencultus, setzt in der Mythologie eine verhältnißmäßig schon fortgeschrittene Gesittung voraus; daß das von der eigentlichen poetischen Verwerthung dieser Naturerscheinungen vollends gilt, versteht sich von selbst. Mit dem Pantheon dieser Gottheiten sind wir ja seit Jugend auf, schon durch die griechische Mythologie, hinreichend vertraut, und es verlohnt sich für uns nicht, die einzelnen Gestalten desselben durchzunehmen; es mag genügen, wenn wir darauf hinweisen, daß es Himmel und Erde, Regen und Donner, Wasser und Erde, Feuer, Sonne und Mond sind, die mehr oder minder in allen Sagen und Ueberlieferungen wiederkehren und zu selbständigen göttlichen Persönlichkeiten sich entfalten. Die Grundzüge sind auch hier trotz aller Abweichungen im Detail übereinstimmend, ob wir die Griechen, Inder, Chinesen oder Polynesier (um von Anderen zu schweigen) daraufhin befragen, — wiederum ein bedeutsames Indicium für die wunderbare geistige Gleichartigkeit des menschlichen Naturells, wenn man wenigstens nicht abermals die bekannte Uebertragung und Entstehung ganzer Religionsanschauungen vorschützt.

Es ist bezeichnend, daß überall, sobald ein schärferes Nachdenken einsetzt und eine irgendwie geschlossenere Tradition uns zur Verfügung steht, aus dem bunten Gewimmel polytheistischer Götter das kosmogonische Problem sich der Schöpfung bemächtigt und damit unzweideutig einen gewissen monotheistischen oder wie es jetzt meist heißt, henotheistischen [1]) Zug angenommen hat. Ratzel sucht den Gang primitiver Speculation so festzustellen: „Die Frage nach dem Einen, dem Herren des Himmels, dem Allschöpfer, dem Gott, ergiebt sich nicht als die erste aus der Masse der religiösen Anschauungen; nur gelegentlich eröffnet sich auf ihn ein Ausblick, gleichsam durch Spalten nur des Götzendickichts. Um so weniger gewinnen wir eine klare Vorstellung von seinem Wesen, als aus verschiedenen Quellen die Bäche zusammenfließen, worin er sich spiegelt. Ohne Zweifel führt die Ahnenverehrung zu allmähliger Erhöhung hervorragender Gestalten über die Masse und bis in den Himmel. Solche Apotheosen kann man in Afrika wie in Oceanien nachweisen; bei den Inca fangen sie schon bei Lebzeiten an. Durch die Versetzung in den Himmel erfüllt sich die Bedingung weitgreifender, überragender Einwirkung. Die Millionen Seelen

[1]) Gestützt wesentlich auf die Veden hat Max Müller bekanntlich als Vorstufe des Monotheismus einen Henotheismus eingeführt. Physische Religion S. 175. Für die Ethnologie wird diese Begränzung schwerlich vor der Hand irgendwie in Betracht kommen (vgl. übrigens Langegg, Krypto-Monotheismus in den Religionen der alten Chinesen, Leipzig 1892, besonders S. 35 ff.).

Digitized by Google

Verstorbener müssen Herren haben, die sie leiten, und dazu sind die Herren hienieden auch im Jenseits die geeignetsten. Wenn es weiter zum Wesen eines Gottes gehört, daß er Verschiedenstes von einem Punkte aus vollbringe, ohne an Ding und Ort der Handlung gefesselt zu sein, so muß er hinausgehoben werden. So wird die Masse der Seelen zu Geistern, im Abbilde zu Fetischen, wenige werden zu Stammesgöttern; aus diesen mögen dann durch Ausbreitung weithin anerkannte Götter hervorgehen: ein Gott der Welt aus Jehova. Die Schöpfung braucht mindestens einen ersten Menschen, darüber hinaus einen Gott, der im Stande sei, zu schöpfen. Gewöhnlich ist der Himmel oder die Sonne zu solcher Würde berufen; dort leben die heiligen Urahnen, die nun mit dem Schöpfergott verwachsen. Und endlich fordert die Naturanschauung große herrschende Geister für die großen Dinge, wie zahllose kleine für die kleinen. Ein Geist des Himmels, der zugleich Schöpfer ist, wird wohl der Erste sein. So strebt es also von verschiedenen Enden auf Ein hohes Wesen, einen Gott, zu; überall hören wir den Namen eines Höchsten nennen; aber nur leise und undeutlich. Häufig ist er wörtlich als Aeltester zu fassen, der geistige Herr des Stammes, der Herrscher über die Seelen der Hinübergegangenen, der Schöpfer. Der Anhänger des Ahnencultus wird ganz von selbst dazu geführt, einen ersten Menschen, den Ahnherrn des ganzen Volkes, mythologisch zu gestalten. Ukulunkulu ist der Urahne, er ist selbst der Schöpfer der Menschen, eine geheimnißvolle Gestalt, geheimnißvoll auch wohl deshalb, weil der Kaffer darauf verzichtet hat, sie plastischer und phantastischer auszubilden. So gleicht Ukulunkulu jenem einsamen, dem irdischen Treiben fremden und deshalb unbeachteten höchsten Himmelsgott der meisten Negerreligionen, ihm entspricht bei den Betschuanen und Basuto ein Molimo [1]), bei anderen Njambi oder Njame" (Völkerkunde I, 47). Es darf aber hier principiell nicht außer Acht gelassen werden, daß gerade diese Seite der religiösen Entwicklung nicht am wenigsten getrübt ist durch absichtliche und unabsichtliche Entstellungen sowohl seitens ungeschickter und wohl gar fanatischer Missionare, wie durch falsche Berichterstattungen seitens der Eingeborenen und darauf gegründete Fehlschüsse höchst übereilter Art. Auch sind hier in der That nachweislich Uebertragungen vorgekommen, obschon an und für sich selbst so frappante Parallelen wie z. B. die Schöpfung des ersten Menschen und der ersten Frau bei den Polynesiern mit den entsprechenden hebräischen Ueberlieferungen nicht schon die Entlehnung beweisen (vgl. Bastian, Zur Kenntniß Hawaiis, S. 13, Fornander, The Polynesian race I, 70 und meine Schrift: Ueber Mythologie und Cultus von Hawaii, S. 13). Anderseits wird es keinen Unbefangenen

[1]) Auch hier ist wieder dieselbe Erscheinung zu beobachten, daß dieser Gott Modimo, wie er auch heißt (resp. Morimo), nur in den äußersten Fällen um Hülfe angesprochen wird (vgl. Hartmann, Völker Afrika's S. 223).

Digitized by Google

überraschen, wenn manche sehr tief stehende Völkerschaften überhaupt sich noch nicht zu der Idee eines schöpferischen Gottes aufzuschwingen vermochten; auch darin zeigt es sich, daß wir die erhabensten Vorstellungen nicht an den Anfang der Menschengeschichte setzen dürfen und daß (um nur irgend ein Beispiel anzuführen) an der Gestalt eines Jehovah oder Zeus oder Tangaloa Jahrhunderte der religiösen Ueberlieferung und Kritik gearbeitet haben müssen.

Wir haben schon gelegentlich angedeutet, daß der sittliche Charakter der Gottheit ebenfalls erst ein Product gereifter Erkenntniß ist, und daß uns daher die mannigfaltigen moralisch anstößigen Züge älterer Mythen nicht befremden dürfen (vgl. Wundt, Ethik S. 45 ff., Ratzel, Völkerkunde I, 49, Tylor, Anfänge II, 360 ff.). Ist in der That die Religion, wie jede organische Schöpfung des Menschengeistes, das unmittelbare Abbild seines Wesens, so müssen auch die Gestalten der religiösen Phantasie genau die entsprechenden Züge tragen, welche seiner eigenen geistigen Entwicklung charakteristisch sind. Diese für uns so harten, ja verletzenden Widersprüche waren, bei Lichte besehen, für eine naive Auffassung gar nicht vorhanden, die noch nicht ihre Anforderungen nach hochgestellten ästhetischen und ethischen Idealen mißt. Erwacht aber die Kritik, so erlischt auch mit dem Augenblick der instinctive Schaffensdrang des mythologischen Bewußtseins, der unheilbare Riß ist eingetreten und die Zersetzung nimmt ihren durch keine Macht der Welt aufzuhaltenden Verlauf. So trägt jede Mythologie und Religion den Keim des Todes in sich, und die bekannten Bilder vom Absterben des griechisch-römischen und des germanischen Glaubens (um die uns nächstliegenden Beispiele zu erwähnen) sind bedeutsam und belehrend auch für den eigenthümlichen Proceß, in welchem wir uns heutigentags befinden. Dagegen vermögen wir schon bis auf die untersten Stufen einen konsequent ausgebildeten Dualismus zu verfolgen, der ja auch dem Menschen einfachster und beschränktester Auffassung gleichsam im Fleisch und Blut steckt. Tylor schreibt mit Recht: „Es ist sicher, daß selbst bei den rohesten wilden Horden sich das einheimische Denken bereits den tiefsten Problemen des Guten und Bösen zugewandt hat. Ihre zwar ernstliche, aber grobe Speculation hat bereits versucht, das große Geheimniß zu lösen, das jetzt noch aller Anstrengungen der Moralisten und Theologen spottet. Aber da im Allgemeinen die animistische Lehre der niederen Rassen noch kein ethisches System, sondern nur eine Philosophie des Menschen und der Natur ist, so stellt auch der wilde Dualismus noch keine Theorie nach abstracten Moralprincipien dar, sondern nur eine Theorie der Freude oder des Schmerzes, des Gewinnes oder Verlustes, die den Einzelnen, seine Familie oder allerhöchstens sein Volk betreffen. Diese beschränkte und rudimentäre Unterscheidung zwischem Gutem und Bösem wurde nicht übel von jenem Wilden illustrirt, der erklärte, wenn Jemand sein Weib wegnehme, so sei das böse, wenn er aber dasjenige eines Anderen nehme,

Digitized by Google

so sei das gut. Nun ist der Geist des Wilden oder des Barbaren geneigt, die geistigen Wesen, durch deren persönliches Wirken er die Ereignisse des Lebens und die Vorgänge der Natur erklärt, zuweilen oder immer als freundlich oder feindlich gesinnt zu betrachten, gerade wie die menschlichen Wesen, nach deren Typus sie augenscheinlich gebildet sind. In diesem Falle können wir auf die zuverlässige Analogie der entkörperten menschlichen Seelen zurückgehen, und dabei zeigt sich, daß diese theils als Freunde, theils als Feinde der Lebenden betrachtet werden." (Anfänge II, 318; vgl. Bastian, Mensch in der Geschichte II, 106.) Die Geschichte des Teufels ist in der That uralt und führt uns an die Anfänge menschlicher Gesittung zurück, obwohl man unbedenklich zugeben kann, daß der Dualismus nirgends eine schärfere Ausbildung erfahren hat, als im persischen Mazdeismus des Zoroaster[1]). Und nun beginnt der lange und erbitterte Ringkampf zwischen Priester und Teufel, zwischen weißer und schwarzer Magie, wo nicht selten beide Parteien sich auf das Empfindlichste schädigen. Aber wie die Niam-Niam z. B. nach den Schilderungen von Schweinfurth (Im Herzen von Afrika I, 304 ff. und II, 33) sich fortwährend von tückischen Kobolden und Dämonen bedroht glauben, die sich im tiefen Walde verstecken, so daß man im Rauschen der Blätter ihre unheimliche Stimme vernehmen kann, so ragt doch auf der anderen Seite hin und wieder die centrale Gestalt einer mächtigen, ehrfurchtgebietenden Gottheit unter all' dem sinnverwirrenden Gewimmel der dii minorum gentium empor. Dahin gehört vor Allem der polynesische Gott Tangaloa, eine erhabene Gestalt, namentlich wie sie in den neuentdeckten Gesängen gefeiert wird (vgl. Bastian, Heil. Sage der Polynesier, S. 70 ff.), obwohl wir es hier schon mit einer weit über den Rahmen eines Naturvolkes hinausgreifenden Speculation zu thun haben. Doch wäre es völlig falsch, deshalb einen streng formulirten Monotheismus hier annehmen zu wollen, vielmehr kann man nur mit Tylor sagen: „Die Lehre, an der die niederen Rassen festhalten, ist ein Polytheismus, der in der Oberherrschaft Einer höchsten Gottheit gipfelt. Hoch über der Lehre von den Seelen, von den göttlichen Manen, von den localen Naturgeistern, von den großen Classen- und Elementargottheiten lassen sich in der wilden Theologie bald verzerrt, bald majestätisch gewisse Schattenbilder der Vorstellung von einem höchsten Wesen unterscheiden, welche durch die Geschichte der Religion hindurch mit wachsender Stärke und zunehmendem Glanze zu verfolgen sind" (Anfänge, II, 333). Der Pantheismus endlich, als religionsphilosophische

[1]) Vgl. im Allgemeinen das treffliche Werk von Roskoff, Geschichte des Teufels (2 Bände) und aus neuerer Zeit Graf, Naturgeschichte des Teufels, Jena 1890. Die Secte der eigentlichen Teufelsanbeter, die Izedis oder Jezidis, die noch heute ziemlich verachtet in Mesopotamien leben, kann man wohl als eine befremdliche Ausnahme auffassen, es sei denn, daß die ursprüngliche Verehrung der bösen und schädlichen Gottheit sich hier in schärfster Isolirung aus früheren Zeiten erhalten hätte.

Digitized by Google

Phase und Auffassung, besteht für die Völkerkunde, wie leicht begreiflich, nicht; er bezeichnet immer nur die Ueberzeugung einzelner erlesener Geister, nie die hier allein in Frage kommende der breiten Massen des Volkes [1]).

Fast noch wichtiger als diese verschiedenen Vorstellungen über die Macht und Bedeutung der Götter sind die entsprechenden Anschauungen über das zukünftige Leben, resp. die Fortsetzung des irdischen. Da der Tod, wie schon gelegentlich bemerkt, kein natürliches Ereigniß, sondern das Werk eines schadenfrohen Dämonen ist und da ferner die Seele beliebig ihren Aufenthaltsort hier auf Erden wechseln kann, so muß auch nach dem Tode nur eine Verlegung der individuellen Existenz nach einem anderen Schauplatze stattfinden, die nicht irgendwie eine Vernichtung, sondern umgekehrt eine Fortdauer des Ich in sich schließt. Anderseits ist es nur logisch, wenn dieses (übrigens im Einzelnen sehr verschiedenartig ausgemalte) Land der Todten insofern den Verhältnissen des diesseitigen Lebens entspricht, als auch dort dieselben socialen Rangabstufungen gelten. Diese Idee einer nothwendigen Fortdauer bei berühmten Persönlichkeiten ist der Grund (erklärt Letourneau) für die bekannten Menschenschlächtereien [2]), die bei den Ashantis gebräuchlich sind. Wie die meisten Völker glauben auch die Ashantis, daß das zukünftige Leben ganz einfach die Fortsetzung und das Abbild des sichtbaren Lebens ist. Sie nehmen an, daß ihre Könige und ihre Großwürdenträger nach ihrem Tode sich mit den Göttern vereinigen, indem sie bei ihnen ihren irdischen Haushalt und Hofstaat beibehalten; auch müssen sie in Folge dessen das Bedürfniß haben, durch Opferung ein passendes Gefolge von Individuen von beiden Geschlechtern ihnen zu verschaffen, zu ihrem Dienst und ihren Vergnügungen bestimmt. Es ist immer derselbe Glaube, der sich auch darin zeigt, daß sie das Herz ihrer gefangenen Fürsten zerstückeln, diese Stücke mit heiligen Kräutern würzen und sie denen zu essen geben, welche noch keinen Feind getödtet haben. Handelt es sich um einen berühmten Feind, dann kehrt das Herz zum König und den Großwürdenträgern zurück. Alle diese kindischen Vorstellungen, die zu diesen schrecklichen Thaten führen, zeigen unwiderleglich, daß die Idee von der Seele und dem zukünftigen Leben in ganz Afrika eine der gröbsten und unendlich weit von der Seele entfernt ist, welche den reinen Begriff der modernen Metaphysiker bildet (Sociologie S. 253). So viel ist von vorneherein klar, daß wir nicht an unserem abstracten Begriff der Unsterblichkeit festhalten dürfen, wenn wir unbefangen die reiche Blüthenlese dessen würdigen wollen, was uns die verschiedenen Sagen über ein zukünftiges Leben bieten. Es ist sogar sehr charakteristisch, daß z. B. auf Tonga nur die Häuptlinge in das selige Land Bolotu kommen, während

---

[1]) Dasselbe gilt von dem Atheismus, der ethnologisch genommen nur ein philosophisches Kunstproduct ist.

[2]) Vgl. die ähnliche Ausführung bei Tylor, Anthropologie S. 424 ff.

Digitized by Google

das geringere Volk sich mit einer Scheinexistenz begnügen muß oder gar ihre Seelen völlig zu Grunde gehen. Daß die Polynesier zwischen dem Reich Wakeas und Milus einen strengen Unterschied machen, wurde ebenfalls schon erwähnt; auch hier zeigt sich der uralte sociale Kastenunterschied sehr wirksam. Wir können natürlich diese reiche Fülle der Erzählungen über das Jenseits, das bald als ein Paradies, bald als finstere, düstere Unterwelt, als Scheol und Hölle gefaßt wird, und in denen die üppige mythologische Phantasie der Naturvölker so recht ihr Spiel treibt, hier nicht auch nur annähernd erschöpfen (vgl. das Detail bei Bastian, Verbleibsorte der abgeschiedenen Seele, Berlin 1893, Tylor, Anfänge II, S. 1 ff., Lippert, Culturgeschichte II, 241 ff., 368 ff. u. s. w.): Nur auf einen sehr typischen Zug möchten wir hinweisen, das ist die für die Naturvölker so charakteristische Furcht vor dem Wasser[1]). Deshalb so unendlich häufig der Fluß, über den die Todten zu setzen haben, ja diese animistische Idee ist ja noch für die berühmte Todtenstadt Memphis gegenüber maaßgebend. Wie aber der Spuk der Seelen möglichst abzuwehren ist (man erschwert durch alle möglichen Vorkehrungen die Rückkehr der Seele entweder durch Wahl eines ungewöhnlichen Ausganges für den Leichenzug oder durch Umgeben des Grabes mit spitzen Dornenhecken, wie bei den Dayaks oder durch Reinigen der Hütte seitens der Priester, vgl. Bastian, Vorstellungen von der Seele S. 30 ff.)[2]), so kommt es auch umgekehrt vor, daß Lebende Besuche im Jenseits abstatten, die freilich meist mit großen Gefahren verknüpft sind und nur mit Hülfe erfahrener Zauberer sich ausführen lassen. Die classischen Sagen über Orpheus und Odysseus (um nur die bekanntesten Beispiele zu berühren) finden sich mit genau denselben Einzelheiten bei vielen Naturvölkern wieder (vgl. Tylor, Anfänge S. 44 ff.): Ein weniger bekanntes Analogon aus Polynesien erzählt Bastian, wo ein über den Tod seiner Frau betrübter Häuptling durch listige Ueberrumpelung des Fürsten der Unterwelt die Auslösung seiner Gemahlin bewirkt (Inselgruppen in Oceanien S. 265, ebenso bei Ratzel, Völkerkunde I, 38). Endlich ist für eine höhere Stufe der Entwicklung, wo der Natursinn sich schon lebhafter entfaltet und den großen elementaren Erscheinungen der Umgebung sich zuwendet, das geographische Moment wichtig, daß die Unterwelt meist nach Westen verlegt wird. „Das Schauspiel des Hinabsteigens zum Hades stellt sich in voller Wirklichkeit Tag für Tag unseren Augen dar, wie es den Augen des alten Mythendichters vorschwebte, der das Versinken der Sonne in die dunkle Unterwelt und ihre Rückkehr in das Land der Leben-

[1]) Deshalb auch anderseits die für den Cultus so überaus wichtige Beziehung der Reinigung durch Wasser nach einem Leichenbegängniß oder Todtenfest, auch als Präventivmaaßregel (vgl. Lippert, Culturgeschichte II, 242). Es bedarf wenig Nachdenkens, um zu erkennen, daß auch das Weihwasser und jede Lustration auf demselben Boden erwachsen ist.

[2]) In Virchow's Sammlung von Vorträgen, N. F., 10. Serie Nr. 226, 1875.

Digitized by Google

den zur Zeit der Dämmerung beobachtete. Durch den einfachsten poetischen Vergleich, der das Leben in aufdämmernder Schönheit, mittägigem Glanze und abendlichem Dahinscheiden versinnbildlichte, befestigte die mythische Phantasie in den Religionen der Welt sogar den Glauben, daß das Land der abgeschiedenen Seelen im fernen Westen oder in der Unterwelt gelegen sei. Wie tief der Mythus des Sonnenunterganges in die menschlichen Lehren über die zukünftigen Dinge eingegangen war, wie der Westen und die Unterwelt durch bloße Analogie der Einbildungskraft zum Lande der Todten wurde, wie die bekannten wachen Trugbilder der wilden Poesie in hochangesehene Dogmen classischer Weisen und moderner Heiligen übergehen können — alles dies wird durch die Fülle von Beispielen bewiesen, die wir hier aus dem weiten Gebiet der Cultur vorführen" (Tylor, Anfänge II, 47). Dieselbe Localisirung findet, um ein fernliegendes Analogon anzuführen, auch z. B. in Polynesien statt, wo die Seelen in Neuseeland auf dem stürmischen Cap der nördlichen Insel nach einem westlich gelegenen Springstein sich flüchten, Reinga, um hier, wie es in Samoa heißt, von Etage zu Etage herunterzusinken (vgl. Bastian, Zur Kenntniß Hawai's S. 56) oder sie müssen ihren letzten Lauf im rasenden Tempo über Korallen und spitzes Gestein beginnen, um rechtzeitig mit der Sonne am Eingange zur Unterwelt anzukommen (Bastian, Verbleibsorte der Seele S. 25) [1]). Bei der durchweg sinnlichen, nur auf das unmittelbar Anschauliche gerichteten, praktisch-nüchternen Sinnesart der meisten Naturvölker niederer Stufe, denen zunächst alle sittlichen und ästhetischen Ideale völlig unfaßbar sind, wie jeder unbefangene Verkehr seitens der Europäer genügend gezeigt hat, wird es endlich nicht überraschen, wenn diesen Vorstellungen über ein zukünftiges Leben der wesentlichste Sporn unserer Weltanschauung abgeht, nämlich die Idee einer Vergeltung und sittlichen Zurechnung. Wo sich in der That solche Motive, wenn auch nur sporadisch, finden (so z. B. in einigen finnischen Sagen), darf man wohl mit Grund eine spätere, meist christliche Beeinflussung vermuthen. Erst höhere Culturstufen zeitigen die uns geläufige Anschauung; als ein Beispiel streng sittlicher Unbestechlichkeit wird meist das egyptische Todtengericht angeführt, allein Letourneau hat auf eine ältere volksthümlichere Vorstellung hingewiesen, welche erst später durch eine andere Richtung in den Hintergrund gedrängt ist [2]). Daß anderseits auch bei den Naturvölkern und anscheinend

[1]) Bastian sagt: „Die Todtenseelen Polynesiens ziehen zum Sprungstein jedesmaliger Insel, nach Westen hin, nach Westen gehen die Seelen Brasiliens, nach Gulchenam westwärts (in Chile), nach westlicher Höhle Popoguſſo (in Virginien), nach Westen aufwärts (bei den Irokesen), nach Westen hin schwimmend (auf Fiji)" (l. c. S. 54).

[2]) Ursprünglich ist auch hier die Seele nur ein Abbild des Körpers mit rein physiologischen Bedürfnissen, die sorgfältiger Pflege und Wartung bedarf, von einer sittlichen Vergeltung im Jenseits, die später die Grundlage der ganzen Religion und Mythologie wurde, noch keine Spur (vgl. Sociologie S. 254 ff.).

Digitized by Google

ohne Uebertragung und Verpflanzung sich die frappantesten Parallelen mit Speculationen der höchst gesteigerten Cultur finden (wiederum ein deutliches Zeichen für die socialpsychische Einheit des Menschengeschlechts), ist ja bekannt; hier mag es genügen, auf die Uebereinstimmung bezüglich der Präexistenz der Seele und ihrer Vereinigung mit dem irdischen Körper zwischen der griechischen Philosophie und insonderheit Platos und den Eweern an der Westküste Afrikas zu verweisen; aus einem Stadium mythischer Vorexistenz, Nodsie, wird die Seele auf die Erde entsendet, um sofort bei der Geburt durch das Horoskop befragt zu werden, bis sie von der materiellen Hülle befreit wieder zu ihrer himmlischen Heimath, nach der sie sich sehnt, zurückkehren kann (vgl. Bastian, Verbleibsorte S. 50). Im Ganzen aber muß man daran festhalten, daß die Moral in unserem Sinne ein sehr spätes Entwicklungsproduct ist, wenn man nicht Alles auf den Kopf stellen und von einem fictiven Stadium ursprünglicher Reinheit und Unschuld ausgehen will. Selbst der Ahnencult, diese mächtigste Triebfeder der Religion, ist anfänglich durchaus nicht, wie noch gelegentlich behauptet wird, von idealen Motiven der Pietät beherrscht, sondern von dem überall maaßgebenden animistisch-dämonologischen Gedanken, etwaigen Schaden der abgeschiedenen Seele durch Ceremonien und Riten abzuhalten. Mit diesem uralten Beweggrund, den man übrigens unbedenklich religiös nennen darf, verquickt sich unmittelbar das sociale Moment — der Verehrung eines mächtigen Stammeshäuptlings [1]).

Ethnologisch genommen gehören, wie erst schon angedeutet, Cultus und Religion so eng zusammen, daß sie öfter schlechterdings nicht von einander getrennt werden können; in der That bei nur sehr wenigen Naturvölkern tritt die äußere Seite, die irgendwie social geregelte offizielle Bethätigung und Bekundung der religiösen Empfindung nicht mit dem üblichen Gepränge demonstrativ hervor: Meist ist es umgekehrt, und schon der so wichtige Stand der Priester sorgt dafür, daß den Riten und Ceremonien überall die gebührende Aufmerksamkeit zu Theil wird. Verstehen wir (ganz allgemein gesprochen) unter Religion alle Gefühle, die auf das Erreichen eines idealen, über den bestehenden gegenwärtigen Zustand hinausgreifenden Daseins sich beziehen, so ist der Cultus die Verehrung dieser Mächte, welche jene Realisirung aller dieser Wünsche und Bestrebungen zu bestimmen haben (vgl. Wundt, Ethik S. 41). Deshalb begreift es sich von selbst, daß für diese naive Perspective die praktische Stellung des Naturmenschen zu seinen Göttern geradezu entscheidend ist; ohne diese Bedingung würde für ihn die Religion ihren Halt und Stützpunkt verlieren. Die Orientirung über dies weite Gebiet erfolgt am zweckmäßigsten in doppelter Weise, zu-

[1]) Das tritt z. B. sehr unverkennbar bei den Polynesiern hervor, die wir freilich, wie schon bemerkt, nicht zu den gewöhnlichen Naturvölkern rechnen dürfen (vgl. Moerenhout, Voyages I, 417).

Digitized by Google

nächst werden wir die einzelnen Objecte angeben, auf welche sich eine wie immer im Einzelnen beschaffene Verehrung bezieht, und zweitens die Hauptformen und Mittel derselben kurz erörtern.

In erster Linie ist der Baumcultus zu nennen, echt animistischen Ursprungs, wozu sich auch noch, wie Schurtz vermuthet (Völkerkunde S. 88), praktische Nützlichkeitsrücksichten gesellt haben mögen (vgl. im Allgemeinen Bastian, Der Baum in vergleichender Psychologie, Zeitschr. f. vgl. Sprachwissenschaft und Volkspsychol. V, 287 ff., Lubbock, Entstehung der Civilisation S. 240 ff. und Lippert, Culturgesch. II, 380 ff.). Fast bei allen Rassen finden wir auf bestimmten Entwicklungsstufen diese Anschauung, die wiederum wohl mit dem Ahnencult zusammenhängt; meist sind es nämlich mythische Ahnen, die dann zu Göttern werden, denen irgend ein solcher Baum als Sitz ihrer Macht und Thätigkeit zugeschrieben wird. Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien (einschließlich Polynesien) zeigen die Spuren dieses Cultus derart, daß manche Forscher denselben nebst der Schlangenverehrung für die älteste religiöse Form erklärt haben. „Der Baumdienst herrschte ehemals in Assyrien, Griechenland, Polen und Frankreich. Der in Persien übliche Homa- oder Somacultus ist vielleicht ebenfalls hier zu erwähnen; Tacitus berichtet von den heiligen Hainen Deutschlands, und die englischen sind ebenfalls bekannt. Im 8. Jahrhundert sah sich Bonifacius veranlaßt, eine heilige Eiche zu fällen, ja noch bis vor Kurzem ward ein mit Unterholz bewachsener Eichstamm am Loch Siant auf der Insel Skye für so heilig gehalten, daß Niemand es wagte, auch nur einen ganz kleinen Zweig abzuschneiden, und in Liefland soll der Eichcultus noch gegenwärtig ausgeübt werden. Von den alten Letten wurden ebenfalls Bäume angebetet, und de Brosses leitet das Wort Kirk, welches zu church (Kirche) abgemildert ist, von quercus, Eiche, ab, welche Gattung als besonders heilig geachtet ward. Die Lappländer beteten ebenfalls Bäume an. Gegenwärtig herrscht der Baumcultus in ganz Central-Afrika, im Süden von Egypten und der Sahara" (Lubbock, Urgesch. Zeit S. 241). Selbst bis in den jeglichem Animismus feindlichen Buddhismus hat sich noch der ursprüngliche Baumcultus hineingerettet; denn auch hier spielt der Bodhi-Baum, der durch einen Geist bewohnt ist, eine wichtige Rolle. Sehr weit verbreitet ist sodann der Steincultus [1]). Wie der roh zusammengeworfene Steinhaufe auf den Gräbern Polynesiens oder die kunstvoll geschichtete Pyramide in Egypten oder in Mexico oder endlich die Topa in Indien überall an das Grab und den Tod anknüpft, so werden auch die Steine als solche zum Sitz der Gottheit und erfahren dann meist eine freilich noch häufig recht ungeschickte künstlerische Behandlung. Ob es der Stein ist, mit dem in Assam jeder Todte gekennzeichnet wird, oder der

[1]) Vgl. Bastian, Der Steincultus in der Ethnographie, Archiv für Anthropologie 3, 1 ff.

Digitized by Google

berühmteste aller arabischen Steine, jener in der Kaaba eingemauerte vorislamitische, oder der egyptische Obelisk oder endlich irgend ein anderer Malstein, z. B. die so oft angeführten Fetischbilder von der Osterinsel, immer leuchtet der eigentliche dämonologische Gedanke wieder durch: Es ist die Verkörperung eines göttlichen Ahnen und später eines Gottes, den es mit bestimmtem Ceremoniell zu ehren gilt. Selbst die classischen Völker wußten ja in ihren frühesten Entwicklungsstadien, wie Pausanias bezeugt, noch davon zu erzählen. Womöglich noch verbreiteter, besonders für den religiösen Dienst, ist das Holzbild, das wir ja ebenfalls bei den Griechen als Vorläufer der späteren erhabenen Marmorstatuen antreffen; Indianer, Polynesier, Indier, Neger u. s. w. liefern ein nicht minder reichhaltiges Material hierzu, ja vielleicht vermuthet Lippert nicht mit Unrecht in unseren Rolanden als Repräsentanten des Weichbildes der Städte einen Ausläufer dieses ursprünglichen Fetischismus (Culturgesch. II, 379). Eine sehr breite Basis nimmt sodann in Mythologie und Cultus das Wasser an, das von göttlichen Wesen bevölkert gedacht wird, sei es der erdumschließende Okeanos oder ein wichtiger Strom des betreffenden Landes. Während die großen Naturerscheinungen in ihrem gesetzlichen Verlauf verhältnißmäßig erst spät die Aufmerksamkeit des Naturmenschen erregen, beschäftigt sich seine Phantasie, soweit es die geographischen Bedingungen gestatten, schon viel früher mit den Veränderungen, die das feuchte Element in seinen wechselnden Verhältnissen (Ebbe, Fluth u. s. w.) hervorruft. Auf diesem basiren deshalb, erklärt Bastian, in psychologischer Consequenz verschiedene Schöpfungstheorien, die mannigfaltige Wege einschlagen können, um die Entstehung des Landes aus dem Wasser zu erklären. Auf den polynesischen Inseln, wo man an vulcanische Eruptionen gewohnt war, spricht man auch von einem plötzlichen Auffischen des Landes durch einen Gott [1]), im Allgemeinen aber wird die Hervorbildung unter den Uebergangsformen allgemeiner Ausbreitung erscheinen, wo man das Wasser langsam abfließen sieht, um größere und immer größere Strecken des Festlandes trocken zu legen. Bei der Nothwendigkeit, in diesem Proceß einen festen Punkt zu fixiren, an den sich die Vorstellungsreihen als Halt anheften können, kam man am natürlichsten auf den Vogel, als ein unabhängig von Wasser und Erde existirendes Geschöpf, das deshalb beim Kampfe beider eine dominirende Rolle zu spielen vermochte" (Vorstellungen von Wasser und Feuer, Zeitschr. f. Ethnologie I, 375). Und die Motive dieses Glaubens bestimmt der Altmeister nach einer vierfachen Richtung: („1. die Furcht vor dem heimtückischen Element, das jeden Augenblick unerwartet Gefahr bereiten kann, und daraus folgend, eine Scheu, dasselbe zu beleidigen, die schließlich bis

[1]) So besonders in Polynesien der Gott Tangaloa, vgl. Fornander, The Polynesian Race I, 65; über die Moa-Vögel, die hier häufig vorkommen, vgl. z. B. Bastian, Heilige Sage der Polynesier S. 128, 149 u. A.

Digitized by Google

zu dem Extrem einer völligen Wasserenthaltung (besonders für den äußerlichen Gebrauch) führte. 2. Im nothwendigen Gegensatz zu den vorhergehenden, in inneren Widerspruch auslaufenden Consequenzen finden wir die Betonung der reinigenden Eigenschaften des Wassers unter Anempfehlung des Bades, das nicht nur den Körper von seinem Schmutz befreien, sondern in heiligen Ceremonien auch die Seele läutern kann, sowie segnend auf alle Existenzen organischer oder anorganischer Natur im Sprengen des Weihwassers einzuwirken vermag. 3. Der Eindruck des aus fernen, dem Niederländer unbekannten Quellen herströmenden Flusses verknüpft denselben leicht mit dem eingewanderten Stammvater der Anwohner oder macht in philosophirenden Theorien über die Weltschöpfung das Wasser zum ursprünglich productiven Element, wobei zugleich ein ästhetisch gestimmter Nationalsinn die sonst schädlichen und boshaften Wassermächte in liebliche und wohlthuende Wesen verwandeln wird. 4. Das murmelnde Geräusch des lebendig strömenden Wassers tönt weissagende Orakelstimmen dem begeisterten Sinn, während zugleich aus spiegelnder Fläche auf das Auge jene Scheinbilder treffen, in denen prophetische Wasserschau Enthüllungen der Zukunft zu erblicken vermag." Einer ähnlichen weiten Verbreitung hat sich der Feuercultus zu erfreuen, namentlich auf den Stufen höherer Entwicklung, wo ein dichterischer Schwung die ursprünglich rohen Vorstellungen idealisirt und verklärt. Das classische Alterthum mit seinem ethisch so ungemein werthvollen Herdcult der Hestia und Vesta, unsere arische Vorzeit, wie sie sich in den Veden und in dem Zendavesta widerspiegelt, ist dafür ein leuchtendes Zeugniß, aber die sühnende Kraft des Feuers war auch einfachen Steppenbewohnern nicht unbekannt. Unter allen Erscheinungen der Natur, schreibt Bastian, mußte das Feuer den gewaltigsten Eindruck auf den Naturmenschen machen, gerade weil es durch sein periodisches Auftreten und Erlöschen sich dem Vertrautwerden durch Gewohnheit entzog. Je nach der Berücksichtigung seiner wohlthätigen und nützlichen oder seiner verheerend schrecklichen Eigenschaften hatte es unter zwei Wandelungen in der Mythologie zu erscheinen, die sich auch durch alle verfolgen lassen. Indem man in allgemeiner Uebersicht die Gegenstände der anorganischen Natur unter Erde, Wasser und Luft vertheilte, das Feuer sich aber in keine dieser Rubriken einordnen ließ, ist dieser chemische Prozeß der Verbrennung fast durchgehends als ein Element aufgefaßt und den vorhergehenden angereiht worden. Das Lebendige, wenn als solches verstanden, wurde separat classificirt, hatte aber auch mitunter die Zufügung des fünften Elementes im Aether zur Folge, während es sonst mit dem nicht der Erde allein angehörigen Feuer in nähere Verbindung trat" (a. a. O. S. 426). Einen eigentlichen Gestirncultus können wir bei den Naturvölkern, wenigstens auf den unteren Entwicklungsstufen, selten beobachten, so üppig sich auch die Mythologie gerade in Beziehung auf die Sonne bei den ackerbautreibenden Völkerschaften, die begreiflicher

Digitized by Google

Weise an ihr ein dringendes Interesse besitzen, entfalten mag (vgl. im Allgemeinen Bastian, Verehrung der Himmelskörper, Zeitschrift für Ethnologie IV, 359 ff. und Lippert, Culturgeschichte II, 434). Sobald aber die Sterne im Ahnencult als Sitze der Seelen Abgeschiedener betrachtet werden, stellt sich auch eine dementsprechende Verehrung ein, wie ja noch für das rationalistische China der Himmel vom Kaiser eines officiellen Cultus sich zu erfreuen hat (vgl. Langegg, Krypto-Monotheismus in den Religionen der alten Chinesen, S. 19). Auch der Mond und die plötzlich auftauchenden Meteore genießen, genau genommen, keine ständige Verehrung; nur bei Mondfinsternissen und etwa beim Auftauchen von Sternschnuppen wird die abergläubische Phantasie der Naturvölker, die dort vielfach Ahnenseelen localisirt (vgl. v. d. Steinen, Naturvölker, S. 514), für eine Zeitlang durch jene Erscheinungen in Anspruch genommen. Der Zauberer hat alle Mühe anzuwenden, um den normalen Verlauf der Dinge wieder herzustellen. Ueber den für die Jägervölker so maaßgebenden Thiercultus haben wir schon bei Gelegenheit des Totemismus gesprochen (vgl. außer den angeführten Schriften noch Bastian, Das Thier in seiner religiösen Rolle in Religions-philos. Probleme auf dem Felde buddhistischer Psychologie II, 52 ff.). Hier finden wir in der That einen vollständig ausgebildeten Gottesdienst, der völlig vom Fetischismus beherrscht ist und anderseits, wie schon angeführt, sich auf den Ahnencult stützt. Ausschlaggebend ist, wie wir sahen, die ursprüngliche Wesensgleichheit zwischen Mensch und Thier, woraus ein sympathetisches, religiös gefärbtes Verhältniß erwächst, das dann die Grundlage des ganzen so weit verzweigten Cultus wird. Die anfängliche reale Verkörperung der Gottheit wird allmählig zu einem bloßen Symbol, das man aber nicht an den Anfang der Entwicklung stellen darf. Im Uebrigen kommen wir noch gleich in der Uebersicht über die Entwicklung mythologischer Ideen darauf zurück.

Der Cultus zerfällt nun, als Handlung betrachtet, in Gebet, Gelübde und Opfer. So wichtig uns der geistige Austausch zwischen Mensch und Gottheit für die Religion zu sein scheint und so oft wir auch bei Völkern verschiedenster Abkunft Anrufungen überirdischer Mächte antreffen, so kann man doch nicht von einer Universalität des Gebetes sprechen; doch darf man immerhin das Fehlen desselben als Ausnahme bezeichnen. Je weiter die Gesittung sich der ursprünglichen Rohheit entringt und je kräftiger sich ein erblicher Priesterstand entwickelt, um so wirksamer ist auch dieser animistische Zauber, der freilich Anfangs noch völlig materialistisch gefaßt wird und erst auf sehr späten Culturstufen einen wirklich ethischen Charakter annimmt und in psychologischer Weise zu einer Gemüthserhebung sich umgestaltet. Es handelt sich bei den Naturvölkern gewöhnlichen Schlages um irdische Bereicherung an Hab und Gut, Vieh und Land und entsprechende Schädigung des Feindes; dieser Bitte fügt sich dann logisch ein bestimmtes Gelübde oder ein Opfer an (vgl. das Detail bei Tylor, Anfänge II, 366 ff.).

Digitized by Google

Erst später tritt die speculativ-mystische Bedeutung des Gebetes zu Tage, auf die Lippert mit Recht aufmerksam macht (vgl. Culturgeschichte II, 459); es ist der durch die Priester systematisch betriebene Cultus des Wortes, dem wir z. B. in Egypten, in Rom, bei den Juden und vor Allem bei den Indern und Persern begegnen [1]). An diese Vorstellungen schloß sich nun ganz consequent die Uebernahme von Fasten und Gelöbnissen, um die Götter geneigter zu machen, die Wünsche des Menschen zu erhören. Der erfinderische Sinn der Zauberpriester hat eine ganze Reihe solcher Verpflichtungen und Entsagungen dem trotzigen und übermüthigen Naturmenschen aufzuerlegen gewußt, bis zu den schmerzhaftesten Kasteiungen hin. Die in Westafrika gebräuchlichen Quirilles wiederholen sich mit einigen Variationen überall, bis in das Juden- und Christenthum hinein, und bilden einen sehr wesentlichen, häufig blutig-ernsten Hintergrund des gesammten Cultus [2]). Wir begnügen uns, auf einige typische Beispiele, die Bastian beibringt, hinzuweisen: „In Loango wurden alljährlich eine bestimmte Anzahl von Männern, Frauen und zwölfjährigen Kindern von dem Oberpriester der Gangas dem Fetisch des Maramba, der dem König stets vorangetragen wurde, geweiht. Sie mußten mehrere Tage in einer dunklen Hütte fasten und wurden entlassen mit der Warnung, ein strenges Stillschweigen während acht Tagen zu beobachten. Brachen sie dies nicht trotz aller Quälereien, die angewendet wurden, um sie wankend zu machen, so führte sie der Ganga vor das Götzenbild, und indem er ihnen auf die Schulter einen halbmondförmigen Einschnitt machte, hieß er sie schwören bei dem aus der Wunde fließenden Blut, dem Maramba für immer treu zu sein. Er verbot ihnen dann den Genuß bestimmter Fleischspeisen, legte ihnen das heilige Tabu [3]), die Erfüllung bestimmter Gelübde auf und hing ihnen als Zeichen der Einweihung eine mit Reliquien angefüllte Büchse um den Hals" (San Salvador S. 86 und 205). Selbst die rohesten Stämme, wie die Jagas, unterwarfen sich willig diesen Prüfungen. Ganz besonders sind diese Gelübde und Fasten an den großen Wendepunkten

---

[1]) Von der asiatischen Erfindung des Gebetsrades und der Gebetsmühlen bei den praktischen Chinesen war schon oben die Rede; eine minder vollkommene Stufe dieser Systematik ist der bekannte Rosenkranz, der aber gleichfalls, wie so vieles Andere, dem Buddhismus nicht fremd ist; ja es ist umgekehrt höchst wahrscheinlich, daß er erst im Mittelalter in mohamedanische und christliche Länder kam (vgl. Tylor, Anfänge II, 373 und Lamairesse, L'empire Chinois, Paris 1893 S. 386 ff. und Koeppen, Religion des Buddha II, 319).

[2]) Wohl mit Recht hat Lippert die jüdische Blutlösung und ähnliche Sitten auf diesen Grundgedanken zurückgeführt, der übrigens auch in manchen classischen Sagen hervortritt (Lippert, Culturgeschichte II, 319 ff.).

[3]) Ueber diese polynesische, social höchst wirksame Einrichtung (auch Kapu genannt) vgl. Fornander, The Polynesian Race I, 113, Moerenhout, Voyages I, 531, Rienzi, Océanie II, 34, Bastian, Zur Kenntniß Hawaiis S. 36, 37, 48 und meine Schrift: Ueber Mythologie und Cultus von Hawaii S. 55 ff.

Digitized by Google

des menschlichen Daseins üblich, wenn es sich um Krankheit und Tod handelt, und es gilt, die bösen Dämonen von der Beute fortzuscheuchen. Aber auch an der bedeutsamen Stufe, wo der Jüngling in die Reihe der wehrfähigen und vollberechtigten Männer eintritt, bei Anlaß der Pubertätsweihen entfaltet sich die Macht dieses animistischen Gedankens zu voller, ungeschwächter Höhe; häufig erst nach den furchtbarsten Martern [1]) (wobei die Beschneidung gar nicht einmal so nennenswerth ist) wird ihnen, römisch zu sprechen, die toga virilis zu Theil. Auch die Mädchen müssen sich häufig nach der ersten Menstruation schmerzhaften Prüfungen unterziehen. Bisweilen eröffnen sich auch wohl die Landesfürsten durch Abhaltung solcher Feste, für die es seitens der Betheiligten großer Beisteuern bedarf (sie müssen sich förmlich einkaufen), ergiebige Einnahmequellen, so in Bomma (vgl. Bastian, Fetisch, S. 68 ff.). Damit ist auch wohl die weitere Vorstellung von einer geistigen Wiedergeburt verknüpft, was Bastian so schildert: „Der große Fetisch lebt im Innern des Buschlandes, wo ihn Niemand sieht und ihn Niemand sehen kann. Wenn er stirbt, sammeln die Fetischpriester sorgfältig seine Knochen, um sie wieder zu beleben, und ernähren sie, damit er auf's Neue Fleisch und Blut gewinne. Es ist aber nicht gut davon zu sprechen. Im Lande Ambamba muß Jeder einmal gestorben sein, und wenn der Fetischpriester seine Calabasse gegen ein Dorf schüttelt, so fallen diejenigen Männer und Jünglinge, deren Stunde gekommen ist, in einen Zustand lebloser Erstarrung, aus dem sie gewöhnlich nach drei Tagen auferstehen. Den aber, welchen der Fetisch liebt, führt er fort in den Busch und begräbt ihn in dem Fetischhause, oftmals für eine lange Reihe von Jahren. Wenn er wieder zum Leben erwacht, beginnt er zu essen und zu trinken, wie zuvor, aber sein Verstand ist fort, und der Fetischmann muß ihn erziehen und selbst in jeder Bewegung unterweisen, wie das kleinste Kind. Anfänglich kann das nur durch den Stock geschehen, aber allmählig kehren die Sinne zurück, so daß sich mit ihm sprechen läßt, und nachdem seine Ausbildung vollendet ist, bringt ihn der Priester seinen Eltern zurück. Dieselben würden ihn selten wiedererkennen ohne die ausdrückliche Versicherung des Fetizeros, der ihnen zugleich frühere Ereignisse ins Gedächtniß zurückführt. Wer die Procedur der Wiedergeburt in Ambamba noch nicht durchgemacht hat, ist allgemein verachtet und wird bei den Tänzen nicht zugelassen" (San Salvador, S. 82) [2]). Den letzten Rest dieser feierlichen, mit dem ganzen Nimbus der Religion umgebenen Weihen haben wir in culturhistorischen Zuständen im Ritterschlag. Daß jene Loslösung aus dem ursprünglichen Bereich mütterlicher Pflege und

[1]) Bei den Basuto dürfen die Knaben während der Beschneidung am Altar weder reden noch lachen, noch die Zähne zeigen. Weitere Einzelheiten berichtet Bastian, Naturwissenschaftliche Behandlung S. 138, für Afrika vgl. Fetisch S. 68.

[2]) Andere Beispiele für diese mystische Verwandlung bei Bastian, Der Fetisch S. 73 und Naturwissenschaftliche Behandlung der Psychologie S. 139 ff.

Digitized by Google

Obhut aber immer unter Klagen und Jammern der Frauen stattfand, erklärt sich von selbst.

Der stärkste Druck auf die Götter wurde endlich nach animistischer Weltanschauung durch die Opfer ausgeübt, und um gleich den Gipfelpunkt dieses Ritus zu nennen, durch das Menschenopfer, indem entweder Andere der Gottheit geweiht wurden oder sich der Mensch selbst ihr zu eigen gab. Denn hier handelt es sich um ein Geschenk, das auf der andern Seite eine entsprechende Gegenleistung erzwingt, es ist also letzten Endes ein regelrechter Vertrag, der unter Beobachtung aller religiösen Förmlichkeiten zwischen den Contrahenten (natürlich unter Mitwirkung des Priesters) abgeschlossen wird. Ursprünglich wird der Gottheit irgend Etwas, meist eine Speise oder ein Trank, unmittelbar zum Geschenk angeboten, so daß diese sich auch der Gabe bemächtigt und dieselbe verzehrt, eine Vorstellung, die noch weit in die Stufen vorgeschrittener Gesittung hineinreicht; später idealisirt sich diese Anschauung wenigstens insofern, als es nur ein gewisses geistiges Element ist, das die Gottheit würdigt, während die concrete Materie unberührt zurückbleibt. Blut, Dampf, Rauch, Feuer u. s. w. spielen nach animistischer Psychologie dabei eine entscheidende Rolle. Der ganze Ahnen- und Todtencult hat hier wie zugleich die Idee, durch solche Opfer die schädliche Wirksamkeit böser Geister abzuwehren, ihren adäquaten Ausdruck gefunden, der geradezu, ob in gröberer oder in feinerer Weise, in allen Religionen der Erde zu beobachten ist. Das Menschenopfer, dessen wir schon früher gedachten — nach unzweideutigen Berichten und ebenso unverkennbaren Rudimenten einst ungemein weit verbreitet, vielleicht geradezu universell —, die vielfachen Ablösungen durch Kinderopferungen, Gefangenendarbieten und andere blutige Ceremonien bis zu den bloßen symbolischen Andeutungen stammen aus dieser gemeinsamen Quelle. Thiere bilden überall den Uebergang zu jenen Nachbildungen, wie z. B. ja die Brahmanen sich schließlich darauf beschränken, statt der wirklichen Opfer nur Gestalten aus Mehl und Butter darzubringen, oder wie man in Mexiko an Stelle der früheren gräßlichen Menschenschlächtereien — aber genau unter Beobachtung des früheren Ritus — aus den Bildern von Teig das Herz herausnahm, den Figuren den Kopf abschnitt und die zerlegten Stücke verzehrte (vgl. Tylor, Anfänge II, 407 und überhaupt Lippert, Culturgeschichte II, 275). Wir können dies weitverzweigte Gebiet hier nicht ausführlicher besprechen, sondern müssen uns mit diesen Andeutungen ganz allgemeiner Art begnügen. Nur auf einige auch in höherer Cultur noch erhaltene bedeutsame Rudimente dieser ursprünglichen Idee vom Menschen als unmittelbarem Gegenstand des Opfers wollen wir noch im Vorbeigehen aufmerksam machen. Dahin gehören die Reinigungsopfer der Juden und die Hingabe des Blutes an Jehovah, die römischen und griechischen Ablösungsmythen (z. B. die versuchte Opferung der Iphigenie oder die der Mania in Rom dargebrachten Mohn- oder Lauchköpfe), das so weit ver-

Digitized by Google

breitete Blutlassen, Ohrendurchstechen, die Namenritzungen der Gottheit auf die Haut, die Blutbundreste bei Germanen und Römern u. s. w. Den Endpunkt aber dieser ganzen Opferidee stellt das dar, was Tylor die Entsagung, den Verzicht des Menschen zu Gunsten der Gottheit nennt: „Wenn das Opfer für die Gottheit in ein ceremonielles Ueberlebsel übergeht, so wird es nach dieser Theorie doch beibehalten, obwohl es keinen praktischen Sinn mehr hat, und trotz der wachsenden Ueberzeugung, daß die Gottheit das Alles nicht bedarf und keinen Nutzen davon zieht, und der Opferer beurtheilt immer noch seine Wirksamkeit nach den Kosten, die es ihm verursacht. Aber diese Entsagungstheorie für die Darstellung der ursprünglichen Absicht beim Opfern zu halten, heißt die historische Entwicklung von unten nach oben kehren. Die bloße Thatsache, daß die Opfer für die Gottheit, von der niedersten Stufe bis zu den höchsten Stufen der Cultur, zu neun Zehnteln oder mehr aus Nahrungsmitteln und heiligen Mahlzeiten bestehen, spricht nachdrücklich genug gegen die Ursprünglichkeit der Entsagungstheorie" (a. a. O. S. 398).

Für den Cultus ist der Priester oder Zauberer eine unentbehrliche Persönlichkeit, und um so bedeutsamer, je mehr häufig ursprünglich der Gottesdienst aus einem weitschichtigen Apparat von Ceremonien und Riten sich zusammensetzt. Die Grundzüge dieses Standes (vgl. im Allgemeinen Lippert, Geschichte des Priesterthums) sind trotz aller verschiedenen Namensbezeichnungen überall so einfach und übereinstimmend, daß eine kurze Erörterung genügt. Nach animistischer Weltanschauung, wo der Tod ein Werk schadenfroher, feindlicher Dämonen ist, muß der Priester nothwendiger Weise auch zugleich Arzt, Medicinmann sein, und so ist denn seine Aufgabe eine doppelte, den Verkehr mit der Gottheit zu vermitteln und dadurch eben auch über Leben und Gesundheit der Stammesgenossen zu wachen. Wo irgendwie von einer über den blödesten Aberglauben und unzusammenhängende mythologische Vorstellungen hinausgreifenden Religion die Rede sein kann, finden wir deshalb auch Priester, und es ist nicht gerade wahrscheinlich, daß die gegentheiligen Nachrichten (z. B. meint Lubbock, den Neuseeländern fehlen dieselben, Entstehung der Civilisation, S. 311) auf verläßlichen Beobachtungen beruhen. Es ist vor Allem kein Opfer denkbar ohne diese Mittelsperson, einerlei ob wir es schon mit förmlichen Priesterschulen zu thun haben, wie sie vielerwärts bestehen, mit einem auf den Besitz seiner übernatürlichen Kenntnisse eifersüchtigen und dieselben in erblicher Tradition bewahrenden Stande, oder nur mit einzelnen durch lebhaftes Naturell und scharfe Auffassung vor Anderen befähigten Individuen, die dann auch meist Häuptlinge sind. Es ist deshalb nicht unmöglich, daß die ältesten Herrscher, wie Post meint, die Fetischpriester sind (Grundriß der ethnol. Jurisprudenz I, 440); denn in der That sind ursprünglich geistliche und weltliche Macht, die wir erst in einer mehr oder minder scharfen Isolirung kennen, in einer Hand vereinigt. Als Zauberer ist er im Besitz

Digitized by Google

aller derjenigen wunderbaren Fähigkeiten, die ihm seinen Ruf verschaffen, und die er natürlich auch bei den relevanten Gelegenheiten — oft unter starkem persönlichem Rifico — zu zeigen verpflichtet ist. Die Heilung der Kranken [1]), Beschwörung und Bannen böser Geister (Exorcisation), das Citiren der Verstorbenen, das Verrichten von Wunderthaten, für Afrika besonders das Regenmachen u. s. w. sind solche Proben seiner Kunst, die je nach dem Ausfall seine Autorität erhöhen oder schwächen. Zeigt er sich unfähig, so muß er durch Ordale sich reinigen und seine übernatürliche Berufung darthun, oder er verfällt der rächenden Volksjustiz, die dann in ihm einfach einen gemeinen Betrüger züchtigt. Wie tief uns übrigens noch heute, trotz aller Naturwissenschaft und Empirie auf allen Gebieten, jener uralte Spiritismus im Blute steckt, das zeigt die unerwartete und noch mehr ungeahnt schnelle Verbreitung dieses Glaubens in unseren Tagen (vgl. Bastian, Die Seele indischer und hellenischer Philosophie in den Gespenstern moderner Geisterseherei). Der Kampf aber des wahren Priesters mit einem höllischen Rivalen, der in dem Dualismus, wie wir früher gesehen haben, eine so hervorragende Rolle spielt, ist gelegentlich schon bei den Naturvölkern vorgebildet. So sagt Bastian: „Der Ganga oder Priester, dessen Weihe stets auf Schwierigkeiten stößt, tritt erst in zweiter Linie nach dem Endoxe hervor und wird geradezu für einen abtrünnigen Endoxe erklärt." (Deutsche Expedition, II, 162.) Im Lauf der Zeit aber wird der Priester der berufene Hüter der mythologischen und theogonischen Ueberlieferungen, er zieht sich eine Schule heran, der Stand wächst zu einer Kaste aus, die es an politischer Autorität oft den Königen gleich thun. Kommt nun gar noch die specifische Idee einer göttlichen Incarnation in dem Vertreter der göttlichen Macht auf Erden hinzu, wie es bei dem Dalai Lama in Lhassa für den Buddhismus und im Papst für unsere katholische Kirche der Fall ist, so wächst seine Macht in's Grenzenlose, sofern wenigstens noch die naive Weltanschauung des Animismus stark genug ist, diesen ganzen complicirten Bau zu tragen.

Der dritte organische Bestandtheil dessen, was wir vom Standpunkt der Völkerkunde Religion nennen, ist die Mythologie, kosmogonische und

---

[1]) Es ist sehr wohlfeil, sich über derartige Manipulationen einfach mit dem bequemen Ausdruck Charlatanerien hinwegzusetzen; vielmehr wäre es der Mühe werth, dem nachzuspüren, woher es kommt, daß trotz vielfacher Unfähigkeit und Unkenntniß doch manche und selbst schwere Operationen und Curen gelingen. Bartels sagt: „Wir finden in der Medicin der Naturvölker ein absonderliches Gemisch von Unverstand und überlegtem Handeln, von falschen Voraussetzungen und logischen Folgerungen, von Aberglauben und Gespensterfurcht und von praktischen Fähigkeiten Einzelner. Beherrscht auch die Dämonologie scheinbar ihr gesammtes medicinisches Können, so stoßen wir doch auch anderseits auf manche gute Kenntnisse und Maaßnahmen. Die genaue Bekanntschaft mit der sie umgebenden Pflanzenwelt, die richtige Beurtheilung ihrer Heilwirkungen wird uns vielfach von den Naturvölkern gepriesen" (Medicin der Naturvölker S. 311).

Digitized by Google

theogonische Ueberlieferungen der verschiedensten Art, verbunden mit einer mehr oder minder hervortretenden Naturverehrung. Das Gebiet dehnt sich in's Unendliche vor unseren Blicken aus, schon wenn wir nur die hauptsächlichsten Culturvölker, also etwa Egypter, Akkadier, Chaldäer, Chinesen, Griechen, Römer, Germanen, Slaven 2c. im Auge haben; und nun gar, wenn wir unsere Untersuchung auf die für die Ethnologie doch in erster Linie in Betracht kommenden Naturvölker ausdehnen! Gerade dies ist aber der wichtigste Punkt für die richtige Stellungnahme zu all' den Problemen, die der Lösung harren. Die bisherige Erklärung und Deutung mythischer Erzählungen hat viel zu einseitig — was sich nur aus dem Umstande ableiten und entschuldigen läßt, daß die vergleichende Sprachwissenschaft zuerst in größerem Maaßstabe eine Vergleichung ähnlicher und gleichartiger Sagen vornahm — speciell die indogermanische Sprachfamilie bevorzugt und nur sehr gelegentlich scheue Seitenblicke auch auf andere ethnographisch und sprachlich nicht verwandte Völkerschaften geworfen. Typisch ist in dieser Hinsicht die Ueberraschung, die Max Müller bei den völlig unerwarteten Parallelen empfand, die sich ihm zwischen den Märchen der Zulus [1]) und unseren eigenen unabweislich aufdrängten. Wie ist das möglich, wo doch sowohl der sprachliche Zusammenhang völlig versagt, als auch anderseits, wie der große Sprachforscher selbst zugiebt, nicht ohne Weiteres eine Entlehnung angenommen werden kann? Es war aber überhaupt völlig falsch [2]), den Naturcultus, wie er die Veden kennzeichnet, als den Anfangspunkt der mythologischen Entwicklung zu bezeichnen und Gefühle und Stimmungen einer erst viel weiter vorgeschrittenen Cultur der primitiven Menschheit zuzuschreiben. Man kam fast dazu, die ganze Mythologie als eine geistreiche, dichterisch erhabene Paraphrase der großen Naturerscheinungen aufzufassen, für die man dem Naturmenschen ohne Weiteres ein tiefes und inniges Verständniß zuschrieb. Diese Verkehrung des wahren Verhältnisses (vgl. auch Wundt, Ethik, S. 52 ff.), daß man als den Anfang des ganzen Processes eine bloße Fiction setzt (freilich im Gewande dichterischer Idealisirung), die angeblich allmählig für das gewöhnliche Volk eine (allerdings recht schwer bestimmbare) Realität angenommen habe, stellt sich so recht drastisch heraus, wenn wir über den Kreis der indogermanischen Cultur hinaus die Naturvölker aufsuchen, um hier an der Quelle die Entstehung des Mythus zu studiren, wenn man auch nicht (schon um der Lückenhaftigkeit des Materials willen) gerade die allerniedrigsten Stämme auszusuchen braucht (vgl. Tylor, Anfänge der Cultur I, 316 ff.).

---

[1]) Schon der Missionar Bleek hatte auf die Uebereinstimmung unseres Reineke Fuchs mit einem afrikanischen Pendant hingewiesen, vgl. M. Müller, Essays II, 186 ff.

[2]) Vgl. zur Orientirung einen Aufsatz des Verfassers: Max Müller und die Völkerkunde, Ausland 1891 Nr. 27, S. 521 ff.

Digitized by Google

Nach animistischer Grundanschauung, die jeder mechanischen Weltauffassung von Herzen gram ist, ist die ganze Außenwelt vom strahlenden Himmel an bis zu den unscheinbarsten Bestandtheilen der anorganischen Natur herunter belebt, d. h. schärfer ausgedrückt der Sitz von Geistern. Es würde uns von vorneherein den richtigen Blick beirren und verderben, wenn wir von einer bloß anthropomorphischen Beseelung ausgingen, als einer mit Absicht vorgenommenen, willkürlichen, bewußten Umdichtung realer Verhältnisse. Ja, wenn man sich in den Gedankengang primitiver Menschen hinein versetzt, so kann diese Auffassung gar nicht anders erfolgen als unter diesem Gesichtspunkte, der aber, um es noch einmal zu sagen, einen vollständigen naiven Realismus in sich schließt. Das gilt in erster Linie zunächst von den Thieren, die ja so wie so durch ihr Wesen sich dem Naturmenschen als gleichartige, wenn auch in gewissem Sinne als minderwerthige Geschöpfe darstellen; bei ihnen, zu denen er in einem sei es freundschaftlichen, sei es gelegentlich feindlichen Verhältnisse stand, die er — besonders auf der Stufe des Jagdbetriebes — fortwährend zu beobachten gezwungen war, mußte diese anthropopathische Beurtheilung zuerst einsetzen. Wir erwähnten schon früher, als es sich um die Erklärung des Totemismus handelte, die instructiven Berichte, die wir v. d. Steinen über die Bakaïrí zu verdanken haben, die noch völlig unter dem Banne eines tiefgewurzelten Realismus stehen (vgl. Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens, S. 351 ff.). Die Hauptsache für unser schwer nachempfindendes Verständniß ist, daß wir uns ein für alle Mal klar machen, daß für den Indianer kein Unterschied irgend welch' nennenswerther Art, jedenfalls kein sittlicher, zwischen ihm und dem Thiere existirt; beide sind aus demselben Holz geschnitzt, nur daß der Mensch als schlimmer Concurrent sich eine gewisse Vorherrschaft im Lauf der Zeit, nicht ohne Anwendung von List und Gewalt, verschafft hat. Deshalb liegt es für den Ahnencultus auch so nahe, in den Thieren sowohl die Vorfahren des eigenen Stammes zu sehen, die dann mit ganz besonderer Scheu verehrt werden (so daß u. A. die Tödtung eines solchen Thieres nur, wie ja bekannt, unter den weitläufigsten Ceremonien und Entschuldigungen vor sich gehen kann), als auch die durch besonderen Zauber auch gegenwärtig sich vollziehenden Verwandlungen zu Repräsentanten irgend welcher Dämonen. Diese ursprüngliche Beziehung zu den Thieren ist so ausschlaggebend, daß auch die ganze übrige Naturbetrachtung nicht selten davon beherrscht wird. „Der Indianer (schreibt v. d. Steinen) betrachtet die Figuren am Himmel und sieht in ihnen Dinge, die er kennt. Der früher so nahe Himmel ist jetzt sehr, sehr hoch. Nur Vögel, die lange fliegen, können vielleicht dorthin gelangen; der Medicinmann ist dort im Augenblick, für ihn ist er nicht höher als ein Haus. Die Eigenschaften des Feuers werden himmlischen Körpern nicht zuerkannt. Die Sonne ist ein großer Ball von Federn des rothen Arara und des Tukan, dessen Gefieder ebenfalls prächtiges Orange und

Digitized by Google

Roth aufweist, der Mond ein Ball von den gelben Schwanzfedern des Webervogels, die der Bakaïrí im Ohr trägt. In der Regenzeit, wo die Tage lang sind, wird die Sonne von einer Schnecke, in der Trockenzeit, wo sie kurz sind, von einem Kolibri getragen; bekanntlich ist der Flügelschlag dieses Vogels so schnell, daß ihm das Auge nicht zu folgen vermag. Während der Nächte ist der Dienst der Thiere umgekehrt, in der Regenzeit schleppt der Kolibri und in der Trockenzeit die Schnecke den zugedeckten Sonnenball [1]) an den alten Ort zurück. Für die Phasen des Mondes geht der Bakaïrí von dem Vollmonde aus, wo wir den Ball ganz sehen. Zuerst kommt eine Eidechse, die wir den Rand entlang bemerken, um ihn mitzunehmen, am zweiten Tage ein gewöhnliches Gürtelthier und dann ein Riesengürtelthier, dessen dicker Körper uns die gelben Federn bald ganz verbirgt. Es ist zu bemerken, daß die Gürtelthiere eine gewölbte Form haben, Nachtthiere sind und bei Mondschein gejagt werden" (a. a. O. S. 357). Wenn nun die Thiere dort oben am Himmel anders aussehen, wenigstens einige, so sind sie verzaubert, verhext, aber es sind und bleiben Thiere mit ihren eigenartigen Charakteren, die sich dann selbstverständlich auch in bestimmten Erzählungen und Märchen, die man geradezu Stammesgeschichten nennen könnte, widerspiegeln [2]). Es verschlägt sachlich auch nichts, wenn statt dieser Repräsentanten geradezu Menschen für diese animistische Betrachtung der Sterne verwendet werden. Man spricht von den Sternen, erklärt Tylor, nicht wie von Persönlichkeiten, die nur in der Phantasie existiren, sondern schreibt ihnen persönliche Thätigkeit zu und behauptet sogar, daß sie einst auf Erden gelebt haben. Die australischen Eingeborenen sagen nicht nur, daß die Sterne im Gürtel und in der Degenscheide des Orion junge Männer seien, die einen Korrobori tanzen, sie behaupten, daß Jupiter, den sie Fuß des Tages (Ginabong-Bearp) nennen, ein Häuptling unter den alten Geistern gewesen sei, jener Rasse, die in den Himmel versetzt wurde, ehe der Mensch auf die Erde kam [3]). Die Eskimos begnügten sich nicht damit, die Sterne im Orionsgürtel die Verwilderten zu nennen und zu erzählen, wie sie als Seehundsjäger den Heimweg verfehlt hätten, sondern sie waren der Ansicht, daß alle Sterne in alter Zeit Menschen und Thiere gewesen seien, ehe sie in den Himmel kamen. So hatte es einen mehr als oberflächlichen Sinn, wenn die nordamerikanischen Indianer

---

[1]) Die Sonne wird nämlich jeden Abend mit einem großen Topf zugedeckt, der am Morgen wieder gelüftet wird.

[2]) Sehr anschaulich ist die Erzählung von Keri und Kame, den beiden Stammvätern der Bakaïrí; die Ahnensage wird hier zu einer Stammesgeschichte, natürlich auf dem Hintergrunde der Gestirnbeobachtungen: Ohne jenes sociale Moment würde aber, wenigstens nicht bei den brasilianischen Indianern, die Mythologie so üppig aufgeschossen sein. „Es machte den Eindruck," sagt v. d. Steinen, „als ob die Meteorologie noch ganz unbearbeitet sei" (a. a. O. S. 364).

[3]) Auch die Bakaïrí wohnten früher im Himmel.

Digitized by Google

die Plejaden den Tänzer nannten und den Morgenstern den Tagbringer; denn man erzählt bei ihnen Geschichten, wie die der Jowas von dem Stern, den ein Indianer in seiner Kindheit lange angeblickt hatte, und der einmal, als er müde und ohne Erfolg zum Jagen gegangen war, zu ihm herabkam und mit ihm sprach und ihn an einen Ort führte, wo viel Wild war. Die Kasias in Bengalen erzählen, die Sterne seien einst Menschen gewesen; sie kletterten auf den Gipfel eine Baumes (natürlich des Himmelsbaumes, der in der Mythologie so vieler Länder vorkommt), aber Andere hieben unten den Stamm ab, und sie blieben dort oben in den Zweigen" (Anfänge I, 286).

Für Nomaden, ganz besonders aber für ackerbautreibende Völker, mußte nun zu diesem ursprünglichen Ahnencult, der überall, selbst noch bis in die Zeiten vorgeschichtlicher Cultur in der Mythologie zu beobachten ist, die Verehrung der großen Naturkräfte, vor Allem der Sonne und dann des Mondes hinzutreten. War doch ihre ganze wirthschaftliche Existenz von dem Stand dieser Gestirne abhängig, das war eine Thatsache, die längst vor jedem phantasievollen, poetischen Naturcultus sich ihnen aufdrängte. Ist einmal (angeregt freilich durch rein praktische Motive) der Sinn für die Natur und ihr Leben erschlossen, so wird allmählig Alles in den Kreis dieser Betrachtung gezogen, die eben vom nüchternen Calcül des Alltagslebens aus, wie er für die Witterungserscheinungen am nächsten liegt, sich immer mehr zu einer idealen Auffassung verklärte. Besonders zieht gegenüber dem Normalen und Gesetzmäßigen das Plötzliche und ungeahnt Verderbliche die Aufmerksamkeit des Naturmenschen auf sich und beschäftigt seine abergläubige Phantasie. Gewitter, Meteorfälle, vulkanische Eruptionen, von Katastrophen wie Erdbeben und Sintfluthen ganz zu schweigen, finden sich deshalb vielfach als Gegenstand mythologischer Anschauung verwerthet. Hier steigt das trotz aller Abweichungen im Detail doch in den Grundzügen übereinstimmende Bild der großen mythologischen Naturverehrung und -Erklärung vor unseren Augen auf, wie es uns aus dem Leben gerade unserer indogermanischen Vorfahren, aus den Schilderungen des Rig-Veda, der Edda und Homer's (um nur die hauptsächlichsten Quellen zu nennen) ja genügend bekannt ist. Ratzel spricht in diesem kosmogonischen Sinne von einem Weltmythus, „dessen größter Gegensatz der von Himmel und Erde ist. Der Himmel[1]) tritt uns bald als solcher, bald als Sonne entgegen, oder die Sonne ist das Auge des Himmels; beide ersetzen einander: so, wenn bei den Südamerikanern an die Stelle des deutlichen Glaubens der Nordamerikaner an die Sonne als künftiges Heim der Seele der Glaube an den Himmel tritt. In der Schöpfung ist die

[1]) Einen ungewöhnlich zart angehauchten Mythus über das Verhältniß zwischen Himmel und Erde kennen die Maori (vgl. Grey, Polynesian mythology p. 1 ff., eine etwas andere Version bietet nach Manning Bastian, Heilige Sage der Polynesier S. 29 ff.).

Digitized by Google

Sonne die Gehülfin des Himmels. Die Erde steht beiden immer gleich gegenüber, ihre Geschöpfe sind untergeordnet, sie ist immer nur das eine Weib, mit dem der Himmel Alles zeugt, was ist, besonders die Menschen. Um Sonne, Blitz (Donnergott), Feuer, Vulkane und Erdbeben gruppirt sich auch die Vorstellung eines Schöpfungsgehülfen, der der Erde ebenso nahe kommt im Wandel der Sonne, im Zucken des Blitzes, im vulkanischen Ausbruch, wie der Himmel ihm ferne bleibt. Hephästos und Prometheus, Demiurg und bestrafter Feuerbringer, Beleber und Zerstörer, steht er im Mittelpunkt so manches Verehrungskreises, und der Himmel, der Allvater, tritt hinter ihm weit zurück. Die Maui-Mythen sind allgemein menschlich, nicht speciell polynesisch. Man könnte sie ebenso gut nach Loki nennen, der auch ein gelähmter Unterirdischer ist, oder nach Daramulun, dem Donnergott australischer Stämme, dessen Name wörtlich lautet, Bein auf einer Seite oder lahm, oder nach dem hottentottischen Tsuigoab, dem verwundeten Knie. Alle Mythen, und so auch sie, dürfen nicht entsprechend ihrer bald größeren, bald geringeren, bald dichteren, bald lockeren Verbreitung zur Grundlage von Schlüssen gemacht werden, die sich nur auf beschränkte Stammesverhältnisse beziehen: es wird genügen, wenn die charakteristischen Eigenschaften der Figur weiderkehren. Maui [1]) ist an einem Gliede gelähmt, wie Hephästos, und wohnt in der Erde; wenn die Südafrikaner an einen lahmen Gott in der Erde glauben, so ist er es; vervielfältigt tritt er uns sogar in einbeinigen Gnomen entgegen, die den in einer Höhle wohnenden Feuergott der Araucaner umtanzen. Die Wolkenschlange mit den Blitzen ist den Nahua die Schöpferin der Menschen, wie der Donnergott den Tarasco, wie der Ndengeh den Fidschianern; und dieser ist wieder eine Schlange, die mit dem Grunde der Erde verwachsen ist, und deren Bewegungen Erdbeben erzeugen. Und diese Schlange ist endlich der endlos variirte Drache Chinas und Japans" (Völkerkunde I, 54).

Die mythenbildende Kraft primitiver Völker, denen eine reiche Phantasie in all' ihrer Naivetät zu Gebote steht, umspannt die ganze Welt, Alles, womit sie mittelbar oder unmittelbar in Berührung kommen, von ihrer nächsten Umgebung an bis hinauf zum Sternenzelt. So sinnverwirrend diese Fülle auf uns wirken mag, so lassen sich doch zwei, allerdings nah verwandte Gruppen dieser mythologischen Naturauffassung — immer zugleich unter mehr oder minder stärkerer Betonung des Ahnencultus — unterscheiden, die wir noch in aller Kürze zu betrachten haben, es sind kosmogonische Sagen, solche, die es mit dem Entstehen der Welt, des Himmels, der Erde u. s. w. zu thun haben, und theogonische, welche

[1]) Ueber Maui vgl. Bastian, Heilige Sage S. 204 ff. und S. 215, Zur Kenntniß Hawaiis S. 73, S. 98 ff. (aus Grey geschöpft) und Oceanien S. 278 ff., ferner Tylor, Anfänge der Cultur I, 330 und 337 ff.

Digitized by Google

den Ursprung und die Entwicklung der Götter behandeln. Daß sich diese beiden Abtheilungen nahe berühren, versteht sich von selbst und ist durch die Natur der Sache, resp. den fortschreitenden Intellect, der die Veränderungen in der Außenwelt direct mit übernatürlichen Wesen in Verbindung bringt, bedingt. Ebenso bedarf es wohl keiner ausführlichen Begründung, wenn wir mit dieser Erörterung schon häufig in das Gebiet religionsphilosophischer Speculation übertreten, freilich einer solchen, wie sie eben dem primitiven Verständniß der Naturvölker entspricht. In den meisten Kosmogonien entwickelt sich die Welt (bisweilen in verschiedenen Perioden) aus einer Alles umschließenden Urnacht, aus einem Chaos oder grenzenlosen Abgrunde (auch wohl als Urmaterie oder Urwasser gedacht); das Chaos des Hesiod, das Ginnunga gap der Völuspa und das Po der Polynesier gleichen sich in dieser letzten Voraussetzung vollständig. Nun tritt aber meist sogleich die schöpferische Thätigkeit eines höchsten Gottes hervor, welche bei der nun folgenden Weltbildung wirksam wird, besonders wird ihm die Entstehung des Menschen zugeschrieben [1]). Höchst eigenartig lassen sich z. B. bei den Polynesiern diese beiden Strömungen beobachten, wo eine Version ganz entschieden eine gesetzmäßige Entwicklung aus jener Urnacht betont (in zehn Perioden), während eine andere an die Spitze die centrale Persönlichkeit eines erhabenen Gottes Tangaloa setzt. Dieser zerbricht das Weltenei (ein sehr häufig wiederkehrendes mythologisches Bild, so bei den Indern, den Orphikern und höchst wahrscheinlich auch bei den Egyptern) oder zieht die Erde an einer Schnur aus den Tiefen des Meers hervor. Allem Anschein nach ist aber bei der Ausbildung dieser Lehre über die schöpferische Kraft dieses erhabenen Gottes, der (freilich in mancherlei Verkleidungen und Nüancen) auf den meisten polynesischen Eilanden wiederkehrt, priesterlicher Einfluß geltend gewesen (vgl. im Uebrigen Bastian, Heil. Sage S. 13, Moerenhout, Voyages I, 419 und meine Schrift Ueber Mythologie und Cultus von Hawaii S. 18 ff.). Sehen wir aber auch von diesen schwierigen Problemen ab, die, wie schon angedeutet, vielfach nicht ohne Beihülfe einzelner scharfsinniger Denker behandelt sind, und überlassen wir somit lieber diese für den Volksglauben unzugänglichen Fragen esoterischer Priesterweisheit der Religionsphilosophie, so mußte sich doch Himmel und Erde im Allgemeinen, dann alle Wettererscheinungen im Besonderen der Phantasie und dem religiös erregten Gefühl als geeignete Objecte für ihre Verehrung aufdrängen [2]). Die unendlich ver-

[1]) Die von einer höheren Speculation und zugleich ethischen Motiven beherrschten Kosmogonien, wie die der Genesis, der Babylonier mit ihrem Gott Anu, der Inder mit Brahma, der Iranier mit Ormuzd oder gar dem abstracten Princip des Zervana akarana lassen wir hier absichtlich fort (vgl. Lukas, Grundbegriffe in den Kosmogonien der alten Völker, Leipzig 1893 S. 241 ff.).

[2]) Andere jenseits der landläufigen culturhistorischen Sphäre liegende Beispiele bei Tylor, Anfänge der Cultur I, 322 und Langegg, Krypto-Monotheismus S. 2 ff.

Digitized by Google

schiedenen Sonnenmythen, welche die einzelnen Veränderungen des mächtigen, lebenspendenden Gestirns mit der größten Umständlichkeit verfolgen, vom Morgenroth und Zwielicht an bis zum Versinken im Weltmeer oder dem Erlöschen im Todtenlande des Westens, diese hochpoetische Verklärung der Natur, die wir aber nicht nur bei den alten Ariern und Griechen, sondern z. B. auch bei den Polynesiern wiederfinden, dürfen wir hier wohl als bekannt voraussetzen. Auch auf die mannigfaltigen Einkleidungen des Mythus können wir uns nicht gut einlassen, wie die Sonne bald als Jungfrau erscheint, die von einem Ungethüm verschlungen wird, bald als ein Heros und streitbarer Held (so in den meisten indogermanischen und semitischen Sagenkreisen), bald nur als Auge des Gottes, z. B. des germanischen Odin u. s. w. Auch die übrigen Personificationen der Gestirne und Naturerscheinungen, so des Mondes, dem die Naturvölker besonders bei den Verfinsterungen gegen die Vergewaltigungen seitens der Dämonen zu Hülfe kommen, der Winde und Stürme u. s. w., wo sich übrigens jeder Zeit zu den bekannten Gestalten aus der griechisch-indisch-germanischen Mythologie die betreffenden Parallelen aus den Naturvölkern beibringen lassen, dürfen uns nicht länger in Anspruch nehmen, dies Alles gehört als Detail in eine specielle Geschichte der Mythologie. Uns kommt es nur auf die Grundzüge in der Entwicklung der Mythologie an; ist diese in der That ein organisches Product des menschlichen Geistes (von den absichtlichen Bildungen und Allegorien sehen wir völlig ab), so müssen sich auch demgemäß über alle Rassen und culturhistorischen Unterschiede hin, jedenfalls aber über die Grenzen sprachlicher Verwandtschaft übereinstimmende Normen trotz allem Wechsel im Detail nachweisen lassen. Diese enthüllen sich dem eindringenden Studium um so mehr, je weiter der Blick schweift und namentlich das vernachlässigte Material der Naturvölker herangezogen wird. Ueberall erzwingt der ursprüngliche Ahnencult, der wieder seinerseits auf dem Animismus steht, die mythologische Verarbeitung der Außenwelt in dem Sinne, daß die Phantasie die Vorgänge der Natur zu bestimmten Handlungen concreter Wesen umschafft, an deren leibhaftige Persönlichkeit sie gerade so felsenfest glaubt, wie irgend ein frommer Christ an das Evangelium oder ein überzeugungstreuer Buddhist an die Worte Gautamas. Die rein ästhetische Freude, das freie Schwelgen in der Verherrlichung der großen Naturgewalten ist unseres Erachtens immer erst ein späteres Product freierer, nicht durch Dämonologie gebundener Stimmung, das man nicht an den Anfang des Processes versetzen sollte. Nimmt aber das Denken einen größeren Anlauf, einen höheren Flug, so verläßt es den Bereich des unmittelbar Gegebenen, des concreten Falles und versucht sich zu einer allgemeineren Abstraction und Speculation zu erheben; es sinnt nach über den Anfang alles Seins und Werdens, es entsteht über und neben den einzelnen Göttern, mit denen der Naturmensch bislang sich abgefunden hatte, ein umschließender Ur-

Digitized by Google

grund oder gar eine centrale Persönlichkeit. Aber es ist durch sich selbst klar, daß hier immerfort klaffende Widersprüche zurückbleiben, deren Lösung manchmal auch einem energischeren Denken späterer Zeiten nicht gelingen will. Dann treten auch die Unzulänglichkeiten in den bis dahin mit voller Naivetät inbrünstig umfaßten und mit frommer Scheu verehrten Götterbildern immer greller hervor, es beginnt mit dem fressenden Skepticismus eine innere, unaufhaltsame Zersetzung um sich zu greifen, bis der ganze morsche Bau zusammenbricht. Der große Pan ist todt, dieser Trauerruf ereilt früh oder später jede Mythologie und sei sie noch so festgefügt. Wer aber einen wirklich tiefen Einblick in diese Wunderwelt gewinnen und ihre Gesetze verstehen will, das psychische Wachsthum, das sich darin bekundet, der muß sich aller Vorurtheile entschlagen und sich möglichst auf den Standpunkt des naiven Realismus zu versetzen suchen. Wir werden dann erkennen, sagt Tylor mit Recht, je mehr wir die mythischen Phantasien verschiedener Nationen vergleichen, um die gemeinsamen Grundgedanken, welche dieser Aehnlichkeit zu Grunde liegen, zu erfassen, daß wir selbst in unserer Kindheit an den Thoren des Reiches des Mythus gestanden haben. In der Mythologie ist das Kind in einem tieferen Sinne, als wir es gewöhnlich in der Phrase zu bezeichnen pflegen, der Vater des Mannes. Wenn wir so bei der Betrachtung der seltsamen Phantasien und der urwüchsigen Sagen niederer Stämme die Mythologie zugleich in ihrer bestimmtesten und rudimentärsten Form finden, so können wir auch hier wieder den Wilden als Repräsentanten der Kindheit des Menschengeschlechts in Anspruch nehmen. Hier gehen Ethnologie und vergleichende Mythologie Hand in Hand, und die Entwicklung der Mythen bildet einen constanten Theil der Entwicklung der Natur. Wenn wilde Rassen als die nächsten heutigen Repräsentanten einer frühesten Cultur die rudimentären mythischen Begriffe, welche sich von dort aus durch den ganzen Verlauf der Civilisation verfolgen lassen, in dem bestimmtesten und unveränderstten Zustande zeigen, dann ist es gerathen, so weit wie möglich am Anfang anzufangen. Die wilde Mythologie kann als Basis dienen, und aus ihr lassen sich die wilden Mythen höher civilisirter Rassen als Compositionen, die zwar aus gleichem Ursprung entsprossen, aber in künstlerischer Beziehung weiter ausgebildet sind, entwickeln (a. a. O. I, 280). Und der Ueberzeugung wollen wir hier am Schluß noch einmal Ausdruck verleihen, daß gerade die Betrachtung der großen mythologischen Ideen, wie sie sich in der Menschheit finden, die Nothwendigkeit einer umfassenden socialpsychologischen Perspective erweist; wer hier nur mit gegenseitiger Entlehnung und Uebertragung auskommen will (daß gelegentlich eine solche Einimpfung stattgefunden hat, schon durch die Berührung mit dem Christenthum, wäre sehr thöricht zu leugnen), der muß nothgedrungen zu den abenteuerlichsten historisch-geographischen Vermuthungen seine Zuflucht nehmen.

Digitized by Google

Wenn wir somit für den ethnologischen Standpunkt die Religion[1]) zugleich mit Cultus und Mythologie als untrennbares Ganzes auffassen und sie als Gemeingut der menschlichen Rasse betrachten (wobei es natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß bald dies Element, bald jenes stärker hervortritt), so nehmen wir von den eigentlichen schriftlich fixirten Weltreligionen völlig Abstand. Wir verstehen darunter den Brahmanismus und Buddhismus (nördlichen, südlichen, und den Jainismus, Confucianismus), Islam und Christenthum; das Judenthum und den Tâoismus, diesen und nun gar auf chinesischem Boden so befremdlichen, tiefsinnig metaphysischen Schößling müssen wir ebenso wie den auf einen dürftigen Rest zusammengeschmolzenen, ethisch höchst bedeutsamen Parsismus (Lehre des Zoroaster) von dieser Liste ausschließen, weil einige dieser Richtungen sich niemals eine über verhältnißmäßig enge Zahl hinausgreifende Schaar von Gläubigen zu erobern vermocht haben. Sie sind (so der Tâoismus und Parsismus), von diesem rein quantitativ abwägenden Standpunkt aus betrachtet, selbst zur Zeit ihrer höchsten Blüthe doch nur Secten geblieben[2]). Jene großen Weltreligionen aber, die jeder zu einer bestimmten Zeit der Weltgeschichte eine bestimmte Färbung verliehen haben und noch bis auf den heutigen Tag für einen großen Bruchtheil des Menschengeschlechts die führende Macht geblieben sind, gehören unseres Erachtens nicht mehr — wenigstens nicht im Detail — in die Grundzüge der Völkerkunde, sondern in die allgemeine Culturgeschichte, oder will man eine speciellere Rubrik, in die Religionsgeschichte, resp. Religionsphilosophie. So flüssig immerhin auch die Grenzen zwischen diesen beiden Gebieten sein mögen, so thut man doch gut, die Ethnologie nicht noch mit dieser schwerwiegenden Aufgabe zu belasten; die höchsten und edelsten Culturblüthen, zu denen diese Religionssysteme gehören, müssen ebenso wie z. B. die Entfaltung des Kunstsinnes in der griechischen Plastik oder in der italienischen Malerei von diesem umfassenden Rahmen der ethnologischen Darstellung ausgeschlossen werden[3]). Eventuell könnte man mit Ratzel dies Bild so abschließen, daß man nach dem für uns maaßgebenden Werthmesser, nämlich nach der sittlichen Bedeutung ein Schema der religiösen Entwicklung aufstellt; aber es versteht sich von selbst, daß damit für die psychologische Erklärung und Deutung der großen mythologischen Ideen, die in ihnen zum Ausdruck gelangen, Nichts gewonnen ist (vgl. Völkerkunde I, 57).

[1]) Wenn man hier eine Trennung eintreten lassen wollte, so könnte man etwa sagen: Religion (im engeren Sinne) bedeutet Erhebung des Gefühls und Gemüthes, Cultus Verehrung übersinnlicher Mächte, Mythologie Bildung kosmogonischer und theogonischer Sagen; aber eben alle drei Theile greifen unmittelbar in einander über. Die eigentliche ethische Betonung der Principien fällt hier von selbst weg.

[2]) Vgl. die allgemeine Orientirung bei Max Müller, der acht Religionen des Ostens aufzählt, Natürliche Religion S. 530.

[3]) Höchstens kann man mit Schurtz ganz allgemeine Züge der großen Volksreligionen zugleich mit Angabe ihres numerischen Bestandes entwerfen (Völkerkunde S. 95).

Digitized by Google

Wenn die Ausbreitung des Christenthums endlich noch immer auf so hartnäckige, um nicht zu sagen unüberwindliche Schwierigkeiten stößt, so ist daran begreiflicher Weise nicht allein die Mission selbst Schuld; aber einmal ist nicht zu leugnen, daß dieselbe gegenüber der faßlicheren und der Sinnlichkeit zugänglicheren Lehre des Islam (z. B. besonders bei vielen Negerstämmen) einen sehr schweren Stand hat, und zweitens tritt mit der Annahme des Christenthums meist auch eine schwerwiegende wirthschaftliche Veränderung ein, die häufig nicht rechtzeitig vorhergesehen ist, so daß nun auch eine sociale Lockerung des ursprünglichen Gefüges Platz greift, die meist von verhängnißvollen Folgen begleitet ist. Verarmung, Rückgang der Bevölkerung u. s. w. statt des gehofften Aufschwunges stellen sich ein und gleichen so nicht selten den bei Einzelnen hervorgerufenen sittlichen Fortschritt wieder aus. Daß außerdem thörichter Fanatismus und bornirter Unverstand Schaden genug, selbst eventuell bei allem gutem Willen, anzurichten im Stande ist, versteht sich von selbst. Auch hier wird man nicht von augenblicklichen, blendenden Erfolgen sich viel versprechen, sondern die wahre, durchgreifende Besserung nur von jener langsamen, organischen Befruchtung und Wechselwirkung zwischen dem einheimischen Volkscharakter und der ihn allmählig durchdringenden Religion erwarten dürfen. Mit dieser Amalgamirung der ethnischen Originalität ist freilich für die Völkerkunde die Bedeutung des Typus und seines psychischen Wachsthums vernichtet.

3. Recht und Sitte.

Wir haben schon früher (vgl. S. 277 ff.) den Ursprung des Rechts, soweit er vom inductiven Standpunkte der Völkerkunde aus überhaupt festzustellen ist, erörtert und damit auch den so nahen Zusammenhang desselben mit der Sitte berührt; wir können uns deshalb an dieser Stelle kürzer fassen und dafür einen Blick auf die Entwicklung der socialen Normen im Rechtsleben der Völker werfen.

Auf den niederen Stufen der Gesittung sind Recht und Sitte noch völlig gleichartig und ungeschieden[1]; die Sitte, das für einen bestimmten ethnischen Complex, einerlei zunächst wie groß, geltende, meist auch mit religiösem Nimbus umkleidete Herkommen beherrscht den Naturmenschen nach allen Richtungen so vollständig, daß es in der That auch gar keines weiteren Zwangsmittels bedarf, um subjective Gelüste und Empfindungen zu bändigen. Deshalb müssen auch Ausschreitungen und Uebertretungen dieser durch die Sitte aufgestellten Grundsätze und Anschauungen direct als Rechtsbrüche gelten, wie das sehr klar aus den Consequenzen der Blutrache zu ersehen ist. Dieselbe bezeichnet überhaupt sehr anschaulich den

[1]) Vgl. Wundt, Ethik S. 106: „Die gesammte Rechtsordnung steht lediglich unter dem Zwange der Sitte."

Digitized by Google

Uebergang der verschiedenen Momente, der sich hier vollzieht; denn es liegt hier eine uralte, anscheinend auf friedensgenossenschaftlicher Stufe allgemeine Sitte vor, die mit unzweideutiger Nothwendigkeit die Sühnung des begangenen Frevels von irgend einem Bluts- resp. Stammesverwandten erheischt. Das Herkommen erzeugt die Verbindlichkeit, das Recht und Gesetz, das damit zu einem unumstößlichen Fundament der ganzen socialen Organisation wird. Wie weittragende Folgen diese Anschauung nach sich ziehen muß, kann man schon aus dem einen Umstande entnehmen, daß die Blutrache ursprünglich, als eigentlicher Geschlechterkrieg, unsühnbar ist; Compensationen treten erst in verhältnißmäßig später Zeit auf [1]). Nur aus diesem Gesichtspunkte heraus ist es verständlich, daß ja auch Recht und Sittlichkeit einen völlig relativen Charakter tragen. Todtschlag, Raub, Diebstahl, die Behandlung der Alten, Frauen und Kinder u. s. w. richtet sich in ihrer Beurtheilung eben nach dem jeweiligen Stande der socialen Entwicklung überhaupt. Wir können sagen, bemerkt Tylor, daß das Gebot: Du sollst nicht tödten von allen Menschen anerkannt wird, nur ist die Art und Weise, wie es befolgt wird, eine sehr verschiedene. Bei vielen Völkern wird die Tödtung eines Menschen einfach als ein Beweis der Tapferkeit gepriesen. So durfte ein junger Siouxindianer nicht eher die Feder in seinen Kopfschmuck stecken, als bis er einen Menschen getödtet hatte. Eher erhielt er nicht den Titel eines Tapferen oder eines Kriegers und eher verstand sich kaum ein Mädchen dazu, ihn zu heirathen. Ein junger Dajake auf Borneo konnte kein Weib bekommen, bevor er den Kopf eines erlegten Feindes beigebracht hatte. Ebenso mußte ein Nagakrieger in Assam erst einen Schädel oder einen Scalp nach Haus bringen, bevor er das Recht hatte, tätowirt zu werden und ein Weib zu nehmen, ein Recht, auf das er vielleicht schon Jahre lang gewartet hatte. Die Trophäe brauchte nicht von einem Feinde zu stammen, im Gegentheil, sie durfte durch die niederträchtigste Verrätherei erworben worden sein, nur durfte das Opfer nicht dem eigenen Stamme angehören. Trotzdem galt bei den Sioux der Todtschlag als ein Verbrechen, ausgenommen wenn Blutrache vorlag, und bei den Dajaken wurde der Mord bestraft (Anthropologie S. 497) [2]). Weil eben das Recht seiner ganzen Entstehung nach, schon längst vor einer schriftlichen Fixirung, social bedingt ist und sich als die durch Instinct und Ueberlieferung verursachte sociale Norm des ethnischen Lebens erklärt, kann auch anfänglich durchaus

[1]) Vgl. Post, Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz I, 226 ff. Da die Blutrache als Pflicht aufgefaßt wird, so unterliegt auch demgemäß eine Tödtung auf Grund dieser Verpflichtung in der Regel nicht ihrerseits wieder einer Ahndung.

[2]) Vgl. die früher so citirte Sammlung von Beispielen bei Post, Bausteine I, 60 ff. Ueber die Blutrache insbesondere vgl. noch Post, Grundriß der ethnolog. Jurisprudenz I, 226 ff. und Tylor, Anthropologie S. 501 ff.; in Betreff der Identität von Recht und Sitte vgl. noch Post, Grundlagen S. 31.

Digitized by Google

nicht von einem Gegensatz zwischen Sitte und Recht, der unsere Cultur vielfach so empfindlich trifft, die Rede sein. Die Individualität als solche im Unterschied zum umgebenden gesellschaftlichen Milieu ist noch so wenig ausgebildet, daß eine besondere Abzweigung des rechtlichen vom sittlichen Bewußtsein sich noch nicht oder wenigstens kaum bemerkbar vollzogen hat. Erwägt man eben, daß auf jenen Stufen primitiver Gesittung der communistische Typus nach allen Richtungen hin entscheidend ist (das gilt, wie wir gleich sehen werden, auch ganz besonders vom Eigenthum), so ergiebt sich von selbst, daß in diesen Horden der individuelle Factor, wie man sich wohl ausdrückt, d. h. die subjective Persönlichkeit des Einzelnen noch von verschwindender Bedeutung ist. Daß auch in diesen kleinen Verbänden Störungen und Spannungen nicht fehlen, denen umgekehrt Ausgleiche entsprechen, versteht sich von selbst. Die eben erwähnte Blutrache stellt eine solche Compensation dar, und auch sonst finden wir schon die Anfänge eines keimenden Proceß- und Strafrechtes. Sehr häufig wird der Fall eintreten, daß irgend eine Frevelthat, ein Todtschlag z. B. ebenso einen Racheact unmittelbar nach sich zieht, oder es greift die Machtbefugniß eines Häuptlings oder einer anderen Instanz (z. B. der Geheimbünde) ein. Dieses Schwanken zwischen den ursprünglichen Instincten einer Kraftbethätigung und den freilich öfter noch recht unklaren und schwachen Empfindungen, die im Menschen durch die Beschränkung seiner Individualität seitens der socialen Organisation erregt werden (Herbart würde von einer Hemmungsgröße in diesem Processe reden), hat Post so geschildert: „Wenn der einzelne Mensch, dem ein Unrecht geschieht, oder welcher wahrnimmt, daß einem anderen Menschen ein Unrecht geschieht, entrüstet wird, und in ihm eine Rachebegehrung auftaucht, welche zur Rachethat führt, wenn nicht andere Motive hindernd in den Weg treten, so empfindet er die Störung des Gleichgewichtes in einem socialen Verbande, welche durch das Zurückdrängen seiner Individualität oder der Individualität eines anderen Menschen über die ihm oder diesem durch die Ordnung eines socialen Verbandes gewährleistete Sphäre erzeugt wird, und das Streben nach einem Ausgleichsacte, welches jede solche Störung im socialen Verbande erzeugt, mit. Ebenso stellt sich ihm, wenn die Neigung in ihm auftaucht, die sociale Ordnung zu durchbrechen und die ihm gewährleistete Sphäre zu überschreiten, sein Gewissen mit dem Affect der Furcht entgegen, indem das Gesammtleben des socialen Verbandes sich gegen die Gleichgewichtsstörung sträubt und ein Gegenmotiv gegen die individuell-biologischen Neigungen des Einzelnen schafft. Hat der einzelne Mensch dennoch eine Missethat begangen, so tritt wieder das Streben des socialen Verbandes nach einem Ausgleich der Gleichgewichtsstörung in der Seele des Missethäters als Affect der Reue und als Sühnebegehrung zu Tage, und erst mit dem Ausgleichsacte, mit welchem mechanisch das gestörte Gleichgewichtsverhältniß wieder hergestellt wird, tritt auch in der Seele des Missethäters

Digitized by Google

das correspondirende Gefühl der Beruhigung ein" (Grundlagen S. 11). Es ist kein Gegenbeweis gegen diese psychologische Construction, wenn man erwidert, daß eine solche Ueberlegung und Erwägung von Motiven und Verpflichtungen in jenen Urzeiten noch nicht stattgefunden haben könne, wo überhaupt logische Abstractionen noch keine Rolle gespielt hätten. Eine völlig klare Abwägung der gegentheiligen Momente hat sich natürlich nicht vollzogen, aber es wäre unseres Erachtens nicht minder einseitig und unpsychologisch, wenn man sich diesen ganzen Vorgang ohne jede Beziehung auf das betreffende Individuum geschehen denkt, um dessen That es sich handelt. Mag die Furcht z. B. vor einer etwaigen Rache oder Strafe auch nur ein ziemlich unklares und dumpfes Gefühl sein, vorausgesetzt werden muß sie auf jeden Fall, soll nicht letzten Endes die ganze Zergliederung in der Luft schweben, indem man völlig von einem Bewußtsein abstrahirt [1]).

Vergegenwärtigen wir uns in groben Umrissen das Bild der primitiven Geschlechtsgenossenschaft, wie wir es früher an der Hand von Post entworfen haben (vgl. S. 282 ff.), so ragt aus dem unterschiedslosen Chaos der durch gleiche Abstammung, Sprache, Cult und Recht eng verbundenen Stammesgenossen meist die Gestalt eines durch besondere Vorzüge ausgezeichneten Häuptlings hervor. Die Stellung und die Befugnisse dieses primus inter pares schwanken freilich ungemein; häufig ist das ganze Institut nur ein rein thatsächlicher Zustand ohne jede rechtliche Verbindlichkeit nach ein oder der anderen Seite hin. Reichthum, Macht, kriegerische Berühmtheit und Waffenfertigkeit sind entscheidende Momente, und sobald diese Vorzüge verblassen, vergeht und verschwindet auch die Autorität des Häuptlings von selbst. Den Uebergang zu dem erblichen Häuptling- und Königthum bilden die Wahl-Häuptlinge und -Könige, die entweder ad hoc oder wohl auch auf Lebenszeit gewählt werden, wobei sie doch jeder Zeit abgesetzt werden können. Die Competenzen dieser Fürsten zeigen die größten Verschiedenheiten und Extreme; während ihnen bald absolut keine Machtvollkommenheit zusteht und sie nur eine gewisse religiöse Verehrung genießen, ist umgekehrt mancher Häuptling und König mit ab-

---

[1]) Die Arten dieses Ausgleiches näher zu verfolgen, ist hier nicht der Ort; nur ganz allgemein möge darauf hingewiesen werden, daß man außerdem unterscheidet die genaue Compensation der Talion, die Friedloslegung, religiöse Sühnacte wie Menschenopfer, wogegen wieder das Asylrecht ein Schutzmittel gewährt (vgl. Post, Grundriß II, 235 ff.). Auch die anderweitigen Ausgleiche des gestörten Gleichgewichtes durch das Proceßverfahren, sowohl durch das zauberpriesterliche (Gottesurtheile und Ordale, Eidesproben ꝛc.), wie durch den weltlichen Proceß können hier nicht weiter besprochen werden (vgl. ebenfalls Post, l. c. S. 454 ff.). Bei jener Ermittelung ist selbstverständlich der uralte animistische Grundgedanke maaßgebend, der übrigens noch weit in die eigentliche Culturgeschichte, wie so oft in diesem Falle, hineinreicht (vgl. Lippert, Culturgeschichte II, 589 ff.). Für uns Germanen liegt der Zweikampf als Gottesurtheil am nächsten.

Digitized by Google

soluter Souveränetät ausgestattet, gebietet schrankenlos über Leben und Tod, Gut und Blut seiner Untergebenen. Die ganze Rechtspflege bis auf den peinlichen Proceß und die Ertheilung resp. Vollziehung körperlicher Strafen und Züchtigungen untersteht ihm, die Verfügung über das Eigenthum, über den Handel, Verkauf von Waaren u. s. w. (vgl. Post, Grundriß I, 398 ff.). Zufolge der ursprünglichen communistischen Signatur der primitiven Geschlechtsgenossenschaften haften die Häuptlinge auch vielfach solidarisch für die Handlungen ihrer Unterthanen, ihre Vergehen und Schulden und müssen öfter die verwirkten Bußen selbst zahlen. Damit hängt ihre Verbindlichkeit für große sociale Schäden und Störungen zusammen, Hungersnoth, Theuerung, Regenmangel, unglückliche Kriege u. s. w., so daß sie auch, ähnlich wie die Zauberpriester und Fetischmänner, gelegentlich ihre verfehlte Mission mit dem Tode büßen. Oft überliefert der Herrscher beim Heranwachsen der Descendenten seinem erwachsenen Sohne sein Amt und zieht sich in die Ruhe des Privatlebens zurück, oder es tritt ein ernster Ringkampf zwischen beiden ein. Beim Tode eines Königs bricht auch wohl allgemeine Anarchie für eine Zeitlang aus (eine Sitte, die noch bis in historische Zeiten hinein z. B. in Persien bestand), nachdem der Verstorbene mit allem Pomp, der ihm zukommt, bestattet ist und seine sämmtlichen Frauen und Sclaven ihm in's Jenseits als Gefolgschaft nachgesendet sind.

Wie unmittelbar das Recht im Allgemeinen und die Structur irgend eines ethnischen Organismus mit der Sitte zusammenhängt, läßt sich auch an den verschiedenen Schichten und Ständen ersehen, die wir bei der herrschaftlichen Organisation überall auf Erden antreffen. Wie diese sich aufbaut auf dem Verhältniß zwischen Herren und Hörigen, so ist dies Stadium der Unfreiheit anderseits Wirkung der verschiedenartigsten Ursachen. In erster Linie ist hierfür der Krieg verhängnißvoll, der ja überhaupt für das sociale Leben der Naturvölker eine so hervorragende Rolle spielt; noch die verhältnißmäßig junge Eroberung Indiens durch die Arier und die Unterdrückung der einheimischen dunkelfarbigen Rasse ist dafür ein beredtes Beispiel. Oder es begeben sich in Zeiten großer Noth und Bedrängniß Personen oder gar ganze Familien ihrer Freiheit und Selbständigkeit und suchen den Schutz und die Obhut mächtiger Häuptlinge auf. Der Despotismus mit seiner brutalen Knechtung aller hülfloseren und schwächeren Existenzen ist ferner für weite Strecken unseres Erdballs (Afrika und Asien kommen hierfür besonders in Betracht) ein Fluch geworden. Endlich entwickelt sich aus der Schuldsclaverei sehr häufig eine mehr oder minder längere Hörigkeit, die auch erblich werden kann (vgl. Post, Grundriß I, 355 ff.). Hier kann man schon von einer nicht unerheblichen Differenzirung der ursprünglichen Gleichartigkeit der Bevölkerung sprechen; denn während wir anfänglich nur die Altersclassen finden, wie sie die Natur selbst vorgezeichnet hat, erheben sich hier schon über das Normalniveau der übrigen

Digitized by Google

Volksgenossen bestimmte Gruppen, mit mehr oder minder ausgeprägten socialen Vorrechten ausgestattet. Es ist der Adel, die Gliederung in bestimmte Stände und Berufsarten (was wenigstens häufig damit verbunden ist) — wobei Kriegsdienst und Priesterthum ihrerseits wieder eine wichtige Rolle spielen —, was wir als ein Product der herrschaftlichen Organisation ansehen dürfen. Häufig wird diese Kluft noch durch bestimmte Maaßregeln künstlich erweitert, resp. offen gehalten, vor Allem durch Heirathsverbote, bis mit dem Zerfall dieser Structur auch eine Zersetzung der Stände eintritt. Trotz des ausgeprägt demokratischen Zuges unserer Zeit und der fortwährenden Regeneration des Adels aus unteren Schichten sind auch gegenwärtig jene mittelalterlichen Schranken noch nicht verschwunden und überwunden. Dasselbe gilt von den Kasten, vielfach isolirte Sondergebiete im Staate selbst, die nicht selten mit weitreichender Machtbefugniß ihre Oberhäupter ausrüsten; durch Beanspruchung gewisser Gewerbe und Berufe, durch Ausschließung auch im Verkehr von Anderen wird diese Kluft nur noch mehr nach Außen befestigt. Für die Schärfe und Straffheit der Organisation selbst sorgen harte Strafen und Bußen, welche den Gliedern auferlegt werden, die härteste ist die Ausstoßung, namentlich wenn sie unwiderruflich ist (vgl. Post l. c. S. 441 ff.).

Ueberall, wo die landläufige, normale Justiz sich als zu schwach erweist, um die sociale Ordnung aufrecht erhalten zu können, finden wir Geheimbünde[1]), welche zur Erhöhung ihrer Bedeutung und Wirksamkeit den ganzen Apparat des Animismus und religiösen Aberglaubens sehr geschickt auszunutzen verstehen. Die früher schon behandelten Pubertätsweihen stehen mit diesen Organisationen in unmittelbarem Zusammenhang; denn sie enthalten die Vorstufe und Bedingung für die Aufnahme des Novizen in den Orden, die eben nur unter Voraussetzung, daß alle Prüfungen siegreich überstanden sind, mit dem ganzen schauerlichen Gepränge einer die Sinne betäubenden religiösen Feierlichkeit vorgenommen wird. Wie überall, so begründet auch hier die Natur die ersten Sonderungen und Unterschiede, wir treffen somit auch außer den Geheimbünden der Männer die entsprechenden von Frauen. Am bekanntesten sind die Cloebergölls der Pelau-Insulaner und der Frauenorden der Njembe in Südguinea, der sich in der That, wie aus folgender Schilderung hervorgehen dürfte, auch bei dem männlichen Geschlecht in Respect zu setzen weiß und seine Geheimnisse sorgsam hütet. „Die Frauen betrachten es als eine Ehre, zu der Gesellschaft zu gehören, und keine kann ohne Zahlung einer oft beträchtlichen Gebühr aufgenommen werden. Die Aufnahmeceremonie dauert oft mehrere

[1]) Vgl. meinen Aufsatz im Globus Bd. 64 Nr. 24 S. 385 ff., sonst Post, Grundriß I, 447 ff., Afrikanische Jurisprudenz I, 242 ff., Andree, Ethnographische Parallelen, N. F. S. 136 ff., Bastian, Deutsche Expedition an die Loangoküste II, 17, Der Papua, S. 184 ff., Oceanien, Vorr. S. 14 ff., Zur Kenntniß Hawaii's S. 68, Rechtsverhältnisse S. 383.

Digitized by Google

Wochen, und Mädchen von 10 oder 12 Jahren können zugelassen werden, wenn die Eltern die Kosten tragen. Während der Aufnahmeceremonie bemalen alle zur Gesellschaft gehörenden Frauen ihren Körper mit den phantastischsten Farben. Arme, Gesicht, Brust und Beine werden ganz mit roten und weißen Flecken bedeckt, die manchmal in Kreisen, manchmal in geraden Linien angeordnet sind. Sie begeben sich in regelmäßigem Zuge aus dem Dorfe in den Wald, wo alle ihre Ceremonien beim Klange einer halbmondförmigen Trommel stattfinden. Die Menge verbringt ganze Nächte in den Wäldern bei strömendem Regen. Eine Art von vestalischem Feuer wird hierbei angewendet, welches nicht ausgehen darf, ehe die Ceremonien beendet sind. Die Njembe erheben große Ansprüche und werden als Körperschaft von den Männern thatsächlich gefürchtet. Sie behaupten, daß sie Diebe entdecken und die Geheimnisse ihrer Feinde erforschen können, und sind der Gemeinde, innerhalb deren sie leben, vielfach nützlich oder gelten wenigstens beim Volke dafür. Ursprünglich war der Grund ihrer Einsetzung ohne Zweifel der, die Frauen vor harter Behandlung ihrer Ehemänner zu schützen, und da ihre Thaten stets geheimnißvoll betrieben werden und sie in dem Rufe stehen, Wunder thun zu können, so werden die Männer jedenfalls sehr oft durch die Furcht zurückgehalten, welche sie vor der Körperschaft als solcher haben" (Winterbottom, Nachrichten von der Sierra-Leone-Küste bei Bastian, Der Papua des dunklen Inselreiches, S. 181). In der Hauptsache aber handelt es sich hier um eine Vorbereitung zur Ehe, wie denn auch entsprechend den Pubertätsweihen der Jünglinge die Beschneidung hier vollzogen und lärmende Festlichkeiten gefeiert werden. Immerhin treten aber im Ganzen und Großen diese Vereinigungen der Frauen an Macht und Bedeutung hinter den entsprechenden Orden der Männer sehr zurück. Die Organisation derselben läßt bestimmte Stufen und Rangunterschiede — auch noch abgesehen von der Person eines mit außerordentlicher Machtfülle bekleideten Vorstehers — deutlich erkennen; außer allen anderen subjectiven Momenten kommt dabei noch die Abstammung und Geburt in Betracht und anderseits die durch Kriegsgefangenschaft verursachte Unfreiheit einzelner Mitglieder. Bastian giebt uns durch die ausführliche Beschreibung des an der westafrikanischen Küste sehr wichtigen Egboe-Ordens einen belehrenden Einblick in die Structur und Wirksamkeit dieses Instituts: „Der Egboe-Orden oder Efik (Tiger) ist in elf Grade abgetheilt, von denen die drei obersten Nyampa, Obpoko oder der Messinggrad und Kakunde für Sclaven nicht käuflich sind; andere Grade bilden oder bildeten der Abungo, Makaira, Bambimboko u. s. w. Der gewöhnliche Weg ist, daß Eingeweihte sich in die höheren Stufen nach einander einkaufen; das dadurch erlöste Geld wird unter die Nyampa oder Nampai vertheilt, die den inneren Bund bilden; dem König selbst kommt die Präsidentschaft zu unter dem Titel Eyamba. Jede der verschiedenen Stufen hat ihren Egboe-Tag, an welchem ihr Idem oder gespenstische Re-

Digitized by Google

präsentation eine absolute Herrschaft[1]) ausübt, wie sie die Römer dem Dictator in kritischen Zeiten übertrugen, und auch Glieder anderer Stufen des Egboe-Ordens, wenn er ihnen begegnen sollte, nicht mit Strafen verschont. Das Land befindet sich gleichsam in einem permanenten Belagerungszustande, der durch die Ueberzahl der Sclaven und Frauen nöthig wird, indem die traditionellen Gebräuche des alten Herkommens durch die regelmäßig einander folgenden Egboe-Tage und der damit verbundenen Proclamirung des Kriegsgesetzes beständig außer Kraft gesetzt und suspendirt werden ... Seine Entstehung soll der Orden der freien Egboes auf den Messen genommen haben, die auf einem großen Oelmarkt des Inneren (halbwegs zwischen dem Calabar und dem Cameroon) abgehalten werden. Da dort vielfach Unordnungen einrissen, der europäische Handel aber zur Aufrechterhaltung des Credites eine genaue Einhaltung der übernommenen Verpflichtungen erforderte, so bildete sich dies Institut als eine Art Hansa unter den angesehensten Kaufleuten zu gegenseitiger Wahrung ihrer Interessen und gewann später die politische Bedeutung einer Vehme, indem es die ganze Polizei in seinen Bereich zog. Die Könige suchen sich stets die Großmeisterschaft in diesem Orden zu sichern — übrigens gerade so wie unsere deutschen Kaiser im Mittelalter für die Vehme —, da ohne dieselbe ihr Ansehen zu einem Schatten herabsinkt. Europäische Capitäne haben es mehrfach vortheilhaft gefunden, sich in die niederen Grade einweihen zu lassen, um ihre Schulden leichter eintreiben zu können. Ein Mitglied der Egboe hat das Recht, den Sclaven seines Schuldners, wo immer er ihn finde, als sein Eigenthum zu beanspruchen, indem er eine gelbe Schleife an das Kleid oder Tuch desselben befestigt. Der Charakter eines Egboe wird selbst im Inneren noch geachtet und gefürchtet und giebt eine Unverletzlichkeit, wie sie für ausgedehntere Handelsspeculationen in Afrika durchaus nothwendig ist. Als Vorbereitung für ihre Aufnahme unter die freien Egboes werden am Cameroon die aufwachsenden Knaben für längere Zeit zu den Makoko, einem Buschvolk des Inneren, geschickt, bei denen sie nackend in den Wäldern leben und nur zeitweise, mit grünen Blättern behangen, hervorstürzen, um ein Bad im Flusse zu nehmen. Keine Frau und vor Allem keine Sclavin darf sich bei schwerer Strafe dem Walde nähern, wo sie sich aufhalten. Um einen Besuch, vorzüglich einen europäischen, besonders zu ehren, pflegt man am Cameroon die Egboe-Ziege vorzuführen, deren Anblick dem Volke sonst nur selten gestattet wird" (Rechtsverhältnisse S. 402).

Außer dem hier angegebenen mercantilen Zweck verfolgen die Ge-

---

[1]) Aehnlich so auf den Südseeinseln der Duck-Duck-Orden (vgl. Andree, Ethnogr. Parallelen N. F. S. 136 ff.) oder der mächtige und gefürchtete, freilich auch durch Ausschweifungen gröbster Art befleckte Bund der Aréois (vgl. Ellis, Polynesian research. I, 327 ff. und Bastian, Zur Kenntniß Hawaii's S. 68).

Digitized by Google

heimbünde noch manche andere Ziele; es ist vor Allem der Blutbann, die Ermittelung des Uebelthäters, welche auf dem Spiele steht, oder die Bedrohung mit exemplarischer Rache und Strafe, wenn irgend eine fehdelustige Völkerschaft die Waffen nicht niederlegen will (vgl. Post, Afrikan. Jurisprudenz I, 234) oder die Ueberwachung der Frauen und Sclaven u. s. w. (vgl. Bastian, Der Papua S. 180). Den ganzen geheimnißvollen Zauber erhalten aber diese Genossenschaften erst durch das magische Licht der Religion, so daß auf diese Weise ihre sociale Bedeutung in dem Bewußtsein des Volkes zu einer für uns kaum noch recht verständlichen Höhe heranwächst. Man braucht noch gar nicht einmal an die Mysterien und Geheimnisse der griechischen und egyptischen Schulen und Orden zu denken, bei denen die tiefsten Probleme der Lebensweisheit, wenigstens in esoterischer Behandlung, erörtert und womöglich gelöst wurden; der Ackerbau vielmehr, der mit seiner unmittelbaren Beziehung zum praktischen Leben diese Gedanken an das Werden und Vergehen in der Natur, das Reifen der Früchte, das Verscheuchen der bösen Geister, die Beschwörung des Regens u. s. w. nahe legte, wurde überall, je nach dem Naturell der betreffenden Völker verschieden, die große Geburtsstätte dieser periodischen Feierlichkeiten, die sich ja noch in rudimentären Resten (man denke an das bekannte Haberfeldtreiben im Innthal!) bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Dieser Mysticismus spielt auch in dem sympathetischen Rapport, der bei den meisten Geheimbünden zwischen dem Novizen und seinem Schutzherrn besteht (es ist die sog. Wahlbrüderschaft) eine große Rolle; solche Verbrüderungen werden auch wohl im Traume geschlossen, wie es denn auch vorkommt, daß Jemand im Schlafe seinen Wahlbruder zum Beistand anruft, wenn er sich in schlimmer Bedrängniß befindet (vgl. Bastian, Papua S. 207).

Ebenso wie wir die Anfänge eines Strafrechts, wenn auch in höchst primitiver Form — nämlich als Rache —, bis in die Urzeit zurückverfolgen können, ist dasselbe der Fall mit der Lehre von dem Eigenthum und vom Besitz. Es ist freilich richtig, wenn man sagt, es gebe kein schlechthin communistisches Volk auf Erden, aber trotzdem ist es unverkennbar, daß auf den Stufen primitiver Entwicklung das Collectiveigenthum eine viel größere Rolle spielt, als bei uns. Die Nutznießung des Landes, sagt Tylor, steht Allen zu, aber Keiner kann absoluter Eigenthümer desselben sein. Das einfachste Land- und zugleich Wildgesetz finden wir bei Völkern, die hauptsächlich von der Jagd und dem Fischfang leben. In Brasilien waren die Grenzen der Gebiete einzelner Stämme durch Felsen, Bäume, Flüsse und selbst künstliche Grenzmarken bezeichnet, und eine Ueberschreitung derselben beim Jagen galt für ein so bedeutendes Vergehen, daß der Schuldige unter Umständen auf der Stelle erschlagen werden konnte. Bei allen Völkern, die auf dieser Entwicklungsstufe stehen, hat Jedermann das Recht, innerhalb der Gränzen seines Stammes zu jagen, und das Wild

Digitized by Google

wird nur dadurch, daß er es erlegt, sein Privateigenthum. Wir finden hier also eine bestimmte Vorstellung eines gemeinsamen Eigenthumsrechtes auf das Land, welches der Gesammtheit des Volksstammes zusteht. Ebenso deutlich finden wir den Begriff des Familieneigenthums ausgeprägt. Die Hütte gehört der Familie oder der Familiengruppe, die sie erbaute. Wenn die Eigenthümer der Hütte das unmittelbar an dieselbe stoßende Land einfriedigten und bebauten, so hörte dasselbe auf, Gemeingut zu sein, und wurde zum Familieneigenthum, wenigstens so lange die Familie es in wirklichem Besitz hatte. Ebenso gehörte der Familie die Ausstattung der Hütte, wie die Hängematten, Mahlsteine und irdene Gefäße. Persönliches Eigenthum dagegen war Alles, was der Einzelne auf dem Leibe trug oder mit sich führte, die Waffen des Mannes, die Schmuckgegenstände und die spärliche Kleidung, welche Männer und Frauen trugen, über die sie im Leben nach Belieben verfügen konnten und die sie gewöhnlich mit in's Grab nahmen (Anthropologie S. 506)[1]. Es ist übrigens bedeutsam (worauf Letourneau aufmerksam macht)[2], daß die Australier und Polynesier manchmal, wenn das Wild selten wurde, das gemeinsame Land in mehrere besondere Parcellen zerlegten; es zeigt das, sagt er, daß der individuelle Besitz keineswegs an eine hohe Cultur gebunden ist. Im Uebrigen aber giebt er doch zu, daß eigentlich erst mit dem Ackerbau der Wunsch nach einem Sonderbesitz dringlich wird, wobei freilich noch lange Zeit hindurch Wald und Wiese Communaleigenthum blieb, wie das ja bei den russischen Mirs und den schweizerischen Allmenden noch bis auf den heutigen Tag der Fall ist. Bei patriarchalischer Organisation (sowohl für den Nomaden wie für den Ackerbauer) verfügt der Stamm als solcher, resp. das jeweilige Oberhaupt ziemlich unumschränkt über das Land. Aber selbst für die Stadien niederer Entwicklung ist, wie eben schon bemerkt, der individuelle Eigenthumsbegriff insofern wirksam, als die Occupation, resp. Urbarmachung des Bodens durch Einzelne diesen das bezügliche Recht verleiht[3]. So wurde bei den Maori das Land durch Urbarmachung erworben, ebenso in Island, desgleichen in Gurhwal u. s. w. (vgl. Bastian, Grundzüge S. 34 ff.). Selbst die scharfe Ausbildung der ursprünglichen socialen Gemeinschaft, wie sie im Besitz für das alte Rom maaßgebend war, entwickelte doch das Dominium als jus utendi et abutendi re sua, wenn auch mit dem bedeutungsvollen Zusatz: Quatenus juris ratio patitur[4]. Im Einzelnen entscheiden öfter die besonderen Existenzbedingungen, unter denen ein Volk lebt, über

[1]) Vgl. Post, Grundriß der ethnolog. Jurisprudenz II, 602, der richtig bemerkt, daß das Individualeigenthum sich zuerst an den Waffen und Fanggeräthschaften der Jäger- und Fischervölker entwickelt habe (ebenso Lippert, Culturgeschichte I, 281 ff.).

[2]) Letourneau, Sociologie S. 432.

[3]) Vgl. Post, Grundriß der ethnolog. Jurisprudenz II, 604 und Bastian, Allgem. Grundzüge der Ethnologie S. 34.

[4]) Vgl. Letourneau l. c. S. 434.

Digitized by Google

den Grad und die Ausdehnung des Eigenthumsbegriffes. Bei manchen Hirtenstämmen ist der Bestand der Heerden so ausschlaggebend, daß die Weiden nur soweit in Betracht kommen, als sie zur Erhaltung des Viehs nothwendig sind. Ganz im Gegensatz hierzu, schreibt Ratzel, werden im dichtbevölkerten Gebiet des oberen Nil die Seen und Weiher ebenso als werthvolles Eigenthum respectirt, wie bei uns Ackerländer und Weinberge; denn sie liefern im Ueberfluß Fische und Lotoskörner, fast die einzige Nahrung dieser Fischervölker. Die büffeljagenden Indianer auf den nordamerikanischen Prärien hielten sich an bestimmte natürliche Grenzmarken. Die Betschuanen zollen noch heute den Buschmännern von ihrem Jagdertrag, angeblich weil diese die älteren Eigenthümer des Jagdgrundes sind (Völkerkunde I, 118). Der Eigenthumserwerb dagegen nicht durch die einfache Besitzergreifung, sondern durch Mitarbeit an herzustellenden Producten (Specification, wie der technische Ausdruck lautet) kommt erst in der Hauptsache auf Stufen höherer Cultur vor (vgl. Post l. c. S. 611). Man sieht, wie auch in dieser Beziehung nicht irgend welche abstracte Begriffe und Vorstellungen den Entwicklungsgang beherrscht haben, sondern wie Eigenthum und Besitz lediglich ein organisches Product der socialen Verhältnisse sind; die Sitte, das Herkommen und der Brauch hängt auf's Innigste mit dem Recht, mit der meist noch sehr unbestimmten und schwankenden Norm des socialen Lebens zusammen.

Wie nun die Sitte unmittelbar die Sittlichkeit erzeugt und damit auch im weiteren Sinne sämmtliche sittlichen Vorstellungen beherrscht, so muß auch umgekehrt das Recht für diese Entwicklung einen höchst bedeutsamen Factor abgeben. Es wurde früher schon erörtert, daß unsere anscheinend aprioriſchen und so sich von selbst verstehenden moralischen Anschauungen und Postulate bei Lichte besehen das Ergebniß eines unendlich langwierigen socialen Processes sind. In einer Zeit der ausschließlichen Mutterverwandtschaft konnte das Verhältniß des Vaters zu seinen leiblichen Kindern in der That nicht von einer solchen Innigkeit beseelt sein, wie wir das heutzutage als selbstredend voraussetzen; und ebenso konnte umgekehrt während der patriarchalischen Periode die Beziehung des Kindes zur Mutter ein nicht so zärtliches und intimes sein, wie wir das eigentlich von vorneherein annehmen (vgl. Post, Grundlagen S. 99). Dennoch wäre es einseitig, gewisse Grundnormen auch über den Bereich specifischer socialmorphologischer Bedingungen hinaus als allgemein menschliche leugnen zu wollen. Die Mutterliebe darf man wohl ungeachtet aller glaubhaft bezeugten Verirrungen und Entartungen, die uns in dieser Beziehung von den niedrigsten Naturvölkern (und von diesen leider nicht allein!) berichtet werden, als einen solchen primären Rasseninstinct auffassen. Aber sobald wir anfangen, das Bild unserer humanitas auch nur in den allergröbsten Umrissen und Zügen als ein allgemein menschliches zu deuten, so gerathen wir, wie das schon öfters angedeutet wurde, auf bedenkliche Irrwege. Zu-

Digitized by Google

nächst wird keine Schönfärberei die sittliche Laxheit der Naturvölker, besonders für die Zeit vor der Ehe — trotz aller geringfügigen Ausnahmen — aus der Welt bringen. Daß diese Unsicherheit des sittlichen Gefühls nicht gerade durch den Verkehr mit den häufig nur allzu anrüchigen Vertretern der europäischen Civilisation verbessert ist, kann in unseren Augen nicht als primärer Factor geltend gemacht werden, sondern höchstens als hinzukommender und den Proceß beschleunigender Umstand. Im Uebrigen sind hier die socialen Verhältnisse wiederum maaßgebend, wobei im Ganzen und Großen die niedrigsten und kümmerlichsten Stämme auch auf sehr tiefen Stufen der Entwicklung stehen, womit es sich freilich wohl verträgt, daß z. B. die so intelligenten Polynesier zur Zeit der europäischen Invasion den schlimmsten sittlichen Ausschweifungen fröhnten. Es ist unseres Erachtens nicht angängig, die Beziehung auf die freilich ja im Detail recht unklaren Urzustände abzuweisen, wie Ratzel will (Völkerkunde I, 113). Entwirft man nun für diese Entwicklung ein für alle Völker der Erde gültiges Schema, so ergiebt sich mit Nothwendigkeit, daß die untersten Stufen dieser Gesittung auch den niedrigsten Grad der Sittlichkeit (streng im relativen Sinne genommen) besitzen. Kann doch Ratzel nicht umhin zuzugeben, daß die tieferstehenden Gesellschaften dem Geschlechtstriebe bereitwilliger Berechtigung zuerkennen, als die höheren; hier gab es noch kaum Einschränkungen und Verbote, ohne daß man gleich an eine wilde Promiscuität zu denken braucht. Daß gegenüber dieser Regel überall Ausnahmen vorkommen können und daß z. B., wie unser Gewährsmann meint, die Zustände auf Tahiti zur Zeit Cook's auffallend denen der römischen Gesellschaft unter Heliogabal oder unter Ludwig XV. glichen, kann schwerlich jene Norm umstoßen. Es ist wahrlich kein Zufall, wenn von allen Beobachtern und Reisenden über den auffallenden Mangel eines tiefen ethischen Zuges bei den Mythologien und Religionen der Naturvölker geklagt wird; wo, wie bei ihnen, keine strenge sittliche Zucht besteht und keine wirkliche Moral in unserem altruistischen Sinne, da ist ihre ganze Sittlichkeit lediglich der Reflex ihres socialen Zusammenlebens, ihrer Eheformen, ihrer Anschauungen über geschlechtliche Verhältnisse u. s. w., kurz der unmittelbare Abdruck ihrer ethnischen Organisation. Ihre Ethik ist in doppelter Beziehung eine lediglich ethnische, durchaus keine universelle. Was über diesen Bereich der socialmorphologischen Structur hinausragt, die Gutartigkeit des Naturells bei den Naturvölkern und was man sonst noch auf dies Conto setzen könnte, ist, wie wir bereits früher gesehen haben, ein viel zu unberechenbarer Factor, als daß wir darauf eine irgendwie haltbare Beurtheilung des Verhältnisses zwischen Moral und Sitte, resp. Recht gründen könnten. Höchstens geht auch daraus wieder auf's Neue die Thatsache hervor, daß die Sittlichkeit niederer Stämme kein homogenes Ganze darstellt, sondern von den verschiedenartigsten, oft widersprechenden

Digitized by Google

Zügen durchsetzt ist [1]). Daß einer gedeihlichen Entwicklung auch nach dieser Richtung die ewige Fehdelust und der Länder und Völker verwüstende Kriegszustand [2]), wie er für die meisten Naturvölker charakteristisch ist, sehr im Wege steht, bedarf geringer Ueberlegung. Wenn man auch nicht einmal die eigentlichen Opfer an Menschenleben mit in Anschlag bringt [3]), so sind doch die indirecten Folgen (Unsicherheit der Person und des Eigenthums, wachsende Brutalität der Soldaten, Sclaverei u. s. w.) der Unsittlichkeit, auch nach sexueller Hinsicht, nur allzu förderlich, selbst wenn man von den planmäßigen Beute- und Raubzügen der organisirten Mordbrenner, wie sie oft im Inneren Afrikas ganze Wüsteneien schaffen, noch Abstand nimmt [4]).

Wir müssen endlich noch einen kurzen Blick auf das Rechtsverfahren werfen, natürlich nicht in dem Sinne, als wenn wir eine Entwicklung des Processes und Strafrechts überhaupt geben wollten (so weit die Ethnologie dabei unmittelbar in Betracht kommt, als Talion, Blutrache, Zauberproceß u. s. w., wurde schon darüber gesprochen), sondern nur insofern, als wir die Zustände in aller Kürze behandeln, welche der eigentlichen Codificirung des Rechts, wie sie den Culturvölkern geläufig ist, vorangehen. Wenn Ratzel sagt: Rechtssatzungen hat jedes Volk, von der Majestät des Gesetzes ist aber nicht die Rede, sondern von der Entschädigung des durch das Verbrechen zu Schaden Gebrachten (Völkerkunde I, 126), so handelt es sich nur darum, näher den vieldeutigen Sinn dieser Satzung zu bestimmen. Wir haben hier in erster Linie an mehr oder minder alte und deshalb geheiligte, wohl auch mit religiösem Nimbus umgebene Ueberlieferungen zu denken, die für irgend welchen Bruch der socialen Ordnung seit Menschengedenken maaßgebend geworden sind. Im Gegensatz zu unseren scharf fixirten Normen und Instanzen der richterlichen Entscheidung liegt hier eine häufig gar nicht klar und bewußt vollzogene Anpassung an frühere Präjudicien vor, welche den Bestand des sog. Gewohnheitsrechts bilden.

---

[1]) Vgl. dazu noch die grotesken Beispiele bei Letourneau, Sociologie S. 445 ff.

[2]) Man braucht deshalb noch nicht den bekannten Hobbes'schen Satz vom bellum omnium contra omnes wörtlich zu unterschreiben, da er unverkennbar eine rhetorische Uebertreibung enthält.

[3]) Obwohl auch hier manchmal ein starker Procentsatz zu Tage tritt, so wenn die Matabele mit 30 000 Köpfen in einem Jahre 1000 Männer durch Krieg, Hinrichtung und Seuchen verloren (vgl. Ratzel, Anthropogeographie II, 381).

[4]) Die Principien der Sittlichkeit und die einzelnen sittlichen Lebensgebiete (das Individuum, die Gesellschaft, der Staat, die Menschheit) hier erörtern zu wollen, würde über unser Thema hinaus gehen und in die Sphäre der Culturgeschichte und Ethik eingreifen heißen (vgl. Wundt, Ethik S. 511 ff.); nur ganz allgemein läßt sich sagen, daß selbst bis in die idealste Bethätigung unseres sittlichen Bewußtseins hinein immer die ursprüngliche und für die Völkerkunde allein maaßgebende sociale Beziehung erkennbar und wirksam bleibt. Recht und Sitte sind somit auch in ihren feinsten Verzweigungen lediglich Producte des geselligen Zusammenlebens.

Digitized by Google

Urtheilssprüche (schreibt Post), wie sie bei den Naturvölkern von den primitiven Häuptlingen, von den Versammlungen der Friedensgenossen oder Ausschüssen derselben gefällt werden, sind instinctive Urtheile, welche unvermittelt aus dem Unbewußten hervordämmern, und daher auch regelmäßig auf göttlichen Ursprung zurückgeführt werden, wie z. B. die Urtheilssprüche der homerischen Könige als von Zeus beeinflußt gedacht wurden, und bei den Elbslaven die Urtheilssprüche im Namen des Gottes Prowe erfolgten. Es fehlt bei solchen Urtheilen ursprünglich an jedem durch Herkommen fixirten Rechtssatze, unter welchen die concreten Rechtsfälle subsumirt werden. Es wird lediglich auf Grund eines gewissen Instincts geurtheilt. Die Rechtsanschauungen, nach denen geurtheilt wird, liegen vollkommen im Unbewußten. Es wird geurtheilt über Recht und Unrecht, ohne daß der Urtheilende sich darüber klar wird, weshalb er so und nicht anders urtheilt, lediglich weil es ihm nach seiner individuellen Constitution und nach seiner socialen Stellung naturgemäß ist, dies oder jenes für recht oder unrecht zu halten. Ein Maaßstab, an welchem der Urtheilende den concreten Rechtsfall mißt, muß in ihm vorhanden sein; derselbe kommt ihm aber als Rechtssatz nicht in's Bewußtsein und ist daher als Rechtssatz auch gar nicht vorhanden. Es wird instinctiv herausgefühlt, daß nur ein bestimmtes Urtheil der Persönlichkeit des Urtheilenden zusage; die einzelnen Factoren, welche bei demselben mitwirken, werden jedoch dem Urtheilenden nicht klar. Die Entscheidung paßt sich auf dieser Entwicklungsstufe daher durchaus dem individuellen Fall an. Richter und Gesetzgeber sind eine Person. Die Richtersprüche sind Gesetzessprüche, ein Gesetz giebt es aber nur für den concreten Fall. Alle Urtheilssprüche sind isolirt, orakelhaft; es existirt kein Princip, aus dem sie hergeleitet werden. Sie erscheinen daher mehr oder weniger als Willkürentscheidungen, obgleich die Organisation des socialen Verbandes und die Existenzbedingungen, unter denen er lebt, sie meistens in gewissen Grenzen halten. Ein Recht in dem uns heutzutage bekannten Sinne existirt hier noch gar nicht. Recht ist der Wille des Königs oder Häuptlings oder auch der Versammlung der Friedensgenossen. Namentlich dort, wo das Häuptlingthum sich zu größerer Macht entwickelt, findet man nicht selten, daß eine Völkerschaft im Wesentlichen ohne alle Rechtsgewohnheiten lebt und in ihren Rechtshändeln lediglich das willkürliche Urtheil des Häuptlings entscheidet ... Die Weiterbildung dieses lediglich auf individuelle Instincte sich gründenden Rechts geschieht in der Weise, daß die das Recht findenden Häuptlinge oder Versammlungen beginnen, bei Fällung eines Urtheils früherer Entscheidungen in ähnlich liegenden Fällen sich zu erinnern und dieselben zur Vergleichung heranzuziehen. Man beginnt mit einem Worte nach Präjudicien zu urtheilen, es bildet sich eine Art Herkommen, eine Art Gerichtsgebrauch. Da die sämmtlichen Entscheidungen, welche zur Vergleichung herangezogen werden, wieder auf instinctiven Urtheilen beruhen, so ist der Grund, weswegen in

Digitized by Google

einem Rechtsfalle so und nicht anders entschieden wird, lediglich noch der, daß in früheren Fällen ähnlich entschieden ist. Die Frage, weshalb dann so entschieden worden ist und nicht anders, wird nicht aufgeworfen. Es giebt daher noch keinen anderen Entscheidungsgrund, als den, daß schon einmal ähnlich entschieden ist; irgend eine Rechtsregel, irgend ein Princip existirt auch auf dieser Entwicklungsstufe noch nicht. Wo die Rechtspflege vom Häuptlinge oder vom König geübt wird, ist dieses Urtheilen auf Grund von Präjudicien meist nur schwach entwickelt. Es entscheidet schließlich immer wieder die Willkür derselben; zudem ist die Tradition auf die Person des Richters beschränkt, es findet sich keine Garantie dafür, daß der Nachfolger die Gewohnheiten seines Vorgängers kenne und fortsetze. Etwas größere Kraft gewinnt das Urtheilen auf Grund eines Herkommens, wenn der Häuptling oder König nicht mehr allein Recht spricht, sondern unter Mitwirkung eines Rathes. Hier verbreitet sich die Kenntniß des Herkommens auf mehrere Personen, von denen ein Theil auch den Nachfolger des Königs oder Häuptlings regelmäßig wird beeinflussen können. Noch größer erscheint dieselbe, wenn die Rechtsfindung von Versammlungen aller Friedensgenossen oder von friedensgenossenschaftlichen Ausschüssen ausgeübt wird. Hier ist die Anzahl der Kenner früherer Entscheidungen eine bedeutendere, und die allmählige Ergänzung dieser Körperschaften durch neue Mitglieder, welche alsdann durch die älteren beeinflußt werden, erzeugt nothwendig eine größere Constanz in der Urtheilsfällung (Grundlagen des Rechts S. 43 ff.). Mit diesem Präjudicienrecht sind zugleich die Anfänge des Gewohnheitsrechtes gegeben, wie wir es schon bei den meisten Naturvölkern finden, wo in der That schon ein gewisses Subsumiren eines concreten Falles unter andere ähnliche stattfindet und damit die Grundlinien allgemeiner abstracter Rechtsregeln sich herausbilden (vgl. Post, Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft S. 7 ff.). Je einfacher die Structur einer ethnischen Organisation ist, um so kleiner und spärlicher ist dieser Bestand gewohnheitsrechtlicher Normen; erst auf Stufen höherer Cultur beginnen die Fixirungen der Grundregeln und die abstracte, nach dem Schema des Ober- und Untersatzes sich vollziehende Handhabung der Rechtsbegriffe. Doch selbst hier blickt noch immer hin und wieder der ursprünglich enge Zusammenhang zwischen Recht und Sitte wieder durch. Am spätesten, erst in völlig historischen Zeiten wird dann das ganze Material in bestimmten Rechtsbüchern gesammelt und für eine spätere Bearbeitung kritisch zugänglich gemacht [1]).

4. Familie, Gesellschaft, Staat.

Der alte aristotelische Spruch, daß der Mensch von Natur ein geselliges Wesen sei, zeigt sich in seiner Bedeutung ganz besonders, wenn

[1]) Betreffs einheimischer afrikanischer Gesetzespublicationen u. A. vgl. Post, Afrikanische Jurisprudenz I, 1 ff.

Digitized by Google

wir die Entwicklung der verschiedenen socialen Verbände bis zu den einfachsten und primitivsten hin verfolgen. Selbst die Familie, die man unseres Erachtens mit Unrecht an die Spitze und den Anfang stellt, zeigt diesen Zug, der Mensch als isolirtes Geschöpf, als mythischer Urahn der Menschheit, existirt für die strenge Wissenschaft nicht. Als Keimzelle vielmehr aller späteren Bildungen haben wir nach aller Wahrscheinlichkeit, wie schon früher gelegentlich angedeutet war, die Horde anzusehen oder die primitive Geschlechtsgenossenschaft, die auf der Blutsverwandtschaft (repräsentirt durch das mütterliche Blut) basirt[1]). Ob man sich diese Structur nun etwas ungeordneter vorstellt oder nicht, ob man die Zustände sehr grau in grau malt und gar eine allgemeine schrankenlose Promiscuität als rechtlich bestehend annimmt (wie Bachofen seiner Zeit wollte, vgl. das bekannte Werk: Das Mutterrecht S. 18 ff.) oder glaubt, etwas günstiger urtheilen zu dürfen: so viel ist für eine unbefangene Auffassung klar, daß wir hier, wie überall am Anfang der Entwicklung, keine hohen Ansprüche an die Sittlichkeit stellen dürfen. Mit Recht weist Giraud-Teulon jede verfälschende Parallele mit einem goldenen Zeitalter u. s. w. ab, es herrschte ein Zustand echter, unverfälschter Wildheit und Barbarei, vermischt mit ungemein lockeren sittlichen Verhältnissen, die gelegentlich nicht weit von Promiscuität entfernt waren (vgl. Les origines de la famille, Genève et Paris 1874, S. 48 ff.). Es sind in der That die verschiedenartigsten Anzeichen vorhanden, daß anfänglich die Ehen ungemein locker waren, ja man hat Grund zu zweifeln, ob man schon in den Urzeiten von individuellen, zwischen einzelnen Männern und Frauen geschlossenen Ehebündnissen reden darf. Dahin gehört u. A. der Gebrauch, daß bei den Tottiars in Indien Brüder, Onkel und Neffen ihre Frauen gemeinsam hatten, oder nach Cäsar bei den Britanniern 10—12 Männer ihre Frauen gemeinsam und zwar namentlich Brüder mit Brüdern und Eltern mit Kindern besaßen; die Kinder einer solchen Gruppe gelten dann als Kinder desjenigen, der zuerst die Frau heimgeführt hat (vgl. Post, Familienrecht S. 57). Sodann die eigenthümliche Sitte der Australier, bei manchen schweren Unglücksfällen (Krankheiten, verheerenden Seuchen u. s. w.) vorübergehend zur allgemeinen Promiscuität zurückzukehren (Post, Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz I, S. 49), die so weit verbreitete Tempelprostitution, das Anbieten der Weiber an Gäste, die Erscheinungen, die mit dem sog. jus primae noctis zusammenhängen und endlich das Fehlen der individuellen Ehe bei der Adelskaste an der Malabarküste Indiens, bei den Nairs (vgl. Post, Familienrecht S. 56). Dem stärksten Ausdruck

[1]) Neuerdings hat Mucke die seltsame Ansicht aufgestellt, nicht das Blutsband, sondern die rein räumliche Lagerung der einzelnen Genossen in der Horde habe den Aufbau und die Gliederung dieser ältesten Organisation erzeugt (Horde und Familie in ihrer vorgeschichtlichen Entwicklung, Stuttgart 1895, S. 37 ff.). Wir kommen auf das Werk noch zurück.

Digitized by Google

dieser sexuellen Laxheit begegnet man aber bei den Gruppenehen, die der landläufigen individuellen Ehe schnurstracks gegenüber stehen. Post schildert dieselben so: „Man stößt im ethnologischen Gebiet auf Gedankenkreise, welche im Gegensatz stehen zu allen individuellen Eheformen. Der Grundgedanke scheint der zu sein, daß jeder Mann und jedes Weib schon durch die Geburt bestimmt ist zum geschlechtlichen Verkehr mit einer Gruppe von Weibern oder Männern, so daß dieser Verkehr nicht verboten ist, ohne daß er jedoch zu erfolgen braucht. Das ist ein Gedanke, der etwas ganz Anderes ist als eine Ehe, eine Vereinigung zwischen Mann und Weib, sei es auf Grund einer Gewaltthat, sei es auf Grund eines Vertrages zwischen den Familien, den Familienoberhäuptern oder den Ehegatten selbst. Solche Gruppenehen kommen thatsächlich vereinzelt vor, und es giebt eine Reihe von ethnologischen Thatsachen, welche auf die frühere Existenz derartiger Zustände zurückdeuten. Auf diese Gruppenehen wird sich meiner Ansicht nach die Promiscuitätstheorie zu beschränken haben. Ganz lose eheliche Verhältnisse zwischen Mann und Weib, auch wenn sie jeder Zeit nach Willkür jedes Ehegatten gelöst werden können, sind gegenüber festeren ehelichen Verhältnissen nichts Besonderes und rechtfertigen es nicht, für die Urzeit einen besonderen Zustand der Promiscuität anzunehmen, der im Gegensatz stände zu den späteren Eheverhältnissen der Menschheit" (Ausland 1891, Nr. 43, S. 842) [1]. Diese Form der Ehe steht höchst wahrscheinlich im Zusammenhang mit den alten geschlechterrechtlichen Verbänden, den Totems und Stammesabtheilungen und hängt des Weiteren wieder zusammen mit der Classenverwandtschaft, die die Individuen in verschiedene Verwandtschaftsclassen bringt, und alsdann bezeichnet die Angehörigkeit an eine dieser Classen die Beziehung des Individuums zu einem anderen ohne jede Rücksicht auf die betreffende Gradesnähe, d. h. zwischen Sohn und Neffe, Tochter und Nichte u. s. w. [2]. So viel ist aber selbst bei diesen wirren Verhältnissen klar, daß die Beziehung des Kindes zur Mutter ausschlaggebend ist, es ist das durch die Natur selbst geknüpfte Band, dem gegenüber das Verhältniß des Vaters zu seinen Kindern nur ein späteres juristisches Ergebniß darstellt. Die Mutterschaft, sagt Giraud-Teulon mit vollem Recht, ist immer eine unbestreitbare und die einzige Gabe; die Vaterschaft ist im Gegensatz dazu eine einfache juristische Fiction (Les origines de la famille S. 53) [3].

---

[1]) Besonders bei manchen australischen Stämmen (so am Mount Gambier oder am Eyresee) findet sich ein solches Verhältniß (vgl. Post, Grundriß I, 49).

[2]) Der schärfste Ausdruck dieses Systems, das dem uns geläufigen descriptiven diametral gegenübersteht, findet sich auf Hawaii, wo man fünf Classen unterscheidet: Großeltern, Eltern, Geschwister, Kinder, Enkel (vgl. Post, Grundriß I, 68 und Giraud-Teulon, Origines du mariage S. 55 ff.).

[3]) Nebenbei mögen die vielgebrauchten Ausdrücke endogen und exogen kurz erläutert werden; endogen ist die Ehe für diejenigen Völker, welche unter sich heirathen,

Digitized by Google

Diesen mehr oder minder lockeren und flüchtigen Verbindungen (auch die für unser Empfinden so seltsamen Ehen auf Probe und Zeit übergehen wir hier, vgl. Post, Familienrecht S. 75 u. 250, und Afrikanische Jurisprudenz I, 320), wo noch dazu, je mehr wir uns der Urzeit nähern, das Material lückenhaft wird, stehen die eigentlichen regulären Eheformen gegenüber, deren wir drei auf Erden zählen: Die Polyandrie, die Verbindung einer Frau mit mehreren Männern, die Polygamie, die Vereinigung umgekehrt eines Mannes mit mehreren Frauen, und endlich die Monogamie, diejenige Form, die wir häufig noch allzu unbedacht an den Anfang der Entwicklung stellen und gar als die einzige hinzustellen lieben. Natürlich müssen wir uns mit einigen Andeutungen begnügen, indem wir bezüglich des Details auf die Monographien von Hellwald (Die menschliche Familie, Leipzig 1889), Post (Familienrecht und Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz), Lippert (Geschichte der Familie, Stuttgart 1884), Mac Lennan (Studies in Ancient History, London 1876), Letourneau (L'évolution du mariage de la famille, Paris 1888), Giraud-Teulon (Les origines de la famille, Paris 1874), Starcke (Die primitive Familie, Leipzig 1888), Westermarck (Geschichte der menschlichen Ehe, Jena 1893), Dargun (Mutterrecht und Vaterrecht, Leipzig 1894) u. A. verweisen.

Die Polyandrie kann nicht als universelle Stufe betrachtet werden, weil sie vielfach völlig fehlt (so in Afrika). Auch das ist zweifelhaft, ob sie aus älteren Entwicklungsstufen matriarchaler Organisation abzuleiten ist, wie manche Gelehrte wollen, oder ob sie sich mehr aus localen Gründen (Armuth der Verhältnisse u. A.) erklärt. Ihr eigentlich classischer Boden ist das Hochland von Tibet und einige vorderindische Landschaften am Himalaya. Doch ist es auffallend, daß z. B. in Ceylon vorzugsweise die Reichen polyandrisch leben; vielleicht ist aber das Mißverhältniß der beiden Geschlechter und die so weit verbreitete Opferung weiblicher Kinder, wie Letourneau betont (L'évolution du mariage S. 43 ff.), ein bedeutsames Moment. Sehr bekannt ist die Institution des Levirats, d. h. der Ehe des Bruders mit der Wittwe seines verstorbenen Bruders, um für diesen Kinder zu erzeugen und die Familie zu erhalten. Es ist immerhin möglich, daß sie von Gruppenehen ihren Ursprung genommen hat, wie Post vermuthet (Grundlagen des Rechts S. 206). Dazu gehört das indische Niyoga, d. h. die eheliche Verbindung des kinderlosen Weibes noch zu Lebzeiten des Ehemannes mit dem Bruder oder dem nächsten Anverwandten

---

exogen für die, welche umgekehrt nicht unter sich heirathen dürfen, sondern die ihre Frauen anderen Stämmen entnehmen. Der Rahmen dieses Verbotes ist bald enger, bald weiter gezogen. Nimmt man eine ziemlich strenge Isolirung bei den primitiven Völkerschaften an, so ist die Endogamie der normale Zustand, und es ist zweifelhaft, ob der Begriff der Blutschande hier überall wirksam geworden ist. Wo die Exogamie umgekehrt die Regel bildet, gilt jeder Verstoß gegen dieselbe als schweres Sacrilegium (vgl. Post, Familienrecht S. 86).

Digitized by Google

(vgl. Starcke, Primitive Familie S. 151). Während hier noch meist der ursprüngliche polyandrische Zusammenhang erkennbar bleibt (die Frauen werden als zum Vermögen des Geschlechts angehörig betrachtet und vererben als solche, der Sohn kann die Weiber seines Vaters auch wohl ausleihen, so bei den Kaffern), tritt eine nahe an die Prostitution streifende Form in den sog. Dreiviertelheirathen hervor, die sich im nubischen Afrika unter den Hassanieh-Arabern finden (vgl. Hellwald, Geschichte der Familie S. 273).

Die Polygamie oder, wie es jetzt auch wohl heißt, die monandrisch-polygynische Eheform ist über die ganze Erde verbreitet, Natur- und Culturvölker kommen für sie in gleicher Weise in Betracht. Meist ist die Zahl der Frauen rechtlich völlig unbegrenzt (anders bekanntlich im Islam, auch gilt es zuweilen nicht für anständig, über eine gewisse beschränkte Zahl hinauszugehen (vgl. Post, Afrikan. Jurisprudenz I, 310), nur die finanziellen Verhältnisse entscheiden in dieser Beziehung, so daß z. B. König Mtesa in Uganda über sieben Tausend Frauen verfügt, während der Aermere sich mit einer einzigen begnügen muß. Doch wird meist eine Frau als Hauptfrau anerkannt, und sie genießt gewisse Rechte und Vorzüge als solche, so daß zunächst nur ihre Kinder erbberechtigt sind und sie eine Oberaufsicht über die anderen Favoriten führt: so in China, Japan, bei den alten Hebräern 2c. Häufig zerfällt auch die ganze Familie in eine Reihe mehr oder minder getrennter Haushaltungen, deren Versorgung natürlich dem gemeinsamen Ehemann obliegt (vgl. Post, Familienrecht S. 71). Für dies patriarchalische Gefüge ist aber streng die Figur des verantwortlichen Leiters und Hausvorstandes, des alten römischen pater familias, von dem individuellen, leiblichen Vater und Erzeuger der Kinder zu unterscheiden [1]); denn zu der Familie, als der umschließenden socialen Gruppe, gehören auch, wie wir noch sehen werden, die Sclaven, Diener, Mägde u. s. w., also Wesen, für welche das Blutsband und die leibliche Verwandtschaft gar nicht bestand. Es ist übrigens beachtenswerth, daß, während sich die Polygamie bis weit hinein in Stufen höherer Civilisation erhält, ausnahmsweise auch die Monogamie bei Völkerschaften sehr niederer Gesittung vorkommt; die Otomaken z. B., der wildeste Indianerstamm Columbiens, leben, wie Letourneau angiebt, monogam (L'évolution du mariage S. 215).

---

[1]) Es ist bekannt, mit welch' weitreichender Macht ein solcher Geschlechterfürst ausgestattet ist, wie er rücksichtslos über Leben und Tod der Seinigen entscheidet, von der Geburt an (die Aufnahme von der Schwelle des Hauses ist für die Römer ja das bedeutsame Symbol) bis in alle Stufen der Entwicklung hinein; speciell ist Verlobung und Verheirathung lediglich ein socialer Act, eine Handlung, für welche irgend welche subjective Neigung gänzlich gleichgültig ist, und endlich verfügt er beliebig über seine Frauen, die er an Gastfreunde oder Fremde abtritt, oft auch nur, um ein schnödes Geschäft damit zu machen.

Digitized by Google

Die obligatorische Monogamie ist ein Product hochgesteigerter Cultur, insbesondere der europäischen. Im Uebrigen finden sich manche Zwischenstufen zwischen dieser und der polygynischen Eheform, so z. B. daß der Mann nur eine legitime Ehefrau haben darf, dagegen mehrere Nebenweiber, oder daß es ihm gestattet ist, um sein Geschlecht fortzupflanzen, namentlich in männlicher Linie, sich eine zweite Frau zu nehmen u. s. w. Letourneau ist der Ansicht, daß das natürliche Gleichgewicht der Geschlechter und sodann die Bildung und Festigung des individuellen Eigenthums in der Hauptsache allmählig zur Annahme der Monogamie geführt hätten (L'évolution S. 213). Dennoch läßt sich nicht sagen, wie Post ausführt, daß die Polygynie mit höherer Cultur die Neigung hätte, zur Monogamie überzugehen. Im Gegentheil, wir sehen bei ein und demselben Volke bald die Polygynie zur Monogamie zusammenschrumpfen und alsdann die Monogamie wieder zur Polygynie auswachsen, ohne daß dies mit einem Aufblühen der Cultur oder mit einer Degeneration im Uebrigen im Zusammenhang zu stehen scheint. Wir sehen auch nahe verwandte Volksstämme ohne irgend einen ersichtlichen Grund bald monogam, bald polygam leben, und es kommt vor, daß die uncultivirtesten monogam sind. Manche Völker scheinen eine Neigung zur Monogamie zu haben, und wenn diese Neigung durch religiöse Anschauungen unterstützt wird, so kann daraus leicht eine feste Zwangsmonogamie entstehen. So hat z. B. der Einfluß der christlichen Kirche jedenfalls viel dazu beigetragen, daß im Gebiete der europäischen Cultur die Monogamie zu einer scharf ausgeprägten und hartnäckig festgehaltenen Sitte geworden ist, ganz im Gegensatz zum Orient (Grundriß I, 64).

Abgesehen von der schon erwähnten grundverschiedenen Anschauung über die Verwandtschaft, nämlich einerseits der individuellen, welche ihre Gliederung nach den Beziehungen zu einem gemeinsamen, männlichen oder weiblichen Stammesoberhaupt vornimmt, und anderseits der classificatorischen, welche nur ganz allgemein bestimmte Classen festsetzt ohne Rücksicht auf die individuellen Beziehungen der Einzelnen zu einander, giebt es drei große Systeme der Verwandtschaft, Mutter-, Vater- und Elternverwandtschaft. Daß die letztere die neueste Bildung ist, erst das Product einer höheren Cultur, darüber herrscht unter allen Sachverständigen kein Zweifel; ob dagegen dem Mutter- oder dem Vaterrecht die Priorität gebührt, ist zur Zeit, wenigstens wenn man die Frage ganz allgemein faßt, noch nicht abzusehen. Immerhin mehren sich aber die Anzeichen, daß das hohe Alter des Matriarchats, das sich auf eine Reihe unzweideutiger Zeugnisse stützt, auch über den beschränkten Kreis, für den seine Geltung nachgewiesen ist, eine allgemein rechtsgeschichtliche Bedeutung gewinnen wird, (vgl. Post, Familienrecht S. 7). Es ist aber von vornherein hervorzuheben, daß hierfür durchaus keine ethnographische Eigenart der Völker maaßgebend ist, daß vielmehr die verschiedensten Völker von einem zum anderen System

Digitized by Google

übergehen (freilich ist noch kein Fall des Ueberganges vom Patriarchat in's Matriarchat beobachtet), und öfter zeigen sich auch Mischbildungen zwischen beiden, resp. Vater- und Mutterrecht als Uebergangsstufen neben einander. Die Folgen dieser Verwandtschaftssysteme sind begreiflicher Weise außerordentlich weitreichend; Geschlechtsangehörigkeit, Name, Rang, Würde, Stand vererben sich nach dem einmal feststehenden Princip. Ja nicht nur Vermögen und Rang vererbt sich, sei es nach mütterlicher, sei es nach väterlicher Verwandtschaft, sondern auch die Verpflichtung zur Blutrache wird hierdurch bestimmt[1]). Alle diese Consequenzen gelten aber nur für die Stufe der geschlechtsgenossenschaftlichen Organisation, wo der Familie eine social-politische Bedeutung zukommt, die wir längst nicht mehr kennen. Abgesehen von den unmittelbaren Beobachtungen und Zeugnissen, die auch gegen den unfruchtbarsten und schärfsten Skepticismus Stand halten, besitzen wir eine Fülle bedeutsamer rudimentärer Erscheinungen, die einem kundigen und geschulten Auge die organische Entwicklung der früheren Stadien noch verrathen. Dahin gehört das so weit verbreitete Neffenrecht, die Thatsache, daß z. B. die Söhne der Prinzessinnen in Angola und Loango immer königlichen Rang behalten, nicht aber die der Prinzen, die Abneigung zwischen Schwiegersohn und Schwiegersleuten, die ungeheuchelte Ehrfurcht, welche sehr häufig und gerade auch bei den wildesten und kriegerischesten Stämmen die Mütter genießen (so in den sog. Heidenstaaten in Centralafrika); Aehnliches wird von China berichtet (Hellwald, Familie S. 215 und Nachtigal, Sahara und Sudan II, 176), die ungemein bedeutungsvolle Niederlage der Erinnyen in der Aeschyleischen Orestie (vgl. Lippert, Familie S. 79) und ähnliche Züge mehr, die wir hier nicht sämmtlich aufführen können. Diesem steht diametral gegenüber das Vaterrecht, das jedesmal eine Erstarkung des Vaterthums voraussetzt, meist auf herrschaftlicher Basis durch die weitere Entwicklung des ursprünglichen Schutzverhältnisses zwischen dem Stammherrn und Frauen und Kindern; auch das Beziehen fester Wohnsitze und die dadurch wieder bedingte Veränderung der ganzen Lebensweise spielen dabei eine gewisse Rolle. Maaßgebend ist vor Allem der Gedanke, daß nun nicht mehr das natürliche Blutsband den biologischen und socialen Zusammenhang begründet, sondern die Herrschaft und Gewalt. Es kann daher die allmählige Zersetzung der früheren Structur nur in der Weise vor sich gegangen sein, daß Anfangs die Kinder von Sklavinnen oder Adoptivkinder den Besitz des Vaters ausmachten, während seine leiblichen Sprößlinge so lange noch in der Mundschaft des Mutterbruders blieben, bis sie durch Brautkauf und

---

[1]) Vgl. Post, Familienrecht S. 8 ff., Grundriß I, 71 ff., Giraud-Teulon, L'origine S. 29 ff., Bachofen, Antiquar. Briefe speciell über das malayische Samandei S. 54 ff., Hellwald, Familie S. 204 ff., Bastian, Loangoküste I, 148, über das Neffenrecht, meine Schrift, Entwicklung der Ehe S. 52 ff.

Digitized by Google

die sich daraus entwickelnden Consequenzen sein Eigenthum wurden (vgl. Post, Grundlagen des Rechts S. 97). Aus dieser Perspective erklärt sich die schrankenlose Macht des Patriarchen über Leben und Tod der Seinen, wie das schon flüchtig berührt wurde; nicht umsonst sind die ältesten Ueberlieferungen der Völker und Geschlechter immer mit Aussetzungssagen durchflochten, die Zeugung sichert, wenigstens rechtlich, noch nicht den Bestand des jungen Lebens, erst die Aufnahme, römisch sublatio, bringt das zuwege (vgl. Lippert, Familie S. 124). Auch hier lassen sich dieselben Beobachtungen machen, wie beim Mutterrecht; Erbfolge, alle Auszeichnungen irgend welcher Art, das Vermögen u. s. w., sind durch die männliche Abstammung bestimmt. Die Verfügung über alle vaterrechtlich verwandte Descendenten, das Verkaufs- und Verpfändungsrecht und endlich die Befugniß der Verlobung steht sodann dem Geschlechterfürsten zu. Diese Solidarität wird dann nicht selten durch einen religiösen Nimbus nicht wenig erhöht, der Stammesfürst, obschon gar keine nachweisbare biologische Beziehung zwischen ihm und allen Familiengliedern besteht, genießt fast göttliche Verehrung als das gemeinsame Oberhaupt, so z. B. bei den vollständig fingirten arabischen Stammvätern (vgl. Post, Familienrecht S. 24). — Das nur auf Stufen höherer Cultur vorkommende allgemein bekannte Elternrecht dürfen wir wohl an dieser Stelle übergehen.

Mit einigen Worten wollen wir hier noch der so vielbesprochenen Couvade gedenken, die wir wohl mit den meisten Forschern [1]) als einen auf animistischer Basis erwachsenen symbolischen Act ansehen dürfen, der den Uebergang vom ursprünglichen Mutter- zum späteren Vaterrecht recht drastisch veranschaulicht. Der Mann nimmt das Neugeborene für sich in Beschlag und legt sich in Folge dessen dieselben Entsagungen und Fasten auf, welche die Wöchnerin über sich ergehen zu lassen hat, will sie anders nicht das junge Dasein gefährden. Es ist ganz richtig, wenn man bemerkt hat, daß abstracten Fictionen der naive Sinn der Naturvölker nicht zugängig sei, aber eben deshalb sehen wir ja bei dieser Ceremonie eine ganz detaillirte, groteske Nachahmung des eigentlichen Vorganges. „Der Mann wurde zur Rolle der Wöchnerin verurtheilt," schreibt Giraud-Teulon, „und mußte sich zur Nachahmung des Geburtsactes bequemen. In Folge dessen wurde das Kind der Sprößling seines Vaters, wie er es schon von seiner Mutter war: es besaß nun eine doppelte Abstammung. Von den verschiedenen Arten, die bei den wilden Völkern im Schwange sind, um das Blutband zwischen zwei Menschen auszudrücken, ist diese Nachahmung der Natur das gewöhnlichste Symbol. Es giebt wenige Sitten, die mehr verbreitet wären

[1]) Vgl. z. B. Bastian, Verhandlungen der Gesellschaft für Anthropologie ꝛc. in Berlin 1888, S. 337 ff., Welt in ihren Spiegelungen S. 78, Naturwissenschaftliche Behandlungsweise der Psychologie S. 154, Letourneau, L'évolution du mariage S. 347, Giraud-Teulon, Les origines S. 125 ff., Post, Grundriß der ethnolog. Jurisprudenz II, 5 ff., endlich Friedrichs, Das männliche Wochenbett, Ausland 1890, Nr. 41 ff.

Digitized by Google

als diese, und ihre Vertheilung bis auf die entlegensten Punkte des Erdkreises, ihre Hartnäckigkeit bis in unsere Tage hinein beweisen, daß sie für die alten Völker eine Ceremonie war, die ihrem Geist eine Bürgschaft und wesentliche Basis gab für die Anerkennung des Vaters" (Les origines S. 165).

Für die Entwicklung endlich des Patriarchates sind besonders die bekannten Formen der Raub-[1]), Kauf- und Dienstehe wichtig gewesen, obwohl sie sich an und für sich auch mit dem Mutterrecht vertragen; aber erst, wo der Mann das Scepter schwingt, entfalten sich doch dieselben zu ihrer vollen Blüthe. Die Universalität des Frauenraubes kann keinem Zweifel unterliegen, überall, wo eine Geschlechterverfassung existirt, finden wir denselben als eine ganz legale Institution, und noch weit bis in historische Zeiten hinein läßt er sich an bedeutsamen, allgemein bekannten Symbolen hinreichend beobachten. Erst später treten die Abfindungen und Ausgleichungen ein, und wird zur völligen Beseitigung jeder kriegerischen Verwickelung das jus connubii und commercii geschlossen. Frau und Kinder werden somit unmittelbar der Gewalt des herrschenden Mannes unterstellt. Dasselbe ist der Fall bei der Kaufehe, auch sie ist universell, auch sie stützt die Macht und den Familienverband des Geschlechterfürsten, der nicht selten (so bei den Nomaden in Afrika, vgl. Hellwald, Familie S. 307) mit seinen Töchtern ein schnödes Handelsgeschäft treibt. Die Frau ist seine Waare, völlig entwürdigt und rechtlos und bildet lediglich ein Stück des patriarchalischen Haushaltes, wie alles Andere; ja sie ist sogar hin und wieder zur Prostitution verurtheilt um der schnöden Gewinnsucht des Mannes willen. Im Uebrigen schwankt natürlich dies Verhältniß sehr und gegenüber diesen düsteren Seiten lassen sich auch wohl gelegentlich freundlichere Züge beobachten, vgl. Letourneau, L'évolution S. 193 ff. über die Kabylen). Auch die übrigen socialen Verhältnisse spielen eine gewisse Rolle; es ist ein großer Unterschied, ob wir es mit müßigen Haremsdamen zu thun haben oder mit fleißigen Mitarbeiterinnen im patriarchalischen Haushalt, die schon um dieser ihrer Betriebsamkeit willen geschätzt werden (vgl. Lippert, Familie S. 133). Durch die Dienstehe endlich erwirbt der Mann die Frau für sich, ebenfalls als persönliches Eigenthum, während er früher lediglich in der Familie der Frau blieb, häufig sogar in untergeordneter Stellung. Das Erdienen derselben trägt somit den Charakter einer Gegenleistung für die Frau, und es könnte, wie

[1]) Der Raubehe kommt auch dadurch eine sehr weitgreifende Bedeutung zu, als diese den Uebergang zu streng individuellen Ehen vermittelt. Die geraubte Frau bildet das Sondergut und besondere Eigenthum des Entführers, auf welches den übrigen Stammesgenossen kein Recht zusteht, das peculium castrense, wie Bastian sagt (vgl. Welt in ihren Spiegelungen S. 457 ff., Letourneau, L'évolution S. 116 ff., Hellwald, Familie S. 280, McLennan, Studies S. 104 ff., Post, Familienrecht S. 138 ff., Lippert, Familie S. 151, Dargun, Mutterrecht S. 146 u. A.).

Digitized by Google

Post meint, der Brautkauf zum Theil aus dem Erdienen entstanden sein, indem die Dienstleistungen capitalisirt wären (Bausteine I, 113). Die Zeit für die Dienstbarkeit schwankt ganz außerordentlich (bis zu vier und fünf Jahren und noch länger), und während derselben muß sich der Mann allen möglichen Beschränkungen, theilweise recht lästiger Art, unterwerfen.

Fassen wir nun anderweitige charakteristische Familienbildungen in's Auge (von den Stammesabtheilungen, den Totems, die irgend ein Thier als mythischen Ahnherrn verehren, war früher schon die Rede, vgl. S. 373 ff.), so sind vor Allem die Hausgenossenschaften bemerkenswerth, die einen Grundstock mütterlicher- oder väterlicherseits verwandter Personen darstellen, wenigstens ursprünglich. Später wird dieser Bestand durch künstliche Verwandtschaft (Adoption, Aufnahme schutzbedürftiger Glieder, Sclaven u. s. w.) nicht unerheblich vermehrt (vgl. Post, Grundriß I, 124 ff.). Diese Erscheinungen finden sich über die ganze Erde hin verstreut. Sie besitzen eine gewisse Solidarität und Gemeinschaft, z. B. in wirthschaftlicher und blutsrechtlicher Beziehung, unterstehen der Leitung eines Oberhauptes, der auch wohl im Ahnencult eine religiöse Verehrung genießt; gelegentlich findet sich auch eine Theilung in mehrere getrennte Hausgemeinschaften. Die Rechte dieses Oberhauptes variiren sehr erheblich, von der unbeschränktesten Souverainetät bis zu einer ziemlich beschränkten Befugniß, in welchem Falle die Gesammtheit der Hausgenossen dominirt. Was die Eheformen innerhalb dieser Organisation anlangt, so kommen sowohl polyandrische wie monandrische Hausgenossenschaften vor; bei jenen sind noch Züge des ursprünglichen Matriarchats deutlich erkennbar, Erbschaft in weiblicher Linie, der Ehemann siedelt in den Haushalt seiner Frau über, hervorragende Stellung des Mutterbruders (so in Tibet und im alten Indien), bei diesen herrscht als Oberhaupt der Mann, während die Oberfrau eine Art Aufsicht über die Nebenfrauen ausübt. Sobald die vaterrechtliche Organisation Platz greift, wie sie uns aus dem Alterthum ja schon genugsam bekannt ist — namentlich also im Falle der Raub- oder Kaufehe — folgt regelmäßig die Frau dem Manne in seine Familie, wo dann ihre Stellung, wie schon oben erwähnt, je nach dem Stande der Gesittung überhaupt, bald eine sclavenartig unterwürfige, bald eine freiere ist. Der eigentliche Vertreter dieser patriarchalischen Organisation ist der Nomade, der schon über die erste Rohheit des Daseins sich hinausgehoben hat, den Feind nicht mordet, sondern als werthvolle Arbeitskraft seinem Haushalte einverleibt und so seine eigene Macht vermehrt. Im Uebrigen kommen noch heutzutage z. B. in slavischen Ländern solche Hausgenossenschaften vor (Zadruga)[1]), wobei sich, wie leicht begreiflich, im Laufe feudalistischer Entwicklung starke sociale Unterschiede herausgebildet haben; auf der einen Seite stehen die Herren, auf der anderen die Bauern und Knechte, die

[1]) Vgl. Lippert, Familie S. 240 ff.

Digitized by Google

zu Hof- und Frohndienst als Hörige und vordem als Leibeigene verpflichtet sind. Mit dieser auch noch durch religiöse und ethnographische Gründe verstärkten Kastenbildung (das Priesterthum spielt auch hier eine hervorragende Rolle) geht Hand in Hand eine entsprechende Differenzirung des übrigen socialen Organismus in Berufsstände, Classen, Zünfte und Gilden, die meist über ihre Privilegien sehr eifersüchtig wachen. Dies ist überall ein Kennzeichen staatlicher Organisation, bis dann wieder auf vorgerückteren Stufen alle Staatsbürger dieselben politischen und socialen Vortheile genießen (vgl. Post, Grundriß II, 44 ff.). Aber es ist immerhin beachtenswerth, daß z. B. in dem so vielgeschmähten China der erbliche Adel, der doch bei uns noch ein wichtiger socialer Factor ist, abgeschafft ist und seit Langem dafür nur ein für große Verdienste verliehener persönlicher Adel besteht. Was die Sclaven insbesondere betrifft, so sind sie auf den unteren Stufen ihren Herren gegenüber völlig rechtlos; ja es ist bekannt, daß ja noch bei den Römern diese Anschauung völlig ungeschwächt bestand [1]). Diese unbeschränkte Gewalt wird allmählig eingeengt, so daß z. B. noch Züchtigungen gestattet sind, aber Tödtung nur entweder nach vorherigem rechtskräftigem Urtheil oder überhaupt nicht mehr, so bei den Azteken (vgl. Post, Grundriß I, 372). Dazu kommt, daß es, namentlich für die Viehzucht und Ackerbau treibenden Völkerschaften, in ihrem eigenen Interesse liegt, ihren Bestand an Arbeitskraft möglichst zu schonen. Dagegen schweigen alle Rücksichten, sobald es sich um bestimmte althergebrachte religiöse Festlichkeiten handelt, um die prunkvolle Bestattung von Häuptlingen, bei der natürlich Sclaven nicht zu entbehren sind. In Centralafrika, sagt Ratzel, ruft der Tod eines Häuptlings immer eine starke Nachfrage hervor (Völkerkunde I, 115). Daß die entsetzlichen Sclavenjagden mit ihren völker- und staatenverwüstenden Folgen ein ganz besonders trauriges Capitel in der Pathologie der Weltgeschichte darstellen, bedarf wohl keiner Begründung; dagegen verschwinden selbst noch die Greuel der Menschenopfer und Menschenfresserei.

Wie schon öfter bemerkt, existirt der Mensch für die Ethnologie nur als soziales Wesen; überall finden wir ihn in socialen Verbänden, einerlei wie locker gefügt dieselben sein mögen. Der Staat aber, wie wir ihn in der modernen Anschauung kennen, ist ein verhältnißmäßig spätes Culturproduct, dessen embryologische Keime und Ansätze wir bei manchen Naturvölkern kaum deutlich zu erkennen vermögen. Ueberblickt man den ganzen Verlauf dieser Entwicklung, so läßt sich, wie Post ausführt, eine vierfache Grundlage der Organisationsformen festhalten, nämlich eine geschlechterrechtliche, eine territorialgenossenschaftliche, eine herrschaftliche und eine gesellschaftliche. Die geschlechterrechtliche Organisation stützt sich auf Ehe und

[1]) Nebenbei bemerkt konnten Sclaven nur im Proceß als Zeugen verwendet werden, wenn sie vorher der Folterung unterzogen waren.

Digitized by Google

Blutsgemeinschaft, die territorialgenossenschaftliche auf das gemeinsame Bewohnen eines Bezirkes, die herrschaftliche auf das Schutz- oder Treuverhältniß zwischen Herren und Hörigen, die gesellschaftliche auf einen vertragsmäßigen Zusammenschluß einzelner menschlicher Individuen (Grundriß der ethnol. Jurisprudenz I, 14). Die gesellschaftliche Form, in deren Entfaltung wir uns jetzt befinden, hat zwar noch manche Spuren der früheren Structur bewahrt, zeigt aber doch insofern einen ganz eigenthümlichen Charakter, als hier das individuelle Rechtssubject als Träger der ganzen Organisation auftritt; sodann versteht sich die Geltung schriftlich fixirter Gesetze von selbst, namentlich die Entstehung eines Civil- oder Privatrechts und vor Allem eines Obligationenrechts, wie es schon die Egypter und Babylonier kannten (vgl. Post l. c. S. 427). Gegenüber dieser weitgehenden Entwicklung persönlicher Freiheit, wie die moderne Cultur dieselbe gezeitigt hat, ist, wie schon früher erwähnt, auf früheren Stufen das Geschlecht und der Stamm, resp. die höchste Spitze der betreffenden Organisation der eigentliche Träger und Mittelpunkt der ganzen Bildung; das Individuum verschwindet als wesenloses Atom in diesem umschließenden Complex, und vielfach treten unverkennbare communistische Tendenzen, besonders in der primitiven Geschlechtsgenossenschaft, nach der vermögensrechtlichen Seite ganz vornehmlich, zu Tage. Im Uebrigen sind die einzelnen Entwicklungsphasen nicht messerscharf von einander geschieden, sondern öfter gehen verschiedene Schichten und Formen neben einander her unter entsprechender Zersetzung und Neubildung. Während noch in den ostasiatischen Culturstaaten die Familie ein wesentliches Fundament des ganzen Staatsverbandes ist, hat bei uns dieselbe jede politisch-sociale Bedeutung längst eingebüßt. Umgekehrt sind dort die herrschaftlichen Organisationsformen manchmal ihrer Eigenthümlichkeit mehr oder minder schon entkleidet, der Adel nimmt z. B. in China durchaus nicht mehr dieselbe bevorzugte Stellung ein, die ihm bei uns doch noch de facto zukommt, ja er ist als exclusiver Stand überhaupt abgeschafft. Anderseits zeigt sich gegenüber der Tendenz, dem Individuum nach allen Seiten hin einen möglichst freien und unbehinderten Spielraum zu verschaffen, doch auch wieder das umgekehrte Bestreben, durch Zusammenfassung besonders wirthschaftlicher Kräfte zu einem Collectivganzen die Leistungsfähigkeit der einzelnen Persönlichkeit bis in's Unabsehbare hinaus zu steigern. In einer modernen Stadt, schreibt Post, im Gebiete der europäischen Cultur mit ihren Schulen und Bildungsanstalten, mit ihren Handels- und Verkehrsanstalten, mit ihrem Armen- und Unterstützungswesen, mit ihren Schlachthäusern und Erleuchtungsanstalten u. s. w. besteht eine starke und immer noch mehr anwachsende Solidarität der Bewohner, welche wahrscheinlich den festesten Angelpunkt des Staates der Zukunft abgeben wird (l. c. I, 432).

Je weiter wir die Sprossen der socialen Entwicklung hinabsteigen,

Digitized by Google

um so kleiner wird der Umfang dessen, was man — oft wohl nicht ohne eine gewisse Uebertreibung — Staat nennen kann; umgekehrt zeigt die Gegenwart bei aller individualisirenden Tendenz die Gravitation großer Massen nach einem beherrschenden Centrum, die fortdauernde Assimilirung verschiedenartiger Elemente zu einem politischen Organismus, das Bestehen großer, mächtiger Reiche. Die großen Staaten des Alterthums stellen sich häufig bei schärferer Beleuchtung als ein ziemlich loser oder nur durch äußere Gewalt zusammengehaltener Complex verschiedener disparater Sonderbildungen heraus, ja Leopold von Ranke sagt geradezu, daß überhaupt einer allgemeinen Geschichtsbetrachtung sich nicht große Monarchien, sondern kleine Stammesbezirke oder staatenähnliche Genossenschaften darstellen, welche eigenartig und unabhängig neben einander bestehen (Weltgeschichte I, 88). Für die Naturvölker gilt das vollends; der Stamm ist in der Regel identisch mit dem Staat, und was darüber hinausgeht, etwa in Folge von Eroberung und Unterwerfung anderer Völkerschaften, ist oft nur von zu kurzer Dauer, um auf einen wirklichen Bestand rechnen zu können. Daß eben diese häufig nur durch die Faust eines brutalen Despoten mit Mühe zusammengehaltenen Gebilde so schnell wieder verfallen und sich in ihre einzelnen constituirenden Elemente auflösen, darf nicht als Zufall betrachtet werden [1]). Die wirthschaftlichen Verhältnisse, ganz allgemein gesprochen die Existenzbedingungen, spielen hierbei eine nicht zu unterschätzende Rolle; wie der Ackerbau eine intensivere Ausnutzung des Bodens lehrt, eine größere Geselligkeit des Menschen hervorruft und eine dichtere Bevölkerung erzeugt, so finden wir hier auch eine viel stärkere Isolirung, einen viel schärferen Abschluß nach Außen auf verhältnißmäßig kleine Flächenmaaße hin, wie bei den über große Ländergebiete häufig verfügenden Nomaden. Die patriarchalische Organisation, wie sie ein Kennzeichen gerade der Hirtenvölker ist, gipfelt nicht selten in dem souveränen Königthum eines mächtigen kriegerischen Gebieters, der sich halbe Welttheile unterwirft, die Ackerbaustaaten machen eher, wie Ratzel bemerkt, einen zwerghaften Eindruck (Völkerkunde I, 123). Daß jene revolutionären Umwälzungen, wie sie sich gerade an die Nomadenzüge in der Weltgeschichte knüpfen, nicht nur alle erdenklichen Greuel des Krieges über friedliche,

---

[1]) Das gilt selbst noch von den mohamedanischen Staaten des Sudan. Es fehlt eben die organische Entwicklung, der planmäßige Aufbau des Ganzen, meist hält nur äußerer Druck künstlich den ganzen Bau zusammen. Das läßt sich auch, wie Ratzel meint, von den so viel bewunderten altamerikanischen Culturstaaten, von den aztekischen und dem Inkareiche sagen (Völkerkunde I, 130). In der That scheint der Staat im specifischen Sinne des Wortes erst ein Product höchster Cultur zu sein, wieder einer der vielen Beweise, daß wir die höchste geistige Entwicklung nicht in einer märchenhaften Urzeit suchen dürfen. In dieser wirthschaftlichen Solidarität, die hoffentlich immer mehr wächst, liegt übrigens auch die einzig werthvolle Bürgschaft des Friedens für die moderne Cultur.

Digitized by Google

aber schwächere Bewohner heraufbeschworen haben, sondern glücklicher Weise letzten Endes auch — wenigstens gelegentlich — einen Culturproceß dieser wüsten Horden selbst einleiteten, ist bekannt genug, um weiter besprochen zu werden. Unter veränderten socialen Verhältnissen und unter lebhafterer Berührung mit einer höheren Gesittung vollzieht sich an ihnen ein höchst erfreulicher civilisatorischer Umschwung: die Magyaren in Ungarn, die Mandschus in China, die Turkmenen u. A. in verschiedenen Gegenden Centralasiens sind dafür vollgültige Belege (vgl. Ratzel, Anthropogeogr. I, 452).

Neben diesen Völkerwanderungen, die, abgesehen von der Expansionsluft der betreffenden Völker (neben den Germanen wären vor Allem die Malayen, Polynesier und Eskimos zu nennen), wesentlich wirthschaftlichen Gründen zuzuschreiben sind, wären schließlich noch die planmäßigen Colonisationen zu nennen. Daß auch diese anfänglich nichts weiter als Eroberungen waren und auf rohe Unterdrückung der einheimischen Bevölkerung hinausliefen, versteht sich von selbst. Doch schon die schlauen phönicischen und griechischen Kaufleute suchten ihre Vortheile besser durch Handelsmonopole und Anknüpfung werthvoller mercantiler Beziehungen zu erreichen. Die besondere Geschichte aber dieser einzelnen, zunächst von dem Mutterlande nach allen Seiten abhängigen Colonien hier zu verfolgen, würde ein Eingriff in das Gebiet der eigentlichen Historiographie sein; im Uebrigen ist es unverkennbar, daß die alte Abhängigkeit überall dann verschwindet, sobald die wirthschaftliche und politische Entwicklung einen gewissen Höhepunkt erreicht hat: Jede Gewalt kann nur Schaden anstiften. Das hat im Alterthum Griechenland gezeigt im Verhältniß zu seinen italischen Siedelungen, und in der Neuzeit England gegenüber den Vereinigten Staaten.

5. Kunst und Wissenschaft.

Obwohl es unrichtig ist, den Stämmen niederer Gesittung ein besonders geschärftes und ästhetisch feines Naturgefühl zuzuschreiben, so stehen sie doch mit ihrer äußeren Umgebung in so nahem Zusammenhange und sind anderseits auch von den elementaren Gewalten zu sehr abhängig, um völlig achtlos an diesem reichen Schauplatz vorüberzugehen. Aber durchschnittlich tragen die uns überkommenen Gesänge weniger das Gepräge eines Naturcultus als solchen (hier ist schon immer ein höherer Grad geistiger und sittlicher Reife erreicht), als den einer unmittelbaren Beziehung zu ihrem eigenen tagtäglichen Leben und Treiben. Es ist also nur allzu begreiflich, wenn gerade die sog. wilden Stämme in erster Linie uns von den Fehden und Beutezügen erzählen, von den Schlachten und Kriegen, welche im Mittelpunkt ihres Interesses stehen. Diese kunstlosen Dichtungen, die manchmal nur aus kurzen affectvollen Anfeuerungen bestehen, sind bei alledem schon meist von einem gewissen Rhythmus begleitet und einem Refrain, in den der den Vorsänger unterstützende Chor einfällt. Ein regel-

Digitized by Google

mäßiges Metrum dagegen ist meist das Anzeichen höherer Cultur, wie es, um ein nahe liegendes Beispiel anzuführen, in den Veden unserer arischen Vorfahren vorliegt. Ebenso scheinen Alliteration und Reim erst späteren Ursprungs zu sein. Eine besondere Vorliebe zeigen die Naturvölker sodann für die poetische Verwendung der Thierwelt; die Thiere, dem Menschen nach naiver Auffassung völlig wesensgleiche Geschöpfe, bilden so sehr das landläufige Material für alle geistigen Schöpfungen der Naturvölker, daß in der That dies Motiv überall in der Kunst wiederkehrt, ebenso in der Poesie, wie in den Anfängen der bildenden Kunst (Malerei, z. M. Masken, im religiösen Cult u. s. w.). Thiersagen und Thiermärchen [1]) bilden deshalb ein Gemeingut des Menschengeschlechtes, weit über alle Schranken ethnographischer und sprachlicher Verwandtschaft hinaus. Was v. d. Steinen speciell von den brasilianischen Waldindianern erzählt, läßt sich in seinen Grundzügen unbedenklich verallgemeinern: „Die allgemeine Grundlage der Weltanschauung des Bakaïrí ist sein Verhältniß zum Thierleben. Sie aber vorausgesetzt, könnte man sagen, daß seine Wissenschaft und Poesie himmlischen Ursprungs ist. Die ältesten Bakaïrí lebten im Himmel; das wird uns bewiesen durch Alles, was wir von Sonne und Mond wissen, und Alles, was wir dort oben sehen, die Figuren der Milchstraße, die sternleeren Stellen und die leuchtenden Magelhães'schen Wolken" u. s. w. (Unter den Naturvölkern S. 364). Es versteht sich hierbei von selbst, daß der betreffende Stamm, um den es sich in dem gegebenen Fall gerade handelt, auf derselben Entwicklungsstufe eines Jägervolkes steht. Natürlich sind auch hier im Einzelnen Uebertragungen und Entlehnungen nicht ausgeschlossen, so hat, um bei der neuesten Sammlung dieser Art stehen zu bleiben, bei den Suaheli jedenfalls arabischer Einfluß mindestens anregend und umgestaltend gewirkt (vgl. Büttner, Lieder und Geschichten der Suaheli, Vorwort S. 10 und 11), aber es bleibt doch überall noch genügend echtes, authentisches Material zur Beurtheilung zurück. Diese Thiersagen drücken dann, wie schon früher erörtert wurde, der ganzen Stammesgeschichte, die sich darin abspiegelt, ihr charakteristisches Gepräge auf, und insofern ist auch die Mythologie, wie wir uns bereits überzeugten, von diesen Ideen und Anschauungen getragen. Der religiöse Zusammenhang ist aber auch für die weitere Entwicklung der Dichtkunst maaßgebend; die Mythologie, die noch lange, bis hinauf in die Stufen höherer Cultur, ein poetisches Gewand trägt, stellt die uralten kosmogonischen und theogonischen Ueberlieferungen, vermehrt durch die tiefsinnigen Speculationen grübelnder Priester und Denker, als Ergüsse dichterischer Erfindungskraft dar. Ueberall führen die ersten Anfänge religiöser Literatur auf solche, meist fragmentarische Gesänge und Tempelgedichte zurück, die manchmal durch die eigen-

[1]) Vgl. die Sammlung bei C. Büttner, Lieder und Geschichten der Suaheli, Berlin 1894, besonders S. 98, 126, 127 u. a.

Digitized by Google

artige Tiefe ihrer Auffassung und die Erhabenheit ihrer Diction überraschen — man denke nur an das He Pule Heiau auf Hawaii, das Bastian der Vergessenheit entrissen hat! Denselben animistischen Zusammenhang finden wir in den Beschwörungs- und Zaubergesängen, an denen die Naturvölker aus leicht begreiflichen Gründen einen großen Ueberfluß besitzen. Die Exorcisationen, die verschiedenen Manipulationen, die umherschweifende Seele wieder in den kranken und verlassenen Körper zurückzubringen, sind regelmäßig begleitet von solchen, meist kurzen eintönigen Sprüchen und Formeln, die von den Zauberärzten unter Anwendung von sinnenbetäubender Musik recitirt werden[1]). Ursprünglich nämlich wurde jede Poesie gesungen und nicht, wie bei uns, zum Lesen degradirt. Ebenso frühzeitig kann man schon die Entstehung von kurzen Spott- und Schelmenliedern beobachten, die bei manchen Naturvölkern ungemein cultivirt werden. Bekannt ist der drollige Humor des Negers und manche Kenner der Indianer behaupten (so z. B. v. d. Steinen l. c. S. 56 und S. 77) dieselbe Anlage zu improvisirten Scherzen bei diesem angeblich so melancholischen und verschlossenen Stamm.

Zum Gesang, und das ist ursprünglich die Dichtkunst, gehört aber auch unmittelbar die Musik, deren Anfänge freilich weit über das hinausführen, was wir mit unserer Tonleiter umfassen. Auch sind wir im Stande, die Entwicklung mancher musikalischer Instrumente sehr tief in die Urzeit unseres Geschlechtes zurückzuverfolgen; eines der ältesten, die Trompete, kann man schon, wie Tylor hervorhebt, in den langen Röhren von Holz oder Rinde erkennen, welche von den waldbewohnenden Völkern in Amerika und Afrika geblasen werden (Anthropologie S. 348). Im Uebrigen spielen Trommel und Klapper eine Hauptrolle bei den Wilden, ihr ganzer Cultus ist ohne dieselben unmöglich. Eine unmittelbare Beziehung aber zwischen Dichtkunst, Musik und Religion[2]) (dieser Urmutter

[1]) Vgl. die Beispiele bei Bartels, Medicin der Naturvölker S. 173, 177 u. s. w. Erst auf Stufen höherer Cultur stellen sich ethische Gründe und Principien ein, die über den Bereich des unmittelbar Nützlichen hinausgreifen (vgl. das Gebet der Akkader und Assyrier um Heilung an die Sonne l. c. S. 175).

[2]) Auch für das griechische Drama ist dieser organische Zusammenhang noch deutlich erkennbar, indem es ja aus den feierlichen Tänzen und Chorgesängen zu Ehren des Dionys sich entwickelt hat. Auch in den pantomimischen Darstellungen, welche heroische und mythologische Stoffe betrafen, hat der Tanz die Bestimmung, irgend welche Geschichten durch lebhafte und affectvolle Gesticulationen zu versinnbildlichen, während der tiefer stehende Chor dazu mit Gesang das Spiel begleitete und schwierigere Stellen dem Verständniß zugängig machte. Aber auch für die Naturvölker ist diese uralte religiöse Beziehung beider Sphären gültig, und die Frauen der Neger an der Goldküste tanzen z. B., wenn ihre Männer in den Krieg gezogen sind, einen Fetischtanz, um ihren abwesenden Männern Muth einzuflößen und ihnen den Beistand der Götter zu sichern. Dahin gehören auch die Tänze, welche von den Frauen aufgeführt werden, um für die Erndte gutes Wetter und Gedeihen zu erwirken: So hat Fewkes solche Ceremonien bei den Pueblоindianern in Neumexico verschiedentlich beobachtet, die meist um die Zeit der

Digitized by Google

aller geistigen Schöpfungen) repräsentirt der Tanz, der freilich diesen ernsthaften und feierlichen Charakter auf dem Parquetboden unserer faden Salons längst eingebüßt hat. Bei Völkern niederer Gesittung, erklärt mit Recht Tylor, bildet dagegen der Tanz den Ausdruck der größten Leidenschaftlichkeit und Feierlichkeit. Bei Wilden und Barbaren äußert sich Freude und Trauer, Liebe und Zorn, selbst Zauberei und Religion im Tanz. Die Waldindianer Brasiliens, deren träges Temperament so manchem anderen Reizmittel widersteht, regen sich bis zur Raserei auf, indem sie in ihren Versammlungen, die bei Mondschein abgehalten werden, mit Klappern in der Hand ein großes irdenes Gefäß, welches die berauschende Kawi-Flüssigkeit enthält, umtanzen; oder Männer und Frauen führen einen Reihentanz auf, indem sie mit einer Art Polkaschritt einander entgegenschreiten, oder bewaffnete und bemalte Krieger tanzen einen Kriegstanz, indem sie in geschlossenen Reihen hin- und herschreiten und zugleich einen wilden Kriegsgesang anstimmen. Wir können es wohl begreifen, daß sich die Australier für den bevorstehenden Kampf begeistern, indem sie schreiend um ein Feuer springen. Weniger begreiflich ist es dagegen für unsere Vorstellungen, daß der Tanz der Wilden noch eine andere Bedeutung hat, daß demselben nämlich ein Einfluß auf die Außenwelt zugeschrieben wird. So wurde bei den Mandanindianern, die von der Büffeljagd lebten, ein eigenthümlicher Tanz aufgeführt, wenn sie auf ihren Jagdzügen keinen Büffel angetroffen hatten. In diesem Fall legten sie Masken an, die für einen solchen Fall in Bereitschaft gehalten wurden und die aus gehörnten Büffelköpfen nebst Büffelschwanz bestanden. Zehn bis fünfzehn maskirte Tänzer bildeten einen Ring und tanzten unter Trommeln, Klappern, Singen und Schreien. Wenn einer so erschöpft war, daß er den Tanz unterbrechen mußte, so wurde durch Pantominen ausgedrückt, er sei durch einen Pfeil niedergestreckt und werde abgehäutet und in Stücke zerlegt. Zugleich trat ein anderer bereitstehender Maskirter an seine Stelle in die Reihe der Tanzenden ein. Dieser Tanz dauerte oft ununterbrochen zwei bis drei Wochen lang Tag und Nacht, bis endlich das Erscheinen einer Büffelheerde demselben ein Ende machte [1]) (Anthropologie S. 354). Je

Sommersonnenwende begannen und auch wohl durch Geheimbünde und religiöse Gesellschaften geleitet wurden (vgl. den Bericht über diese Expedition bei Bastian, Ethnologisch. Notizblatt I, Berlin 1894 S. 52 ff.). Daß wir endlich bei den Römern dieselbe Grundlage des Cultus finden, zeigen die Institute der verschiedenen Priesterschaften, vor Allem der Marsspringer, die Feste der Saturnalien u. A. zur Genüge (vgl. Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer, 3. Aufl., Berlin 1872 S. 730 ff.

[1]) Es kann nicht überraschen, daß bei dem sinnlichen Charakter vieler Naturvölker die Tänze auch öfter einen ausgeprägt erotisch-lasciven Zug verrathen; besonders berüchtigt sind in dieser Hinsicht die Polynesier, so der Koika auf den Markesas oder der Hula-Hulatanz auf Hawaii oder der Haka bei den Maori (vgl. Hellwald, Naturgeschichte des Menschen I, 177, 203 u. 195). Letourneau unterscheidet überhaupt drei gesonderte

Digitized by Google

nach Lage der Sache tritt übrigens bei diesen Tänzen bald diese, bald eine andere Seite socialer Motive hervor, die darin zum Ausdruck kommt; der eben geschilderten Jagdscenerie entspricht ein sehr grotesker und martialischer Kriegstanz, der eben so allgemein verbreitet ist. Endlich entfaltet sich das sexuelle Element unter dem Hinzutritt der Frauen zu einer bedenklichen Höhe, und zwar nicht nur bei den Naturvölkern, sondern auch bis weit hinein in die Stufen vorgeschrittener Intelligenz.

In sehr nahem Zusammenhang mit den verschiedenen Formen und Verwendungen des Tanzes stehen häufig die Masken, die wir bei den meisten Naturvölkern antreffen. Meistens ist die ursprünglich animistische Grundanschauung auch hier erkennbar, so in dem überaus ausgedehnten Gebrauch derselben beim Cultus (wozu auch unseres Erachtens die Todtenausstattung gehört) oder in der Justiz (wo die früher besprochenen Geheimbünde eine so bedeutungsvolle Rolle spielen); auch die Kriegsmasken, bestimmt, dem Feinde Furcht einzuflößen und ihn zu vernichten, gehören in diesen Zusammenhang. Es ist die Anwendung desselben Princips; wie der Dämon, der geistige Feind, erklärt Andree, durch Masken geschreckt und durch dieselben bekämpft wird, so auch der leibliche Feind im Kriege durch die Kriegsmasken (Ethnograph. Parallelen, N. F., S. 118). Zu einer gewissen selbständigen ästhetischen Durchbildung (obwohl dieselbe begreiflicher Weise je nach dem ethnographischen Ideal sehr erheblich schwankt) erheben sich die sog. Schauspiel- und Tanzmasken. Besonders für die Heilung von Krankheiten sind die Masken in dem Kampfe der schwarzen und weißen Magie von weitreichender Bedeutung; und es ist kein Zufall, daß die Zauberpriester für ihre Exorcisationen und Beschwörungen sich gerade dieser wirksamen Mittel bedienen (vgl. Bastian, Zeitschrift für Völkerpsychol. 14, 335 ff. und Bartels, Medizin der Naturvölker S. 225 ff.). Die Amulette und Talismane, vor Allem aber die mehr oder minder grotesken Teufelsmasken, wie sie in jedem besseren ethnologischen Museum zu finden sind, gehören zu diesen unentbehrlichen Mitteln der animistischen Pathologie und Therapie. Es ist bemerkenswerth, wie selbst bei einem so nüchternen Volk, wie den heutigen Chinesen, jener uralte Glaube noch lebendig ist, und z. B. noch im Jahre 1858 beim Ausbruch der Cholera in Futschau große Processionen mit Teufelsfiguren veranstaltet wurden, um die Seuche zu bannen (vgl. Andree l. c. S. 11). Daß das für die Jägervölker so nahe liegende Motiv der Thiere auch noch auf späteren Stufen mit der eigenthümlichen Zähigkeit festgehalten wird, die man überhaupt in

---

Kategorien von Tänzen: Jagd-, Kriegs- und Liebestänze, welche letztere erst durch die Theilnahme der Frauen entstehen (Sociologie S. 92). Es ist übrigens beachtenswerth, wie der uralte religiöse Zusammenhang auch noch in einer so hochgesteigerten Cultur, wie der indischen, fortwirkt: Der so heikle Bajaderentanz ist ganz und gar ein religiöser Act.

Digitized by Google

solchen organischen Entwicklungen beobachten kann, wird kaum auffallen; besonders erhält sich diese Verwendung beim Cultus. So erscheinen z. B. in Tibet die Lamas als gute Genien, die Laien als Tiger, Leoparden, Nashörner und Elephanten vermummt. Da nach dem Tode sich das Leben anderwärts entsprechend fortsetzt, so muß vor Allem dem Gestorbenen ein ausreichender Schutz gegen die Angriffe feindlicher Dämonen gewährt werden; daher die Tänze und Maskeraden, die Todtenbilder und Mumien, die wir von den primitivsten Naturvölkern bis zu den cultivirtesten Nationen (z. B. den Egyptern) überall finden [1]). Wo die gewöhnliche politische Organisation und Executive versagt, da stellt sich vielfach, wie wir früher sahen, ein Geheimbund ein, eine Art Vehme, die mit unerbittlicher Rücksichtslosigkeit den verübten Frevel an dem Missethäter und öfter auch an seinen Angehörigen rächt. Hier paßt zu dem religiösen Nimbus, in welchem der göttliche Sendbote auftritt, das phantastische Costüm vollends, das sowohl der Afrikaner (in seinem Geheimbund der Sindungo, Egbo und Mumbo-Jumbo) wie die Bewohner der Südsee (in ihrem Duck-Duck u. A.) anwenden. Die Kriegsmasken sodann der Naturvölker, deren sie sich sowohl vor als auch in den Schlachten bedienen, und die meist schauderhafte Verzerrungen von Menschen- und Thiergesichtern zeigen, finden wir auch noch in rudimentärer Gestalt auf den Helmen und Schilden der Culturvölker der alten Welt, ja bis hinein bis zum Mittelalter. Die Schauspielmasken endlich verrathen insofern noch ihre Beziehung zum Cultus, als ja die darstellende Kunst und insbesondere das Schauspiel überall aus dem uralten Mutterboden der Religion sich entfaltet hat. Die griechisch-römische, unsere eigene mittelalterliche Bühne, die Volksfeste und Aufführungen vieler Naturvölker, sodann der Japaner u. s. w. sind dafür ein vollgültiger Beleg. Wie das auch für verhältnißmäßig weniger cultivirte Stämme zutrifft, hat u. A. Jacobsen durch seine Erlebnisse in Nordvancouver veranschaulicht, wo er solchen dramatischen Tänzen beiwohnen konnte (vgl. Andree l. c. S. 156 ff). Sieht man in diesen Nachbildungen auf das rein künstlerische Können, auf die Technik, so überrascht häufig gegenüber der Fülle an bunten, fast schreienden Farben und der genauen Zeichnung der Thiergestalten die auffallende Armheit und Kindlichkeit in der Auffassung des menschlichen Antlitzes. Wann begegnet man auch nur (ruft Ratzel aus) einer lebendigen Nase, einem sprechenden Mund? Der tiefe Unterschied zwischen dem höchsten Gipfel der Kunst der Naturvölker und der egyptischen Kunst, aus der die griechische und alle natur-

[1]) Vgl. z. B. für Peru und die Funde in den dortigen Gräbern, Nadaillac, Die ersten Menschen und die vorgeschichtlichen Zeiten S. 295 ff., oder für die alt-mexicanischen meist aus Thon oder Stein gefertigten Masken, Andree, l. c. S. 126 ff., für die Antike endlich, wo meist die Masken ein porträtähnliches Aussehen zeigen, Benndorf, Antike Gesichtshelme und Sepulcralmasken, Denkschriften der kaiserl. Akademie in Wien 1879, Bd. 28, S. 367 ff.

Digitized by Google

getreue Nachbildung hervorgegangen ist, liegt darin, daß jene nicht die menschliche Gestalt als solche zu bilden strebte, sondern in Hüllen und Symbolen erstickte [1]) (Völkerkunde I, 69). Endlich kann man noch in diesen Rahmen, der im Wesentlichen die Anfänge der künstlerischen Entwicklung zusammenfassen soll, die bei den meisten Völkern der Erde vorkommenden eigentlichen Spiele hineinnehmen; in der That ist dieser Trieb, der ja dann noch auf höheren Stufen zu einer rein ästhetischen Entfaltung gelangen kann, so allgemein verbreitet, daß es als Anomalie bezeichnet werden kann, wenn uns von Kindern eines Volkes berichtet wird, daß sie nicht spielen. Der Variationen giebt es unendliche, und doch zeigen sich selbst in den unscheinbarsten Kinderspielen weit über alle ethnographischen Beziehungen hinaus dieselben Formen (vgl. Andree l. c. S. 89 ff.). Dazu kommen dann die Uebungen zur Stählung der körperlichen Fertigkeit und Gewandtheit, der Sport im modernen Sinne, sodann die Schärfung geistiger Fähigkeiten, die vielen Brettspiele u. dergl. Endlich die so verderblichen Gewinnspiele, an denen manche Naturvölker, z. B. die Indianer, welche leidenschaftliche Würfelspieler sind, reich sind. Daß für die Jägervölker und alle Stämme, zu deren Lebensgewohnheit Fehden und Kriege gehören, Bogen, Schleuder und Pfeile in den Spielen der Jugend die Hauptrolle spielen, versteht sich von selbst; aber auch anderweitig ist die sociale Structur in dieser Beziehung maaßgebend. Wo bei Wilden z. B. die Sitte herrscht, Weiber benachbarter Stämme mit Gewalt zu entführen (schreibt Tylor), spielen die Kinder Frauenraub, wie bei uns die Kinder Hochzeit spielen (Anthropologie S. 366).

Bei Gelegenheit der Masken war schon die Rede von der reichen Ornamentik, welche die Naturvölker öfter ihren Verhüllungen und Kopfputz zukommen lassen; es tritt darin unzweifelhaft eine nicht geringe künstlerische

---

[1]) Beiläufig möge hier die Ratzel'sche Classification der Masken folgen, die er an Hand des durch W. H. Dall gelieferten Materials (On Masks, Labrets and certain aboriginal customs, 3. annual report of Ethnology) versucht hat: A) Einfache Nachbildungen des menschlichen Antlitzes. 1. Rohe Werke, die Züge fast nur schematisch angedeutet, geringer Schmuck aus Federn oder Haaren, meist Todtenmasken. 2. Sorgfältige naturtreue Nachbildungen des menschlichen Antlitzes (Schauspiel-, Tanzmasken). B) Verzerrte Nachbildungen, Karikaturen, Schreckbilder (Fratzengesichter, Tanz- oder Kriegsmasken). C) Thiermasken (als Cultus-, Kriegs-, Tanzmasken). D) Kopfaufsätze (ebenfalls vielfach für den gottesdienstlichen Gebrauch) vgl. Anthropogeographie II, 749. Trotz aller sog. „natürlichen" ethnographischen Verwandtschaft und bei der Möglichkeit der Uebertragung und Entlehnung im einzelnen Fall stimmen wir übrigens vollkommen Andree zu, daß man mit der Wandertheorie, die auf einen egyptischen Priester oder sonst einen Urerfinder zurückführt, im Ganzen nicht weit kommt. „Der menschliche Geist arbeitet allenthalben und zu allen Zeiten und nach gleichen Gesetzen, und ein Maskenerfinder kann gleichzeitig an Amerika's Nordwestküste und in Melanesien oder in Afrika gelebt haben; aus dem Zwiespalt heraus hilft oft nur der historische Beweis" (Ethnogr. Parallelen S. 109).

Digitized by Google

Begabung zu Tage, aber trotzdem kennen wir eine Aeußerung dieses uralten menschlichen Triebes, welche älter ist, wie diese ästhetische, im Dienste der Idee des Schönen stehende, das ist das Zeichnen (vgl. v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens S. 244 ff.). Von vornherein muß man sich aber vor dem durch einseitige culturhistorische Auffassung bedingten Fehlschluß in Acht nehmen, als ob immer eine relativ hohe Culturstufe nöthig wäre, um zu dieser Bethätigung einer gewissen technischen Anlage und Fertigkeit gelangen zu können. Die Begabung und Anlage, sagt Andree, ist weit verbreitet; sie schlummert aber und braucht nur geweckt zu werden. Man kann dies so wenig leugnen, wie das Vorhandensein schöner Tenorstimmen unter Eskimos oder Melanesiern; da sind sie, aber Entwicklung und Verwendung finden sie nicht (Ethnogr. Parallelen S. 58). Es entscheidet eigentlich immer die Beschäftigung und Vertrautheit mit der Außenwelt über den Grad der Virtuosität; die meisten Jägerstämme wissen die Thiere, selbst in ihrer Bewegung, gut und treffend wiederzugeben, während ihnen die Zeichnungen der Menschen (z. B. auch in den schnurrigen Behandlungen einzelner ihnen gleichgültiger Momente, wie des Bartes, den die Bakaïrí öfter über dem Kopf anbrachten) häufig mißlingen. Deshalb sind auch die Pflanzen oder gar die Landschaft als solche für sie ganz gegenstandslos. Steinen hält das Zeichnen überhaupt für eine gewisse Geberdensprache, durch die ich irgend Jemandem, dem ich sonst nicht beikommen kann, eine Mittheilung zukommen lasse. „Durch Geberden ahme ich ein Thier nach, keinen Baum, und nicht nur deshalb, weil dieser sich nicht activ bewegt. Denn durch Geberden Theile des Thierkörpers zu umschreiben wird mir leicht, weil ich dabei, von meinem eigenen Körper ausgehend, wenn ich z. B. ein paar Eselsohren oder ein Geweih zeichnen wollte, sofort den Platz und die Art des Organs angebe, dagegen vermag ich Pflanzentheile durch Geberden nicht auszudrücken, es sei denn, daß ich Worte zu Hülfe nehme" (Steinen l. c. S. 246). Es ist ja bekannt, daß auch die prähistorischen Zeiten uns hierfür Material geliefert haben; die regelrechten Schnitzereien und Zeichnungen auf den Commandostäben und Geweihen, die uns in den Höhlen überkommen sind, lassen uns auch über jene Entwicklungsstufen nicht geringschätzig denken. Aber auch hier sind die viel selteneren Darstellungen menschlicher Figuren nach dem übereinstimmenden Bericht der Autoritäten viel weniger gelungen (vgl. Hörnes, Urgeschichte S. 216 ff.). Ueberall, wo ein durchgebildeter Stil und eine höhere künstlerische Richtung vorliegt, treffen wir auch auf eine entsprechende, mehr oder minder gefestigte Tradition, die, um nur das eine Beispiel Egyptens anzuführen, ihrerseits wieder für eine freiere Entfaltung ein schweres Hinderniß werden kann. Endlich ist es für die Naturvölker eine fast ausnahmslose Regel, daß es die Männer sind, welche solche Abbildungen anfertigen: die Frauen kommen dagegen kaum in Betracht, und es ist insofern, worauf Andree aufmerksam macht, auffallend,

Digitized by Google

daß die Töpferwaaren in Kaiser Wilhelms-Land der Ornamentik entbehren; dort ist nämlich die Töpferei ausschließlich Sache der Frauen (vgl. Ethnogr. Parallelen S. 60). Ebenso können wir schon die Anfänge der Malerei bei den Naturvölkern beobachten, die meist eine gewisse Vorliebe für grelle, schreiende Farben bekunden. Ob diese Kunst damit begonnen hat, daß die Wilden ihren Körper bemalten (wie Tylor will, Anthropologie S. 361), oder daß erst andere Gegenstände der Außenwelt eine Verzierung erfuhren (wie Letourneau meint, Sociologie S. 116), ist schließlich gleichgültig; jedenfalls finden wir auch hier sehr tiefstehende Stämme in dieser Beziehung ihren Rivalen weit voraus, so haben wir von den Buschmännern Fresken, welche an Lebhaftigkeit der Auffassung und Farbenmannigfaltigkeit unsere Bewunderung erregen (dagegen fehlt die Perspective und auch manche Verzeichnung läuft mit unter).

Die Sculptur endlich ist ebenfalls kein Sondergut vorgerückter Cultur, sofern man nur nicht den betreffenden Maaßstab von der idealen griechischen Bildhauerkunst entlehnt [1]). Jede armselige Fetischfigur zeigt uns denselben Trieb, wenn auch in höchst verkümmerter Entwicklung; im Uebrigen leisten z. B. die Papuanen und Melanesier in dieser Kunst sehr Anerkennenswerthes. Daß hier die Religion die bestimmende Richtschnur ist und daß dem zu Folge auch meist die Priester die ursprünglichen Künstler sind, bedarf wohl keiner Begründung; das ganze weite Feld der Mythologie lieferte hierfür immerfort das nöthige Material. Aber gerade deshalb ist die Thierwelt überall mit in den Rahmen der Darstellung gezogen, wenn auch öfter nur als Kopfbekrönung. Gelegentlich aber treffen wir auch im Kunsthandwerk die selbständige Verwerthung des Thiermotivs, wie das schon früher angedeutet wurde. Zusammenfassend urtheilt Ratzel über alle diese Fragen, die hier in Betracht kommen, folgendermaaßen: „Stilrichtungen giebt es mancherlei, und noch verschiedener sind die Höhenstufen der Entwicklung. An Eigenthümlichkeit, Feinheit und Reichthum erreicht Nichts die Werke einiger Völker des Stillen Oceans, besonders der Nordwestamerikaner und ihrer hyperboreischen Nachbarn und einiger Gruppen der Oceanier, besonders der Maori; wir schweigen hier von den höher stehenden Peruanern. Man erstaunt über den Reichthum der Polynesier trotz des beschränkten Materials der Muscheln, Kokosschalen, der wenigen Hölzer und Steine; in diesen mühsamen Zusammenstellungen kleiner Dinge steckt viel mehr Arbeit als in den meisten afrikanischen Sachen, die mehr Talent als Fleiß verrathen. Die von Asien her mit Eisen und anderen Dingen ausgestatteten Afrikaner und Malayen leisten im Verhältniß weniger als die isolirten Eskimos. Mit seinem Reichthum gelungenster Natur-

[1]) Daß auch diese nicht mit jenem idealen Marmortypus begonnen hat, sondern mit Statuen, die bemalt waren und mit ziemlich schweren Putz behangen, wird jetzt allgemein zugegeben (vgl. Letourneau, Sociologie S. 113 ff).

Digitized by Google

nachbildungen steht Japan nicht so isolirt da, wenn wir die Menge und Sorgfalt der Menschen- und Thierbilder bei den Stämmen des Stillen Oceans betrachten. Während durch ganz Afrika der maurisch-arabische Stil, durch Malayenland der indische anklingt, verbindet alle Anwohner des nördlichen Stillen Oceans bis zu den Eskimo dieselbe Stilrichtung mit Japan. Australien und Südamerika (ohne Peru) sind ärmere, aber eigenthümliche Gebiete für sie" u. s. w. (Völkerkunde I, 70).

Von der Wissenschaft im strengen Sinne des Wortes, wie es uns geläufig ist, als einer systematischen und um ihrer selbst willen geübten Erkenntniß der Dinge kann man bei den Naturvölkern nicht sprechen; hier mischen sich zu viele heterogene Elemente hinein, um den Begriff in abstracter Klarheit hervortreten zu lassen. Vor Allem ist es wiederum die Religion, die nach allen Seiten hin die Erforschung der Welt beherrscht. Wie wir wissen, ist für die gesammte Weltanschauung der Stämme niederer Gesittung der Animismus, der Dämonen- und Gespensterglaube mit all seinen unendlich feinen Verästelungen maaßgebend; auf diesem breiten, fruchtbaren Untergrunde erwächst Mythologie, Recht und Kunst, und so auch die Wissenschaft. Alle inductiven Beobachtungen und Wahrnehmungen, welche den Bestand der Erfahrung für den Naturmenschen ausmachen, erhalten somit von diesem Centralpunkt ihre specifische Beleuchtung und Färbung; selbst der Haushalt des alltäglichen Lebens und nun gar der Augenblick, wenn es sich um Abwendung vermutheter oder wirklicher feindlicher Eingriffe in die persönliche Existenz handelt, ist durch jene religiöse Perspective bedingt. Deshalb, sahen wir, kreuzen sich z. B. in ihrer Medicin Aberglauben mit völlig zutreffenden rationellen Methoden der Behandlung in buntem Gemisch. Gilt es nun gar die Umrisse eines Weltbildes zu entwerfen (sofern man davon überhaupt schon reden kann), gilt es, den Gründen nachzuspüren, welche Tod und Leben der Menschen hervorrufen, sollen die quälenden Räthsel des Daseins auch nur einigermaaßen befriedigend gelöst werden, so werden alle Argumente aus dem reichen Arsenal der Religion und Mythologie entlehnt werden. Die ersten Philosophen sind daher überall auf Erden die Priester, als die berufenen Bewahrer der göttlichen Offenbarungen und demgemäß auch als ihre sachgemäßen Deuter. Daher erklärt sich auch der Umstand, daß wir in den meisten Fällen, wenn wir in weitentlegene Zeiten zurückgehen, von der Religion der Naturvölker nicht so sehr das originale volksthümliche Product, sondern nur den Ausschnitt kennen, den uns die priesterliche Speculation darstellt. Daher auch der bis in die Entwicklung höchster Cultur fortwirkende Antagonismus, ja die unversöhnliche Feindschaft dieser allmächtigen Priesterschaft gegen alle selbständigen Denker, welche in unverzeihlicher Kühnheit von den geheiligten Bahnen altehrwürdiger Tradition abweichen. Ebenso allgemein ist aus leicht begreiflichen Gründen das Institut der Priesterschulen und Orden, welche die überkommene Erbschaft hüten und pflegen und durch unüber-

Digitized by Google

steigliche Schranken der Kaste die Kluft zwischen der misera plebs zu vertiefen bestrebt sind. Hier finden wir die geheimnißvolle Werkstatt, in welcher alle Normen des socialen Lebens, also vor Allem in Religion und Recht, ihre Sanctionirung erhielten; deshalb wurde zunächst auch Alles von diesem Bereich ausgeschlossen, was nicht mittelbar oder unmittelbar mit jenem Centrum zusammenhing. Das eigentlich geschichtliche Leben einer Nation findet keine Berücksichtigung, Wanderzüge erklingen nur als halbverschollene Sagen und ethnographische Verwandtschaften und Beziehungen müssen wir künstlich auf Umwegen aus dem Chaos mythologischer Anspielungen und Aehnlichkeiten errathen. Die Astronomie ist, soweit sie überhaupt schon existirt, lediglich Astrologie, Dämonenglaube, es sei denn, daß sich z. B. für die Ackerbau treibenden Völker die Dringlichkeit herausgebildet hat, nach dem Stand der Gestirne die Zeiten für Säen und Pflanzen zu bestimmen, oder aber, wenn es gilt, für die Schifffahrt günstige, sturmfreie Monate zu berechnen. Die Schrift, diese selbstverständliche Basis jeder höheren Cultur in unseren Augen, ist noch gar nicht entwickelt oder wird ängstlich als Zauberkunst gehütet; dagegen wird das Gedächtniß in einer uns völlig unfaßbaren Weise geschult, so daß ja selbst noch die Brahmanenzöglinge die alten Gesänge ihrer Veden mit den 900,000 Silben auswendig lernen. Durchweg aber bewahrt die Wissenschaft ihren streng religiösen Charakter, und es wird überall, wie schon angedeutet, als Sacrileg behandelt, sobald sie nur wagt, sich dieser confessionellen Signatur zu entledigen. Daher die Erstarrung, die über diesem Wachsthum der Ideen lagert, eine Thatsache, die noch heutigentags von großen orientalischen Reichen ungeschmälert zu Recht besteht — man denke nur an China —, daher auch die unserem europäischen Gefühl so widerstrebende Wahrnehmung, daß gerade dort die Wissenschaft in den meisten Fällen nur als Handwerk und politisches Machtmittel geschätzt wird, nie oder nur äußerst selten um ihrer selbst willen. Daß auch der Sinn für Wahrheit und Aufrichtigkeit, diese erste Bedingung wissenschaftlicher Untersuchung — von der Zucht ernsten wissenschaftlichen Denkens ganz zu schweigen — den Naturvölkern im Ganzen und Großen abgeht, möge nur noch beiläufig bemerkt werden.

Eine Seite dagegen der wissenschaftlichen Forschung finden wir, die sich, soweit sich urtheilen läßt, von dem lähmenden Einfluß dogmatischer Vorstellungen und Traditionen freigehalten hat, nämlich das Zählen und in gewissem Sinne auch das Schreiben. Die verschiedenen Zahlbezeichnungen bei den Naturvölkern lassen darüber keinen Zweifel aufkommen, daß diese Ausdrücke insgesammt vom menschlichen Körper und insbesondere von den Händen und Füßen entnommen sind. So schreibt Tylor: „Wenn ein Zulu die Zahl sechs ausdrücken will, so sagt er tatisitupa, d. h. nehmend den Daumen. Es soll damit ausgedrückt werden, daß der Sprecher die sämmtlichen Finger der linken Hand gezählt und den Daumen

Digitized by Google

der rechten Hand hinzugenommen hat. Will er die Zahl sieben ausdrücken, so sagt er u kombile, d. h. er zeigte. Es wird hiermit gesagt, daß er im Zählen bis an den Zeigefinger gekommen ist. In dieser Weise sind in verschiedenen Gegenden die Worte Hand, Fuß, Mensch zu Zahlwörtern geworden. Wie dieselben angewendet wurden, mag an der Sprache der Tamanacs am Orinoco gezeigt werden. In dieser Sprache bedeutet der Ausdruck für Fünf ganze Hand, Sechs ist eins von der andern Hand u. s. w. bis Zehn oder beide Hände; Eins vom Fuß ist Elf, der ganze Fuß ist Fünfzehn, ganzer Mensch bedeutet Zwanzig ꝛc." (Anthropol. S. 372). Dieses ursprüngliche Rechenbrett des menschlichen Körpers hat sich denn bei den verschiedenen Völkern eigenartig entwickelt; während vielfach (so bei uns und den meisten Indianern) das Decimalsystem herrscht, rechnen z. B. viele Polynesier mit der Grundzahl Fünf, die Azteken und Eskimos mit der Grundzahl Zwanzig (vgl. Schurtz, Völkerkunde, S. 77). Schwieriger liegt die Sache, sobald es sich um die Entstehung der Zahl 2 handelt, da hier die Rechenmaschine der Hand gar keinen Aufschluß liefert. Steinen hat in Folge seiner Beobachtungen bei den Bakaïrí folgende sehr ansprechende Vermuthung aufgestellt: er nimmt an, daß diese Vorstellung sich durch die höchst einfache und sich stetig wiederholende Wahrnehmung gebildet habe, daß Alles, was zerlegt und zerbrochen wird, zunächst in zwei Stücke zerfällt [1]). „Die Vorstellung der Zwei hat sich stets zuerst an Stücken gebildet und geübt. Sie mag bald auf sonst gleichartige Dinge, die der Mensch in den Händen hatte und die sich unter einander glichen, wie zwei Stücke sich gleichen, ausgedehnt worden sein; die Zwei-Einheit sah und faßte sich bei zwei Ganzen ebenso an, wie bei zwei Stücken. $2 : (1 + 1) = 1 : (1/2 + 1/2)$. Sie mußte sich mit diesem Fortschritt auch von dem Vorgang des Zerschneidens und Zerbrechens lösen und auf andere Vorgänge, wie des Gebens und Nehmens und Vertheilens, die sich mit den Händen und auf dieselbe Art mit Stücken oder Ganzen abspielten, übergehen. Die Thätigkeit des Zerlegens war immer dieselbe, die Dinge wechselten beliebig, so kam man dazu, von ihrer Natur abzusehen, und hatte die Abstraction der Zahl 2. Aber nur durch die Thätigkeit war sie gewonnen, nicht durch die bloße Erscheinung der Dinge, wie sie etwa die paarigen Organe des Körpers darboten. Die erste feste Grundlage war nun in der Erfahrung begründet, daß man ein Ganzes ohne Rechnen in zwei Hälften zerlegen konnte: wenn man ein einzelnes Stück zerbrach, brauchte man nicht mehr zu tasten und zu markiren, man wußte, daß es zwei gebe ... Die klare anfängliche Gränze,

---

[1]) Diese Zerlegung fortgesetzt, d. h. das erste Stück wieder in zwei Theile zerlegt, ergiebt das Zahlsystem der Bakaïri, die folgendermaaßen zählen: I (tokále), II (ahágе), II I, II II, II II I, II II II. Obgleich ein besonderes Wort für 3 existirt, so wird es doch selten angewandt und die ältere Combination mit 1 und 2 behauptet den Vorrang.

Digitized by Google

die wir bei den Bakaïrí noch heute bestimmt erkennen, ist die Zerlegung des Ganzen in seine Hälften. Denn sobald es zur Drei kommt, muß er nicht nur die Rechenmaschine, sondern auch den Tastsinn zu Hülfe nehmen. Er weiß noch heute ohne Ueberlegung nicht einmal, daß er fünf Finger hat, obwohl er sie zählen kann; nur bis zur Zwei ist die Kenntniß sicher, wie auch durch Zeichnungen, die ich die Leute machen ließ, bewiesen wird. Bei beliebigen gleichartigen Objecten steht er noch heute einer unbestimmten Vielheit gegenüber, und deshalb wiederholt er, wenn ich ihm zwei Maiskörner, die nicht zwei Hälften eines Ganzen sind, zum Zählen vorlege, den alten Vorgang und läßt die Finger sie anfassen; hier ist der Bakaïrí freilich schon im Stande, ohne Finger zu zählen, thut es aber selten genug" (Unter den Naturvölkern, S. 414). Jedenfalls wird durch diese psychologische Begründung der ganze Vorgang von dem verhängnißvollen Felde allgemeiner abstracter Begriffe auf eine alltägliche, unzweideutige Beobachtung zurückgeführt, auf eine inductive Basis, welche in unserer Beurtheilung der Naturvölker überhaupt unter allen Umständen festzuhalten ist. Die weitere Entfaltung der Zahlenreihen, vor Allem die so äußerst wichtige (von den Indern durch die Araber) überkommene Erfindung der Null und der verschiedenartigen Stellung der einzelnen Ziffern gehört nicht mehr in diesen Zusammenhang, sondern schon in den Rahmen einer allgemeinen Culturgeschichte. Was die Eintheilung der Zeit anlangt, so fehlt den gewöhnlichen Naturvölkern meist irgend ein allgemeines Schema; die Hottentotten geben z. B. als Ansatzpunkt die Erlegung eines Elephanten an oder die Madingo rechnen nach Regenzeiten (vgl. Letourneau, Sociologie, S. 591), wo doch schon ein gewisser periodischer Wechsel sich constatiren läßt. Sonst dienen vielfach die Gestirne und ihre Stellungen diesem Zweck, besonders spielt der Mond eine große Rolle, was auch für die Berechnung der Jahre gilt. Dahin gehört auch der vielfache Gebrauch, nicht nach Tagen, sondern nach Nächten den Zeitlauf zu bestimmen. Erst verhältnißmäßig spät wird aber die ursprüngliche animistisch-astrologische Tendenz, wie schon oben bemerkt, durch eine rein wissenschaftliche abgelöst: Für unseren Culturkreis steht auch in dieser Beziehung unzweifelhaft den Griechen dies Verdienst zu.

Was die Schrift anlangt, so wurde schon früher ihre Entstehung aus bildlichen Zeichen besprochen; in dieser originellen Weise ist sie uns noch durch entsprechende Darstellungen bei vielen Indianerstämmen veranschaulicht, genau gleich der altegyptischen Bilderschrift der Hieroglyphen, wenn auch zugegeben werden mag, daß hier schon ein gewisser Versuch gemacht wird, vom Individuellen und Concreten zum Allgemeinen und Abstracten fortzuschreiten. Die Erfindung der Schrift war es, schreibt mit Recht Tylor, durch welche sich das Menschengeschlecht aus dem Zustande der Barbarei zur Civilisation emporschwang. Um eine Vorstellung von den Folgen dieser Erfindung zu bekommen, müssen wir den

Digitized by Google

Zustand der Völker betrachten, welche die Kunst des Schreibens noch nicht kennen, die in ihren Traditionen und Lebensregeln auf ihr Gedächtniß angewiesen und nicht im Stande sind, Ereignisse aufzuzeichnen und neue Beobachtungen für den Gebrauch künftiger Generationen aufzuspeichern. Wir sind daher ohne Zweifel berechtigt, die Grenze zwischen barbarischen und civilisirten Völkern da zu ziehen, wo die Kunst des Schreibens beginnt, da sie der Geschichte, dem Gesetz und der Wissenschaft Dauer verleiht (Anthropologie, S. 212).

Digitized by Google

Dritter Abschnitt.

Die Völkerkunde in ihrem Verhältniß zu den anderen Wissenschaften.

Nachdem wir die Entstehung und das Wachsthum der Ethnologie kennen gelernt und ihren gegenwärtigen Bestand uns in einer allgemeinen Ueberschau vergegenwärtigt haben, ist es nunmehr unsere Aufgabe, rein methodologisch das Gebiet unserer Wissenschaft abzugrenzen und ihr gleichsam die officielle Legitimation im Kreise der älteren Disciplinen zu erobern. Die verschiedenen Strömungen, welche sich hier zusammenfinden, lassen die ungemeine Vielseitigkeit der Ideen auf das Schärfste hervortreten, welche die moderne Völkerkunde in sich schließt; Naturwissenschaft, Philosophie, Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften stehen unter dem Bann ihres Einflusses, und es ist deshalb doppelt nothwendig, die Beziehungen dieser verschiedenen Untersuchungsformen so klar und scharf abzustecken, wie das überhaupt nur möglich ist. Da einzelne Richtungen und Besonderungen der socialpsychologischen Perspective, wie wir sie als grundlegend für unsere Wissenschaft ansehen, schon bei den betreffenden Vertretern hinreichend erörtert sind, so können wir uns vielfach auf kurze Leitsätze und knapp formulirte Begriffe beschränken, indem wir bezüglich des Details uns auf frühere Auslassungen beziehen.

I. Die Völkerkunde in ihrem Verhältniß zur Geographie.

Die Griechen haben ihren hellsehenden Blick auch für unsere Wissenschaft, deren Material für sie doch nur sehr kümmerlich und dürftig war, darin bewährt, daß sie, wie Aristoteles es scharf ausspricht, den Menschen als ein von Natur geselliges Wesen auffaßten. Damit ist für die wissenschaftliche Untersuchung Richtung und Ziel gleich von vorneherein sicher bestimmt, wie auch immer im Einzelnen das Ergebniß sich gestalten mag; wir müssen grundsätzlich von allen subjectiven Nüancirungen abstrahiren,

Digitized by Google

wir haben es lediglich mit der Gattungsgeschichte zu thun, und nur von diesem ganz allgemeinen Standpunkte aus existirt eine Entwicklung des menschlichen Bewußtseins für uns, sofern sich dasselbe nach den verschiedensten Richtungen menschlicher Geistesthätigkeit in den Völkern offenbart. Das anthropo-geographische Element in Geographie und Völkerkunde, dem Ratzel ja, wie wir sahen, eine so hervorragende Stelle einräumt, kann nur von dieser universellen Basis aus behandelt werden; beschränkt man es auf die für die Aufklärungszeit so maaßgebende individuelle Wohlfahrt und Ersprießlichkeit, so gerathen wir unwillkürlich in ein sehr bedenkliches Fahrwasser [1]), das ebenfalls für die Philosophie, wie ja zur Genüge bekannt, verderblich genug geworden ist. Selbst die anscheinend tiefsinnigste Speculation und Metaphysik war nur ein bunter Flitter und Aufputz für das eitele Ich, das sich begreiflicher Weise gar sehr in dieser prächtigen Ausstattung gefiel. Vor all diesen Irrfahrten bewahrt lediglich und allein der streng objective Standpunkt, der den Homo sapiens nur als Gattungswesen kennt, die socialpsychologische Perspective, die uns noch ausführlich später beschäftigen wird, wo es sich darum handelt, die Stellung der Völkerkunde zur Philosophie überhaupt und zu ihren einzelnen Disciplinen zu erörtern. So unzweifelhaft richtig aber, rein theoretisch genommen, jener aristotelische Ausspruch auch war, so konnte er doch um deswillen seine Bedeutung nicht voll erfüllen, weil ja das factische Material, wie schon oben angedeutet, völlig unzureichend und unser Planet eine terra incognita in des Wortes schlimmster Bedeutung war. Diese Unzulänglichkeit blieb, genau genommen, bis etwa zur Mitte unseres Jahrhunderts bestehen, und erst diese letzten Decennien haben uns die Kenntniß unserer Heimath so gründlich erschlossen, daß nur noch einige versteckte Erdenwinkel sich der genaueren und wiederholten Erforschung haben entziehen können. Das wild chaotisch durcheinander fluthende Material, das gleich einer Sintfluth alle Dämme und Schranken niederriß, beginnt sich allmählig, wie Bastian sagt, zu verlaufen und zu sichten, und damit tritt erst für die abstrahirende, den Ursachen der Erscheinungen psychologisch nachspürende Untersuchung die Möglichkeit ein, über den erdrückenden Wust des Details zu allgemeinen, grundlegenden Gesetzen durchzudringen. Es versteht sich sonach von selbst, daß die Völkerkunde für ihren ganzen Aufbau auf die Mitarbeiterschaft der Geographie und Ethnographie (die wir hier aus praktischen Gründen nicht trennen wollen) angewiesen ist; nur von hier erhält sie ihr positives Material, ohne welches sie metaphysische

[1]) Mit vollem Recht setzt deshalb Ratzel hinzu: „Diese Bevorzugung des Menschlichen ist so tief begründet, daß sie noch heute einen Grundzug, aber auch eine beständige gefährliche Klippe für den wissenschaftlichen Charakter der Geographie bildet; aber man darf wohl sagen, daß in jeder Wissenschaft, die menschliche und natürliche Dinge zu gemeinsamer Betrachtung zusammenfaßt, die Neigung unveränderlich herrscht, jenen den Vorzug zu geben" (Anthropogeographie 1, 19).

Digitized by Google

Luftschlösser bauen würde. Die Methodik dieser geographisch-ethnographischen Ermittelungen gehört nicht hierher; daß dieselbe ihre nicht zu unterschätzenden Schwierigkeiten in sich schließt, wurde schon früher betont. Nur ganz allgemein mag hervorgehoben werden, daß auch der erforderlichen kritischen Reserve und Nüchternheit in der Aufnahme der betreffenden Beobachtungen hier, wie überhaupt, die sachliche Controle durch eine möglichst ausgedehnte Vergleichung mit gleichartigen oder doch höchst ähnlichen Fällen das entscheidende Kriterium an die Hand giebt. Der Spruch Tylor's: Non quis, sed quid (Anfänge der Cultur I, 10) bezeichnet dies Verhältniß sehr glücklich [1]). Es ist der Lage der Sache nach immer als ein besonders erfolgreicher Fund zu begrüßen, wenn solche Studien, die eben eine längere Erforschung voraussetzen, an körperlich und geistig noch ungebrochenen Originaltypen gemacht sind — abgesehen von jeder individuellen Beeinflussung durch den Reisenden selbst. Auch in dieser Beziehung ist (abgesehen von den tüchtigen Vorarbeiten, die wir den Jesuiten zu verdanken haben) eigentlich erst die Gegenwart im Stande gewesen, mustergültige Aufnahmen zu veranstalten. Trotzdem bleibt ein bedenklicher Punkt, auf den Bastian noch jüngst hingewiesen hat, das ist der Umstand, daß wir es sehr häufig mit Zersetzungsprocessen zu thun haben. Einer kritischen Phase unterliegt (so heißt es) die heutige Ethnologie insofern gerade, als sie der Theorie nach auf treue, echte Originalitäten hingewiesen ist, in Wirklichkeit aber fast überall nur Zersetzungsstadien eines schon eingetretenen Verlaufes ab- oder aufwärts antrifft. Auch diese können willkommene Objecte des Studiums bieten, aber für nutzbare Auswerthung dann erst, wenn sie an mustergültigen Standardtypen zu rectificiren sind, um sie in den Verhältnißwerthen des jedesmalig erreichten Niveaus abzuschätzen; sonst sind sie häufig kaum mehr als nutzloser Ueberschuß, Negerplunder und Indianertand, wie einer Beachtung nicht werth. Wie die Ammenmärchen der Kinder dem Erwachsenen nicht schmecken, aber einen bedeutsamen Rang unter den Gegenständen historisch-philologischer Gelehrsamkeit beanspruchen dürfen, wenn sie von dem Hintergrunde altersgrauer Edden sich abheben, so mißt sich der Werth einer Sammlung in der

[1]) Eine unseres Erachtens ganz widerspruchsvolle Ansicht entwickelt Mucke in dem schon angeführten Buch: Horde und Familie in ihrer urgeschichtlichen Entwicklung, eine neue Theorie auf statistischer Grundlage, Stuttgart, F. Enke 1895. Mucke verlangt vor jeder Aufnahme des Materials Klarstellung bestimmter Kategorien und Begriffe, ähnlich wie in der Statistik, damit die bloße Beobachtung zu dem höheren Range einer Erfahrungsthatsache aufsteige (S. 295). Diese Erfahrung aber, dies letzte, ausschlaggebende Kriterium ist für unseren Gewährsmann, in merkwürdiger Verkehrung des wirklichen Verhältnisses, eine abstracte Formulirung des Begriffes vor jeder thatsächlichen Beobachtung, wie er denn auch ganz unbedenklich diesen Terminus gebraucht, wenn es sich um irgend eine ethnographische Notiz handelt, welche sein Placet nicht findet; dann heißt es ohne Weiteres: Es ist gegen die Erfahrung, d. h. gegen die individuelle Meinung und Ueberzeugung des Kritikers.

Digitized by Google

Hauptsache darnach, ob und wie sie in der Fixirung eines bestimmt definirbaren Entwicklungsgrades zu datiren bleibt, und dann außerdem zugleich nach der Autorität dessen, der sie überbracht hat. Sorgloses Sammeln kann mancherlei Unheil anrichten, denn überall bereits droht die Gefahr der Fälschung, indem nicht nur in Europa, sondern auch in Australien, Amerika, Neuseeland, Indien, China die Zahl der für Anfertigung von Falsificaten bestimmten Fabriken stetig wächst" (Ethnol. Notizblatt, Heft I, Vorwort S. 9). Wie sich aber auch in jedem einzelnen Fall diese Frage entscheiden mag, so viel ist klar, daß die Völkerkunde als vergleichende und die Gesetze der socialen Entwicklung feststellende Wissenschaft überall ihren inductiven Unterbau der Geographie verdankt, und daß somit auch alle weiteren Probleme über die Abhängigkeit des Menschen von äußeren Einflüssen klimatischer und meteorologischer Art, von Flora und Fauna im Allgemeinen hier ihren Ausgangspunkt suchen müssen. Es ist deshalb auch durchaus kein Zufall, wenn thatsächlich beide Wissenschaften Hand in Hand gehen und häufig nur nach dem besonderen Standpunkt bald mehr das geographische, bald mehr das ethnologische Element in der Darstellung hervortritt. Die Bedeutung aber der geographischen Provinzen, dieser specifischen Besonderungen des allgemeinen Menschenthums und des darin zum Ausdruck kommenden Völkergedankens, werden wir näher erläutern, wenn es gilt, die Beziehungen der Völkerkunde zur Geschichtswissenschaft zu untersuchen; denn wir betreten damit schon das geschichtliche Gebiet, wenn auch in einem weiteren Sinne genommen, als dem landläufigen der sog. Weltgeschichte.

Sollen wir abschließend unsere Erörterung auf einen kurzen Ausdruck concentriren, so umfaßt die Geographie und Ethnographie die Beschreibung der Wohnstätten der verschiedenen Spielarten der menschlichen Rassen und die Schilderung der einzelnen Völker in ihrer Besonderung nach körperlicher und geistiger Beziehung; innerhalb dieses, immerhin weit umfassenden Rahmens liegen die mannigfaltigen Probleme ihrer Untersuchung. Die Völkerkunde dagegen nimmt den unterbrochenen Faden auf und dehnt ihre Forschung auf den Entwicklungsgang der ganzen Menschheit aus, die sie eben nicht mehr als einen Complex verschiedener Theile faßt, sondern (wenn die Bezeichnung gestattet ist) als ein organisches Ganze. Deshalb existiren auch erst für sie *allgemeine* sociale Gesetze, die eben nur durch die vergleichende Umschau und die psychologische Analyse der Erscheinungen, die stetig und überall in der Entwicklung hervortreten, gewonnen werden können.

II. Die Völkerkunde im Verhältniß zur Anthropologie und Urgeschichte.

Faßt man nach der gewöhnlichen Ansicht die Anthropologie als die Lehre vom menschlichen Individuum (und nicht als die der Gattung, wie

Digitized by Google

Gerland, Anthropol. Beiträge S. 2 will), so sind dadurch die Beziehungen zur Völkerkunde von selbst gegeben. Die Doppelnatur des menschlichen Organismus, die leibliche und geistige Seite seiner Entwicklung tritt auch in der theoretischen Betrachtung hervor; zu jener Abtheilung gehören Anatomie und Physiologie, zu dieser Psychologie und die Alles umfassende Culturgeschichte. Während es sich dort um das Problem der Entstehung des Menschen handelt, um die Frage einer gemeinsamen Urrasse, einer gemeinsamen Heimath, der etwaigen Wanderungen, die das Menschengeschlecht über den Erdball auszuführen hatte, einer annähernden Zeitbestimmung für den Verlauf dieser Vorgänge u. s. w., so werden wir hier über die geistige Entstehung des Homo sapiens aufgeklärt, indem wir seinen Culturschatz, der aus den bescheidensten Anfängen zu unvergleichlichen Höhen emporstieg, nach allen Bestandtheilen kennen lernen. Insofern nähert sich diese psychische Anthropologie sehr der Völkerkunde, so daß beide auch häufig mit einander vertauscht werden; das unterscheidende Kennzeichen der letzteren ist und bleibt aber immer die Vergleichung und die dadurch bedingte Aufstellung allgemeiner Gesetze des Geschehens. Der Urgeschichte aber fällt insbesondere die Aufgabe zu, über den Bereich der eigentlichen Civilisation hinaus die Entwicklungsgeschichte des Menschen zu verfolgen und durch die Funde und Ausgrabungen jene längst entschwundenen Perioden unserer Betrachtung nahe zu führen, zu denen uns hier und da nur noch die Naturvölker schwache Anklänge und mehr oder minder stichhaltige Parallelen liefern. Auch hier ist die Forschung noch vielfach über die Aufstellung gewisser Hypothesen nicht hinausgekommen, selbst unter den berufensten Kritikern herrscht über manche grundlegende Perspective noch keine Uebereinstimmung, und doch wissen sich Alle, wenigstens theoretisch, in der Forderung eins, nur die Erfahrung reden zu lassen und sich nicht der verführerischen Speculation zu vertrauen, die schon so manchen Denker betrogen hat. In der Beobachtung nackter Thatsachen (bemerkt Hörnes), im Aneinanderreihen der einzelnen, an sich geringfügigen Wahrnehmungen zu unerschütterlichen Erkenntnissen liegt der Anfang und der Fortschritt der menschlichen Urgeschichte, nicht in dem vergeblichen Versuch, uralte Dogmen tiefer zu begründen und schmeichlerische Wünsche wissenschaftlich zu befestigen (Urgeschichte S. 43). Für die Ethnologie kommen aber die Detailfragen der Prähistorie nicht in Betracht, selbst so wichtige Kapitel, wie z. B. der Streit zwischen der monogenistischen und polygenistischen Richtung, besitzen u. A. für die Völkerkunde kaum die Bedeutung, die ihnen manchmal noch beigelegt wird. Sehr viel wichtiger sind unseres Erachtens die Aufschlüsse, welche uns die Urgeschichte über die allmählige Ausdehnung der Herrschaft des Menschen über die Natur auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung ermöglicht; gerade die Ausbildung der Technik in des Wortes weitester Bedeutung umschließt einen sehr bedeutungsvollen Abschnitt seiner Gesittung und intellectuellen Vervollkommnung. Im Uebrigen

Digitized by Google

ist ja, wie schon früher hervorgehoben, nichts mehr geeignet, den Wechsel der verschiedenen Vorstellungen und Anforderungen zu veranschaulichen, als die mannigfachen Bedeutungen, welche im Lauf der Zeit das Wort Anthropologie angenommen hat.

III. Das Verhältniß der Völkerkunde zur Geschichtswissenschaft.

Wir betreten mit dieser Erörterung ein vielumstrittenes Gebiet, und trotz aller Bemühungen seitens der Völkerkunde, die Grenze möglichst scharf und unzweideutig zu ziehen, begegnen wir gerade hier vielfach noch anscheinend unüberwindlichen Mißverständnissen und Irrthümern der Historiker. Hat dieser es in der Hauptsache mit topographisch und ethnographisch abgegrenzten Völkergruppen und ebenso genau fixirten Perioden zu thun, ist für ihn mithin die Schrift, literarische oder monumentale Documente maaßgebend, so fällt dieser Gesichtspunkt, wie wir nicht hier noch einmal ausführlich zu begründen brauchen, für den allgemeinen Rahmen der Völkerkunde fort. Gerade weil diese in erster Linie sich auf die Stämme niederer Gesittung bezieht, wo alle eben erwähnten Hülfsmittel fehlen oder doch nur sehr dürftig vorhanden sind, wäre es äußerst ungerecht, dieselbe Methode für die Ethnologie zu verlangen[1]). Die ausgedehnte Vergleichung, welche bei dem umfassenden Material der Völkerkunde möglich ist, läßt allmählig alle Fehler und Irrthümer der Beobachtung ausscheiden und eine durchaus kritisch gesichtete Erfahrungsbasis zu Stande kommen. Die Geschichtswissenschaft verfolgt somit die Entwicklung einzelner Völker, und nur soweit ein unmittelbarer Zusammenhang (der zeitlich und räumlich nachweisbar ist) zwischen den Angehörigen verschiedener großer Völkergruppen besteht, — z. B. zwischen Ariern und Semiten nach dem bekannten Entwurf der allgemeinen Sprachwissenschaft und Culturgeschichte — wird diese engere Grenze in Etwas überschritten. Selbst die Welt- und Universalgeschichte erhebt sich nie zur Sphäre der die ganze Menschheit ohne Rücksicht auf alle ethnographischen Unterschiede umfassenden Ethnologie, ganz davon abgesehen, daß jene immer mit großen, eine unendlich lange Vorgeschichte voraussetzenden Culturen anhebt. Man denke doch nur an das eine quälende Räthsel der uralten, aus dem Nichts vor unseren Augen um 3000 v. Chr. auftauchenden egyptischen Gesittung! Oder um ein etwas entlegeneres Beispiel anzuführen, an die chinesische Cultur. Diese bedeutsamen Anfänge verlieren sich für die streng historische Forschung in pfadlose Nacht,

---

[1]) Die besondere Frage nach der kritischen Verläßlichkeit des Materials für die Ethnologie, was für manchen exacten Historiker noch ein anderweitiger Stein des Anstoßes ist, gehört nicht hierher; wir haben über diese Methodik der Forschung schon früher gesprochen (vgl. S. 272 ff.).

Digitized by Google

während gerade die Ethnologie psychologisch die Entstehung der Cultur nach allen Seiten hin, und zwar wiederum ganz allgemein und nicht für einen besonderen Stamm, festzustellen sucht. Bei dieser ganz universellen Perspective ist sodann, wie unmittelbar einleuchtet, die Chronologie völlig überflüssig, da diese nur Sinn und Bedeutung hat für einen ethnisch abgegrenzten Bezirk, für einen speciellen Ausschnitt der Geschichte der Menschheit, nicht für das sociale Werden überhaupt[1]). Bei einigermaaßen unbefangener Beurtheilung dürfte, genau genommen, auch eigentlich gar kein Streit zwischen den beiden Disciplinen aufkommen, da sich beide Gebiete wohl berühren, aber doch sich klar von einander abheben, und es ist ein Zeichen von befremdlicher Einseitigkeit und Gehässigkeit, wenn dieser Streit noch immer nicht verstummen will.

Diese stetige Erweiterung des Orbis terrarum, geographisch sowohl wie geschichtlich, ist erst durch die moderne Völkerkunde bewirkt und zum Abschluß gebracht; erst unter dieser Perspective konnte das wahrheitsgetreue Modell des allgemein Menschlichen entstehen, das frühere Zeiten nur durch trügerische Speculationen und glänzende Phantasien (meist war der Gesichtskreis eben viel zu eng) zu erschleichen vermochten. Diesen universellen Normen in der socialen Entwicklung, dem Völkergedanken mit Bastian'schem Ausdruck, entsprechen nun auf der anderen Seite die geographischen Provinzen, welche gerade die Berührungspunkte der gesonderten geschichtlichen und der ganz allgemein vergleichenden ethnologischen Forschung bilden. Wir müssen diesen Begriff, trotzdem wir schon früher den Gegenstand berührt haben (vgl. S. 200 ff.), seiner eminenten Wichtigkeit halber noch einer kurzen Erörterung unterziehen, indem wir uns an die Darstellung Bastian's halten, dem wir diese Theorie verdanken. Er sagt: „Die geographischen Provinzen bilden gesetzlich umgrenzte Areale, innerhalb welcher das organische Leben unter einem charakteristischen Typus erscheint, im Zusammenbegriff der über einander verschobenen Provinzen des botanischen, zoologischen und anthropologischen Reichs. Die für die Reaction des Organismus bedingenden Agentien liegen einmal in der topischen Bodengestaltung und dann im planetarischen Neigungswinkel zur Sonne, worauf aus Wechselbeziehung der solaren Einflüsse zu der geologischen Constitution und Configuration alle die in klimatischer Aeußerungsweise entsprechenden Factoren hervorgerufen werden, welche in der Atmosphäre spielen, unter Wechseln meteorologischer Processe. Wenn in der botanischen Provinz die Anpassungsfragen im Vordergrund stehen, so bleibt dies den der Phytologie vorliegenden Aufgaben überlassen. Für die allgemeinen biologischen Probleme der Ethnologie handelt es sich zunächst

[1]) Vgl. außer Post, Bausteine I, 17 ff. noch einen Aufsatz des Verfassers: Ethnologie und Geschichte, Ausland 1890, Nr. 28 S. 548 ff. und Nr. 29 S. 566 ff., Bastian sodann, Zur Kenntniß Hawaii's S. 125 ff.

Digitized by Google

darum, in dem innerhalb der geographischen Provinz hergestellten Gleichgewicht des Organismus mit seinen Umgebungsverhältnissen die für den Beginn des logischen Rechnens benöthigte Eins zu erlangen" (Controversen in der Ethnologie I, 36 ff.). Wenn wir nun zunächst von den meteorologischen und kosmischen Factoren im Interesse einer Vereinfachung des Problems absehen, so würde es sich in der Hauptsache um den specifischen anthropologischen Typus handeln, wie er sich charakteristisch für die verschiedenen Areale historisch-geographisch herausgebildet hat, und zwar gilt das für das ganze Gebiet der Cultur, einerlei ob wir es mit irgend welchen technischen Erzeugnissen (Bogen, Armbrust, Masken u. s. w.) zu thun haben, oder mit ätherisch feinen Gebilden und Schöpfungen der Psyche (wie mythologischen Ideen, Rechtsinstituten u. A.). Hier tritt somit, und meist erst auf verhältnißmäßig höherer Entwicklungsstufe, eine specifische, von der allgemeinen Norm abweichende, den Völkergedanken nüancirende Form einer bestimmten ethnographischen Gruppe hervor; hier begegnen uns deshalb auch die Anfänge des geschichtlichen Lebens, das sich der Allgemeinheit des ethnologischen Typus im Homo sapiens entzieht, obwohl, und das ist wohl zu beachten, häufig leider die wirklichen Beziehungen der einzelnen Völker zu einander, welche jenen historischen Proceß widerspiegeln, völlig im Dunklen liegen. Hier hilft nur, wie schon früher hervorgehoben, ein streng exacter Nachweis über die gegenseitige Wechselwirkung und Beeinflussung, durch welche dann verschiedene Uebertragungen und Entlehnungen hervorgerufen wurden, wenigstens muß man unerbittlich verlangen, daß jede Hypothese als solche gekennzeichnet wird. Im Uebrigen würde bei dieser Detailuntersuchung sich schon die ethnologische Untersuchung mit der culturhistorischen sehr nahe berühren, welche letztere natürlich jederzeit auf topographische und zeitliche Zusammengehörigkeit der betreffenden Erscheinungen angewiesen ist. Auch das ist völlig selbstverständlich, daß für diese Culturentwicklung das eigene Volk und die eigene Nationalität das höchste und nächste Interesse beansprucht, und daß es geradezu als Aufgabe bezeichnet wird, diesen ethnographisch-geschichtlichen Proceß mit seinen Assimilirungen ungleichartiger Elemente möglichst weit in den Dämmerungsmorgen des Werdens zurück zu verfolgen, um auf diese Weise das Bild möglichst umfassend und abschließend zu gestalten. Die allmählige Entstehung des griechischen Volkes z. B. oder der italienischen oder deutschen Nationalität, um in die Gegenwart hineinzugreifen, würde ein anziehendes Object dieser historisch-geographischen Forschung sein, die aber gleichwohl nicht völlig unseres Erachtens der Hülfe der Völkerkunde entrathen könnte. Die Culturgeschichte vermag zwar, wie Bastian sagt, die ethnischen Geschicke und Schicksale in ihren Wandelungen zu verfolgen und zu erörtern, nicht jedoch auf ursprüngliche Entstehung derselben zurückzugehen, auf die aus primären Unterlagen der humanitas eingepflanzten Vorkeimungen. Hierzu bedarf es eines Heraustretens aus dem historisch geschlossenen Ring, um nach

Digitized by Google

einer, aus gleichmäßig angelegten Verhältnißwerthen entworfenen Umschau die eigene Geschichte nur als ein Item, eine insofern vorläufig gleichgültige Nummer zwischen den übrigen zu schätzen, eine vielleicht großartig mächtigste, aber immerhin doch nur eine einzelne quantitativ" (Ideale Welten II, 22). Diese Erhebung in die Sphäre der Elementargedanken, wie der Altmeister sagt, diese Entwicklungstheorie des menschlichen Geschlechts selbst auf allen Stufen, von der einfachsten, dürftigsten socialen Gruppe an bis zu den erhabensten und verwickeltsten Gebilden in einem organischen, ununterbrochenen Zusammenhang ist nur der Ethnologie möglich, da sie eben die Cultur überall auf ihre primären Elemente verfolgt. Die Universalgeschichte anderseits, die man wohl mit übertreibendem Ausdruck als Geschichte der Menschheit bezeichnet hat, ist durch ihre eigene Methode an die eigentlichen Culturvölker gebunden, hebt an mit Schrift und geregelter socialer Structur und überläßt damit die Naturvölker anderweitiger Untersuchung. Aber wohl kann die Culturgeschichte insofern von der ethnologischen Behandlung lernen, als sie ebenso es versucht, wenn auch in bescheidenen Grenzen, nämlich nach bestimmten historisch-geographisch zusammenhängenden Völkergruppen oder Zeitaltern, das ganze Gebiet der Gesittung und geistigen Bildung vergleichend zu untersuchen und so oftmals die Lösung von Problemen erleichtert, welche von einem engeren Standpunkt aus leicht verfehlt werden könnten. Die Darstellungen der verschiedenen Culturgeschichten, welche in neuerer Zeit aufgetaucht sind und schon zu einem allgemeinen Ueberblick über dies ganze Gebiet geführt haben (vgl. z. B. Henne am Rhyn, Allgemeine Culturgeschichte von der Urzeit bis zur Gegenwart, 3 Bände, Leipzig 1877), verdanken dieser Richtung ihr Entstehen [1]). Dagegen muß die Völkerkunde jede Fühlung mit der eigentlichen Philosophie der Geschichte, wenigstens in der bekannten Hegel'schen Fassung, ablehnen; hier ist in der That das speculative Schema schon fertig, ehe die inductive Untersuchung beginnt, und es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn wir gerade hier den größten Willkürlichkeiten und Uebergriffen begegnen, um so mehr, da es dieser Richtung seiner Zeit auch durchaus an der erforderlichen empirischen Basis fehlte. Dieser Tyrannisirung der Erfahrung gegenüber erscheint die Herder'sche und Schiller'sche Auffassung — trotz aller Lückenhaftigkeit des Materials und des gelegentlichen Ueberwiegens der bloßen Speculation —, wie wir uns früher überzeugt haben, in einem weit anziehenderen Lichte. Es ist übrigens beachtenswerth, daß diese Entwicklung, so unendlich mannigfach auch das Detail sein mag, und bei aller ethnographischen Eigenart der Völker doch wie eine Spirale in sich zusammenläuft; die primitiven Zustände der Naturvölker gleichen sich in ihren Grundzügen ja sehr: Gerade deshalb tritt hier die Herrschaft der großen socialen Gesetze,

[1]) Auch die Darstellungen von Lippert und Hellwald (dessen Culturgeschichte soeben in 4. Auflage erscheint, Leipzig, Friesenhahn 1895) gehören hierher.

Digitized by Google

das System der Elementargedanken unwidersprechlich hervor. Erst mit der Entfaltung eines specifischen nationalen Typus, erst dann, wenn die Loslösung von dem allgemeinen Mutterboden der Natur beginnt und sich das eigentlich geschichtliche Leben regt, tritt auch eine Besonderung des gemeinsamen Culturbesitzes, eine eigenthümliche Ausprägung der ethnographischen Gruppe ein, bis wieder diese, ethnologisch unschätzbare Originalität von der unterschiedslosen internationalen Cultur absorbirt wird, die gegenwärtig ihren Siegeszug über den Erdball vollendet. Auch hier verblassen die bestimmten ethnographischen Merkmale und Unterschiede, und die Spitze und Vollendung der Civilisation zeigt dieselbe eintönige Signatur, welcher wir schon im Anfange der socialen Organisation begegneten.

IV. Völkerkunde und Rechtswissenschaft.

Wir haben seiner Zeit, als wir die Untersuchungen und Arbeiten von Post besprachen (vgl. S. 270 ff.), schon die Entwicklung der neueren Rechtswissenschaft auf inductiver Basis, d. h. auf dem Material, das ihr die Völkerkunde zu Gebote stellt, genügend erörtert, so daß wir uns auch hier auf einige kurze Sätze beschränken dürfen. Die allgemeine Rechtswissenschaft unserer Tage stellt sich lediglich dar als ein Zweig der umfassenden Ethnologie und zwar insofern, als sie uns eine Kenntniß des gesammten Rechtslebens der menschlichen Rasse verschaffen will. Sie ist selbstverständlich eine streng empirische Wissenschaft, die nur insoweit der Deduction, der psychologischen Analyse insbesondere Spielraum läßt, als es sich nach der Feststellung der betreffenden Thatsachen in zweiter Linie um die Erklärung des Zusammenhanges und die Ermittelung der treibenden Gründe für die sociale Entwicklung handelt. Die Rechtsgeschichte im landläufigen Sinne wird dadurch in dieser Untersuchung mit berührt, daß auch hier eine genaue, kritische Ableitung der einzelnen Erscheinungen im Rechtsleben stattfindet und so ein gewisser historisch-geographischer Zusammenhang hergestellt wird; aber die ethnographische Perspective greift, wie wir ja wiederholt betont haben, über diesen Rahmen hinaus und nähert sich durch die schrankenlose Vergleichung des Materials über alle Völker der Erde hin jener allgemein-psychologischen Anschauung, die uns das wahrhaft allgemein Menschliche erst enthüllt. Ebenso wurde schon früher bemerkt, daß die Entwicklung des socialen Lebens der wissenschaftlichen Untersuchung um deswillen eine vorzügliche Fundgrube eröffnet, weil hier, noch mehr wie z. B. in der häufig verschleierten und abweichenden Deutungen ausgesetzten Mythologie, der organische Zusammenhang der einzelnen Phasen des Processes viel deutlicher hervortritt; es ist kein Zufall, daß gerade diese Disciplin verhältnißmäßig sich am schnellsten entfaltet hat, denn die großen Gesetze menschlicher Entwicklung, die Grundnormen unserer Existenz sind selbst einem minder geschulten Blick erkennbar.

Digitized by Google

Von der allgemeinen Rechtswissenschaft muß aber noch, wie Post hervorhebt, die ethnologische Jurisprudenz als ein besonderer Zweig geschieden werden. „Die Aufgabe einer allgemeinen Rechtswissenschaft besteht in der Feststellung aller Erscheinungsformen des Rechtslebens der Menschheit und der Ergründung der Ursachen dieser Erscheinungsformen. Da das Rechtsleben der Menschheit nun zu Tage tritt einerseits in Aeußerungen des individuellen Rechtsbewußtseins, anderseits in dem socialen Gebiete des Rechts, so hat es die allgemeine Rechtswissenschaft sowohl mit der psychologischen Seite des Rechts, mit der Untersuchung des individuellen Rechtsbewußtseins, als mit der sociologischen Seite des Rechts, mit der Untersuchung der Ursachen des Rechts als eines socialen Gebietes zu thun. Die ethnologische Jurisprudenz hat zu ihrem Gegenstande nur das sociale Gebiet des Rechts, nicht die Analyse des individuellen Rechtsbewußtseins des Menschen. Es ist aber auch nicht die gesammte Analyse des Rechts als eines socialen Gebietes Gegenstand der ethnologischen Jurisprudenz, sondern nur die Untersuchung der ethnischen oder socialen Ursachen der socialen Erscheinungsformen des Rechts, nicht die Untersuchung der dahinter liegenden biologischen und kosmologischen, auf welche eine allgemeine Rechtswissenschaft sich ebenfalls noch zu erstrecken hat" (Grundriß der ethnol. Jurisprudenz I, 6). Im Wesentlichen beschäftigt sich somit die ethnologische Jurisprudenz mit der Sammlung des Materials und dessen Anordnung; ganz besonders sind für sie wichtig, wie wir früher ausführten, die universellen Parallelen, die uns die Wirksamkeit des menschlichen Rechtsbewußtseins so recht klar vor Augen stellen. Die eigentliche psychologische Analyse dagegen und nun gar die Rückführung des individuellen geistigen Lebens auf gewaltige, allumfassende kosmische Factoren, diese rein philosophische Betrachtung fällt außerhalb der Aufgaben der ethnologischen Jurisprudenz. Diese allgemeinen Grundlagen unseres Denkens und Handelns, wie der Mensch sich seine Welt schafft und auf welche Momente hin, wie wir den Gegensatz, resp. das Verhältniß des Individuums zum Weltgeist zu fassen haben, und andere Räthsel mehr, greifen in die Erkenntnißtheorie über, der wir später noch eine ausführlichere Darstellung widmen werden [1]).

V. Völkerkunde und Sociologie.

An den verschiedensten Vertretern haben wir in anderem Zusammenhange die Stellung und Bedeutung der modernen Sociologie oder der Lehre von der menschlichen Gesellschaft und ihren Gesetzen eingehend beleuchtet; aber weil dieselbe Grundanschauung auch für die Völkerkunde

[1]) Vgl. vorläufig die Erörterungen bei Post, Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft I, 20 ff.

Digitized by Google

maaßgebend ist, mag noch eine kurze Bezugnahme auf dies Verhältniß gestattet sein. Während die Ethnologie in erster Linie (als Ethnographie) das Material der Untersuchung zu sammeln hat, ist sie doch nach dieser unerläßlichen Vorarbeit gezwungen, über diesem unendlichen Chaos der Einzelfälle zu großen, überall gültigen Gesetzen der socialen Entwicklung aufzusteigen. Sofern hiermit in der That nur Formen der ethnischen Organisation gemeint sind, fällt unseres Erachtens Sociologie und Ethnologie zusammen. Aber es bedarf geringen Nachdenkens, um zu erkennen, daß das Gebiet der letzteren Wissenschaft erheblich weiter ist; denn sie bleibt ja nicht bei dieser Morphologie ethnischer Associationen stehen, sondern sie muß, zufolge ihrer psychologischen Bestimmung, auch die treibenden Ursachen dieser äußeren Bildungen zu ergründen suchen. Nehmen wir zur Verdeutlichung ein Beispiel: Es handelt sich darum, sociologisch die Organisation der Geheimbünde darzulegen. Hier würde die Aufgabe gelöst sein, wenn ganz genau die Structur und Zusammensetzung dieser eigenthümlichen Verbände erforscht wäre, die Stellung und Befugniß der einzelnen Mitglieder und des Oberhauptes, die Beziehung zur anderweitigen staatlichen Macht u. s. w. Dagegen würde die Ethnologie über diese nur die Form und den äußeren Aufbau dieser Institution betreffenden Untersuchung, Bedeutung und Grund derselben prüfen müssen, die religiösen und rechtlichen Ideen, welche im Völkerleben zur Erzeugung dieser eigenthümlichen Factoren der Volksjustiz geführt haben. Der übrige reiche Gehalt, der an unerschöpflicher Vielseitigkeit die Völkerkunde fast über alle anderen Wissenschaften heraushebt, geht der Sociologie vollends ab; Mythologie und Religion, Kunst und Wissenschaft, Technik u. s. w., kurz Alles, wobei es auf eine psychologische Analyse ankommt, ist Object ethnologischer, nicht aber sociologischer Betrachtung. Dagegen wollen wir nicht verkennen, daß neuerdings diese klare Grenze vielfach überschritten wird, namentlich dadurch, daß man ohne Weiteres auf die Völkerkunde die sociologische, d. h. nicht das Individuum, sondern die geselligen Verhältnisse und Zustände betrachtende Perspective überträgt. Dennoch würde aber auch mit dieser Erweiterung jener grundlegende Unterschied gewahrt werden können, daß das Wachsthum der Ideen, sei es nun auf welchem ethnischen Gebiet immer, das gerade in Frage kommt, mithin die eigentliche psychologische Forschung eine Domäne der Ethnologie bleibt, insbesondere der philosophischen Untersuchung, die eben hier nach allen Richtungen hin in der unendlichen Fülle des Völkerlebens ihre Begründung sowohl als ihren Abschluß erhält. Die Socialwissenschaft der Zukunft endlich, wie sie nach Lilienfeld als einzig umschließende Universalwissenschaft gedacht ist, hat gar zu wenig Fühlung mit der Ethnologie und ist anderseits zu sehr mit glänzenden Phantasmen und Speculationen durchsetzt, als daß wir von dieser, wie schon früher angedeutet, eine namhafte Forderung einer sich auf dem Boden der Völkerkunde erneuernden Philosophie erwarten könnten.

Digitized by Google

VI. Die Völkerkunde gegenüber der Mythologie und Religionswissenschaft.

Es darf hier als bekannt vorausgesetzt werden, daß es der modernen Sprachvergleichung gelungen ist, in längst entschwundene, im gewissen Sinne prähistorische Zeiten und Zustände ein aufklärendes Licht geworfen und durch diese linguistischen Aufschlüsse große Völkergruppen wissenschaftlicher Bearbeitung zugängig gemacht zu haben. In den Fußstapfen dieser philologischen Untersuchung wandelte dann die anderweitige culturgeschichtliche Darstellung, die uns etwa über Anschauungen und Verhältnisse bei den alten Ariern orientiren wollte oder einen speciellen Ausschnitt dieser Gesittung genauer zergliederte, wie, um nur ein Beispiel anzuführen, das alt-arische Recht von Leist. Somit ist es ein Ergebniß der natürlichen Entwicklung, wenn auch die Sprachwissenschaft zuerst den Versuch machte, einen leitenden Faden für den labyrinthischen Irrgarten der Mythologie zu finden, die bis dahin jeder Orientirung spottete. Aber ebenso gerechtfertigt ist es, wenn nunmehr, nach Beschaffung eines umfangreichen Materials, die Ethnologie die verschiedenen Phasen des mythologischen und religiösen Bewußtseins in den Bereich ihrer Untersuchung zieht. Auch hier gilt es, die Grenzen der beiden Disciplinen mit vorurtheilslosem Blick abzustecken.

Zuerst fragen wir, reichen die Mittel linguistischer Forschung überall aus? Nur eigensinnige Verblendung könnte dies bejahen. Obwohl wir innerhalb bestimmter ethnographischer und culturhistorischer Völkergruppen der rein formalen, etymologischen Analyse des Wortschatzes unzweifelhaft große Erfolge zu verdanken haben — ich erinnere nur an die classische, im gewissen Sinne auch an die indogermanische Mythologie —, so konnten doch nach Lage der Sache erst die allgemeinen Normen und Gesetze, welche auch diesen scheinbar so willkürlichen und phantastischen Bildungen zu Grunde lagen, sich ergeben, als die Ethnologie den Blick auf das gesammte Menschengeschlecht ausdehnte. Erst jetzt ließ sich entscheiden, ob das, was uns vielleicht bislang als ein locales Zersetzungsproduct erscheinen mußte (so z. B. der Fetischismus[1]), nicht auf Grund dieser umfassenderen Rundsicht sich als ein nothwendiges Ergebniß einer bestimmten Entwicklungsstufe des menschlichen Bewußtseins darstellte. Dasselbe gilt von den eigentlichen Fragen der Religionsphilosophie, von der Entstehung monotheistischer Ideen, ob dieselbe wiederum etwa schon als primitive Vorstellungen an-

[1]) So bezeichnet Max Müller immerfort den Fetischismus als die allerletzte Stufe in der abwärts schreitenden Entwicklung der Religion (Natürl. Religion S. 153), vgl. einen Aufsatz des Verfassers: Max Müller und die Völkerkunde im Ausland 1891, Nr. 27 S. 521 ff.

Digitized by Google

genommen werden dürfen oder erst einer gereifteren Gesittung und Erkenntniß angehören. Mit der Entscheidung dieser Vorfrage ist aber unseres Erachtens auch das theoretische Verhältniß beider in Rede stehenden Wissenschaften bestimmt; für den Bereich eines ethnographischen abgegrenzten Bezirkes (z. B. den der Indogermanen oder der Semiten) mag die Sprachwissenschaft ausreichen[1]), obwohl es thöricht wäre, wenn sie dabei die Unterstützung anderer Disciplinen, wie Archäologie, Prähistorie, Rechts- und Religionswissenschaft grundsätzlich verschmähte, für eine zukünftige Entwicklung der Mythologie überhaupt, d. h. ohne specifische Rücksicht auf Sprache und Stamm, ist ihre Kraft ganz und gar unzulänglich. Sodann kommt hinzu, daß nun gerade die Mythologie der Culturvölker, an die sich die Sprachwissenschaft hält, nicht die ältesten und primitivsten Elemente enthält; diese finden wir nur bei den schriftlosen Naturvölkern, deren psychische Originalität noch unverfälscht ist. Max Müller weiß nicht genug die Primitivität der Veden zu rühmen (Physikal. Religion S. 115), das ist aber nur berechtigt für die arische Periode, die doch nach Aller Zugeständniß eine verhältnißmäßig weit entwickelte Gesittung kennt. Vergleichen wir z. B. mit diesen erhabenen und zum Theil sehr speculativen Ideen die plumpen und naiven Anschauungen der Australneger oder anderer niedriger stehender Naturvölker, so tritt ein klaffender Unterschied zu Tage. Freilich fußt die ganze Beweisführung auf der hier nicht zu erörternden Voraussetzung, daß wir an dem Anfang der Dinge (sit venia verbo!) nicht einen Zustand sittlicher Reinheit und intellectuellen Scharfsinnes anzunehmen haben; es hängt dies mit dem anderen, schon öfter von uns gerügten Fehler zusammen, unsere Gefühle und Anschauungen unbesehens auf ganz andere Verhältnisse zu übertragen. Statt uns zu zwingen, unseren Vorurtheilen zu entsagen, gegenüber den gewohnten abstracten Begriffsoperationen uns in die einfache, naive Vorstellungsweise des Naturmenschen zu versetzen, gehen wir immer aus von den bekannten speculativen Axiomen, so daß schließlich die ganze Mythologie ein geistreiches poetisches Spiel wird. Auch hier thut uns unbefangene Beobachtung Noth, und diese Documente kann uns nicht die Sprachwissenschaft, sondern nur die praktische Völkerkunde, resp. die Ethnographie liefern. Es ist schließlich dasselbe Verhältniß mit der Aesthetik; auch hier werden für eine künftige genetische Kunstlehre, die nicht mit den bisherigen Floskeln sich begnügt, erst die Naturvölker die leitenden Grundzüge liefern; die Dichtkunst, Malerei und Plastik darf nicht mehr als ein Sondergut der privilegirten Culturvölker erscheinen, sondern als ein Gemeingut der menschlichen Rasse überhaupt. Die feinste Bildung der oberen Zehntausend muß immer mehr nach allen

[1]) Vgl. einen Aufsatz von K. Penka, Die arische Urzeit im Lichte der neuesten Anschauungen, Ausland 1890 Nr. 38, S. 741 ff., der die Fehlschlüsse der einseitig etymologischen Untersuchung hervorhebt.

Digitized by Google

ihren Elementen als organisches Product der socialen Entwicklung betrachtet werden, und in dieser Beziehung stellen für eine künftige zusammenfassende Darstellung die mannigfaltigen Vorarbeiten und Nachforschungen, welche wir gerade in unseren Tagen der Folklore und Volkskunde verdanken, ein sehr schätzenswerthes Material in Aussicht.

VII. Völkerkunde und Philosophie.

Es mag Manchen überraschen, wenn wir am Schluß unserer Betrachtung uns noch die Aufgabe stellen, das Verhältniß der Völkerkunde zur Philosophie zu untersuchen, da bei der gänzlich verschiedenen Anlage und Methode beider Wissenschaften kaum ernstlich von Beziehungen oder gar einer inneren Wechselwirkung die Rede sein könne. Dies Vorurtheil — anders können wir es nicht wohl nennen — beruht auf dem alten, anscheinend unausrottbaren Irrthum, daß das Wesen der Philosophie und insbesondere der Erkenntnißtheorie in einer bloß metaphysischen Verknüpfung von Begriffen bestehe, die ein für alle Mal fertig und gegeben seien, und bei denen es sich nur um eine verschiedene Anordnung und dialektische Gliederung für die Forschung handele. Demgegenüber dürfen wir wohl ohne ausführliche Begründung darauf hinweisen, daß diese kühnen Speculationen, ob sie nun in Griechenland, Indien oder Deutschland unternommen wurden, schließlich jedesmal Schiffbruch erlitten und außerhalb der strengen Schule ihre Geltung eingebüßt haben; dies geschichtliche Factum begegnet in der That nirgends sonst ernsteren Anfechtungen. Insbesondere hat es die moderne Philosophie von den verschiedensten Punkten aus versucht, durch unmittelbaren Anschluß an die Erfahrung (freilich nur soweit sie kritisch von Widersprüchen gereinigt ist) eine Regeneration wissenschaftlicher Weltanschauung herbeizuführen. Ebenso überflüssig ist es, den hervorragenden Einfluß zu veranschaulichen, der in dieser Bewegung der neueren Naturwissenschaft gebührt, mag auch manchmal diese Strömung allzu mächtig gewesen sein und eine selbständige Verarbeitung des Materials für's Erste unterbunden haben. Die physiologische, die experimentelle und die psychophysische Psychologie, deren wir bereits früher gedachten (vgl. S. 123 ff.), liefern dafür ein beredtes Zeugniß. Hier herrscht aber, wie allseitig auch zugestanden wird, der individualistische Standpunkt; es handelt sich immer nur um Untersuchungen, die das Seelenleben des Einzelnen betreffen, freilich meist in dem typischen Sinne, daß wir darin zugleich auch die allgemeinen Formen und Gesetze geistiger Thätigkeit zu erblicken haben. Dazu kommt, wie ja auch z. B. Wundt zugiebt, daß die psychologischen Experimente überall versagen, wo ein verständnißvolles Eingehen auf die Absichten des Psychologen nicht vorausgesetzt werden kann, und die eigentlich tiefere Entfaltung unseres Seelenlebens über diesen Bereich bei Weitem hinausgreift (vgl. Essays S. 145). Man hat, wie

Digitized by Google

bemerkt, von verschiedenen Seiten sich bemüht, diesem Mangel abzuhelfen; sehr werthvolle Aufschlüsse verdanken wir den pathologischen Untersuchungen der Ribot'schen [1]) Schule, die aus den eigenthümlichen Deformationen und Zersetzungen unseres Ichgefühls bestimmte Schlüsse auf die normale Structur unserer psychischen Persönlichkeit ziehen. Auch ist insofern hier ein bedeutsamer Schritt vorwärts gethan, als man sich überzeugt hat, daß es falsch ist, mit dem Bewußtsein als einem unveränderlichen und sich stets gleichbleibenden Factor zu operiren. Jeder Bewußtseinszustand, sagt Ribot mit Recht, stellt nur einen sehr kleinen Theil unseres Seelenlebens dar, weil er jeden Augenblick von unbewußten Zuständen getragen und sozusagen hervorgebracht wird. Jeder Willensact z. B. entspringt aus dem tiefsten Grunde unseres Wesens; die Beweggründe, welche ihn begleiten und scheinbar erklären, sind immer nur ein geringer Theil seiner wahren Ursache (Die Persönlichkeit S. 13) [2]). Dieser naturwissenschaftlichen Erweiterung der Psychologie [3]) (um diese handelt es sich hier in erster Linie) steht eine entsprechende Vertiefung der philosophischen Forschung gegenüber, die ihr Material aus dem culturgeschichtlichen und anthropologischen Gebiet im weitesten Sinne des Wortes entlehnt. Wundt sagt: „Die Lebensanschauungen, Sitten und Religionsvorstellungen der Naturvölker werden mit Recht als wichtige Fundgruben objectiver psychologischer Forschung betrachtet. Gleichwohl läßt sich nicht zweifeln, daß die Ausbeute auf diesem Gebiete bisher eine ziemlich dürftige war. Der geistige Zustand eines sog. Naturvolkes ist das Resultat einer unabsehbaren Kette von Bedingungen, die sich vor dem Auge des Beobachters um so verwickelter gestalten, je mehr bei unserer Nachforschung die zuerst gebildete Meinung zu schwinden pflegt, als wenn in unseren heutigen Naturvölkern primitive Zustände des Menschengeschlechtes verwirklicht seien. Thatsächlich

[1]) Vgl. z. B. die neuerdings übersetzten Schriften: Die Persönlichkeit (Berlin, G. Reimer 1894) und Der Wille (Berlin, G. Reimer 1893, früher Das Gedächtniß und seine Störungen, Hamburg 1882). Ueberall ist jede Metaphysik streng abgelehnt und dafür die mediciniſch-psychologische Beobachtung an die Stelle gesetzt.

[2]) Aehnlich: „Der Organismus und seine höchste Vertretung, das Gehirn, bildet die wahre Persönlichkeit, er enthält in sich die Ueberreste von Allem, was wir gewesen sind, und die Möglichkeiten alles dessen, was wir sein werden. In dem Organismus ruht der gesammte individuelle Charakter mit seinen activen und passiven Anlagen, mit seinen Sympathien und Antipathien, seinem Genie, seinem Talent oder seiner Thorheit, mit seinen Tugenden und Lastern, seiner Trägheit oder Unternehmungslust. Was davon an die Oberfläche des Bewußtseins kommt, ist wenig im Vergleich zu dem, was verborgen bleibt, obwohl es in der Stille mitwirkt. Die bewußte Persönlichkeit ist immer nur ein geringer Theil der physischen Individualität" (a. a. O. S. 177).

[3]) Vgl. über den Ausdruck naturwissenschaftliche Psychologie Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie I, 4 ff., wo dieser Disciplin eine Mittelstellung zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften zugewiesen und das Bedenken Kant's, daß die Psychologie jemals eine exacte Naturwissenschaft werden könne, entkräftet wird, — anders freilich Rehmke, Lehrbuch der allgem. Psychologie, Hamburg 1894 S. 10 ff.

Digitized by Google

geschieht es daher nur zu häufig, daß der Ethnolog, der sich die Welt- und Lebensanschauungen solcher Völker zu enträthseln sucht, umgekehrt von feststehenden psychologischen Vorstellungen ausgeht, zu denen dann die ethnologische Erfahrung mannigfache Anwendungen und Beispiele liefert. Weitaus das wichtigste unter den obengenannten Gebieten der psychischen Ethnologie ist wohl das der mythologischen Vorstellungen. Ist doch schon die Existenz dieser Vorstellungen vom höchsten psychologischen Interesse. Auch kann man wohl sagen, daß das mythologische Denken eine neue Erscheinung ist, welche der Psychologie auf ihren gewöhnlichen Forschungswegen gar nicht oder höchstens in schwachen Nachbildern begegnet, welchen sich erst durch die Kenntniß ihrer lebensfrischeren Urbilder ein gewisses Verständniß abgewinnen läßt. Doch bis jetzt sind die psychologischen Aufschlüsse, die wir der Mythologie zu verdanken haben, noch verhältnißmäßig beschränkt. Wie im Morgengrauen die nebelumflossenen Gipfel entfernter Gebirge, so dämmert uns aus dem Wechsel der mythologischen Vorstellungen die Ahnung von Veränderungen entgegen, denen das menschliche Bewußtsein nach bestimmten Gesetzen im Laufe der Zeit unterworfen ist" (Essays, S. 146). Wir acceptiren das hier ausgesprochene Zugeständniß und die damit verknüpfte Anerkennung der tiefgreifenden Bedeutung, welche der Völkerkunde auch in philosophischer Beziehung zukommt, freudigst, ohne die Bedenken, welche Wundt damit verbindet, zu theilen, wenigstens principiell. Schon jetzt lassen sich, um mit Bastian zu sprechen, die großen Elementargedanken bei all den buntschillernden Variationen des mythologischen Details erkennen, und diese Scheidung der allgemein gültigen Normen von den zufälligen, historisch-geographisch bedingten Abweichungen wird sich immer klarer und widerspruchsloser vollziehen, je mehr das ethnographische Material selbst gesichtet ist.

Um aber diese eminent wichtige philosophische Perspective der Völkerkunde gründlich zu erfassen, wollen wir der hergebrachten Eintheilung der Philosophie in Psychologie, Ethik und Erkenntnißtheorie folgen und nunmehr versuchen, wenigstens die Grundlinien für eine zukünftige Philosophie zu entwerfen, welche auf der Basis der Ethnologie errichtet ist. Es liegt nicht an uns, wenn wir uns öfter nur mit Andeutungen begnügen müssen, aber über die wesentlichsten Principien dieser ethnologischen Weltanschauung können unseres Erachtens keine Zweifel mehr aufkommen.

1. Psychologie.

Daß die schon von Kant seiner Zeit mit Mißtrauen betrachtete Selbstbeobachtung sich für eine nüchterne, der naturwissenschaftlich-exacten Methode sich anschließende Forschung immer dürftiger und trostloser ausnehmen müsse, bedarf hoffentlich an dieser Stelle keiner besonderen Begründung; wir weisen statt dessen auf die launige Abfertigung hin, die Wundt, wie wir früher erwähnt haben (vgl. S. 123), diesem angeblich so

Digitized by Google

bedeutsamen Hülfsmittel hat zu Theil werden lassen. Die experimentelle Richtung der Gegenwart hat nun mit erneutem Nachdruck auf die überaus wichtige Thatsache hingewiesen, daß seelisches Leben und Bewußtsein, resp. Ich sich durchaus nicht, wie man sich noch immer nach der alten speculativen Schablone einbildet, decken, sondern daß umgekehrt das Bewußtsein nur einen verschwindend kleinen Theil unserer psychischen Existenz ausmacht. Darauf hat vor Allem Wundt mit aller Schärfe aufmerksam gemacht: „Was in's Bewußtsein kommt, ist nur die fertige Arbeit. Aus so Manchem, was hier auftaucht, können wir auf das stete Weben und Schaffen der Gedankenelemente in jener dunklen Werkstatt schließen, die im Hintergrund des Bewußtseins liegt. Da und dort blitzt uns ein neuer Gedanke auf. Wir wissen nicht, von wannen er kommt; längst sind die Anregungen, die ihn bilden konnten, vorübergegangen. Aber in aller Stille haben sie in der Seele fortgewirkt, haben dort Verbindungen eingegangen, frühere Vorstellungen wieder gelöst, und endlich, wenn eine neue Vorstellung sie wachruft, erscheinen sie in veränderter Gestalt im Bewußtsein. Die eingehende Zergliederung der psychischen Processe wird uns den Nachweis liefern, wie der Schauplatz der wichtigsten Seelenvorgänge in der unbewußten Seele liegt. Ueberall weist das Bewußtsein selbst auf diese unbewußte Seele hin als die Voraussetzung alles dessen, was im Bewußtsein geschieht. Hier stellt sich nun der Forschung die Frage, wie es möglich gemacht werden könne, in jene geheime Werkstätte hinabzusteigen, wo der Gedanke ungesehen seinen Ursprung nimmt, und ihn dort wieder in die tausend Fäden zu zerlegen, aus denen er zusammengewebt ist. Ich werde in den nachfolgenden Untersuchungen zeigen, daß das Experiment in der Psychologie das Hauptmittel ist, welches uns von den Thatsachen des Bewußtseins auf jene Vorgänge hinleitet, die im dunklen Hintergrund der Seele das bewußte Leben vorbereiten. Die Selbstbeobachtung liefert uns, wie die Beobachtung überhaupt, nur die zusammengesetzte Erscheinung. In dem Experimente erst entkleiden wir die Erscheinung all der zufälligen Umstände, an die sie in der Natur gebunden ist. Durch das Experiment erzeugen wir die Erscheinung künstlich aus den Bedingungen heraus, die wir in der Hand halten. Wir verändern diese Bedingungen und verändern dadurch in meßbarer Weise auch die Erscheinung. So leitet uns immer und überall erst das Experiment zu den Naturgesetzen, weil wir nur im Experiment gleichzeitig die Ursachen und die Erfolge zu überschauen vermögen" (Vorlesungen über Menschen- und Thierseele, 1. Aufl. Vorr. S. V [1]).

[1]) v. Hartmann's phantastischer Aufputz dieses Princips zu einem weltschaffenden (freilich per nefas) Demiurgos, der übrigens genau nach dem Prototyp des bewußten Geistes zugeschnitten ist, kann hier füglich unerörtert bleiben, da er weder erkenntnißtheoretisch haltbar, noch ethnologisch begründet ist; dasselbe gilt für seine Vorgänger in der Weltanschauung (vgl. Philosophie des Unbewußten S. 13 ff., 5. Aufl.). Gegenüber aber den naturwissenschaftlichen Vertretern, die eine unbewußte Thätigkeit in mehr oder

Digitized by Google

Wird so das Bewußtsein seines substantiellen und stabilen Charakters entkleidet und erscheint es, wie unser Gewährsmann sagt, als ein Resultat eines mit logischer Nothwendigkeit an eine ganze Reihe anderer psychischer Processe sich anschließenden Schlußprocesses, durch welchen sich das menschliche Individuum allmählig als ein selbstbewußtes Ich zusammenfaßt, so schwindet damit von selbst die ganze Herrlichkeit und Pracht in Nichts, mit welcher eine allzu kühne Philosophie und eine etwas verschwommene Psychologie insbesondere die selbstherrliche menschliche Persönlichkeit aufgeputzt hatte [1]). Diese Umwandlung, dieser radicale Umsturz, der somit schon durch die philosophische Kritik vorbereitet ist, vollzieht sich nun unwiderruflich, sobald wir diese Probleme mit dem Blick des Ethnologen, wie Post es für seine Disciplin befürwortet, anschauen. „Die ganze menschliche Wissenschaft nimmt eine verschiedene Gestalt an, je nachdem man davon ausgeht, daß aus dem menschlichen Ich das Wesen des Menschen erkannt werden könne, oder daß Seele und Ich des Menschen sich nicht decken, sondern nur ein Theil seiner Seelenthätigkeiten ihm bewußt werde. Im ersten Fall ist die Individualpsychologie die unumstößliche Grundlage der menschlichen Wissenschaft, im zweiten ist nach weiteren Grundlagen für dieselbe zu suchen. Die Ethnologie und mit ihr die ethnologische Jurisprudenz steht auf dem zweiten Standpunkte. Sie nimmt an, daß im individuellen Bewußtsein nur ein kleiner Theil seines seelischen Lebens dem Individuum klar wird, während der größere dem Individuum überall nicht zum Bewußtsein gelangt. Sie hält daher die Individualpsychologie für keine geeignete Basis der Wissenschaft. Dasjenige, was wir Bewußtsein nennen, ist jedenfalls nur ein verschwindend kleiner Theil des seelischen Gesammtlebens, welches in uns wirksam ist. Wie ein leichtes Lichtgewölk schwimmt es über einem unergründlichen Ocean. Fortwährend steigen aus den Tiefen unserer Seele allerhand Bilder herauf, aber nur wenige gewinnen so scharfe Contouren, daß sie uns bewußt werden. Weitaus der größte Theil unseres Seelenlebens wird uns überall nicht bewußt; weitaus

---

minder größerem Umfange anerkennen, wie Helmholtz, Fechner, Zöllner u. A. — von den eigentlichen Spiritisten sehen mir völlig ab — ist immerhin die scharfe Opposition instructiv, welche Hoppe gegen diesen Gebrauch des Wortes, zunächst in der Optik, eröffnet hat (vgl. sein Werk: Psychologisch-physiologische Optik. Leipzig 1881, bes. S. 24, S. 351 ff. u. a.).

[1]) Auch das Hineinziehen der Thierwelt war insofern bedeutsam, als die Forschung auch hier genöthigt wurde, wo sie einem Nervensystem als Mittelpunkt von Sinnes- und Bewegungsapparaten begegnete, ein Bewußtsein, wenn auch nur öfter in primitiven Entwicklungsstadien, anzunehmen; da schon die einfachsten Verbindungen nervöser Elemente ausreichen, um Aeußerungen bewußter Thätigkeit zu ermöglichen, so ist eben deshalb eine bestimmte Gränze für die biologische Wissenschaft kaum zu ziehen, wo wir ein Bewußtsein noch anzunehmen haben oder nicht (vgl. Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie II, 196). Mit dem Instinct freilich, der öfter noch eine verhängnißvolle Rolle spielt, ist vollends Nichts erreicht.

Digitized by Google

der größte Theil des Seelenlebens, welches uns bewußt wird, wird uns nur als fertiges Resultat unbewußter seelischer Processe bewußt, nicht im Processe seiner Entstehung. Ganz unbewußt bleiben uns die seelischen Thätigkeiten, welche dem Kernpunkt unseres Wesens am nächsten liegen, die Thätigkeiten, welche uns einerseits ein Ich und anderseits eine Welt erzeugen. In dem Augenblick, wo das Kind zum ersten Mal sich seiner bewußt wird, sind Ich und Welt bereits vorhanden: ihre Entstehung ist identisch mit dem Acte des Bewußtwerdens. Unbewußte Seelenthätigkeiten haben sie zusammengebaut, bis sie als fertige Bildungen jenen radicalen Gegensatz erzeugen, durch welchen der Mensch sich seiner und einer Welt bewußt wird. Ganz unbewußt bleiben uns auch die seelischen Thätigkeiten, welche der Welt den Schleier des Sinnlichen und dem Ich den Schleier des Seelischen umhängen. Unsere Welt ist nach allen uns an ihr zugänglichen Seiten durchaus ein Product unbewußt in uns wirksamer Seelenthätigkeiten. Licht, Wärme, Farbe, Ton, Geschmack, Geruch, Druck, Gewicht, selbst Raum und Zeit kommen nicht der Welt an sich zu, sondern sie sind Erzeugnisse seelischer Thätigkeiten, welche den psychologischen Thätigkeiten unserer Sinnes- und Centralorgane correspondiren, und ein in uns erzeugtes Weltbild nach Außen verlegen" (Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz S. 10).

Knüpfen wir an diese letzte psychologische Ausführung an, wie sie ganz allgemein von unserem Verhältniß zur Außenwelt in der kritischen Naturforschung zugegeben wird. Darnach ist klar, daß für die Ergründung unseres geistigen Lebens die landläufige Beschränkung auf den individualpsychologischen Gesichtspunkt, der sich nur auf das Bewußtsein des einzelnen Homo sapiens beschränkt, nicht ausreicht. Nur der Denkproceß verläuft ja zumeist im Sonnenlicht klarer Erkenntniß, Gefühl, Streben und Handeln greift mit seinen Verästelungen und Verzweigungen weit über diesen Bereich in die Sphäre des Unbewußten hinein. Anstatt also, wie bisher nur allzu häufig, die Welt von dem angeblich erhabenen, in der That aber sehr beschränkten, jedenfalls aber fictiven Standpunkt des Ich zu erklären, müßte man das in der Außenwelt (unsere gesammte Sinnlichkeit und unsere sociale Umgebung) aufgespeicherte unbewußte psychische Leben erforschen und untersuchen, um dadurch wieder rückwärts zu bestimmten Schlüssen über die Natur und Wirksamkeit unseres Ich zu gelangen. Dazu bietet uns das Völkerleben aber ein ganz besonders reichhaltiges Material, denn, wie Bastian mit Recht bemerkt: Daß nicht wir denken, sondern daß es in uns denkt, ist demjenigen klar, der aufmerksam auf das zu sein pflegt, was in uns vorgeht (Beiträge zur vergleichenden Psychologie S. 1) — vollends aber dem ethnologischen Forscher. Es würde sich nun für uns darum handeln, dies an einigen Beispielen klar zu machen.

Die Entwicklung der Menschheit nach den verschiedenen Seiten ihrer

Digitized by Google

geistigen Thätigkeit hin, also in Sprache, Religion, Mythologie, Kunst, Wissenschaft, Recht und Sitte, ist ein unendlich großes Gebiet psychischen Wachsthums, das nie und nimmer erklärt werden kann auf Grund einzelner, individueller Leistungen. Zwar würden jene Producte mit dem Augenblick in wesenloses Nichts verschwinden, wenn man von einem Substrat absehen wollte, von der Summe also all der Menschen, die sich in bestimmten Verbänden (Horde, Stamm, Volk 2c.) vereinigt haben. Aber anderseits erschöpfen sich diese Culturmanifestationen nicht in individuellen Bestrebungen und Leistungen, sondern sie fordern die geistige Gemeinschaft, die überhaupt für eine sociale Begründung unentbehrlich ist, oder, wie Wundt sagt, es gehört dazu der Begriff des Gesammtorganismus, ja der Gesammtpersönlichkeit. „Der Mensch ist Einzelwesen, aber er ist nicht minder von Anfang an Glied einer Gesammtheit. Als Einzelwesen bleibt er durch die Bedingungen seiner psychophysischen Organisation stets in bestimmte Schranken eingeschlossen. Zum Gesammtwesen ist er ursprünglich durch die Bedingungen gemeinsamen Denkens und Wollens, die ihn mit einer fest abgegrenzten Gemeinschaft verbinden, in einer zunächst nicht von ihm selbst gewählten Weise determinirt. Allmählig bilden sich dann innerhalb dieser ursprünglichen Gemeinschaft engere, ihr untergeordnete Verbände, oder es entstehen neben ihr weitere Verbindungen, die von einer Gemeinschaft zur anderen hinüberreichen. So kann die ursprüngliche Einheitsform zerfallen, um neuen, bald engeren, bald umfassenderen, zu weichen. Immer aber strebt sich auf dem Wege solcher Umwandlungen eine neue organische Einheit zu gestalten, auf welche der Einzelne nun die nämlichen Gemeinschaftsgefühle überträgt, die ihn mit der ursprünglichen Vereinigung verbanden" (System der Philosophie S. 603). Wie schon angedeutet, für den Ethnologen, der das Wachsthum großer Ideen im Völkerleben betrachtet, ist es eine unerschütterliche Wahrheit, daß sich hier eine gesetzmäßige geistige Entwicklung vollzieht, die völlig über die Natur und Kraft des Individuums hinausgreift [1]). Für die Sittlichkeit und deren Gebote pflegt man allnachgerade auch dies Zugeständniß wohl zu machen, weil hier die Wirksamkeit objectiver, socialer Factoren zu augenscheinlich und unleugbar sich bekundet (vgl. Wundt, Vorlesungen II, 102 ff.), aber dasselbe gilt für Recht und Kunst, wenigstens auf den Stufen primitiver Entwicklung, wie das ja schon früher in den Grundzügen der Völkerkunde erörtert wurde. Um nur noch ein recht schlagendes Beispiel anzuführen, so denke man an die verschiedenartigen Vorstellungen über die Seele, welche als empirisches Material für die Philosophie die Ethnologie auf Erden gesammelt

[1]) Wer z. B. Sprachbildung und Mythologie als ein Ergebniß bewußter, reflectirter individueller Thätigkeit, nach Art der Aufklärung im vorigen Jahrhundert betrachtet, mit dem ist nicht zu streiten, und den werden auch wahrscheinlich keine ethnologischen Thatsachen von seiner vorgefaßten Meinung abbringen.

Digitized by Google

hat. Selbst Forscher, die von vorne herein jede Beeinflussung der Psychologie durch die Völkerkunde ablehnen, wie u. A. Rehmke, können doch nicht umhin zu gestehen: „Der älteste Seelenbegriff der Menschheit ist zweifelsohne der altmaterialistische: diese phylogenetische Thatsache hat ihr ontogenetisches Spiegelbild in der Thatsache, daß jeder Mensch zuerst dem altmaterialistischen Seelenbegriff huldigt. Dies ist verständlich, wenn man bedenkt, daß den Menschen sein Interesse zuerst fesselt an das anschaulich Gegebene, so daß er in diesem zunächst alles Gegebene zu haben meint" u. s. w. (Allgem. Psychol. S. 25). Wie sollen wir zum erschöpfenden Verständniß der anscheinend selbständig durch die Speculation erzeugten, in der That aber durch die Mythologie und Religionsphilosophie der Naturvölker vorbereiteten Elemente und Begriffe gelangen, wenn wir nicht diesen ganzen genetischen Proceß im Lichte einer organischen Entwicklung betrachten, in welcher ein Glied durch das andere bedingt wird? Das angeblich „schöpferische" Denken, das aus der unerschöpflichen Tiefe des eigenen Bewußtseins heraus gestaltet, schrumpft bei dieser Betrachtung auf einen sehr ärmlichen Bestand zusammen, nämlich auf die Fähigkeit der Weiterbildung und Umwandlung bestimmter gegebener Daten. Mit Recht sagt Göring in einem trefflichen Aufsatz: Ueber den Begriff der Erfahrung: „Diese empirische Erkenntniß des Ausgangs- und Mittelpunktes (es handelt sich um den früher besprochenen Tylor'schen Animismus), von dem aus der Mensch sich allmählig seine unsinnlichen Wesenheiten erschafft, berechtigt vollkommen zur Aufstellung des schon von Aristoteles auf die Platonische Ideenlehre angewandten Satzes: Das Unsinnliche ist das Sinnliche noch einmal. Nur wenn man, was allerdings oft geschieht, aber methodologisch ganz und gar unzulässig ist, die beiden Extreme, die unterste und die oberste Stufe derselben Entwicklungsstufe einander entgegen stellt, erhält man einen Gegensatz, dessen beide Glieder für sich betrachtet freilich so wenig Aehnlichkeit mit einander zeigen, daß es unmöglich scheint, die höhere Stufe aus der niederen herzuleiten. Kennt man dagegen die Zwischenstufen, welche mit ihren, einzeln genommen, sehr unbedeutend erscheinenden Veränderungen in stetiger Reihe immer weiter führen, so verschwindet zunächst der Gegensatz, und mit ihm die vermeintliche Unmöglichkeit und Unbegreiflichkeit der Zurückführung des Unsinnlichen auf das Sinnliche" (Vierteljahrsschr. für wissensch. Philos. I, 392). In der That, woher sonst sollte der Mensch, namentlich sofern er noch ganz und gar an der unmittelbaren Anschauung klebt, sein Material für seine primitiven Gedankengebilde anders hernehmen, als aus seiner eigenen, ihm allein vertrauten Umgebung, also aus seiner sinnlichen Sphäre? In ethnologischer Darstellung führen alle unsere theologischen, religionsphilosophischen und psychologischen Begriffe und Hypothesen, so abstract und speculativ dieselben auch auf den ersten Blick scheinen mögen, in einer genau zu verfolgenden Reihe auf uralte, universelle, mythologische Vorstellungen

Digitized by Google

zurück, wie sie der Animismus der Naturvölker in reicher Auswahl enthält. Man mag über die wissenschaftliche Stringenz mancher Probleme, die hier auftauchen, verschiedener Meinung sein, so viel aber dürfte wohl auf allgemeine Anerkennung rechnen, wenn wir es als methodologischen Grundsatz aufstellen, die Entwicklung mythologischer und religiöser Ideen nicht zunächst nach ihrem etwaigen speculativen Gehalt zu prüfen, sondern in erster Linie nach ihrem organischen, naturgesetzlichen Wachsthum aus bestimmten Keimen und Anfangspunkten; auf andere Weise werden wir nicht zu einem wahrhaften Verständniß dieser anscheinend völlig regellosen, bunt schillernden, in der That aber unveränderlichen Gesetzen folgenden Welt gelangen. Ein belehrender Einblick insbesondere in die Entstehungsgeschichte, welche der Begriff der Seele hat, ist auf keine andere Art zu beschaffen (vgl. einen orientirenden Aufsatz des Verfassers: Die Theorie der Seele auf ethnologischer Basis in Vierteljahrsschr. f. wissensch. Philos. IX, 302 ff.). Während die speculative Philosophie, die nur deductiv verfährt und sich um die psychologische Ableitung des ihr überlieferten Materials nicht weiter kümmert, diesem Problem rathlos gegenüber steht, ist nur die vergleichende Ethnologie, vielleicht mit gelegentlicher Unterstützung der Sprachforschung und Culturgeschichte, im Stande, dasselbe befriedigend zu lösen. Der Ursprung dieser geheimnißvollen Kraft, die Beziehung der Seele zur Außenwelt und zum Körper, ihre Substantialität, ihr allmählig erlangtes Uebergewicht über den physischen Organismus, die Fixirung des Selbstbewußtseins, des Ich aus der Menge der übrigen psychischen Regungen und Thätigkeiten u. s. w., das Alles sind Streitfragen von ausnehmender Wichtigkeit für Psychologie und Philosophie. Die Entwicklungsgeschichte unseres eigenen Inneren, unseres Bewußtseins, das wir bislang nur mit staunender Bewunderung als ein göttliches Gnadengeschenk verehrten, dämmert uns auf aus den Grundzügen der Entfaltung des menschlichen Geistes, wie er sich auf den verschiedenen Stufen der Organisation bethätigt hat. Das, was uns die Ontogenie, die Geschichte des Individuums nicht erklären kann, vermögen wir — wenigstens nach den allgemeinen Umrissen — aus der Stammesgeschichte zu erkennen. Das trotz aller Lücken im Detail umfassende Bild der Menschheit umschließt von selbst die individuelle Entwicklung, mindestens in ihren Normen, — und deshalb giebt auch unseres Erachtens erst die breite socialpsychologische Betrachtung uns den rechten Maaßstab an die Hand, wenn es sich um eine zutreffende Beurtheilung und Ableitung psychologischer Streitfragen handelt. Daß trotzdem das Individuum der einzig mögliche Durchgangspunkt aller geistigen Processe ist, versteht sich von selbst, und wir kommen darauf später noch zurück; hier war es nur unsere Pflicht, der ungebührlichen Ueberschätzung des Individuums, auch in der methodologischen Behandlung, entgegen zu treten. Ebenso bedarf es hoffentlich keiner besonderen Versicherung, daß wir mit dieser Forderung einer psychogenetischen In-

Digitized by Google

duction durchaus nicht Psychologie und Erkenntnißtheorie vermengen wollen; es gilt zunächst nur, ganz nüchtern die Entfaltung unseres psychischen Lebens, auch über den Bereich des Individuums hinaus, zu studiren und damit die Grundlage für eine ethnische Psychologie zu gewinnen. Was von diesem Material einer eindringlichen Kritik Stand hält, was sich als wirklich objectiver Erfahrungsbefund erweist und nicht als menschliches Phantasieproduct, ist eine ganz andere Sache, obwohl von vorne herein die Vermuthung ziemlich wahrscheinlich ist, daß durch diese Analyse der Bereich der echten, d. h. von Widersprüchen gereinigten Erfahrung immer kleiner werden und Manches, was bislang als unanfechtbares Erbstück philosophischer Speculation sich ausgegeben hat, diesen gleißenden Schimmer wohl verlieren möchte[1]) (vgl. einen Aufsatz des Verfassers im Ausland 1890, Nr. 38, S. 144 ff. Ethnologie und Philosophie).

2. Ethik.

Nirgends zeigt sich wohl der revolutionär wirksame Einfluß der modernen Naturwissenschaft auf Gang und Entwicklung der Speculation wuchtiger und nachhaltiger, als gerade auf dem Felde moralphilosophischer Betrachtung. Ganze Zweige und Richtungen (wir erinnern nur an den Utilismus!) sind unter dieser Wirkung zu üppigem Wachsthum entfaltet, mehr oder minder im ausgesprochenen Gegensatz zur eigentlichen Philosophie. Aber auch der Völkerkunde gebührt ein Antheil an dieser Bewegung, wenn auch ihre Bedeutung aus den verschiedensten Gründen nicht genügend gewürdigt ist. Es handelt sich auch hier um gewisse Grundlinien der Forschung, die wir zu bezeichnen versuchen wollen, nicht um fertige, abgeschlossene, systematische Arbeiten; das bleibe der Zukunft überlassen.

Schon früher (vgl. S. 280) war darauf hingewiesen, wie wenig der Inhalt der einzelnen, auf den verschiedenen Culturstufen gültigen ethischen Normen einheitlich und nun gar unveränderlich sei, sondern wie umgekehrt derselbe den denkbar stärksten Schwankungen unterliege. Es kann so lange

---

[1]) In dieser Beziehung stimmen wir mit Windelband (Präludien S. 263) überein, der sagt: „Der naturnothwendige Proceß des Seelenlebens treibt bei den Individuen und ebenso bei den einzelnen Völkern gewisse allgemeine Auffassungsweisen hervor. Dieselben sind die constanten Apperceptionsmassen, welche, nachdem sie sich den Gesetzen der Association und Reproduction gemäß gebildet haben, den ferneren Verlauf der psychischen Bewegung bestimmen und sich mit einem Gefühl subjectiver Gewißheit verknüpfen, welches sich anspruchsvoll in einem Jeden so darstellt, als müßten alle Anderen ebenso denken, wollen, fühlen. Vor der psychologischen Betrachtung sind alle diese Apperceptionsformen gleich nothwendig, und es ist von derselben aus absolut nicht einzusehen, wie jemals entschieden werden sollte, daß die eine mehr Recht hat als die andere." Wenn er freilich meint, daß die inductive ethnologische Vergleichung der verschiedenen Normen niemals nur das Allgemeingültige auch nur von ferne finden lasse, so wagen wir anderer Ansicht zu sein. Wir kommen bei der Prüfung ethischer Probleme auf diesen Punkt zurück, vgl. übrigens noch Wundt, Logik II, 498.

Digitized by Google

nicht von einer vorurtheilsfreien, d. h. nicht durch vorgefaßte Meinungen und Dogmen beengten inductiven, empirischen Theorie unseres sittlichen Bewußtseins die Rede sein, als wir nicht jedem fictiven Anspruch an die unbeschränkte Machtherrlichkeit eines intelligiblen Ich, das in unserer Brust wohnen soll, entsagt haben; sonst ist das Schema natürlich schnell fertig. Die Aussagen dieses unfehlbaren Factors, Gewissen genannt, reguliren unser Handeln mit unbedingter Sicherheit und stellen sich somit als absolute Gesetze für unsere individuelle Entwicklung dar. Diese Construction leidet, wie wir uns überzeugten, an dem einen unheilbaren Schaden, daß jene Einheit und Folgerichtigkeit des sittlichen Gebotes lediglich eine Täuschung ist und daß es sodann an jeder psychologischen Ableitung mangelt, wie der Mensch ein Centrum für sittliche Ideen werden kann. Das geschieht erst in der ethnologischen Anschauung, wo das Individuum eingefügt erscheint in die festen Beziehungen, in denen es zu dem umgebenden socialen Medium steht: aus diesem unlösbaren Zusammenhange ergiebt sich erst die Möglichkeit einer Imprägnirung sittlicher Vorstellungen, die auf primitiven Stufen einen sehr einfachen, ja rohen Charakter gehabt haben. Das Individuum ist der adäquate Ausdruck des moralischen Typus, wie er der ganzen Organisationsform eigen ist; Moralität heißt somit, ganz allgemein und formal genommen, Nichts weiter als die Congruenz des Individuums mit dem Charakter des ihn tragenden und erhaltenden Organismus, und diese wird um so höher sein, je mehr er zur Consolidirung und Förderung der betreffenden Association beiträgt. Je geringfügiger hier die Leistung ausfällt, desto armseliger wird die Entwicklung des betreffenden Individuums verlaufen, und umgekehrt je mehr jene Homogeneität hergestellt wird, desto reicher und voller wird das Leben ausfallen, gleichviel, ob das zu erreichende Muster an sich sittlicher war, wie ein anderes [1]). Denn wie schon die logisch noch immer zulässige Steigerung des Ideals durch eine noch höhere

[1]) Schäffle sagt mit Recht: „Nicht zufällige und willkürlich gemachte Grundsätze sind die Normen, aber doch nicht ewig in dem Sinne, daß sie ursprünglich fertig wären, daß sie in geschichtsloser Weise zur Anerkennung gelangen könnten, aus einer anderen Welt in unser Gewissen plötzlich hereingerufen, oder daß sie dem verschiedenen Inhalte verschiedener Entwicklungsperioden gegenüber stets denselben concreten Inhalt haben müßten. Solcher Ewigkeit von Recht und Moral widerspricht die Erfahrung der ganzen Rechts- und Sittengeschichte. Eine Theokratie fordert sogar im Namen Gottes Vernichtung der Andersgläubigen, die primitive Stammesgenossenschaft befiehlt die Blutrache und die Vernichtung aller Feinde, heiligt Menschenopfer und Menschenfresserei, während unserer Toleranz und Humanität das Alles ein rechtlicher und sittlicher Greuel ist. Aber derselbe collective Erhaltungstrieb ist es, der bei verschiedenen Bedingungen und Inhalten der Selbsterhaltung Verschiedenes, zum Theil Entgegengesetztes erlaubt und verbietet" (Ueber Recht und Sitte vom Standpunkt der sociologischen Erweiterung der Zuchtwahltheorie, in Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie II, 61, vgl. auch Wundt, Vorlesungen, 1. Aufl. II, 172, der gleichfalls mit Nachdruck den socialen Zusammenhang der Moral betont).

Digitized by Google

Stufe zeigt, giebt es in der sittlichen Welt keinen absoluten Abschluß, dessen Erreichen irgend ein quietistisches oder nirvanahaftes Paradies verbürgte, sondern unendlich verschiedene Abstufungen, die sich aber nur in unserer, d. h. durch die specifische Culturströmung des neunzehnten Jahrhunderts beeinflußten Weltanschauung in diese Scala zerlegen: Für sich betrachtet genügen sie jeder in ihrer Weise, so weit sie zur Erhaltung, resp. Förderung irgend eines ethnischen Complexes zureichen, und daher sind sie auch gar keiner asoluten Werthschätzung fähig. Diese ethnologische Auffassung verlegt mithin das Problem von der zufälligen Entscheidung des Individuums, von dem transcendenten Gewissen, das sich als deus ex machina in die Entwicklung drängt, nach dem specifischen Charakter der betreffenden Organisationsform, der in dem Individuum einen Repräsentanten gefunden hat. Moral und Sitte erscheinen so als naturnothwendige Producte einer Differenzirung des Individuums im Kampfe, resp. in der Anlehnung an die gegebenen Existenzbedingungen, die bald fördernd, bald hemmend diesen Proceß begleitet haben. Der Begriff der Pflicht kann nicht rein speculativ aus der schon als fertig angenommenen Natur des Menschen entwickelt werden und in der Form eines Postulates aus irgend welcher eingebildeten Beziehung desselben zu einer angeblich omnipotenten Autonomie der Vernunft sich ergeben; alle diese Versuche liefern keine wirkliche Aufklärung, weil sie rein analytisch verfahren, indem die fraglichen Momente irgend welchem Factor, z. B. dem Gewissen, einfach untergeschoben werden, um darnach als Folgen, Eigenschaften, Functionen u. s. w. aufzutreten. Es ist ein rein dogmatischer Machtspruch, wenn man in diesem Sinne eine gewisse Angemessenheit des Individuums an dies als allgemein hingestellte und unnachsichtlich seine Erfüllung fordernde Sittengesetz hypostasirt. Es fehlt eben die betreffende psychologische Nothwendigkeit in diesem Proceß, die sich erst durch die unmittelbare Beziehung des Einzelnen zu der ihn tragenden und stützenden Organisation ergiebt. Der Mensch ist ja nicht, wie immer noch angenommen wird, ein isolirtes Individuum, sondern ganz und gar ein sociales Wesen, das auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung die verschiedenen (relativ gültigen) Ideale seines Milieu mehr oder minder vollkommen realisirt. Das Sittengesetz, das ohne diese ethnologische Perspective ein todtes Abstractum bleibt, stellt sich so als der lebendige und concrete Niederschlag aller unendlich verschiedener ethischer Gefühle und Strebungen heraus, die durch die unausgesetzte Wechselwirkung des individuellen Bewußtseins mit der bezüglichen Organisationsstufe veranlaßt wurden [1]). Vollzieht sich

[1]) Der moderne Utilismus hat dann das Sittliche als eine Spielart des Nützlichen, d. h. dem Individuum Zuträglichen gefaßt und versucht die moralischen Anschauungen durch erbliche Uebertragung in Gestalt physiologischer Dispositionen zu erklären. So u. A. Spencer in seinem bekannten Buch: Die Thatsachen der Ethik, Stuttgart 1874. Dagegen eröffnet Wundt eine scharfe Polemik, Ethik S. 344.

Digitized by Google

dieser Proceß in ruhigen, gesetzlichen Bahnen einer stetigen Umgestaltung, so redet man meist von einem Fortschritt der Entwicklung, obwohl auch dieser, genauer genommen, plötzliche Rückfälle nicht ausschließt; im anderen Falle treten große welthistorische Krisen und Umwälzungen ein, die eine Regeneration auch des sittlichen Bewußtseins mit sich bringen. Es versteht sich hierbei von selbst, was wir aber zur Vermeidung von Irrthümern ausdrücklich bemerken wollen, daß diese Anpassung des Menschen an die Außenwelt immer die Eigenart des Individuums oder den persönlichen Factor, wie man sich wohl ausdrückt, voraussetzt. Eine tabula rasa ist so wenig für die Ethik, wie für die Psychologie und Erkenntnißtheorie zu gebrauchen, und die menschliche Individualität ist nicht, wie man gelegentlich hört, das Ergebniß des Kampfes um's Dasein und der natürlichen Züchtung, sondern umgekehrt schon deren Voraussetzung, wenn anderseits auch nicht geleugnet werden soll, daß wir hier für diesen Entwicklungsproceß die relevanten Ursachen einer rastlosen Umgestaltung zu suchen haben. Freilich kann man zugestehen, daß gegenüber der communistischen Anlage der ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaften der Mensch erst im Laufe höherer Entwicklung eine schärfer ausgebildete Individualität sich erworben hat; während Anfangs der Einzelne völlig von der ihn umschließenden Stammesgenossenschaft absorbirt wird, entzieht er sich allmählig dieser Beeinflussung und wächst in der modernen Cultur zu einer bestimmten sittlichen Persönlichkeit aus. Alle Stufen des socialen Lebens zeigen daher einen derartigen Compromiß zwischen den Ansprüchen, welche die Erhaltung des betreffenden ethnischen Organismus stellt, und denen, welche vom Individuum zum Schutz seines eigenen Daseins ausgehen. Jede Association besteht eben in dem unausgesetzten Austausch von äquivalenten Leistungen, die ebensowohl auf die Festigung der gegebenen Organisation, wie auf die des Individuums hinauslaufen. Je mehr die Hemmungen und Störungen der allgemeinen Wohlfahrt wegfallen, je mehr sich also das allgemeine sittliche Niveau hebt, desto geringer werden die Collisionen zwischen beiden Factoren und um so mehr läutert sich das ganze ethische Bewußtsein; an die Stelle der ursprünglichen Heteronomie, die noch ganz und gar sinnlich gebunden ist, tritt die Autonomie des sittlichen Willens, aber nicht plötzlich und unvermittelt, sondern auf dem Wege langer und harter Uebung und Entsagung [1]). Da gerade die Entwicklung des Rechts derjenigen der Sitte

[1]) Mit Recht nennt deshalb Windelband das Pflichtbewußtsein ein rein formales Princip bei aller unendlichen Abwechslung der historischen Bedingtheit (Präludien S. 283), und ebenso richtig ist die Bemerkung, daß alle Versuche, das Princip der Moral in der allgemeinen Natur des Menschen zu suchen, daran haben scheitern müssen, daß der Inhalt der Zwecke nicht durch einen allen Individuen gleichen Begriff des Menschen gefunden werden kann, sondern überall dem conreten Menschen angehört (a. a. O. S. 291). Windelband führt schließlich (ganz ethnologisch) die Moralität auf eine mehr oder minder bestimmte Summe socialer Pflichten zurück, die wir der Gesellschaft schulden, mag das

Digitized by Google

und Moral genau parallel läuft, wie wir das schon öfter betont haben, so möge eine Auseinandersetzung von Post hier Platz finden: „Wir sehen überall im socialen Leben, daß das einzelne biologische Individuum einerseits von individuell biologischen, auf die Erhaltung seiner biologischen Individualität gerichteten Trieben beherrscht, anderseits, daß sein individuelles Streben durch die Ordnung der socialen Verbände, in denen es lebt, abgelenkt und beschränkt wird. So kommt es denn, daß jedes biologische Individuum einerseits von egoistischen, anderseits von uneigennützigen oder gemeinnützigen sittlichen Trieben beherrscht ist. Es ist einerseits selbst ein mechanisch-psychisches Theilsystem, anderseits ist es Glied höherer mechanisch-psychischer Theilsysteme. So kommt es auch, daß jedes biologische Individuum sich einerseits berechtigt und anderseits verpflichtet fühlt. Berechtigt fühlt es sich in seiner Eigenschaft als biologisches Individuum, verpflichtet in seiner Eigenschaft als Glied socialer Verbände. Auch die Attraction und Repulsion der einzelnen Individuen in den socialen Verbänden und der niederen socialen Verbände in den höheren findet in der Seele der einzelnen biologischen Individuen ihren Ausdruck. Die mechanische Störung, welche einem mechanischen Ausgleichsact zustrebt, in welchem der gestörte Gleichgewichtszustand eines socialen Verbandes wieder hergestellt wird, findet ihr psychisches Gegenbild im Affect der Entrüstung und der Rachebegehrung, welche in der Seele des biologischen Individuums auftritt, wenn ein Unrecht begangen, d. h. die sociale Ordnung gestört wird. Der Affect der Reue und die Sühnebegehrung, welche auf eine Missethat folgen, correspondiren der mechanischen Störung, welche dem mechanischen Ausgleichsact zustrebt. Mit der Rachethat oder dem Sühneact tritt in der Seele des biologischen Individuums ein Gefühl der Beruhigung ein, welches der Wiederherstellung des socialen Gleichgewichts correspondirt. Auch Störungen des Gleichgewichtszustandes zwischen socialen Organisationskreisen werden von den einzelnen biologischen Individuen, welche in dieselben mitverflochten sind, mitempfunden. Damit sind die letzten Fundamente für die Sitte und das sittliche Bewußtsein der Menschheit gegeben. Der morphologische Aufbau des Kosmos, die physiologische Spannung aller kosmischen Individuen gegen einander, welche auch im Verhältniß der Menschen zu den socialen Verbänden zum Ausdruck gelangen, sind es, auf denen Recht und Pflicht, Missethat und Rache, Egoismus und Sittlichkeit beruhen. Hier ist der reale Boden für das ganze ethische Gebiet. Es wird möglich sein, auf dieser Basis eine wirklich wissenschaftliche Ethik aufzubauen, während diese Wissenschaft bisher noch vollständig in der Luft schwebt" (Grundlagen des Rechts S. 8)[1]).

„nun eine Familie, eine Horde, mag es ein Volk oder Völkercomplex oder mag es endlich eine ideale kosmopolitische Gemeinschaft sein, — niemals existirt das Individuum anders als in einem solchen gesellschaftlichen Verbande".

[1]) Aehnlich Laas, Idealistische und positivistische Ethik, Berlin 1882, S. 222, der

Digitized by Google

Man möge uns aber nicht falsch verstehen; so sehr wir einer psychologischen, rein empirischen Erforschung aller sittlichen Vorgänge das Wort reden, so wenig uns mit einer bloß dialektischen Ableitung z. B. aus dem Gewissen oder rein aprioriischen Anlagen gedient ist, so wenig kommt es uns in den Sinn, jede Deduction, jede Speculation, die sich combinirend über das bloß Thatsächliche erhebt, bekämpfen zu wollen. Jedes Denken und nun gar das Erkennen bedingt diese Erhebung über das rein Empirische, wie das jede vorurtheilslose Prüfung und Ueberlegung zugeben dürfte. Nur soll die wissenschaftliche Forschung nicht mit allgemeinen Axiomen und Sätzen beginnen, sondern mit dem Detail der inductiven Erfahrung. Die speculative Methode tritt, wie Wundt bemerkt, neben der empirischen in ihre Rechte ein. Nicht daß sie, sondern wie sie angewandt wurde, bildet den begründeten Einwand gegen die herrschenden Richtungen der speculativen Ethik. Die Ethik ist weder eine rein speculative, noch eine rein empirische Disciplin, sondern sie ist, wie jede allgemeine Wissenschaft, empirisch und speculativ zugleich. Aber nach dem naturgemäßen Gange unserer denkenden Betrachtung der Dinge muß auch in ihr der Speculation das empirische Verfahren vorausgehen; es muß ihr die Bausteine an die Hand geben, mit denen sie ihr Gebäude errichtet . . . Obgleich aber die empirische und die speculative Methode in die Bearbeitung der ethischen Probleme sich theilen, so darf deren Verhältniß doch nicht so aufgefaßt werden, als handle es sich hier um gänzlich von einander verschiedene Formen des Denkens. Mit Rücksicht auf die letzteren bilden vielmehr beide nur die sich ergänzenden Bestandtheile eines und desselben Verfahrens. Es giebt keine anderen Methoden als solche, die von der Verarbeitung der Erfahrung ausgehen, und keine, die nicht ausschließlich von den allgemein gültigen logischen Principien Gebrauch machen. Nicht auf das logische Verfahren als solches gründet sich daher der Unterschied, sondern lediglich auf die Begriffe, mit denen das Denken operirt. Die Herrschaft der empirischen Methode reicht so weit, als diese Begriffe unmittelbare Abstractionen und Inductionen aus der Erfahrung sind. Die Speculation dagegen beginnt, sobald hypothetische Elemente in die Begriffsbildung eingehen, die nicht der Erfahrung entnommen, sondern ihr unter dem Einfluß der Einheitsbedürfnisse unseres Denkens hinzugefügt werden. In diesem Sinne ist die speculative Methode so wenig wie irgend eine andere specifisch philosophischer Art, sondern ihre Anwendung beginnt bereits in den Einzelwissenschaften, um dann in den principiellen Theilen der Philosophie, und so namentlich auch in der Ethik, nochmals geübt zu werden (Ethik S. 12, vgl. zur Orientirung einen Aufsatz des Verfassers im Ausland: Ethno-

u. A. sagt: „Die Moral ist nicht theonom, sondern anthroponom. Alle moralischen Anmuthungen sind Erzeugnisse des menschlichen Gemeinschaftslebens. Hinter allen stehen letzten Endes nicht abstracte Gedanken, angeborene Ideen, lustfremde Normen, sondern Bedürfnisse und Erfahrungen u. s. w.

Digitized by Google

logie und Philosophie, 1890, Nr. 51, S. 1007 ff., und Nr. 51, S. 1020 ff., und in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie VII, 53 ff., endlich die schon angeführte Schrift von Rolph: Biologische Probleme, zugleich als Versuch einer rationellen Ethik, Leinzig 1882; sodann als Materialsammlung, wenn auch etwas buntscheckig, Bastian, Zur ethnischen Ethik, Separatabdruck aus Indonesien, 4. Lieferung, Berlin 1889).

3. Erkenntnißtheorie.

Von allen Zweigen der philosophischen Forschung ist die Erkenntnißtheorie oder, um den verpönten Ausdruck zu gebrauchen, die Metaphysik am schlimmsten von der vernichtenden Katastrophe betroffen, welche die Philosophie gegen Mitte dieses Jahrhunderts heimgesucht hat. Daß diese Entwerthung zum großen Theil durch den verhängnißvollen Hochmuth der erfahrungsfeindlichen Speculation verursacht wurde, ist zu bekannt, um hier weiter erörtert zu werden. Es ist aber beachtenswerth, daß erst in allerneuester Zeit die Vertreter der Philosophie — sofern sie sich überhaupt dem Bann des transcendentalen Idealismus entwunden hatten — es wagen, bei aller Betonung der empirischen Grundlagen allgemeine Principien für das Erkennen, unabhängig von jedem speciellen Inhalt, aufzustellen, also die Aufgabe der früheren Metaphysik, wenn auch in anderer Fassung und Richtung, wieder aufzunehmen [1]). Und doch kann eigentlich für eine einigermaaßen unbefangene Prüfung der Sachlage kein Zweifel an der Berechtigung einer solchen alle Ergebnisse der Einzelwissenschaften auf ihre allgemeine Bedeutung für unser Erkennen kritisch untersuchenden, selbständigen Wissenschaft aufkommen. Schon die Thatsache, daß gerade die exacten Naturwissenschaften überall diese Tendenz verrathen, über den schier erdrückenden Wust des Details zu allgemeineren Perspectiven sich zu erheben — Physik, Chemie und gar die Biologie strotzen

[1]) In dieser Beziehung sind die Worte Wundt's beherzigenswerth, mit denen er sein System der Philosophie einleitet, und zwar insbesondere im Hinblick auf die Metaphysik. Er schreibt: „Nur die allgemeine Bemerkung mag mir hier erlaubt sein, daß ich die Metaphysik weder für eine Begriffsdichtung noch auch für ein mittelst specifischer Methoden aus a priori gültigen Voraussetzungen zu construirendes Vernunftsystem halte, sondern daß mir als die Grundlage derselben die Erfahrung, als ihr allein zulässige Methode die schon in den Einzelwissenschaften überall angewandte Verbindung der Thatsachen nach dem Princip von Grund und Folge gilt. Ihre eigenthümliche Aufgabe erblicke ich aber darin, daß sie jene Verbindung nicht auf bestimmte Erfahrungsgebiete beschränkt, sondern auf die Gesammtheit aller gegebenen Erfahrung auszudehnen strebt. Daß die Aufgabe der Wissenschaft nur unter Zuhülfenahme von Voraussetzungen gelöst werden kann, die selbst nicht empirisch gegeben sind, ist ein den Erfahrungswissenschaften bereits geläufiger Gedanke. Darum hat, wie ich meine, die philosophische Metaphysik ihr Gebäude nicht völlig neu aufzurichten, sondern von den hypothetischen Elementen auszugehen, die ihr durch die Einzelwissenschaften dargeboten werden. Diese hat sie logisch zu prüfen, in Uebereinstimmung mit einander zu bringen und so zu einem widerspruchslosen Ganzen zu vereinigen" (Vorwort S. 5).

Digitized by Google

geradezu von diesen hypothetischen Erörterungen philosophischer Art — ist bezeichnend. Wie selbst der beschränkte Kopf sich ein Weltbild entwirft, so besteht diese psychologische Nothwendigkeit vollends für die höhere Auffassung der objectiven Wissenschaft, und wie es Aufgabe der Philosophie im Allgemeinen ist, zunächst durch Auflösung und Beseitigung der Widersprüche und Irrthümer der gewöhnlichen Betrachtung einer echten und wahrhaften Erkenntniß die Wege zu ebnen, so trifft das für unsere Wissenschaft der allgemeinen Principien in verdoppeltem Maaße zu. Denn in gewissem Sinne haben wir hier den Cardinalpunkt der ganzen philosophischen Forschung zu erblicken, wo es sich um die Antwort auf die Frage nach dem Inhalt und Umfang unseres ganzen Erkennens handelt. Dazu liefert, wie es uns scheint, auch die Völkerkunde einen wichtigen, häufig völlig unterschätzten Beitrag.

In erster Linie wird, wie wir das schon früher (vgl. S. 196) andeuteten, gleichfalls durch die Ethnologie der verhängnißvolle Irrthum widerlegt, an dem die speculative Philosophie krankte, daß unser Denken schöpferisch den Weltinhalt aus sich selbst erzeugen könne. Damit fällt dann auch die künstliche Gegenüberstellung dieser angeblich rein übersinnlichen, apriorischen Vernunftwahrheiten und der landläufigen, kümmerlichen Erfahrung, die nur für die Wissenschaften niederen Grades ausreiche. Die moderne Wissenschaft nach all ihren Verzweigungen hat den Aberglauben an angeborene Ideen, wie sie Platon, Descartes und Leibnitz formulirten, gründlich beseitigt und nicht minder den Wahn eines allmächtigen Ich; vielmehr erweist sich unsere ganze Weltauffassung als streng gebunden an die psychophysische Organisation, ohne die wir unsere Existenz nicht denken und erklären könnten. Bewegung und Empfindung sind die beiden letzt erreichbaren Punkte für die psychologische Zergliederung unseres Weltbildes; diese stetige Correspondenz des Psychischen und Mechanischen zeigt sich auch, wie schon früher hervorgehoben, in dem Gegensatz des Rechtsgefühls und der Moral mit der Sitte. Dies Schema bildet die Grundlage unserer Erkenntniß, die uns ebensowohl gegen die Einseitigkeiten des Materialismus wie des Spiritualismus schützt. Nur in ungefähren Umrissen ist es uns möglich, von diesem festen Ansatze aus den Zugang zu einer weiteren Betrachtung zu beleuchten; so sagt Post: „Unsere Welt, sowohl diejenige, welche uns durch unsere Sinne übermittelt wird, als diejenige, welche wir in unserem Inneren vorfinden, verläuft überall in's Unzugängliche und Unerkennbare. Hinter unserer Sinnenwelt muß eine übersinnliche Welt liegen, welche durch Einwirkung auf unsere Sinne uns das Bild erzeugt, welches für uns die Welt ist, und hinter dem seelischen Gebiet, welches wir unser Bewußtsein oder unser Ich nennen, muß ein weiteres uns unbewußtes seelisches Gebiet liegen, aus welchem unser Bewußtsein, unser Ich in jedem Augenblick gespeist wird; aber beide sind für uns unzugänglich. Der Weltgeist offenbart sich uns Menschen nicht in dem einheitlichen

Digitized by Google

Bilde, in welchem ihm das Universum erscheinen mag, sondern in einem Doppelbilde seelischer und sinnlicher Welt. Der Act der molecularen Bewegung der Nervencentren und der Act der Wahrnehmung, die mechanische und die psychische Welt mögen für den Weltgeist eins sein, für uns als Menschen, als Träger tellurisch-organischer Sinnesorgane, ist das kosmische Leben in ein Bewegungsleben und ein Empfindungsleben geschieden. Jede Bewegung setzt zwar ein wahrnehmendes Wesen voraus und ist nur für dieses Bewegung, und jede Empfindung setzt wieder Bewegung voraus, welche auf ein wahrnehmendes Wesen wirkt; trotzdem liegt eine unüberschreitbare Kluft zwischen beiden Reichen. Sie werden im Grunde eins sein, weil zwischen ihnen eine vollkommene Congruenz stattfindet; aber sie sind nicht eins für uns, sondern sie fallen erst zusammen im Metaphysischen" (Grundlagen des Rechts S. 1; vgl. Bausteine I, 22 und Studium der ethnolog. Jurisprudenz S. 14).

Durch die Völkerkunde gewinnt sodann der Begriff der Entwicklung, der für die moderne Wissenschaft überhaupt von eminenter Tragweite ist, eine wesentliche Bestätigung, resp. Erweiterung. Wie das sociale Leben weit über die Sphäre individuellen Schaffens hinausreicht, wie wir überall das Walten großer, unverbrüchlicher Gesetze im Völkerleben wahrnehmen, so tritt uns auch auf Schritt und Tritt das organische Wachsthum der Ideen entgegen, in welchen sich die Entfaltung des menschlichen Geistes bethätigt. Religion, Mythologie, Recht, Sitte, Kunst u. s. f. stellen sich unserem prüfenden Blick als großartige Gebilde dar, deren Bildung und Structur wir an der Hand der Acten der Ethnologie vollauf zu verfolgen im Stande sind. Die Entwicklungsgeschichte der menschlichen Vernunft, welche der geniale Lazarus Geiger nur auf Grund sprachlicher Forschungen unternahm, würde durch das weitreichende Material der Völkerkunde eine ganz andere Consolidirung erhalten. Allerdings muß auch diese Untersuchung mit gewissen apriorischen Elementen, die als solche jeder weiteren Ableitung widerstehen, rechnen. Die Entstehung des Bewußtseins, sofern dies überhaupt als ein Gegenstand exacter psychologischer Forschung bezeichnet werden darf, gehört nicht in ihren Rahmen. Mag das Uebersinnliche nach dem Schema des Sinnfälligen modellirt sein, wie es die Geschichte des Seelenbegriffs zeigt, so würde es doch völlig verfehlt sein, das Denken und Vorstellen überhaupt aus irgend welchem sinnlichen Vorgang unmittelbar ableiten zu wollen. Der durch Leibnitz bedeutungsvoll veränderte Satz Locke's: Nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu — nisi intellectus ipse, besteht mit gleichem Rechte auch für die Völkerkunde. Das menschliche Bewußtsein, und sei es noch so ärmlich und dürftig [1]), steht ebenso an der Pforte unserer Entwicklung, wie die

[1]) Uebrigens sagt Geiger richtig: Der Abstand zwischen den elendesten, mißgebildetsten, unfähigsten Menschenstämmen und den höchsten lebendigen Idealen unserer

Digitized by Google

Zelle z. B. den Anfangspunkt jeder weiteren biologischen Differenzirung bildet. Die Grundfesten unserer wissenschaftlichen Weltanschauung, die Gegensätze zwischen Empfindung und Bewegung, bleiben auch, wie wir schon oben bemerkten, für die Ethnologie vollkommen zu Recht bestehen. Die durch die Völkerkunde uns zugeführte Erkenntniß führt uns nie über diese menschlichem Wissen gesteckte Gränze hinaus in das heilige Reich des Dinges an sich, überall haben wir es nur mit Erscheinungen zu thun, schon deshalb, weil wir nie über den Bereich unserer Subjectivität hinauszugreifen vermögen. Aber diese Erscheinungen sind die Strahlenbrechungen unseres eigenen Wesens, variirend in den denkbar größten Abweichungen bei aller Gleichartigkeit der Grundzüge, die eben in ihrer Totalität das allgemein Menschliche darstellen. Die Mystik und die phantastische Speculation, die uns eine geheime Verwandtschaft und Identität des Mechanischen und Psychischen erschließen möchte, kann vor der nüchternen Wissenschaft und somit auch vor der Ethnologie nicht bestehen.

Ist es somit das Ziel unserer Forschung, die Grundzüge für die Entfaltung des menschlichen Geistes festzustellen, soweit diese Aufgabe überhaupt erreichbar ist, so gewinnt sie endlich dadurch die Bedeutung einer auf dem Boden concreter Thatsachen erwachsenden Philosophie. Der Mensch, an dessen Enträthselung Jahrhunderte sich vergeblich abgemüht haben, ist hier re vera gefunden, weil hier zuerst das Object in seiner ganzen Vielseitigkeit fixirt ist. Es handelt sich nicht mehr um ein todtes Abstractum, um ein Gedankengebilde speculativer Köpfe, weder in griechischer, indischer, chinesischer noch deutscher Beleuchtung und Auffassung, sondern um den Menschen als Genus in seiner geographisch-historischen Totalität, um die Menschheit. Dies ist der Sinn jener Bastian'schen Forderung einer Statistik des Denkens, d. h. der Normen und Grundgesetze für unser Vorstellen überhaupt, nicht nur der dialektischen Gespinnste eines Platon, sondern auch der rohen und primitiven Versuche irgend eines Naturvolkes, die Welt zu erklären. Das allgemein Gültige kann nicht durch eine bloße Deduction gewonnen werden, etwa durch eine rein kritische Ableitung aus gewissen formalen Sätzen und Axiomen, sondern es bedarf noch der Bestätigung und Erhärtung durch den empirischen Nachweis von der thatsächlichen Wirksamkeit und Geltung dieser Grundgesetze. So wird der verhängnißvolle Fehler vermieden, dem der transcendentale Idealismus verfallen ist, das subjective, empirisch bedingte Ich durch allerlei sophistische Kunstgriffe zum Range eines Absoluten zu erheben und damit jeder geschichtlichen Entwicklung Hohn zu sprechen. Nicht die Masse und noch weniger die Majorität entscheidet bei diesem Verfahren, wie man wohl

---

Gattung ist nicht so groß, daß nicht auf diesem Boden eines allenthalben analogen Denkens eine Verständigung zwischen ihnen möglich wäre (Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft, Einleitung S. 1).

Digitized by Google

geringschätzig eingewandt hat [1]), sondern die über alle ethnographischen und historischen Schranken hinausgreifende Uebereinstimmung des Genus Homo sapiens in dem großen intellectuellen Proceß, der seine Bestimmung bildet. Das gilt sowohl für rein logische Fragen, wie auch für Gegenstände der sog. praktischen Philosophie. Der Satz des Grundes, des Widerspruchs u. s. w. sind Normen und Grundgesetze unseres Denkens, ohne welche überhaupt keine Folgerung gezogen werden könnte; sie bilden ein unveräußerliches Inventar unseres Geistes, und daher finden wir sie überall bestätigt, und wo gegen sie gesündigt wird, sprechen wir mit Recht von unlogischem, widervernünftigem Denken. Die Norm zu dieser Beurtheilung liefert uns aber nicht das subjective Verfahren des einzelnen Denkers, sondern die Entwicklung des menschlichen Geistes im Allgemeinen, die sich auf jenem Grundgesetz aufbaut; nur dadurch wird es uns zur Gewißheit, daß wir darin einen denknotwendigen Ausdruck unserer allgemeinen menschlichen Natur zu erblicken haben. Die Ethik gar und die Aesthetik können ohne die ethnographische Bestimmung über die verschiedenen Muster und Formen des Guten und Schönen schlechterdings nicht bestehen, und eine rein deductive, höchstens auf den abendländischen Culturkreis beschränkte Betrachtung hat, sobald sie sich zu absoluten, allgemein gültigen Urtheilen verstieg, früh oder später noch immer Fiasco gemacht. Daß davon gewisse formale Bestimmungen, z. B. über den Begriff des Sollens, nicht getroffen werden, wurde früher schon zugestanden; allein den ganzen Inhalt der Ethik und Aesthetik, die Formulirung der höchsten Ziele des Strebens für die Menschen überhaupt, die Entscheidung über das wechselnde Verhältniß historisch bedingter Werthe und Ideale u. s. w., Alles dies kann erst die schrankenlose Vergleichung, wie sie in der modernen Ethnologie geübt wird, in's rechte Licht setzen. Folgt man einem engeren, culturhistorisch bedingten und anderseits nur durch die Speculation gestützten Maaßstab, so ist, wie das ja häufig genug eingetreten ist, Ungerechtigkeit gegen ethnographisch anders geartete Typen unvermeidlich. Auch hier lehrt uns erst eine möglichst ausgedehnte Umschau über das ganze Gebiet des Menschenthums das wahrhaft Allgemeine und Nothwendige von dem Besonderen und Zufälligen scheiden, alle anderen, rein deductiven Ableitungen sind vor dieser inductiven Vorarbeit verfrüht und übereilt. —

---

[1]) So u. A. Windelband (Präludien S. 265), der aber doch nicht umhin kann zu gestehen: „Wie überhaupt sowohl in dem individuellen Geiste als auch in demjenigen der Gattung die Normen nur durch Vermittelung der einzelnen erfahrungsmäßigen Thätigkeiten zum Bewußtsein kommen, für welche in ihnen die Begründung und Berechtigung gesucht werden muß, so kann auch die Philosophie ihre Aufgabe, die Normen zu suchen, nur an der Hand der Erfahrung lösen, indem sie den einzelnen Thätigkeiten, welche sie vorfindet, sich darauf besinnt, welche Anforderungen dieselben erfüllen müssen, um als allgemein gültig gebilligt werden zu dürfen" (a. a. O. S. 275). Nur fragt es sich freilich, nach welchem Maaßstab dies „Besinnen" oder diese Bestimmung erfolgen soll.

Digitized by Google

An den Schluß unserer Betrachtung gelangt, können wir es uns nicht versagen, die Worte eines scharfsinnigen Denkers hier anzuführen, welcher in großen Umrissen das Bild zeichnet, das sich uns auf Grund einer umfassenden ethnologischen Weltanschauung entfaltet, nämlich von H. A. Post, dem die vergleichende Völkerkunde, was Sicherheit in der Methodik und Schärfe in der Bestimmung der Aufgaben anlangt, unendlich viel zu verdanken hat [1]). „Das Erste, was der Mensch wissenschaftlich beobachtete, war seine eigene Seele, das Zweite die ihn umgebende Natur, hier zunächst die Welt der Gestirne, dann die anorganische Welt des Erdplaneten, endlich das irdische Pflanzen- und Thierleben; das Letzte, wozu der Mensch gelangte, war die Erforschung des menschlichen Körpers selbst. In unserer Zeit bleibt noch ein Gebiet offen, welches seine eigene wissenschaftliche Behandlung bisher von keinem Volk der Erde erfahren hat, nämlich das Gebiet der Niederschläge des menschlichen Bewußtseins in der Welt unserer Sinne, die sog. Culturgeschichte oder, wie wir es neuerdings nennen, das sociologische Gebiet. Die individuelle Psychologie ist ein seit Jahrtausenden im Wesentlichen kaum weitergefördertes Gebiet; höchstens die Psychophysiologie unserer Tage hat dem Etwas hinzugebracht, was die alten Griechen uns bereits überliefert haben. Ein ungemessener Fortschritt aber wird möglich, wenn man an die Stelle der Individualpsychologie eine Socialpsychologie setzt, wenn man aus den überlieferten Sitten und socialen Anschauungen aller Völker der Erde eine allgemeine Entwicklungsgeschichte des menschlichen Bewußtseins aufbaut. Es ist der große Grundgedanke der Socialwissenschaft unserer Tage, daß sie das Wesen des menschlichen Geistes aus seinen Niederschlägen in den einzelnen Gebieten des Völkerlebens zu ergründen strebt. Dieser Gedanke liegt auch der sociologischen Jurisprudenz zu Grunde; sie will das Wesen des menschlichen Rechtsbewußtseins ergründen aus den Niederschlägen desselben in den Rechtsanschauungen und Rechtsinstituten aller Völker der Erde. Sie liegt damit in einem großen wissenschaftlichen Strom, welcher in unserem Jahrhundert immer mächtiger anschwillt. Das sociale Leben der Menschheit ist bis jetzt im Wesentlichen lediglich instinctiv gelebt, aber noch kaum wissenschaftlich beobachtet. Die einzelnen Gebiete des socialen Lebens beruhen auf einer Tradition, welche sich über ihre Ursachen keine Rechenschaft giebt. Die wissenschaftlichen Erwerbszweige werden praktisch erlernt und geübt; weshalb sich die wirthschaftliche Sitte in den üblichen Formen bewegt, das wird erst eine noch auf den ersten Anfangsstufen befindliche Wirthschaftsgeschichte uns erschließen. Der Jurist lernt selbst auf Universitäten Nichts von den Ursachen des Rechts, sondern nur

[1]) Um so beklagenswerther ist der jähe Tod dieses trefflichen Forschers, von dem die Wissenschaft und speciell die allgemeine Rechtswissenschaft noch Großes erwarten durfte. Er starb am 25. August 1895 in seiner Vaterstadt Bremen, noch nicht ganz 56 Jahre alt.

Digitized by Google

das, was Rechtens war oder noch Rechtens ist, oder etwa noch, was nach den Marotten speculirender Philosophen Recht sein sollte. Unsere Geistlichen üben die Religion, aber sie wissen über ihre Ursachen Nichts, als daß sie auf göttlicher Eingebung beruhe, also mit anderen Worten überhaupt Nichts. Die Sprache wird den Kindern von Eltern und Lehrern beigebracht; weshalb sie sich in den Formen entwickelt hat, in denen sie sich bewegt, das ist selbst für die hochentwickelte Sprachwissenschaft unserer Tage noch ein unnahbares Problem. Die sämmtlichen Künste vererben sich schulmäßig; weshalb diese oder jene Kunstformen angewandt werden, das weiß kein Künstler. Selbst in der Wissenschaft wirken lediglich instinctive sociale Factoren, und diejenigen Philosophen, welche ihre Lehren für unumstößlich halten, pflegen die beschränktesten zu sein. Die vergleichende Sociologie, vor Allem die vergleichende anthropologische Sociologie oder Ethnologie, wird dereinst einmal im Stande sein, alle diese Räthsel zu lösen. Eine vergleichende Wirthschaftsgeschichte aller Völker der Erde wird die Basis liefern können für eine wirklich objective Volkswirthschaftslehre. Eine allgemeine vergleichende Rechtswissenschaft wird uns die realen Grundlagen aller Rechtsanschauungen und rechtlichen Einrichtungen klar legen, welche zur Zeit nur leben, weil sie ererbt oder zu Gesetzen erhoben sind. Eine allgemeine vergleichende Religionswissenschaft wird uns eine Entwicklungsgeschichte des religiösen Bewußtseins erschließen, und wir werden dereinst einmal staunend erfahren, weshalb sich heilige Bücher, Gottessöhne, Heilige, Dogmen und Culthandlungen gebildet haben. Eine allgemeine vergleichende Sprach- und Kunstwissenschaft werden uns dereinst einmal die socialen Gesetze klarlegen, nach denen diese Gebiete sich entwickeln, und endlich wird eine vergleichende Erkenntnißlehre uns einen Einblick in die geheimnißvolle Werkstätte des Völkerlebens eröffnen, von welcher auch die Fäden unserer eigenen wissenschaftlichen Denkarbeit ausgehen. So ist denn die Sociologie der Zukunft recht eigentlich die Wissenschaft, welche dazu bestimmt ist, dasjenige, was bis dahin im Menschenleben nur noch unbewußt gelebt wurde, uns zum Bewußtsein zu bringen. Uns aber zum Bewußtsein zu bringen, was frühere Jahrhunderte geglaubt, geahnt und gedichtet haben, das ist der Grundzug, der unser Jahrhundert beherrscht. Unsere Welt ist ein Spiegelbild des Geistes, welcher im Menschen lebt und schafft, und aus diesem Spiegelbilde wird es dereinst möglich sein, Gewißheit über unser Leben zu erlangen. An die Stelle frommer panpsychistischer Versenkung in die eigene Seelentiefe werden wir dann in das weite, gestaltenreiche Weltall hinausschauen dürfen und von überall her unser eigenstes tiefstes Wesen uns aus demselben entgegenbrechen sehen. Dann wird, was ein frommer Kinderglaube stets geahnt hat, zur nachweisbaren Wahrheit werden. Die höchsten Anschauungen über das Wesen des Menschen, welche von den Geistesheroen unseres Geschlechts geahnt und als Ahnungen ausgesprochen sind, werden alsdann

Digitized by Google

von uns nicht mehr geglaubt, sondern gewußt werden, und wir werden unsere Stellung im großen Weltall, über welche bisher noch der Schleier tiefen Geheimnisses gebreitet ist, anfangen zu begreifen" (Grundlagen des Rechts S. 479).

Möge auch diese Schrift, welche möglichst objectiv die Entwicklung der modernen Völkerkunde und ihre vielseitigen Aufgaben darzustellen suchte, an ihrem Theile zu einer solchen Vertiefung unserer Erkenntniß und Erweiterung unseres geistigen Horizontes über den gewöhnlichen Standpunkt hinaus beitragen; mit einer solchen geistigen Anregung würde sie, auch ohne jede Rücksicht auf die vorgetragene Weltanschauung, ihren Zweck schon einigermaaßen erfüllt haben.

Digitized by Google

Fachregister.

A.

Aberglauben 46, 442.
Abstammung 91, 105.
Ackerbau 49, 78, 325, **336** ff., 432.
Ahnenverehrung 251 ff.
Altes Testament 3 ff.
Analogien 68.
Animismus 9, 16, 17, 24, 25, 177, 205, **247** ff.
Anpassung 64, 209.
Ansiedlung 80 ff., 83.
Anthropologie, Geschichte 91 ff.
— Definitionen 92, **104** ff., 166, **139** ff., **180** ff., **220** ff., **229** ff.
Anthropophagie 16, 22, 151, **290** ff., **332**.
Arbeitstheilung 111, 147, **355**.
Aréoi 187, 413.
Association (primitive) 49, 111.
Atheismus 7, 30, 46, 145.
Aufklärungsphilosophie 18, 41.
Australier **233** ff., 242, **294** ff.
Autorität 48, 240.

B.

Bacchus 5, 8.
Barbarei 51, **317**.
Begabung 96, **170** ff., **295** ff.
Beschneidung 210, 393.
Besitz 36 ff.
Bilderschrift **362** ff., 445.
Biologie 62, **130** ff., 150, **159** ff.
Blutrache **242** ff., **283** ff.
Blutsbrüderschaft 292.
Blutsverwandtschaft 10, **283**, **290**.
Boden 58, 78.
Buchstabenschrift 55.

C.

China 35, 43.
Christenthum 406.
Clamor concomitans 107, 359.
Coemtio 10.
Confarreatio 10.
Couvade 10, 13, 292, **427** ff.
Cultur **60** ff., 79, 329, **330** ff., **358** ff.
Culturgeschichte **182** ff., **257**, 293, 454.
Culturherd 232.
Culturhistoriker **27** ff., 43, 46, 56.

D.

Dämonen 113, 145, 205, **368**, 396.
Darwinismus **101** ff., 118, 164, **209**.
Despotismus 32 ff., 36 ff.
Dichtkunst 435.
Diluvium 106, 116, 120, 336.
Dogmen (theologische) 57.
Dualismus **382** ff., 396.

E.

Ehe 22, **237** ff., 263.
— Raub-, Kauf-, Dienst-Ehe **428** ff.
— Gruppen-Ehen **422**.
— promiscuale Ehen 235, **237**, 263, **421**.
Eigenthum 35, 37, **241** ff., 351, 363, **414** ff.
Endogen — Exogen 422.
Entwicklung **166** ff., **316** ff.
Entwicklungstheorie 208, **219** ff.
Epileptische 371.
Erkenntnißtheorie **476** ff.
Ethik 206, **470** ff.
Ethnographie 166, **228** ff., 230.
Ethnologe 100.
Ethnologie 99, 199, 230, 449.

Digitized by Google

Europa 85.
Exorcisation 396, 435.
Experiment 60.

F.

Familie 37, 48, 53, 132, 156 ff., 288 ff., 421 ff.
Fasten 368 ff., 392.
Fetischismus 177, 205, 217, 366 ff.
Feudalsystem 15.
Feuerbereitung 212.
Flechten 354.
Fortschritt 47, 51, 58, 131, 188, 241, 255.
Frau 48.
Freiheit 38, 42.

G.

Gebärden 361 ff.
Geheimbünde 411 ff.
Geister 45 ff.
Gelübde 368 ff., 370, 372, 392.
Genußmittel 333 ff.
Geographie 70 ff., 77 ff., 86, 88.
Geschichte 73 ff., 78.
— Philosophie der Geschichte 61, 455.
Geschlechtsgenossenschaft 243, 282 ff., 421.
Gesellschaft 36, 420 ff.
Gesellschaftsbildung (Civilisation) 162 ff., 189.
Gesetze 29 ff., 50, 60, 134 ff.

H.

Haar 223, 228 ff.
Handel 356 ff.
Häuptling 12, 15, 21, 27, 48, 111, 146 ff., 284, 409 ff., 419 ff.
Hausgenossenschaften 429 ff.
Heimath (der Menschheit) 105, 120, 141, 223, 312 ff.
Hetärismus 237.
Hieroglyphen 55, 363.
Höhlenbewohner 106 ff.
Horde 111.
Humanität 65.

I.

Incarnation 396.
Indianer 5, 11, 13, 242.
Individualität 71, 408 ff.
— der Erdtheile 73, 87.
— der Völker 68, 72, 75, 81 ff.
Individuum 134 ff.
Indogermanen 233.
Industrie 49, 353 ff.

K.

Kaste 33, 49, 355, 411, 430.
Keuschheit 24, 214.
Kinder 37, 48.
Kleidung 24, 215, 341 ff.
Klima 22, 31, 33, 49, 58, 63, 86, 87, 97, 224, 265.
Körper (socialer) 159 ff.
Körperschaft 38.
Kolonie 63, 433.
Kommandostäbe 106.
Kosmopolitismus 75.
Krankheiten (der Naturvölker) 320 ff. 369 ff., 396.

L.

Lebensfürsorge 286 ff.
Lemuria 105, 210, 312.
Levirat 210, 423.
Lockmittel des Verkehrs 357 ff.

M.

Magie 25.
Manito 8, 12.
Masken 437 ff.
Materialsammlung 59, 60, 68, 272 ff.
Menschengeschlecht 38, 89 ff., 94 ff, 119, 145, 184, 210, 228 ff.
— Alter desselben 119, 314 ff.
— Eintheilung 54, 224, 227, 303 ff.
Methode 51, 69, 185, 244 ff., 271 ff.
Milieu 84, 86, 134 ff., 168, 170, 200.
Mischung der Völker 232, 313.
Missionare 4, 144, 235, 365.
Mode 347 ff.
Monogamie 425.
Monogenismus 118.
Monotheismus 7, 380 ff.
Moralphilosophie 18, 51.
Musik 435.
Mutterliebe 289 ff., 416.
Mutterrecht 33. 238 ff., 296 ff., 425 ff.
Mysterien 5 ff.
Mythologie 268, 396 ff.

N.

Nahrung 58, 330 ff.
Nationen (active, passive) 55.

Digitized by Google

Naturausnutzung 260 ff., 326.
Naturbedingungen 80 ff.
Naturcultus 34, 112, 400 ff.
Naturmensch 39, 40, 42, 63, 185 ff., 203 ff.
Naturrecht 36.
Naturvölker 19, 47, 186, 195, 197, 213, 257 ff., 316 ff., 322 ff., 417 ff.
Naturwissenschaft 193, 270 ff.
Naturzustand 30, 35, 211, 320.
Neffenrecht 426.
Niyoga 210.
Nomadismus 49, 50, 78, 325, 327.
Normen (ethische) 21.

O.

Obdach 338 ff.
Objectivität 84, 148 ff.
Oekumene 14, 226, 302 ff.
Ontogenie 21, 153 ff., 270 ff.
Orden 442.
Organisationsstufen 36, 49, 430 ff.
Opfer 290 ff., 384, 394 ff.

P.

Pantheismus 383.
Parallelen 199, 275, 276 ff.
Pater familias 112, 239 ff., 424.
Patriarchat 21, 424, 426 ff., 428 ff.
Pfahlbauten 339 ff.
Philosophie 461 ff.
— und Anthropologie 221 ff.
— positive 128 ff.
Phylogenie 21, 153 ff., 270 ff.
Pietät 66, 107.
Politischer Standpunkt 51 ff.
Polyandrie 423.
Polygamie 424.
Polygenismus 118, 165.
Polytheismus 379 ff.
Prähistorie 91 ff., 117.
Priester 369, 395 ff., 442.
Provinzen (geographische) 62, 81, 200, 453.
Psychologie 9, 113, 122 ff., 167, 196 ff., 277 ff., 281, 282, 463 ff.
Psychophysik 124.
Pubertätsweihen 349, 370, 393.

R.

Rassen 89 ff., 93 ff., 230 ff.
Raubehe 237 ff.
Recht 406 ff.
Recht, Ursachen 281.
— Rechtsbewußtsein 278 ff.
— Rechtsverfahren 418 ff.
Rechtswissenschaft (ethnologische) 70, 277.
— Methode 272 ff.
Religion 5, 53, 64, 174 ff., 215 ff., 365 ff., 405.
Relativität (des Urtheils) 21, 142, 207, 407.
Richter 419 ff.
Rudiment 237 ff.
Ruinen 79.

S.

Sacrament 369.
Sagen (kosmogonische u. theogonische) 401 ff.
Schädel 228.
Schamanismus 114, 376.
Schamhaftigkeit 24, 32, 213 ff., 341 ff.
Schatten 45, 175.
Schiff 352 ff.
Schlange 45 ff., 376.
Schmiede 355.
Schmuck 172, 341 ff.
Schönheitssinn 172, 345 ff.
Schuldknechtschaft 49.
— individuelle und collective Schuld 283.
Schutzgott 46.
Sclaverei 49, 410.
Sculptur 441.
Seele 9, 13, 17, 45, 65, 113 ff., 175, 247 ff. 253 ff., 384 ff.
Selbstbeobachtung 123.
Sentimentalität 13, 18, 28.
Sittlichkeit 21, 163, 225 ff., 278 ff., 280 ff., 406 ff.
Socialpsychologie 46, 52, 158, 167.
Sociale Einrichtungen 27, 170.
Sociologie 2, 33, 37, 127 ff., 145 ff., 165 ff.
Species 94, 96, 101 ff.
Speculation 53, 62, 112, 277.
Spiele 439 ff.
Sprache 358 ff., 364.
Sprachforschung 110, 228, 274, 364.
Staat 36, 37, 38, 47, 51, 430 ff.
Stand 36, 411.
Statistik 57, 80, 133 ff., 155 ff.
Stilrichtungen 441.
Subjectivität 148 ff. 170 ff.
Symbol 7, 45, 237, 424.
Sympathie 13, 25.

Digitized by Google

T.

Tabu 16, 25, 26, 143, 241, 342.
Tanz 436 ff.
Tätowiren 15, 24, 173, 345, 349.
Technik 350 ff.
Teleologie 41, 69.
Teufel 13, 383.
Thier (Verhältniß zum Menschen) 176, 374 ff., 398 ff.
Thiersagen 434.
Thierstaaten 110.
Tod 17, 45, 175, 204.
Todtencultus 107, 113, 251 ff., 288.
Töpferei 353.
Totemismus 173, 373 ff.
Transformismus 101, 102.
Traumerscheinungen 45, 176.
Trepaniren 120.
Tropen (Heimath des Menschen) 105.

U.

Ueberlebsel 68, 245 ff.
Universalgeschichte 28, 47, 51, 61, 66.
Unkeuschheit 32, 417.
Urgeschichte 104, 116 ff.
Urmensch 34, 105, 107, 113 ff., 118.
Ursprache 107, 364.
Urtheile 419 ff.
Utilismus 49, 51.

V.

Variabilität 64.
Varietäten 62.
Vererbung 164.
Verfassung 31, 430 ff.
Vertrag 38.
Verwandtschaft 9, 425 ff.
— zwischen Völkern 98.
Vergleichung 276, 481 ff.
Visionen 45.
Volk (ethnographischer Begriff) 231.
Völkergedanke 198 ff., 267.
Völkerkunde, Entwicklung 3 ff.
— Begriff 302 ff.
— Stellung zu anderen Wissenschaften 447 ff.
Volkstypus 22, 31, 63, 97.
Völkerrecht 36.
Völkerpsychologie 109 ff., 125 ff.

W.

Waffen 351 ff.
Werkzeuge 352 ff.
Wiedergeburt 241 ff., 316, 318, 320 ff., 393.
Wilde 4 ff., 19 ff., 24, 41 ff., 44.
Wissenschaft 442 ff.

Z.

Zählen 443 ff.
Zauberei 25, 114, 369, 435.
Zeichnen 440.
Zubereitung der Speisen 334.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.

Die Bronzen und Kupferlegierungen
der alten und ältesten Völker
mit Rücksichtnahme auf jene der Neuzeit.
Von
Dr. Ernst Freiherrn von Bibra.
8. 1869. geh. M. 4.—

Der Geschlechtstrieb.
Eine social-medicinische Studie.
Von
Professor Dr. A. Hegar.
gr. 8. 1894. geh. M. 4.80.

Altindisches Prozessrecht
von
Prof. Dr. J. Kohler.
8. 1891. geh. M. 3.—

Das Recht der Azteken.
Von
Prof. Dr. J. Kohler.
8. 1892. geh. M. 4.—

Ueber das Negerrecht
namentlich in Kamerun.
Von
Prof. Dr. J. Kohler.
8. 1895. geh. M. 2.—

Die Geschichte der Familie
von
Julius Lippert.
8. 1884. geh. M. 6.—

Horde und Familie
in ihrer urgeschichtlichen Entwickelung.
Eine neue Theorie auf statistischer Grundlage
von **Prof. Dr. Joh. Richard Mucke.**
gr. 8. 1895. geh. M. 8.—

Digitized by Google

Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.

Ueber Ursprung und Heimat des Urmenschen.

Von **Josef Müller.**

8. 1894. geh. M. 1.60.

Die Hügelgräber

zwischen Ammer- und Staffelsee

geöffnet, untersucht und beschrieben

von **Dr. Julius Naue.**

Mit einer Karte und 59 Tafeln Abbildungen, darunter 22 farbige Tafeln.

gr. 8. 1887. kart. Preis M. 36.—

Sintfluth und Völkerwanderungen.

Von **Fz. von Schwarz.**

Mit 11 Abbildungen. gr. 8. 1894. geh. M. 14.—

Grundzüge einer systematischen Kraniometrie.

Methodische Anleitung zur kraniometrischen Analyse der Schädelform

für die Zwecke der physischen Anthropologie,
der vergleichenden Anatomie sowie der medizinischen Disciplinen und der bildenden Künste.

Ein Handbuch fürs Laboratorium

von

Prof. Dr. Aurel Török.

Mit zahlreichen Abbildungen. 8. 1890. geh. M. 18.—

Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit

im Rheingebiete.

Von **E. Freiherr v. Tröltsch.**

Mit zahlreichen Abbildungen und 6 Karten in Farbendruck.

gr. 8. 1887. kart. M. 15.—

Die Naturwissenschaft

und die sozialdemokratische Theorie.

Ihr Verhältnis, dargelegt auf Grund der Werke von Darwin und Bebel.
Zugleich ein Beitrag zur wissenschaftlichen Kritik der Theorien der derzeitigen Sozialdemokratie.

Von **Prof. Dr. H. E. Ziegler.**

8. 1894. geh. M. 4.—

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DEC 2 '58 H

2195536

CANCELLED

Digitized by Google

An 98.96
Moderne Volkerkunde deren Entwickl
Widener Library
003800671
3 2044 081 665 838

Digitized by Google